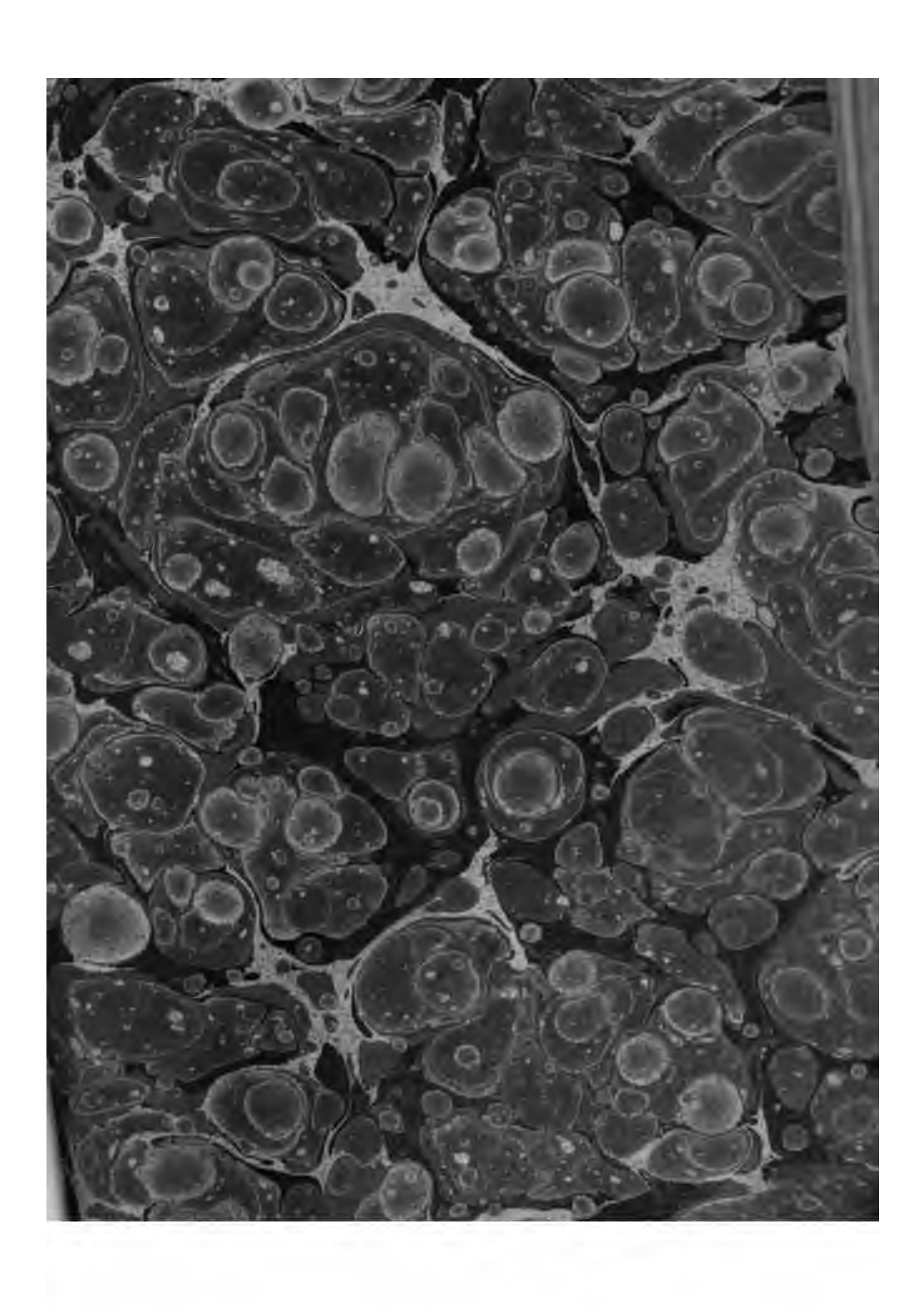

RCH LIBRARIES
6829359 0













Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

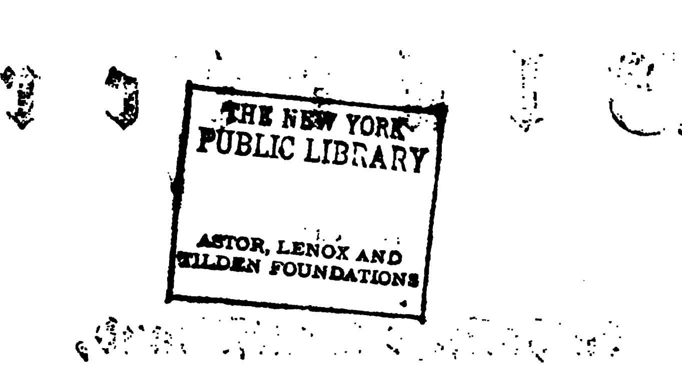
herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Erster Band.

München, 1838.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



I.

Weltlage.

Sind die Fundamente irgend eines öffentlichen Gebäudes ausgegraben, und soll es nun an das Legen des Grundsteins gehen; dann tritt nach alter frommer Sitte der Bauherr, in Mitte des versammelten Gewerks mit dem Meister an der Spitze, herzu und Angesichts der Gemeinde, die die Baustätte im Kreis umsteht, wird dann durch Priesters Mund das Wort der Weihe über das Grundgemäuer ausgesprochen, und der Segen des Himmels dem beginnenden Werk erfleht. Eben so, wenn der Bergmann einen neuen Schacht einschlagend, die im Verborgenen streichende Erzader sucht, dann hören wir auch ihn sein Glück auf mit Gott! in sich gekehrt aussprechen, wie auch der Seefahrer im Augenblicke, wo zu neuer Fahrt das Schiff sich in Bewegung setzt, mit entblößtem Haupte sein Gemüth zu Dem erhebt, der über die Winde gebietet, daß mit sein Schutz ihm stets gewärtig bleibe, und hat er dieser seiner Pflicht genug gethan, sofort freudigen Vertrauens dem Unbestand der Wellen sich überläßt. So möchte denn auch uns zu thun geziemen, im Augenblicke, wo wir zu einem neuen Baue den Grundstein legen, in neue Schachte einschlagen und zu neuer Ausfahrt durch die geistigen Gebiete reisefertig stehen, und wenn es derzeit nicht gewöhnlich ist,

wird es doch gebührlich seyn, daß auch wir im Anheben des Werkes mit dem Aufblick zu Dem beginnen, von dem alles Gedeihen kömmt. Denn es ist ein altes Wort, wenn Er nicht das Haus erbaut, dann stehts auf schwachem Grunde ungesichert; wenn Er nicht das Grubenlicht gegen die stockenden Wetter leuchtend erhält, dann verlieren sich die Pfade der Suchenden in der Dunkelheit; wenn Er seine Sterne verhüllt, dann muß die Fahrt in der Irre gehen. Darum sey auch von uns im Glück auf mit Gott! das Werk angehoben. — —

Diese Pflicht der Pietät erfüllt, wird das demnächst Aufgegebene seyn, uns und das Werk in Welt und Zeit, wie wir sie vorfinden, zu orientiren und zurechtzusetzen. Welches sind in laufender Gegenwart die Aspecten der Standsterne und der Wandelsterne des geistigen Himmels? Das ist die nächste Frage, die sich bietet; welche Zeichen stehen im Aufgange, welche sind auf der Höhe angelangt, und welche neigen zum Untergang? in welchem seiner Häuser ist der Mond auf seiner Wandelbahn zur Stunde eingekehrt, wohin hat der Drache, der im Norden die Erdachse umwindet, die Augen gewendet, nach welcher Seite Perseus das Gorgonenhaupt gerichtet, auf welcher Fährte laufen die Hunde des Bärenhüters, auf welcher Höhe ist der Pol über dem Gesichtskreise gefestet, und wo wird dieser durchschnitten von der Gleicherlinie, welche Zeit ist es auf der großen Weltuhr, deren Stundenziffern durch die zwölf Zeichen des Thierkreises bezeichnet sind? Das, mit so viel Anderem, sind Fragen in ereignißschwerer Zeit; immer wiederkehrend und aufs Neue aufgeworfen, wenn das, was wir einen Zeitabschnitt nennen, abgelaufen, und wir, ehe wir einen Andern beginnen, aufblicken und eine Zeit lang um uns schauen. Aber wer, der nicht ein wahrhafter Seher dazu gesendet wäre, dürfte sich rühmen, ihnen Rede stehen zu können nach Gebühr? sie gestatten nicht, daß nur eine flüchtige Betrachtung ihren Inhalt leicht bestreife an der äußern Oberfläche; sie wollen in ihrem ganzen Umfange befaßt, in ihrer ganzen Bedeutung durchgründet

seyn; jeder anderen Behandlung verschließen sie sich spröde und abgeneigt, und verstummen der leichtfertigen Ansprache ganz und gar. Ihrer Forderung muß Recht geschehen, wer aber unter Allen, die da leben, ist geistesmächtig genug, diesem Rechte zu genügen; wer steht hoch genug, um Alles zu überschauen, was dabei in Betrachtung kommen muß? Die Weltstellung, ist sie etwa, wie die Zeiten laufen, die Stellung der Cabinette? Das wäre schon verwickelt genug, aber böte noch immer verhältnißmäßig leichtes Spiel. Ist ihre Betrachtung etwa mit der Betrachtung der Lage des einen Welttheils erschöpft? nein sie wird durch die Verhältnisse aller andern mitbestimmt, und diese dürfen nicht aus dem Auge gelassen werden. Ist es etwa mit der Erwägung der bloßen Gegenwart abgethan? nein diese ruht auf einer weiten, ins Unabsehbare hinaus reichenden Vergangenheit; denn die Geschichte ist ein Baum, der Urbeginns aus dem gottgesäeten Keime ohne Beyseyn von Zeugen aufgekeimt, und dann fortwachsend bis in unsere Tage hinein, in einer so lebendigen Plastizität sich ausgewirkt, daß das Späteste schon im Frühesten, wie das Oberste im Untersten gegeben und vorbedeutet liegt. Wer also darf ein Urtheil über das Nächste wagen, ohne das Alles bis zum Fernsten zu durchschauen; und wer wird so verwegen seyn, ein solches Durchschauen sich zuzutrauen? Denn ist es etwa mit den politischen Verhältnissen gethan? die Bürde wäre bei der Verwicklung dieser Verhältnisse schwer genug; aber nun treten auch die Kirchlichen hinzu, mit Recht behauptend, wenn man sie außer Acht lasse, sey ein leidliches Verständniß des Andern nimmer zu gewinnen, und die Arbeit möge besser als eine völlig Ueberflüssige unterblieben seyn. Ist es nicht jetzt, als sey bei der großen Säcularfeier der allgemeine Jahrmarkt und die Heerschau der Ideen und Gedanken, der Trachtungen und Bestrebungen aller Völker und Zeiten eingeläutet; auf allen Pfaden und Steigen, die sich über die Erde krümmen, eilen sie in lichten Haufen herzu; aus der Tiefe kommen durch alle Schlünde die

Schaaren der Vergangenheit, wie zum jüngsten Tage heraufgefahren, selbst das noch Ungeborne sucht ungeduldig vor der Zeit sich einzuschleichen, und auf weitem Blachfelde drängt sich das unsagbare Getümmel. Und da steht nun das blöde nicht weit tragende Menschenauge vor diesen Wimmelschaaren; durch die enge Sehe drängen sich die Strahlenpfeile, und dahinter lauscht der Geist, Sorge tragend, daß sie sich kreuzen ohne sich zu irren; und indem er unterscheidet und bezieht, begränzt und alles säuberlich auseinanderlegt, soll das Gewirre sich in ihm zu einem in Klarheit übersichtigen engsten Bild entwirren: denn auch das wird noch obenein gefordert, daß die Darstellung fein bescheiden und deutlich im engsten Raume sich zusammenhalte. Man sieht, die Forderung, immer wiederhohlt an uns gemacht, würde, menschlicherweise zu reden, ein unmöglich zu erfüllendes Ansinnen, und sohin rein unvernünftig seyn, wäre nicht aus göttlicher Einrichtung darin Vorsehung gethan, daß der Geringste aus unserer Mitte beim Aufschauen zur Himmelsveste sie physisch ohne alle Schwierigkeit zu lösen sich im Stande findet. Darum dürfen wir an der Lösung auch im Geistigen nicht verzweifeln, und ein Versuch, diese in einem weiteren Umkreis vorzubereiten, wird daher nicht verboten seyn; vorausgesetzt, daß die, welche als Zeugen dazu geboten sind, sich bescheiden, nur Leistbares geleistet zu sehen. Die folgenden Blätter sind diesem Versuche bestimmt, verwahren sich aber zum voraus gegen jede andere Erwartung und Zumuthung, als daß sie es über sich genommen, vorerst nur einige der Hauptsteine im Grund zu legen, über denen die Ausführung dann erst künftig unter gemeinsamer Beihilfe vieler Häupter und Hände sich erbauen kann. Um ihres reichen Stoffes einigermassen Meister zu werden, gliedern sie sich der Form nach in verschiedenen auseinandergehaltenen Erwägungen, und heben, vom Nächsten ihren Ausgang nehmend, mit der Betrachtung der am unmittelbarsten sich aufdringenden Umgebung an.

I.

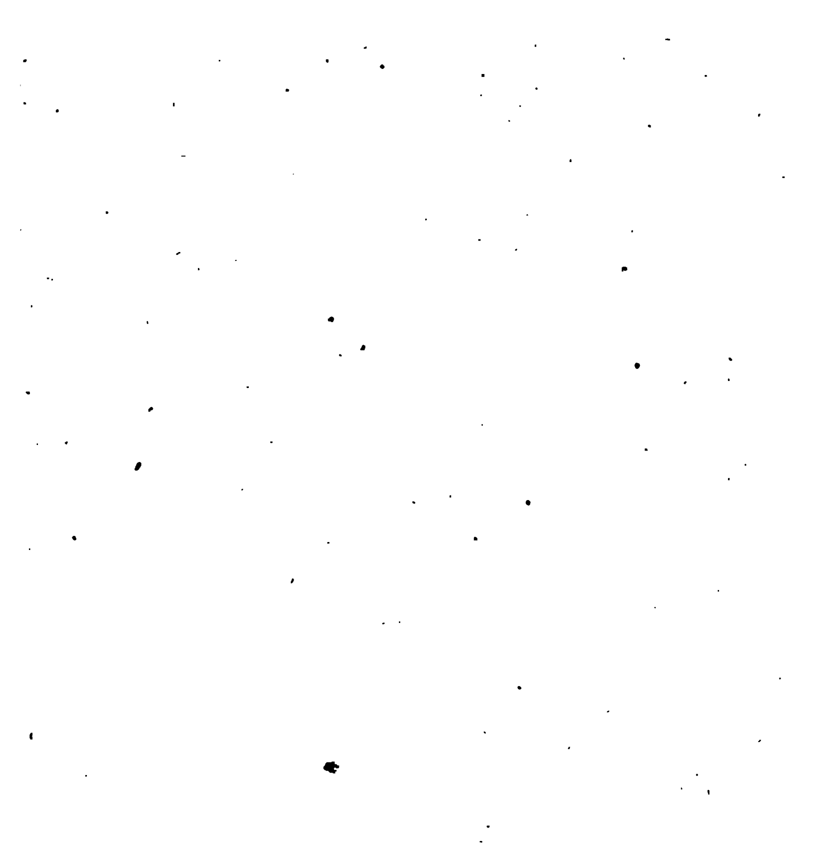
Umschau in der Gegenwart.

Alle Umschauung ist ihrer Natur nach an die Form räumlicher Verhältnisse gewiesen, und da die menschliche Gesellschaft der Gegenstand ist, der sich der unseren bietet; so wird die räumliche Gliederung derselben in Welttheile auch die nächste seyn, die dem umfassenden Blick entgegentritt. Da sind wir denn nun längst gewohnt, Asien als die Wiege und zugleich als Typus eines bestimmten sozialen weit eingreifenden Prinzipes zu betrachten, das da von einem irgendwie sich setzenden oder gesetzten einen Grunde seinen Ausgang nehmend, auf synthetischem Wege in alle seine Folgen übergehend, ihn in seine ganze besonderteste Mannigfaltigkeit erschließt, und sofort an der dadurch begründeten Ordnung die Ergebnisse eines solchen gestaltenden Prinzipes uns deutlich macht. In der That hat dieser Welttheil von den ältesten Zeiten herunter, wenn auch in vielfach wechselnder Weise, zu diesem Prinzipe sich bekannt, und indem er in den verschiedensten Formen es immer wieder aufs neue zu reproduziren gewußt, hat er es bis in unsere Zeiten hinübergetragen. Nicht zu reden von den Resten altheidnischer Gestaltungen der Art, die an seinen entlegensten Extremitäten sich den Umwälzungen so vieler Jahrhunderte entzogen, tritt es in denen, die es auf dem Grunde des Islams in seiner ganzen Consequenz ausgeprägt, noch zur Stunde ganz nahe an uns heran; ja es ragt in einer derselben, dem türkischen Reiche, in unseren Welttheil hinüber. Dieser Islam ist, wie wir wissen, das Werk eines Mannes, der seinen Allah zuerst in der ganzen herben Schärfe monotheistischer Abstraction in todter Einheit sich gegenüber gestellt; dann aber, ohne seine Sendung irgend durch Wundergabe oder Weissagung zu bewähren, dem Menschengeschlechte zugewendet, sich zum Propheten dieses seines Gottes, und diesem zugekehrt, zum künftigen Ver-

mittler des gläubigen Geschlechtes vor seinem Schöpfer aufgeworfen, und seine Lehre im Koran niederlegend, und dies Werk für einen Theil des ewigen Buches göttlicher Rathschlüsse ausgebend, es in seiner mehr rhetorischen als poetischen, und dabei mehr practischen als speculativen Fassung, zu einem wahren Spiegelbilde seines eigenen Wesens gemacht. Wie er daher ohne weitere Ermächtigung, als den bloßen vorausgesetzten unabänderlichen Rathschluß Allahs, sich als Gesetzgeber in die Mitte der Geschichte gesetzt; so mußte er denn auch den unbedingten Glauben an diese seine Sendung, auf eine ewige Vorherbestimmung begründet, seiner ganzen Lehre als innerstes Princip unterlegen; und diese sohin auf einen speculativ-ethischen Fatalism basiren, der sich in allen seinen Consequenzen in ihr entfaltete. Da Allah nach Willkür die Ungläubigen zum Verderben verhärtet, die Gläubigen aber zur Seligkeit vorbestimmt; so konnte weder von Erlösung und Rechtfertigung, noch auch von Gnadenwirkung die Rede seyn. Kein Mysterium also in dieser durch Ismaels Haus wiederhergestellten Lehre Abrahams; kein Altar noch Sühnopfer noch auch irgend ein Sacrament, sohin also auch kein eigentliches Priesterthum; nur Gesetzeskundige und Verkünder dieses Gesetzes. Eben so konnte ihr im Ethischen innere Gesinnung und Heiligung weder Sinn noch Bedeutung haben; nur äußerliche Werke durch zahllose Gebote und Verbote genau umschrieben, mochten neben dem unbedingten Glauben subsidiarisch noch auf Geltung Anspruch machen. Darum in ihr ohne eine Ahnung von Ascese, nur die Peinlichkeit mechanischer Uebungen und Förmlichkeiten aufgenommen, und selbst der Eidschwur durch solche lösbar erklärt. Da sie als aller Werke verdienstlichstes das Blutwerk im Dienste des Glaubens ausgerufen, und ihm vor Allem zum Preise die Lust in ihrem Paradiese ausgesetzt; mußte sie unter allen menschlichen Trieben vorzugsweise die beiden darauf bezüglichen, den einen als wirkende den andern als Endursache, sich dienstbar machen; und wie sie jenen durch Billigung der

Blutrache, diesen durch Gestattung der Vielweiberey mit dem Concubinat verbunden, gehegt; so ist es ihr gelungen, den einen dieser Triebe an dem Andern in ihren Anhängern bis zur Wuth steigernd, beide gleichmäßig zu entzünden, und dadurch jenes weite Reich auf Erden sich zu begründen; das aber in denselben Gluthen, die es schnell aufgetrieben, sich auch in gleicher Schnelle verzehren mußte.

Vom Caliphate bis zur hohen Pforte sind aber nun alle mohamedanischen Reiche jenes Welttheils auf dem Grunde dieser Lehre erbaut; mit dem Unterschiede: daß im ersten, wenigstens am Anfange, das Wort dem Range nach über das Schwert geherrscht; während im Letztern das Schwert, in der Art des dem Norden entstammten Volkes, dem Worte gebietet. Seit Soliman, unter den Zuckungen des im Erdbeben auf's heftigste bewegten Bodens, den Halbmond zuerst im europäischen Welttheil aufgepflanzt, hat dies asiatische Türkenreich in Mitte der europäischen Völkergesellschaft sich eingerichtet. Der blinde religiöse Glaube hat sich politisch in einen blinden Gehorsam übersetzt; und der absolute Rathschluß Allah's, und die durch ihn geordnete unabänderliche Vorherbestimmung, wie sie von ihm ausgehend im Weltganzen Geltung hatten, haben beide auf den Sultan sich hinübergetragen, und werden von ihm nach abwärts im Reiche geltend gemacht; Gutes bringend, wem er solches zugedacht, mit Bösem heimsuchend den, welchen sein Wohlbefinden dazu erwählt; und darum jeden Versuch den so geordneten Lauf der Dinge zu ändern, als Auflehnung und Verrath abweisend und strafend. Alle politischen Gewalten finden sich daher in der Person des Padischah geeinigt und verbunden, der den Brennpunkt aller Gewalt, der Geistlichen und Weltlichen, des Schwertes wie des Gerichtes, in sich beschließend, sie auf alle seine Beamten, überleitete, die nur in der Macht seines Mandates wirken mögen. Ganz und gar unbeschränkt über alle Untergebene waltend, wendet diese Machtfülle in geistlichen Dingen, und bis zu einem gewissen Punkt



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Erster Band.

München, 1838.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

schauenden Blicken; jene wüstenumgürtete, eng in sich zusammengedrängte, schwer zugängliche, und daher in allem Weltgetümmel immer sich vereinsamende Ländermasse, die man mit dem Gesammtnamen Africa bezeichnet hat. In Mitte dieser von allem historischen Leben ins Große hin abgewendeten Beschlossenheit erscheint aber, wenige größere Massen an der Heerstraße der Geschichte ausgenommen, Alles in Stämmen, Sprachen, Religionsformen und Verfassungen getheilt, besondert, vereinzelt, wie Schneesterne aus der Luft herabgeflockt, oder wie Salzwürfel aus verdunstendem Meereswasser angeschossen: ein Infusorium kleinster und beschränktester sozialer Verbindungen, in allem nur den ersten Anfang der Gestaltung auf unterster Stufe der Bildung zeigend, und den Thierpflanzen gleich im Landesboden wurzelnd. Der Glaube aller Negervölker, die ganz eigentlich als Kinder ihrer Erde diesen Welttheil bezeichnen, hat vom Anbeginne her den Charakter einer frühern Bildungszeit ausgedrückt. Harmlos, im Leben leicht beweglich, im Wirken indolent, im Geiste überall aufs Nächste sich beschränkend, ohne Sorge und Kummer nur in der Gegenwart lebend, wie diese Völker sind, haben sie auch in der Religion es eben so gehalten. Sie haben eine dunkle Idee von Gott, der Alles geschaffen und Furcht vor einer bösen Macht; aber der Gedanke einer allgemeinen Weltregierung ist ihnen zu überschwänglich: er muß sich theilen in viele besondere, damit er ihnen faßlich werde; und so sind es denn gute und böse Dämonen, und nicht einmal diese, sondern ihre vereinzelten Zauberwirkungen, in Fetischen niedergelegt, die als Gegenstände der Verehrung erscheinen. Naturgegenstände aller Art, Felsen, Bäume, Thiere, geschnitzte oder aus Thon gebildete Gestalten, jedes, was zunächst sich bietet, selbst der eigene Schatten, mögen zum Fetisch dienen; jeder wählt den Seinigen, an gutem und bösem Tage, und wechselt mit ihm nach Gefallen; jedes Haus hat den Eigenen, die Dörfer wieder einen Gemeinsamen, ganze Völker den Gesammten; Priester und Priesterinnen weihen sich

ihrer Pflege, befragen, wahrsagen, heilen, zaubern in ihrer Macht. Denn diesen Fetischen ist alle Gewalt übertragen; sie verhängen Gutes in Geneigtheit und Böses in ihrem Zorn; das große, mächtige Fatum hat sich in ihnen in kleine atomistische Zufälligkeiten getheilt, die das im Wechsel bewegte Leben dieser ihnen verfallenen Kinder der Nacht beherrschen, und jeder Gegenwart durch eine Art von Glücksspiel das ihr bestimmte Loos zumessen. So sehr war dieser Fetischendienst über den ganzen Welttheil ausgebreitet, daß selbst die ägyptische Lehre ihren Ursprung aus ihm nicht zu verbergen vermag. Ihr Thierdienst war sichtlich nichts als das einheimische Element, das eine von anderwärts her einwandernde Priestermission an Ort und Stelle vorgefunden, und indem sie es durch Verbindung mit einem höheren, umfassenderen vergeistigt und symbolisirt, hat sie durch die in dieser Steigerung gewonnene Einheit die provinzielle Zerrissenheit des Landes geheilt.

Nicht anders ist es auch um die Verfassung gethan. Unzählige kleine Könige, zum Theil selber als Fetische verehrt, die da im Volksglauben Gewalt über die Elemente haben, ohne Essen und Trinken leben können, und zwar sterben, aber nach einiger Zeit wieder auf Erden erscheinen, sind die Träger der politischen Ordnung. Ihr Wille daher Gesetz, jeder Unterthan als ihr Leibeigener betrachtet, so daß sie nach Willkür über Besitzthum und Person verfügen, sie nach Laune hinrichten oder verkaufen können. Alle Bräute daher ihnen abgekauft, und durch sie dem Manne zu Sklavinnen verheirathet; alle Knaben nach der Geburt, als ihnen gehörig, vorgestellt und als ihr Eigenthum betrachtet. Dasselbe Verhältniß auch in die andere Welt sich fortsetzend, daher die nachgelassenen Frauen beim Tode des Mannes sich gegenseitig tödtend; die Sklaven bei Begräbnissen zu Hunderten, ja Tausenden für die jenseitige Bedienung hingeschlachtet; daher die Palläste dieser Könige des Schreckens in Dahomey, Benin, Loango u. s. w. mit Todtenschädeln gepflastert, die Jahresfeste mit Men-

schenschlachtereien gefeiert, und die Fetische oft mit Menschenopfern gesühnt. Dagegen aber doch örtliche Rechte und Ordnungen, von den Ortsvorstehern gehandhabt, unter dem Beirath der Aeltesten in den Palavers; beschränkende, mehr oder weniger mächtige Aristokratien, bewaffnete Volksaufstände, geheime Vehmen oder Purrahs, die im Verborgenen richten mit Einweihungen, Proben, Geheimnissen und Mummereien, mit Oberhäuptern, Aeltesten, verhüllten Todesboten und Executionsheeren; selbst hier und da unruhige, streitsüchtige, wechselvolle kleine Republiken unter den kleinen Despotien ausgestreut. Sklaventhum in Glauben, Verfassung, Häuslichkeit sind daher charakteristisch für den gesammten Welttheil; der darum ganze Bevölkerungen zählt, die nur ein Viertheil freie Leute in sich begreifen. Und so ist seit unfürdenklichen Zeiten Afrika die Sklavenheimath für alle Lande; bewaffnete Züge zum Fange vom Norden her, Kriege der Könige untereinander, Menschendiebstahl, Kinderverkauf, Urtheilssprüche liefern die Waare; Karavanen am Nil hinab, durch die Wüsten vom Atlas her nach Süden hinüber, und vom Hochland, östlich und westlich und in allen Richtungen gegen die Küsten hin, Sklavenflottillen auf dem Meere verführen sie; und so theilt sich der ganze Welttheil in Fänger und Gefangene, Jäger und jagdbares Menschenwild. Selbst die Begründung der Barbareskenstaaten am Nordrand ist nichts als die Fortsetzung des Gewerkes in die Christenheit hinüber gewesen, und sogar der liberale Mehemed Ali hat es bei seinem Heere in Sennar nicht verschmäht.

Neben den bisher betrachteten beiden Welttheilen ist aber nun seit vier Jahrhunderten ein Dritter in die Geschichte eingetreten. Charakteristisch bezeichnend für seine Bestimmung ist es das Gold und die Sage vom goldenen Wunderlande gewesen, die, den abentheuerlichen Geist der Zeit lockend, und wie ein Zaubervogel von Baum zu Baum, von Berg zu Berg vor ihm herfliegend, ihn ins Innere der neuen Welt, vom Tafelland in der Mitte erst zum Süden hinab, und dann

auch zum Norden hinaufgeführt. Lange geäfft von dieser Lockung, und besonders in der letzteren Richtung von Irrsal zu Irrsal getrieben, und statt der Golderde überall nur dem Urwalde und seiner Undurchdringlichkeit begegnend, hat der suchende Geist nur schwer und widerwillig sich dazu verstehen mögen, die phantastische Fahrt aufzugeben, und durch Umgrabung des Ackers den verborgenen Schatz aufzusuchen und seiner sich zu bemeistern. Nach manchen mißlungenen Versuchen ist es endlich ihm damit gerathen; die Art und des Feuers Flamme haben ihm den Weg ins Dickigt aufgeschlossen, und er hat in ihm nun eine neue Ordnung der Dinge aufgerichtet. Es galt hier sich zu rühren und zu regen, und die Natur, wie sie Hemmniß vor Hemmniß in den Weg getreten, auch Mann vor Mann zu überwältigen. Jeder war daher an sich selbst gewiesen, jeder mußte sich in Person geltend machen; jedem mochte nur so viel von dem Errungenen zu Theile werden, als er sich selber von den Mühen zugemessen. So konnte von der Einheit her den Einzelnen nichts zugehen, denn es war noch keine Einheit vorhanden; nur die Vielen zählten, und mußten erst prall und breit sich selber setzen, wo ihnen dann insgesammt nach gethaner Arbeit so viel von dieser Einheit zukommen konnte, als ihnen räthlich und tauglich schien.

Auf diesem Grunde hat sich nun die Ordnung des nord*amerikanischen* Freistaates erbaut. Die volle *Gleichheit* aller ihrer Genossen ist die Grundbedingung dieser Ordnung, und wenn auch die Ungleichheiten in Vielem sich nicht abweisen lassen, so ist ihnen doch Masse zu bilden kaum gestattet. Daß jeder so viel möglich einstehe für sich selber, und in eigener Sache selbsteigener Vorstand, so viel thunlich, sich in sich zu einem Ganzen schließe, das ist erste Folge und Forderung dieses Grundprincips; woran dann zunächst sich die Zweite fügt, daß die *Corporation* nur aus dem freien Aneinanderschließen dieser gleich berechtigten Persönlichkeiten, auf dem Grund der Souverainität ihrer Gesammtheit, entstehe;

und die Entstandene dann wieder in demselben Princip der Selbstgenüge anderen ihrer Art gegenübertretend, auch wieder auf dem gleichen, mit ihnen zu einer höheren Vergliederung sich einige. So hat also im Nordlande Neu-Englands die Gemeinde, als erstes Element dieser Vergliederung, sich gegründet; indem alle Genossen im Gedinge ihre Magistrate sich wählen, durch die sie sich verwalten, wie sie sich beschatzen, die Schatzung vertheilen, erheben und verwenden. Im Verhältniß, wie die Cultur im Urwald vorgeschritten, und mehrere solcher Keime höherer Gestaltung sich gebildet, haben diese zu Grafschaften sich zusammengeschlossen; indem die Gemeinden, gleichfalls in freier Wahl, Verwaltungsbeamte dieser höheren Ordnung gesetzt, und diesen nun Friedensrichter für die Gerechtigkeitspflege beigefügt. Als unter stetem Aufrollen der Eingebornen die Colonisation noch weiter vorgeschritten, sind die Grafschaften in Staaten zusammengewachsen; und diese haben die gesetzgebende Macht in zwei Zweige, Senat und Repräsentantenkammer getheilt, zweien gleichmässig, nur auf längere oder kürzere Zeit gewählten Körperschaften anvertraut; deren Eine sohin eine Art von Vorschule der Erfahrung für die Andere bildet. Vier und zwanzig also geordneter Staaten haben sich zuletzt auf ähnliche Bedingungen zur großen Föderation geeint, gesetzgebende und vollziehende Macht, zweien Kammern und dem Präsidenten anvertrauend, und diesen die Gewalt einräumend, nicht blos politische Gesetze zu geben, sondern sie auch in ihrem Umkreis zu vollziehen, und dafür bestimmte, alle besonderen Staaten durchgreifende Organe sich selbst zu geben: ein Recht, das sogar in die unteren Gebiete der Gerechtigkeitspflege hinüberreicht, da der Regierung die Ernennung einer gewissen Zahl von Friedensrichtern zugetheilt worden. Diese der Regierung übertragene politische Macht, in ihren Behörden niedergelegt, und so in ihrer Hierarchie vollkommen centrirt, und die Selbstständigkeit und Souverainität der Gemeinde, in ihren Beamteten sich aus-

drückend, bilden also den Grundgegensatz in dieser Verfassung, dessen beiden Gliedern wieder engere sich beigesellen. In der Regierung ist es nämlich der zwischen gesetzgebender und vollziehender Macht, so wie zwischen der Repräsentantenkammer, vom Volkswillen unmittelbar, und dem Senat, mittelbar durch die Legislaturen der verschiedenen Staaten, berufen. In der Gemeinde und Grafschaft dann zwischen den Magistraten und den Gerichtsbeamten, die über die Vollziehung der Gesetze zu wachen haben. Mit dieser Ordnung, die aus der Natur der Umstände und den Bedingungen des Ortes und der Zeit hervorgegangen, ist in diesen Wildnissen ein starkes, rührsames, fort und fort wachsendes Volk hervorgegangen; das, indem es seine ganze Kraft der Bändigung der rohen Natur zuzuwenden in der Lage sich befunden, sie nicht blos nothdürftig zu zähmen gewußt, sondern im Netze seiner Kanäle und Eisenbahnen sie in einem anderwärts kaum erreichten Grade sich dienstbar gemacht.

Zwei Grundformen aller gesellschaftlichen Verbindung in's Große hin, sind uns sohin begegnet, deren jede, indem sie sich in mannigfaltigen Abstufungen über einen von den drei Welttheilen ausgebreitet, den, in dem sie also herrschend geworden, charakteristisch zu bezeichnen dient. Die, welche in dieser Weise des Asiatischen sich bemächtigt, könnte man eine Solche nennen, die wirksam von Einem ausgehend, mehr im synthetischen Wege durch Deduction Alles aus sich ab, und auf die dienende Menge überleitet. Die Andere, die im Americanischen Wurzel gefaßt, würde dann ihr gegenüber sich als eine Solche geben, die von der selbstständigen souverain auf sich ruhenden Menge ihren Ausgang nehmend, mehr in analytischem Gange durch Induction, Alles, und somit auch die Einheit, aus sich abzieht, und sie in blos delegirter Gewalt sich gegenüber stellt. So betrachtet müssen, wie sich leicht erkennt, beide Formen zweien entgegengesetzten Richtungen der menschlichen Natur entsprechen, in denen diese auf ganz verschiedene Weise Gott und der geistigmoralischen wie

der physischen Natur gegenübersteht. In der Einen läßt sie im willigem Sichlassen, absehend von aller Selbstständigkeit, lieber von aussen sich bestimmen; in den höheren Gebieten in blindem Glauben, in den unteren in willenlosem Gehorsam sich hingebend, und findet sich dadurch in die Kreise und Verschlingungen äußerer Gesetzmäßigkeit verflochten. In der Andern ist es die freithätige Selbstbestimmung, die sie mit Vorliebe in sich walten läßt, nach oben hin dem Scepticism, nach unten dem Widerspruche freien Raum gestattend, und nur dem selbstgegebenen Gesetz gehorchend. Der Fatalism ist eben nur die abstracteste Fassung des ersten, unbedingte, sich selbst bedingende Autonomie, die des zweiten Principes; und beide in der ganzen Schärfe der Abstraction auf die Verfassungen angewendet, würden nur Solche gestatten, in denen mit Ausschließung aller und jeder Delegation entweder blos der Wille des Einen Alle nach Art des Schicksals blind bedingte; oder, wie es im kirchlichen bei den orthodoxen Congregazionalisten Amerika's der Fall ist, mit Verwerfung aller Uebertragung und aller höheren Föderirung, blos die Gemeinde, und in ihr die Einhelligkeit der Stimmenden Geltung hätte. Da aber Beydes in solcher Schärfe im politischen Gebiete auf die Dauer sich nicht ausführen läßt, darum hat jede von beiden, um bestehen zu können, sich entschließen müßen, von der Andern wenigstens ein Kleinstes aufzunehmen; und so hat selbst der türkische Despotism in seiner größten Schärfung einer gewissen Ausbreitung in einer Art von Hierarchie der Gewalten sich nicht entschlagen mögen; ja er hat in einem großen Theile seines Gebietes die Municipalrechte bestehen zu laßen sich genöthigt gesehen; während eben so die amerikanische Ordnung mit der Delegation auch die ansteigende Centralisation derselben, wenigstens in den politischen Hierarchien, hat gestatten, und somit auch einen Schein selbstständiger Einheit aufnehmen müssen. Aus dem gleichen Grunde mußte die Democratie auch bald die Nothwendigkeit einsehen, an die Stelle der Ein-

helligkeit, die Stimmenmehrheit als entscheidend aufzunehmen, und so ist die Herrschaft der Majoritäten als unabweisbar bei ihr eingetreten; während andererseits auch die Einheit aus ihrer einsamen Selbstgenüge herausgedrängt, gleichfalls einer, wenn auch beschränkten Zahl vorzüglich Begünstigter, sich aufzuschließen gedrungen worden; woraus dann die Herrschaft der Minoritäten im Frauenregiment, im Eunuchen- und Höflingswesen, und in der Vezir- und Divanswirthschaft hervorgegangen. Indem aber nun auf der einen Seite die Majoritäten im Principe unbedingter Autonomie; die Minoritäten aber auf der Andern in dem unbeschränkter, aus der sich selbst setzenden Einheit in nächster Nähe abgeleiteter Gewalt, handeln, werden beide in gleicher Weise nur allzuleicht herrisch, gewaltthätig, launisch, despotisch, wandelbar und eigenmächtig, und beide in gleich hochmüthiger Selbstanbetung verloren, halten sich gern in gleichem Grade für untrüglich in all ihrem Thun.

Es hat aber die Herrschaft der Einheit sich dadurch herausgestellt, daß diese Einheit, in ihrer selbstthätigen Richtung nach innen, in ihrer Bestimmung nehmenden und umfaßenden aber nach aussen gewendet, und dadurch einem Ganzen sich eingebend, die entsprechenden äusseren Strebungen aller besonderen, ihr zugetheilten Persönlichkeiten, gegen die eigene äussere Sphäre hingelenkt, so daß, indem Alle sich in ihr begegnen, die innere selbstthätige Sphäre dadurch die Gewalt erlangt, alle besonderen Eigenwilligkeiten und Selbstthätigkeiten zu binden und in Zwang zu halten. Es bleibt alsdann der gebundenen Mehrheit nichts übrig, als entweder durch gute Worte die allzu drückende Uebermacht schmeichelnd zu beschwören; oder sich ihrerseits um untergeordnete, der ersten Einheit verwandte Einheitspuncte zu sammeln, und sich im Aufstande zu erheben: woraus dann einerseits die orientalisch höfische Speichelleckerey, andererseits die blutigen Aufstände und Thronrevolutionen, die Kämpfe um die Nachfolge, und die Abfälle der Pascha's hervorgegangen. In der Democratie aber hat die Herrschaft der

Mehrheit in ganz anderer Weise sich gebildet. Das bildende Princip wohnt nicht der bevorzugten Einheit, sondern der Vielheit ein; nicht jene erwirkt also, daß die verschiedenen besonderen Sphären sich ihr zukehren; sondern diese kehren sich eine der Andern zu, und indem die Richtungen sich durchkreuzen, vereinigen sie sich alle in einer abstracten Mitte, die beweglich der Majorität einwohnt, und innerhalb derselben die einzelnen Selbstständigkeiten zwar unbehindert läßt; nach aussen aber Masse bildet, der die Minorität gehorchen muß. Dieser Minorität bleibt also auch hier nichts übrig, als das Gleiche versuchend, auch ihrerseits in Assoziationen sich zu einigen, und nun entweder zu gewaltsamen Aufständen ihre Zuflucht zu nehmen, wie wir sie in Südamerika tagtäglich sich erheben sehen; oder wie zur Zeit in Nordamerika üblich ist, sich der Rednerbühne und der Presse zu bemeistern, um mündlich oder durch das Organ von zwölfhundert Zeitungen, je nachdem es kömmt, den Vielkopf durch tüchtige Männer eines Besseren zu überzeugen, oder durch Demagogen, Sophisten und Sykophanten, ihn aufregend, schmeichelnd und demoralisirend zu berücken. Sowohl der Majorität in der einen, wie der Minorität in der andern Form, wird eine instinctartige Abneigung vor jeder auf sich selbst ruhenden und daher unabhängigen Ueberlegenheit einwohnen; mit dem Unterschied, daß diese in der Democratie mehr als Mißgunst und Neid sich zu erkennen giebt, und im Ostracism sich offenbart; in der Despotie aber mehr als Furcht und feige Scheu, die des Gefürchteten sich etwa durch den seidenen Strick entledigt. Darum das Talent dort nur im Falle geduldet, wenn es dem Nützlichen dient, hier nur, wenn dem Prunke; weswegen die Democratie in Wissenschaft wie in den Künsten vorzugsweise dem Primairunterricht, den dafür die andere Form gern vernachlässigt, alle Pflege angedeihen läßt; dem höheren aber, den dagegen die andere lieber pflegt, wohl eher sich abgeneigt zeigt. Eben so wenig kann in beiden Formen von einem selbstständigen, auf sich

ruhenden, auf Standesehre gegründeten, durch Substitution erhaltenen Erbadel die Rede seyn; beide mögen nur einen Beamtenadel gelten laßen, der aber als Solcher weder sich corporirt, noch vergliedert, noch irgend einen politischen Einfluß übt. Eben so wird die Unabhängigkeit, die ein großer Besitzstand gewährt, auf beiden Seiten gleich sehr gescheut, und wenn in der Democratie die Neigung zur Theilung und Zerschlagung der größeren Gütercomplexe vorherrschend sich geltend macht; so hat auf der andern zwar die entgegengesetzte das Uebergewicht, aber nur auf dem Grunde der Derivation alles Besitzes von der Einheit, die durch Schenkung giebt und durch Confiscation wiedernimmt. Eben so wird im Geldwesen hier die Aristocratie auf das Monopol gegründet seyn, während sie dort der freien Concurrenz unterliegt; die eben in Amerika das Bankunwesen hervorgerufen, das im steten Aus und Ein allen Besitzstand in einem fortgesetzten Fluthen und Ebben erhaltend, zuletzt im Bankbruch seine Grenze findet.

Wie in solcher Weise die beiden Prinzipien in den politischen Kreisen der Gesellschaft sich in ihren Consequenzen kund gegeben, so nicht minder in den kirchlichen. Im blinden Glauben an die Autorität des Korans von Seite der Menge, hat sich die Eine der Kirchen erbaut; in der Befugniß zur Selbstauslegung der Bibel von Seite jedes Individuums der protestantische Theil der Andern. Da im Islam Allah und sein Prophet und sein Reich, eines immer im Andern sich gespiegelt, so wird wie Himmel und Erde in seiner Ansicht im Fatum sich geeinigt finden; so auch Kirche und Staat im gleichen Bande einer allumgreifenden Nothwendigkeit in sich verbunden, und eines im Andern aufgegangen seyn; während aus entgegengesetztem Grunde in der Nordamerikanischen Demokratie beide einander ganz entfremdet, nichts von einander wissen, und jedes für sich seine eigene Sphäre erfüllend, unabhängig von dem Andern besteht. Die nächste Folge ist, daß dort das Kaliphat, genöthigt von den Schärfen des Prinzips

zu weichen, im Widerspruche selbst mit dem Koran, eine Priesterschaft getrieben, in der, eben so wie in ihrem Vorstand, der kirchliche Würdeträger sich in den Beamteten des weltlichen Herrschers verliert; während andererseits in der Demokratie der Clerus, zwar äußerlich von den weltlich Beamteten ganz geschieden und unabhängig, aber doch zuletzt denselben Ursprung in der Gemeinde mit ihm theilend, und also in dieselbe Wurzel mit ihm niedergehend, in Wahrheit, ohne selbstständige Corporirung, nur den Majoritäten und ihren weltlichen Zwecken dienstbar ist. Die Minoritäten die ihrerseits andere Zwecke verfolgen, indem sie in politische Associationen zur Erreichung derselben sich zusammenthun, werden daher auch geneigt seyn, zu anderen ihnen entsprechenden kirchlichen Confessionen sich zu bekennen; und indem diese sich vom Hauptstocke lösen, und andere ähnliche Lösungen vorbereiten, werden der Sekten und Untersekten immer mehrere werden. So ist es geschehen, daß in Nordamerika der Protestantism in der des Calvinisms zur Zeit sieben, in der der Wiedertäufer acht, bei den Methodisten zwei Untersecten getrieben, denen sich in der bischöflichen, lutherischen, Millenarischen, so wie in der der mährischen Brüder, des neuen Jerusalems, und der der Quäcker noch sechs Andere beigesellen, die dann Alle wieder in unzählige Spielarten und Schattirungen sich auseinandergliedern. Indem in solcher Theilung das Dogma mehr und mehr abbleicht und versiegt, muß die ganze Bewegung zuletzt zum entschiedensten Rationalismus führen; der wirklich schon dort, in die zwei Secten der Unitarier und Universalisten getheilt, besonders in den höhern Ständen zahlreichen Anhang hat, und zum herrschenden Glauben sich erhoben zu sehen, die Hoffnung hegt. Auf Seite des anderen Principes wird, wie im Politischen der blinde Gehorsam der Menge, so im Religiösen der blinde Glauben von unten herauf die Neuerung erschweren, wie in der Democratie die Regierung ihr einigermassen entgegenwirkt; dagegen wird sie dort, jener Majori

tät gegenüber, in der herrschenden Minorität ihre Zuflucht finden, und von da aus in der Macht der Centralgewalt ihre zerstörende Wirkung üben. So sehen wir das Caliphat von seinem Ursprung an fortdauernd durch solche Explosionen aus der Mitte hervor erschüttert. Die Familie des Propheten hat sich in Fatimiten und Abbassiden getheilt, während ihre Gegner im Hause der Omyaden ihren Halt gefunden; und wie an die Theilung in Schyiten und Sunniten, so haben an den Kampf der Aliden, Abbassiden und Omyaden wieder andere zugleich kirchliche und politische Theilungen sich geknüpft; viele Secten haben sich ausgeschieden, und auch hier ist das Dogma des Korans in dieser Theilung so abgebleicht, daß in unseren Tagen die rationalistische Secte der Wechabiten in der Halbinsel aufstehen, und in zahlreichem Anhange sich ausbreiten konnte.

Indem wir in solcher Weise die neuasiatischen und amerikanischen Grundformen einander gegenübergestellt, bemerkt sich leicht, daß Beide, wenn auch äusserlich ganz entgegengesetzt, innerlich nur zu sehr sich ähnlich sehen. Da in der Einen Neuerung und Bewegung an die Minorität und den Herrn in ihr, in der Andern aber an die Majorität sich gewiesen finden; Erhaltung, Consolidirung und Beruhigung aber dort mehr auf Seite der Mehrheit, hier auf die der herrschenden Minderzahl fallen: so werden Beide ganz in gleicher Weise abwechselnden Anwandlungen von Ueberschnellung und Erstarrung sich ausgesetzt finden, wenn auch im Ganzen die Erste mehr zu dieser, die Andere mehr zu jener neigt. Wenn wir daher in der amerikanischen Democratie die Gemüther ohne alle Achtung für Ueberlieferung, Herkommen, alt befestigte Sitte, Gewohnheit, und ruhigen, gesicherten Bestand befinden, und überall in einer zügellosen Neigung zur Veränderung und zum Wechsel, nur den Einfällen des Augenblickes hingegeben, so daß dort zu Lande Gesetze, Institutionen, Bekenntnisse, Einrichtungen, örtlich wie zeitlich, gleich den Wolkengestalten in stürmischer Luft mit schwindelerregen-

der Schnelligkeit, in immer anderer und anderer Gestaltung wechseln; dann hat uns wohl das Türkenreich dagegen seit vielen Menschenaltern das Schauspiel immer zunehmender Verknöcherung und Erstarrung dargeboten; endlich aber ist in ihm eines herbeigekommen, das ihm beinahe die gleiche Beweglichkeit und Wandelbarkeit gebracht. Wir müssen daher auch urtheilen, daß, wie sich hier der habituellen Lähmung ausnahmsweise die convulsivische Beweglichkeit mitgetheilt; so auch jenseits des Meeres die gewöhnliche krampfhafte Spannung in Atonie umschlagen könne; und sohin, da durch diese Umwechslung der Gegensatz der beiden Formen als ein Relativer sich bewährt, ihre Wirkungsweise durch die Umstände, und die in ihr wirkenden Menschen bedingt erscheine. In der That, wenn wir in die Geschichte zurückblicken, finden wir die amerikanische Democratie, im attischen Athen in allen ihren Consequenzen aufgenommen und ausgeführt, unter Pericles zu großartigen und bewunderungswürdigen Ergebnissen führen; im Verlaufe des peloponesischen Krieges im Ueberreize unter raschem Glückeswechsel sich schnell zerrütten; dann eben so schnell in die scheußlichste Demagogie ausarten, und diese zuletzt, im öfteren Wechsel mit Tyrannei, in gänzlicher Ablähmung erstarren. Andererseits hat die alte Asia, keine andere Form kennend, als jene der unbedingt gebietenden Einheit, als diese in junger, frisch begrünter Welt noch jugendlich war und grün, wie jetzt die Democratie im Urwald Americas, unter ihr das früheste Alterthum beherrscht. In ihren hängenden Gärten, in ihr heimathliches Gewand gekleidet, mit der Thurmkrone gekrönt, den Stab der Gewalt in der Rechten führend, hat sie unter den Palmen, Bananen und den andern Baumriesen der tropischen Zone, ihr zur Seite der indische Behemoth aus klugem Auge zu ihr niederblickend, alle andern Thiergestalten sich zu ihren Füßen schmiegend, umspannt von der Bläue ihres wolkenlosen Himmels, so viele Jahrhunderte gesessen, und mit den Sternen redend, in der Fülle der Naturbegeisterung die primitiven Offenbarungen hö-

herer Gewalten empfangen, und an die Gesellschaft mitgetheilt. Und so groß ist der Zauber gewesen, der von ihren Schöpfungen ausgegangen, daß Xenophon, gleich so vielen andern seiner Zeitgenossen, durch den Tumult, die Eigensucht und die Feilheit der bei ihnen heimischen, auf das scheußlichste Sclavenwesen gegründeten Democratie ermüdet, in seiner Cyropädie von ihr das Ideal guten politischen Regimentes hergenommen. Jedem der beiden Prinzipien muß also ein Lebensgrund einwohnen, vermöge dessen sie Beide möglicherweise in ihrem Bestande sich behaupten können.

Indessen, wenn auch unter Umständen heilsam und zuträglich, können beide Formen doch nicht unter Allen auf die Dauer sich in gleicher Heilsamkeit bewähren: denn Beide sind Aeußerste, die Erde aber in großer Masse überall auf ein Mittleres angewiesen, verträgt sich nie nachhaltig mit dem Aeußersten, die überall sich an ihre Ränder verdrängt und verwiesen finden. Wir sehen uns daher auch hier an eine gewisse Vermittlung hingewiesen, die diese beiden Aeußersten erfassend und gegeneinanderführend, in einem dritten Höheren sie zur Einigung bringt, und so durch gegenseitige Sättigung in ihm ein bleibend Dauerhaftes gewinnt. Nun wird niemand einfallen, die beiden großen Landmassen alter und neuer Welt, wie sie durch Afrika sich physisch vermittelt finden, sehen es auch in ihren beiden Ordnungen durch die africanische Ordnung. Diese Letztere nur auf Besonderung und die unmittelbarste Gegenwärtigkeit, so in Zeit wie Raum, gerichtet, und in ihr nichts denn Herren und Knechte, meist ohne allen Uebergang, kennend, und wie mit Ketten den Einen an den Andern schließend, scheint allerdings die Asiatische, die gegen den Ursprung gewendet mit Vorliebe in der Vergangenheit lebt, mit der Americanischen, die vorzugsweise der Zukunft entgegenstrebt, in einer lebendigen Gegenwart zu vermitteln. Aber diese Vermittlung ist eben nur eine Vereinzelte, eine die da ins Materielle niedergehend, auch nur die gesonderten, tieferen und peripherischen Richtungen ergreifend,

sie gleichsam chemisch bindet; aber das Höhere, Gesammte in seinen Tiefen unberührt stehen lassen muß, und darum ohne es in die Vermittlung hineinziehen zu können, an ihm vorübergeht. Wie der Bienenstaat in ganz und gar vitalen Instincten die Bienengemeinde um ihren Weisel her versammelt, und in ihm unter sich verbindet; so ist auch der Negerstaat in ganz und gar sozialen Instincten religiös um den Fetisch, politisch um den Vorsteher, häuslich um das Familienhaupt, verbunden. Und wie nun diese Instincte, gleich den Kräften der Wahlverwandschaft, durchaus in plastischer Weise die engste und gebundenste Vereinigung wirken; so ist auch die soziale Einigung hier überall eine eng, beinahe von Haus aus knechtliche; denn sie wird im Blut gewirkt, durch die Seele, die im Blute wohnt. Diese Art von Aufhebung des Widerspruches gehört daher nur den unteren Lebenskreisen an, und geht an ihrer Stelle wohl in jede höhere Ordnung mit ein, dort innerhalb bestimmter Schranken festgehalten; tritt aber für sich nur entweder an den ersten Anfängen einer von unten herauf in unedleren Stämmen sich entwickelnden Bildungsfolge, oder in der Auflösung und Entartung einer späteren Periode, im Zerfallen höherer Gestaltungen hervor.

Wir finden uns also bestimmt, nach einer anderen, höheren Vermittlung als diese uns umzusehen, und da bietet sich uns ein vierter zwar kleinster, aber in der Geschichte hochbedeutsamer Welttheil, Europa nämlich, dar. Seit die Krone der Herrschaft von Asien genommen worden, trägt sie dieser unser Welttheil unbestritten und zur Zeit unbestreitbar: denn es ist nicht zufällige Verbindung von Umständen, durch die ihm diese Herrschaft zu Theil geworden; sondern die entschiedenste Ueberlegenheit in allen Gebieten, die sie ihm gesichert hält. Dort also, oder nirgend muß sich das gesuchte Dritte finden, das im Verlaufe so vieler vergangenen Jahrhunderte schon vorgehalten, und auf so manche folgende zum voraus die Gewähr ausbreitet. Sehen wir uns aber, wie gegenwärtig die Dinge stehen, in diesem Welttheil um; dann

will es uns bedünken, als wiederhohlten sich zumeist in ihm die drei Andern, und es bleibe kaum Raum für etwas, das ihm eigenthümlich wäre, zurück. So, während in der liberalen Oligarchie der neueren Schweiz, so viel ausführbar gewesen, ein Kleinamerika in unserer Mitte aufgetaucht, ragt in Rußland Asien tief in den Norden unseres Welttheils hinein. Theils aus halbwilden Nomadisirenden, theils aus siedelnden Culturvölkern nach asiatischer Weise erbaut, ruht dieser Staat in den letzten im untersten Grunde auf der beiweitem überwiegenden Mehrzahl leibeigener Bauern und Hirten einerseits, und einer Minderzahl von Bürgern und Kaufleuten in den Städten andererseits, die für die Democratie eintreten. Darüber ein zweifacher Adel, ein erblicher in den großen Eigenthümern dargestellt, aber vom zweiten, dem persönlichen, aus Beamten, Offizieren, und allen sonst, die dem Staate Dienste geleistet, zusammengesetzt. Aus diesen letzteren dann die drei Glieder von politischer Hierarchie gebildet, die nach oben in die drei großen Collegien des Reichs; den kaiserlichen Rath, für Gesetzgebung, Verwaltung, Krieg und Frieden und Finanzen; den Senat als das höchste Tribunal des Reichs, Bewahrer der Gesetze, Wächter über die Vollziehung derselben, und über alle Beamteten; endlich die heilige Synode, abwärts vom Herrscher die höchste Autorität in kirchlichen Angelegenheiten, zusammen gehen. Ganz zu oberst dann der Czar, die Mitte der ganzen Ordnung; von ihm Alles den Ausgang nehmend, Alles zu ihm zurückführend; als Selbstherrscher sein Wille entscheidend in den drei Behörden, die das Gesetz ihm nur zu weisen haben; in der Vollziehung diesen seinen Willen aber durch die Organe der verschiedenen Ministerien in der Mitte, am Umkreise in den Provinzen dagegen durch die General- und Civilgouverneure geltend machend. Das ist, im kürzesten Ausdrucke gefaßt, diese Ordnung, ganz in der Art des ersten Principes ausgeführt. Das Gleiche, was in dieser Weise am Fuße der Alpen und des Ural also zu

beneinander besteht, haben wir in Frankreich in unseren Tagen in kurzer Folge nacheinander an uns vorübergehen sehen. Die Constitution des Jahres III hat mitten im gezähmten Culturboden dieses Landes eine künstliche, americanische Wildniß parkartig angepflanzt, und die Folgen des überseeischen Principes in ihrer ganzen Strenge dort geltend zu machen gesucht. Da indessen die Pflanzungen nicht gedeihen wollen, ist nach kurzem Zwischenreiche ein Anderer gekommen, der die asiatische Weise vorgezogen; und wir sind dessen Zeuge gewesen, wie er in diesem Style ein Kaiserreich erbaut, das, nachdem es gleich der Traumkuh alle fetten Kühe umher verschlungen, und dabei immer mager geblieben, über ganz Europa sich ausgebreitet. So haben wir also Amerika und Asien nacheinander und beieinander, wie es uns beliebt, und damit auch etwas vom Afrikanischen uns nicht fehle, finden wir neben den irischen Heloten des Protestantisms und den Resten alter Leibeigenschaft, so viele Millionen Juden, als ehemals in ihrer Heimath gelebt haben mögen, als Pariahs durch die europäische Gesellschaft ausgestreut, und zum Ueberfluße noch eine Million heimathloser Zigeuner sie durchziehend in allen Richtungen.

Es kann sich uns nun aber nicht glaublich machen, daß die Eigenheit des vierten Welttheils sey, die Formen der andern blos nebeneinandergestellt in sich aufzunehmen, und daß ein solches Gemisch ihm seine große Ueberlegenheit gegeben; noch irgend etwas anderes muß daher in ihm sich finden, wodurch diese sich begründen konnte. Man ist nun aber in neuerer Zeit, seit man sich durch die Erfahrung überzeugt, wie leicht die beiden gesonderten Principien, das eine durch Despotie in Anarchie, das andere durch Anarchie in Despotie umschlage, auf den Gedanken gefallen, beide untereinander in eine dritte Form, die sogenannte constitutionelle zu einigen und zu verbinden, und durch diese Vermittlung die beiden allzu scharfen Gegensätze zu binden und zu schmeidigen. Es wird in dieser neuen Verfassung das Königthum anerkannt, welches, als höchster Ausdruck des stabilen Princips, der Beweglich-

keit des ihm gegenübergestellten democratischen einen Haltpunkt geben soll. Den Königen ist alsdann ein Inbegriff von Organen zugetheilt, den sie sich selbst nach freiem Willen wählen, und in dem sich das ihnen einwohnend gedachte Princip der Einheit auslassen und in Wirksamkeit setzen mag. Die Democratie ihrerseits, auf einen engeren oder weiteren Kreis der Habenden beschränkt, giebt, je nach Häuptern zu Majoritäten sich zusammenzählend, durch die Wahl sich eine entsprechende Organenfolge, die in mehrere Kammern und Räthe vertheilt, oder in eins verbunden, sie und die ihr einwohnende Selbstbestimmung, gegenüber der bestimmenden Macht der Einheit, vertreten. Ueber alle diese Formen, und dazu noch über gewisse Normen beim ganzen Verfahren, ist man zum voraus übereingekommen, und hat auf diese Uebereinkunft, nachdem man sie in einer sogenannten Charte in Wort und Schrift gefaßt, gegenseitig sich verpflichtet, und es beginnt nun auf dem Grunde des also positiv Gegebenen die Realisirung der Handveste. Diese wird in Rede und Gegenrede zwischen den beiderseitigen Organen, die in der Regel sich um die Exegese der Urkunde drehen, vollbracht; was der Mehrheit sich in dieser Discussion empfohlen, wird beliebt, und in Gesetzesform gefaßt, und von dem Regenten entweder verworfen oder gutgeheißen. Es entsteht also nun die Frage, ist diese Ordnung, wie sie also sich gestaltet, die gesuchte, die unserem Welttheile eigenthümlich angehört? In der That, sehen wir sie uns in einem ihrer wesentlichsten Principien, dem Bestehen auf der Vermittlung extremer Richtungen, an, dann müssen wir diese Frage unbedingt bejahen. Alles Geistige hat seinen Reflex an der äusseren Natur, in der es sich wie in einem Spiegel selber schauen und erkennen kann. Durch diese ganze Natur sehen wir aber Alles auf eine solche Vermittlung eingerichtet; die Extreme sind wohl vorhanden, weil sie die Angelpuncte des ganzen Werkes bilden müßen; aber Alles durchdringend sind sie doch für sich als solche im engsten Umkreis beschlossen, und obgleich Allen sichtbar und fühl-

bar, doch in Verborgenheit verhüllt. Vorzüglich das organische Leben, dem geistigen so nahe verbunden, ist in seiner Rundung und Verflossenheit durch und durch in einer solchen Vermittlung temperirt, und so wird denn auch das Geistige sich ihr nicht entziehen. Wir müßen also voraussetzen, daß sie auch im politischen Leben, als die Bedingung alles Bestandes und aller relativen Vollkommenheit, nicht fehlen dürfe, und daher unser Welttheil, wenn er wirklich auf einen Vorzug vor den andern Anspruch zu machen hat, diesen zum Theil auf sie begründen muß. So lange her er sohin diesen Vorzug schon behauptet, muß sie, inwiefern er durch sie mit herbeigeführt worden, seinen Verfassungen, wenn auch in anderer Form, schon eingewohnt haben; es kann also das Princip selber nicht in Frage gestellt werden. Die Frage wird sich daher, nur in engeren Kreis beschlossen, also fassen: ist das Heil an die gegenwärtige Form geknüpft, der das Princip sich eingestaltet, und hat es in ihr die rechte, ersprießliche Entwicklung und Anwendung gefunden, in der es wahrhaft seine Bestimmung erfüllend sich auslassen kann?

Auch auf diese enger gestellte Frage können wir nicht unbedingt wegwerfend und verneinend antworten. Hat je unter den Völkern dieses Welttheils ein wahrhaft bildender höherer Instinct gewaltet, und ihn zu seiner universal-historischen Bedeutsamkeit erhoben; dann können wir, diese Instincte wohl irre geleitet und auf falschem Wege gehend, annehmen; wir können sie aber nicht als ganz und gar verkehrt und bis zum tiefsten Grunde erloschen und ausgestorben voraussetzen, ohne den Welttheil selbst und all seine Zukunft gänzlich aufzugeben. Es muß daher auch in dieser Form und Anwendungsweise des Prinzips noch irgend eine Wahrheit seyn, wenn überhaupt in der Formenfolge europäischer Verfassungsentwicklung eine Wahrheit gewesen, und es kömmt nur darauf an, wie viel davon in ihr enthalten ist. Daß die volle und ganze Wahrheit in ihr sey, das zu glauben und zu versichern, wird uns aber nicht begegnen, wenn wir auch nur

die eigene Lebenserfahrung befragen, und uns erinnern, welche übergroße Wandelbarkeit sie im Laufe eines halben Jahrhunderts kund gegeben. Diese Wandelbarkeit hat sich nämlich einmal in der großen Leichtigkeit gezeigt, womit sie sich in die beiden Elemente zersetzt, die sich in ihr vermitteln, und in schneller Folge nun in das Eine und dann wieder in das Andere übergeschlagen. So sind wir dessen Zeuge gewesen, wie sie in Frankreich kaum aufgestellt, schnell in die Republik sich umgebildet, aus dieser dann in der Directorialregierung sich nothdürftig wieder hergestellt, um sich eben so schnell wieder in das Kaiserreich zu verlieren. Andererseits zeigt sich denn auch diese Veränderlichkeit darin, daß sie selbst da, wo es ihr gelungen, einige Zeit die Mischung dieser Elemente fest zu halten, doch in stetem Wechsel der Verhältnisse, durch eine fortlaufende Metamorphose hinschreitend, Farbe, Gestalt und Temperatur unaufhörlich gewechselt hat. So haben wir in Folge dieser zweiartigen Wankelmüthigkeit Frankreichs erbliche Gebieter achtmal, und daneben seine Constitutionen neunmal wechseln gesehen; nicht zu reden von den zahllosen Ministerien und den kleineren Crisen, die in Mitte der größeren Bewegungen sich gezeigt. Dasselbe sahen wir in Spanien und Italien und allerwärts, wo sich die Form eingeführt; das südliche Amerika aber hat sich die Sache so habituell angeeignet, wie Brasilien das alltägliche Gewitter; so daß, wie man dort die Tagesstunden in die vor und nach dem Regen theilt, man sie eben so durch das vor und nach der heutigen Revolution bezeichnen könnte. Man entschuldigt diese große Sterblichkeit mit der Untüchtigkeit der Werkzeuge, die sie vorgefunden; etwas ist wohl an diesem Vorwurf; wenn sie aber wirklich, wie sie vorgiebt, die Blüthe aller Vergangenheit in sich befaßt, dann läßt die lange Dauer der durchlaufenen Vorschule noch auf lange Lehrjahre durch die kommende Zukunft schließen. Es wird daher wohl einfacher und rathsamer erscheinen, in ihr selbst die Schuld zu suchen, und darum neben dem Lebenskeim in der Wahrheit des Prinzipes, einen ihr eingepflanzten Keim der Vergänglichkeit vorauszusetzen.

Wir finden aber nun die neue Ordnung mit einer andern, die vor ihr bestanden, allerwärts in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt; denn die spätere hat sich eben auf den Grund eingeführt, daß sie gekommen sey, um die Gebrechen der früheren zu heilen und zu bessern. Und in der That, diese Gebrechen und die durch sie bedingte Nothwendigkeit einer Reformation in Haupt und Gliedern lassen sich nicht verhehlen noch abläugnen, und haben die heilkräftige Natur zum Einschreiten mit Macht nur allzusehr herausgefordert. Daß der in jener Form gründenden Lebensbewegung nun alle die zuwider seyn müßen, deren ganzer Bestand auf Verfall und Mißbrauch ruht, ist so natürlich wie erklärlich, und würde, wenn es in voller Allgemeinheit statt fände, eben ihr gutes Recht und ihre Gründlichkeit beweisen. Aber es muß uns bedenklich machen, daß wir gerade diese eben am leichtesten sich mit ihr abfinden sehen; andere dagegen, die am ernstlichsten auf Besserung dringen, ihr abgeneigt befinden, und selbst theilnehmend im Kampfe gegen sie; so daß in Individuen wie in Massen, die, welche die Freiheit wie die Herrschaft am besten verstehen, sich unter ihren Gegnern finden. Wir erinnern uns noch gar wohl, wie, als das neue Wesen in der Form der Directorialregierung mit Heeresmacht der Schweiz genaht, die alten Kantone es gewesen, die mit aller Energie ihm entgegengetreten, und erst als sie der Uebermacht erlagen, sich gefallen ließen, was sie zu verhindern nicht vermochten. Sie hatten nur nachgethan, was früher die Bretonen und die Vendeer ihnen vorgethan, und wie damals der auswärtigen, so stehen sie auch jetzt wieder der einheimischen Oligarchie feindlich gegenüber. In den letzten Zeiten noch sind wir Zeugen gewesen, wie die zwei stärksten Mächte des westlichen Europa sich zwei mindermächtigen in der Quadrupelallianz verbunden, um diese in der besagten Form in der iberischen Halbinsel herrschend zu erhalten. Die Verbündeten haben große Anstrengungen gemacht, der Ausgang schien nicht zweifelhaft; aber ein zur Zeit noch unbesiegter Widerstand hat sich im Volk gefunden,

und an die Spitze desselben sind abermal die in den Bergen getreten, die wie alle Bergländer am meisten von der Freiheit zu sagen, und am besten in ihr zu handeln wissen. Das muß uns auf die Gedanken bringen, es möge wohl hier eine Stärke und Wahrheit der alten Ordnung gegen eine Schwäche und Lüge der neuen gerichtet stehen, und es könne die Wahrheit der letzteren in einem höheren Grade schon der ersten eingewohnt haben, und ihr nur theilweise verkommen seyn. Das muß uns also erkennen lassen, daß, um über die neue gründlich zu reden, wir zuvor unsere Aufmerksamkeit der früheren zuwenden müssen, um sie uns in ihrem eigentlichen Wesen verständlich zu machen. Der Blick also, der seither ein um sich schauender gewesen, muß jetzt ein rückschauender werden, um die Zeitentiefe zu ergründen. Wie er dort in drei Welttheile sich ausgebreitet, um sich dann in einem vierten zu sammeln; so werden es hier drei Zeiten seyn, in deren erster die frühere Ordnung sich begründet, in der zweiten zur Entwicklung kömmt, in der dritten zum Verfalle neigt, um dann in der vierten sich in eigenthümlicher Weise zu reproduziren, die unsere Aufmerksamkeit jetzt in Anspruch nehmen.

(Fortsetzung folgt.) p. 214.

II.

Ueber die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche zu den von ihr getrennten Confessionen.

Beim Beginne einer Zeitschrift, die nichts weniger als die Absicht hat den Gegensatz der kirchlichen Bekenntnisse leugnen oder in den Hintergrund schieben zu wollen, sondern die sich frank und frei an das katholische Deutschland wendend, zu ihm im Sinne und Geiste seiner Kirche zu reden verspricht, kann an diejenigen, die sich darin auszusprechen vorgenommen,

billig die Frage gerichtet werden: welche Stellung sie zu den, von der katholischen Kirche getrennten, religiösen Partheien einzunehmen gedenken?

Wir halten es für unsere Pflicht, unumwunden und mit derjenigen Freimüthigkeit, welche der Ernst unserer Zeit fordert, diese Frage aufzunehmen und den Freunden wie den Gegnern dieses Unternehmens, so vollständige Auskunft über unsres Herzens wahre Meinung zu ertheilen als sie es irgend wünschen mögen, und zu verlangen ein Recht haben.

Die Frage kann aber in dreifacher Beziehung gestellt und beantwortet werden, in so ferne sie nämlich die religiösen, die wissenschaftlichen und die staatsrechtlichen Verhältnisse zu den von der Kirche Getrennten betrifft.

In jeder dieser drei Beziehungen wünschen und lieben wir nichts sehnlicher als den Frieden; wahrer Friede ist aber nur in der Wahrheit möglich und wo diese ganz oder theilweise bekämpft, geleugnet, verfolgt, durch wissentliche oder absichtslose Irrthümer entstellt und verdunkelt wird, ist ihre Vertheidigung Pflicht. Daraus entsteht dann der einfachen Natur der Sache nach der Streit, der, wenn er ehrlich und mit guten Waffen geführt wird, an sich kein Unrecht und für den, der im Rechte ist oder mit gutem Gewissen zu seyn glaubt, nicht bloß erlaubt, sondern sogar eine heilige Verpflichtung ist. Als ein weit größeres Unheil, als ein wahres nicht genug zu beklagendes Unglück müßte dagegen die schlaffe Gleichgültigkeit gegen das höchste Gut des Lebens, gegen die Religion angesehen werden, weil dieß ein Zeichen des tiefsten moralischen Verfalles der Zeit und des Volkes wäre, in denen eine solche Fäulniß hätte eintreten können.

In dem gegenwärtigen Augenblicke finden wir nun den Streit der christlichen Confessionen als ein seit drei Jahrhunderten bestehendes Faktum vor. — Dieß ignoriren oder den naturgemäßen Lauf der Entwicklung und Lösung dieses Gegensatzes hemmen zu wollen, wäre absurd. Der Riß, welcher zu

jener Zeit nach Gottes Zulassung die europäischen Völker geschieden und mitten durch unser Vaterland gegangen ist, würde sich als einmal vorhandene Thatsache doch geltend machen, und wer nicht etwa will, daß beide Theile sich in dem allernüchternsten und geistlosesten Unglauben, ja in der bewußten und absichtlichen Verleugnung des Christenthums vereinigen sollen, muß sich wohl oder übel darin finden, daß diese Trennung ihre Früchte trägt. — Auf wessen Gewissen die Schuld derselben fällt, ist eine andere hier nicht zu erörternde Frage. — Noch widersinniger aber wäre, — die nicht abzuleugnende Thatsache der Glaubenstrennung einmal vorausgesetzt, — die Anforderung, daß die Bekenner des katholischen Glaubens stillschweigend die Angriffe der Gegner über sich ergehen, ihre Vorwürfe und Anklagen zugeben, ihre handgreiflichen Entstellungen der geschichtlichen Wahrheit anerkennen und einräumen sollten, — eine Anforderung, die freilich in den mannigfachsten Formen und Einkleidungen vorgebracht wird und den meisten gegen die Katholiken erhobenen, auf Friedensbruch lautenden Anklagen zum Grunde liegt. — Mit dem leidenschaftlichen Haße ist, besonders wenn er die Religion zum Gegenstande hat, freilich nicht zu rechten, — aber wir bitten jeden unserer protestantischen Gegner, in dem noch ein Fünklein Billigkeit und Gerechtigkeitsgefühl lebt, — und deren gibt es Gottlob! viele, — einen Blick auf ihre eigene Literatur zu werfen und sich dann in ruhiger Stimmung die Frage zu beantworten: ob Stillschweigen von unserer Seite ohne Aufgeben unsres Glaubens, unserer Kirche, unserer ganzen Anschauungsweise göttlicher und menschlicher Dinge auch nur möglich sey? — Weil wir uns aber zu diesem Opfer nicht verstehen wollen und dürfen, sind wir genöthigt, denen, die fast ein Menschenalter hindurch sich gewöhnt hatten in der deutschen Literatur allein das Wort zu führen, zwar in aller christlichen Liebe, aber mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln und so eindringend als möglich, den von ihnen so oft übersehenen Umstand zu Gemüthe zu führen, daß **wir auch** da

sind und fest daran glauben, daß wir ein gutes Recht zur Existenz haben.

Dieß vorausgeschickt, kann es nur darauf ankommen, von welchen leitenden Gesichtspunkten wir bei jener Erörterung in den oben genannten drei Beziehungen ausgehen werden.

In religiöser und kirchlicher Hinsicht ist diese Frage für den Katholiken entschieden. Sein christlicher Glaube und seine Ueberzeugung in Sachen des Heils fußt einfach auf den Aussprüchen der Kirche, in welcher der Geist des Herrn fortlebt bis ans Ende der Tage. Der wahrhaft katholische Christ glaubt also, was die Kirche lehrt, und erkennt für einen Irrthum, was sie verwirft; über die wahre Lehre der Kirche aber entscheidet, wenn Zweifel und Zwiespalt sich erheben, — das rechtmäßige Lehramt, dessen Haupt der Nachfolger des Apostelfürsten ist. — Das, was innerlich und wesentlich von der Kirche scheidet, ist nicht dieser oder jener Satz, diese oder jene Meinung, überhaupt weniger der Verstand oder das Wissen, sondern die Richtung des Willens und Gemüthes, mit einem Worte das Herz, welches der ihm offenbar gewordenen Wahrheit Glauben und Gehorsam verweigert und dem eigenen Geiste oder der falschen Autorität mehr vertraut, als den Aussprüchen Derer, welche der heilige Geist gesetzt hat, die Gemeinde des Herrn zu regieren.

So kann also niemals von einem Aufgeben des kirchlich-katholischen und dem Einnehmen eines mittleren Standpunktes zwischen den confessionellen Gegensätzen oder von einem Anerkennen beider, als zweier gleichmäßig in der Wahrheit begründeten Formen des Christenthums, unter Katholiken die Rede seyn. — Aber auch jene andere, selbst von gläubigen und entschiedenen Gliedern der allgemeinen Kirche gehegte Hoffnung: — daß es möglich sey zwischen der Kirche und denen, die zwar ausserhalb derselben stehen, aber sich des Festhaltens an gewisse Grundwahrheiten des Christenthums rühmen, ein auf Abwehr der gemeinschaftlichen, rationalistischen oder antichristlichen Gegner gerichtetes Bündniß zu Stande zu bringen,

haben die neuesten Zeitereignisse schmerzlich vereitelt. — Es soll hier in keiner Weise in Abrede gestellt werden, daß nach einer unerforschlichen Fügung Gottes, Mancher, der äußerlich durch das Factum seiner Geburt, von der Kirche getrennt erscheint, in dem innersten Kerne seines Herzens und Willens nichts weniger als zu ihren Feinden gehört, ihr vielmehr dem Wesen nach vielleicht näher steht, als mancher in ihrem Schooß Geborene, der sich aber durch den Willen von ihr geschieden, — und daß der Grund, warum Viele sich nicht durch das äußere Bekenntniß mit ihr vereinigen, nicht in einem Fehler ihres Willens, sondern in Unkunde und mangelnder Gelegenheit zur Belehrung liegen könne, oder auch darin, daß der Proceß ihrer innern Durchbildung, die Pilgerfahrt der Seele durch die Gefahren des Irrthums in die sichere Heimath der Kirche, zwar begonnen, aber noch nicht vollendet ist. Haben wir ja nur wenige sichere Merkmale, wer von unsern irrenden Brüdern der einen oder andern Geistesrichtung angehört und wessen Irrthum verschuldet ist oder nicht; wir haben, da die Barmherzigkeit Gottes unendlich ist und auch über die Gränzen des Lebens hinausreicht, kein absolutes und untrügliches Kennzeichen, in Folge dessen wir mit Unfehlbarkeit über das ewige Heil dieses oder jenes Einzelnen sowohl unter den mit der Kirche Verbundenen wie der von ihr Getrennnten entscheiden könnten, zu welchem Richterspruche wir auch in keiner Weise berufen sind. — Endlich ist es auch gewiß, daß wir für alle Irrenden, ja nach dem Beispiele des göttlichen Meisters und seiner Blutzeugen, selbst für die offenen Verfolger der Wahrheit beten sollen und die Liebe gestattet, daß wir uns dem tröstlichen Gedanken hingeben dürfen, in jedem der Getrennten noch dereinst ein Glied der katholischen Kirche zu erblicken. — So wie wir es anderer Seits für die ihr durch die Geburt Angehörigen als eine unerläßliche Bedingung betrachten, mit ihr nicht in einer todten äußerlichen, sondern in einer inneren lebendigen Gemeinschaft zu stehen, wenn sie an ihren Segnungen Theil haben wollen. Dennoch aber ist jenes Bündniß eine Hoffnung, die nach genauer

Erwägung der Verhältnisse heute Niemand mehr theilen kann, der sie früher gehegt haben sollte, und die sich nunmehr als ein Verkennen der Natur und der wahren Quellen des Irrthums erweist.

Es leidet nämlich keinen Zweifel, daß unter einem Theile der heutigen Protestanten, — nachdem viele von ihnen die Gränze, welche den glaubensleeren, naturalistischen Deismus vom Pantheismus und der offenbaren Gottesleugnung trennt, bereits offen überschritten haben, — eine rückläufige Bewegung zur positiven Wahrheit begonnen hat. — Diese muß kraft der innern unabweislichen Consequenz, die in den Dingen liegt, — diejenigen, aber auch nur diese, die eines guten Willens sind, über kurz oder lang auf das Gebiet der Kirche führen. — Die Verfechter der katholischen Wahrheit dürfen sich dieser Bewegung freuen, sie dürfen dankbar sich der mannigfachen Zeugnisse, welche ihnen dieser Theil der Gegner liefert, im Kampfe für die Wahrheit gegen den Unglauben Anderer bedienen, — aber sie dürfen kein Bündniß mit jenen gläubigen Protestanten schließen, das ihnen die Bedingung auferlegte denselben zu verschweigen, in welche Widersprüche sie sich theils mit den Principien der Stifter ihrer eigenen Parthei, theils mit sich selbst verwickeln, und wie sie auf jenem traurigen Standpunkte der falschen Mitte zwischen der vollen christlichen Wahrheit, wie die Kirche sie lehrt, und dem consequenten Unglauben immer in den doppelten Widerspruch kommen müssen, sich der katholischen Wahrheit gegenüber, auf das Feld des Unglaubens, den sie doch verabscheuen, und den Angriffen dieses letzteren gegenüber, auf das Gebiet der kirchlichen Argumente zurückziehen zu müssen. — Daß unter so bewandten Umständen von irgend einer Concession der Kirche und ihrer Verfechter an diese Gegner nicht die Rede seyn könne, würde von selbst einleuchten, auch wenn die Natur des kirchlichen Glaubens nicht schon an sich jedes Handeln und Markten, jedes Zugeben oder Ablassen unbedingt ausschlösse.

So dürfen wir freilich von diesen Gegnern eine entschiedene, aufrichtige, ehrlich gemeinte Vertheidigung mancher Glaubensfätze erwarten, die nach ihrer Versicherung ihnen und uns gemeinschaftlich sind. Wenn sie aber der Kirche, als dem Schlußsteine und der allein sichern Bürgschaft für den Bestand der vollen christlichen Lehre, Glauben und Gehorsam versagen, so kann von einer Annäherung, einem Vergleiche, einer Vermittlung zwischen diesen Gegensätzen bei keinem wahrhaft Gläubigen die Rede seyn und in dieser Hinsicht gilt ohne Einschränkung das Wort: Wer nicht für uns ist, ist wider uns. Wem jener Geist der Selbstverleugnung und Unterwerfung fehlt, wer mit Wissen und Willen der Kirche widerspricht oder ihr vorsätzlich sein Ohr verschließt, — der steht ausser ihr und ausserhalb der Strömung des Geistes, der da lebendig macht, wer aber zur Heerde gehört, der kennt die Stimme des Hirten. — Zwischen beiden Richtungen kann unbeschadet des äussern Friedens keine wechselseitige Gemeinschaft des kirchlichen Lebens und des göttlichen Dienstes seyn und die Schlichtung ihres Handels bleibt vorbehalten bis auf den Tag, wo der Herr wiederkommen wird, um zwischen ihnen und uns zu richten. —

Wer aber dieß verkennt und Friede! Friede! ruft, wo kein Friede ist, täuscht sich selbst, — und sucht eine Mitte, wo es keine gibt. Der wahrhaft Gläubige wird also eine solche Stellung, wie einen bewußten oder unbewußten Abfall, gewissenhaft vermeiden. Daß wir sie jemals einnehmen könnten, wird Niemand erwarten, der überhaupt auf die hier verhandelte Frage ernstlich einzugehen den Willen hat.

Denn auch hier tritt wieder der Gegensatz hervor, der zwischen der bewußten Feindschaft des Herzens und der bloßen Nichtkenntniß der vollen Wahrheit, zwischen der eigentlichen im Willen wurzelnden Häresie und dem bloßen nicht verschuldeten oder entschuldbaren Mißverständniße der Kirchenlehre, obwaltet und die neuesten Zeitereignisse haben merkwürdige

Aeußerungen hervorgerufen, — aus denen wir die Geister erkennen mögen.

Die Berliner „Evangelische" Kirchenzeitung hat sich die Vertheidigung des Christenthums gegen den Rationalismus zur Aufgabe gemacht und Niemand kann leugnen, daß sie, in so weit es ihr eigener, in Allem was die Kirche betrifft, durchaus unklarer und mißlicher Standpunkt gestattete, diesen Kampf mit Geist und überwiegendem Talent geführt hat. — Als auf katholischem Gebiete eine rationalistische Richtung in der hermesischen Philosophie hervortrat, hat sie, was sie freilich ohne schreiende Inconsequenz nicht wohl anders konnte, sich im Sommer des Jahres 1837 mit Entschiedenheit, ja mit Schärfe gegen den Hermesianismus ausgesprochen, dessen semipelagianische Richtung sie schonungslos dem Abscheu ihrer Leser Preis gab. Mangel an Kenntniß der Thatsachen kann ihr also nicht vorgeworfen werden. — So ist es auch kein Geheimniß, was die Richtung, welche in der erwähnten Kirchenzeitung vertreten wird, von der Unterdrückung des kirchlichen Lebens und seiner selbstständigen Entwickelung durch die weltliche Gewalt zu halten pflegt, wo sie selbst der Gegenstand der Beeinträchtigung ist und mit welcher Energie sie z. B. die holländischen Separatisten gegen die dortigen Staatsbehörden vertritt, die sich allerdings im Sinne und Geiste der protestantischen Neologie eine Herrschaft über die Gewissen anmaßen zu wollen scheinen, die ihnen in keiner Weise zusteht. — Aber für die katholische Kirche hat sie anderes Maaß und Gewicht. — Es macht einen tief betrübenden Eindruck, wenn dasselbe Blatt, nachdem die Gewaltthat gegen den Erzbischof von Köln geschehen, Alles, was es in der hermesischen Angelegenheit vor wenigen Monaten noch gesagt, wie alle seine eigenen, früheren, zum Theil sehr richtigen Aeußerungen über die Beeinträchtigungen der Kirchenfreiheit durch die weltliche Gewalt, rein vergißt und mit einer Verleugnung seines bessern Geistes, die uns die Liebe durch die bezeichnenden Ausdrücke zu charakterisiren verbietet, für das Unrecht und die Hinterlist in die Schranken

tretend, mit denen gemeine Sache macht, die sonst seine eigenen bittersten Feinde sind. Gilt es doch an der verhaßten einen, wahren Kirche die tiefe, unversöhnliche Bitterkeit des verjährten Hasses auszulassen! „Aber so schwer ist es für einen evangelischen Landesherrn“ sagt diese „evangelische“ Kirchenzeitung, nachdem sie lange über das Kölner Attentat geschwiegen, in ihrer Nummer vom 24ten Jänner, „sich mit der Römischen Kirche auf einen sichern Fuß zu setzen, daß dieser selbe Erzbischof, seiner ausgezeichneten Eigenschaften ungeachtet, uneingedenk des ihm bewiesenen Vertrauens, des von ihm geleisteten Versprechens, und des besondern Unterthan-Eides, den er dem Könige geleistet hat, in einen scharfen Gegensatz gegen das Gouvernement trat, und sowohl in seinem Verfahren bei den gemischten Ehen, als in seinem Benehmen gegen die Bonner Professoren sich über alle die Schranken hinwegsetzte, welche er als rechtlich feststehend kannte, und die der evangelische Landesherr festhalten zu müßen geglaubt hatte. So wurde denn ein Zusammentreffen der Römischen Kirche mit der Obrigkeit unvermeidlich, denn der evangelische Landesherr konnte dem Erzbischof nicht ein Amt lassen; da, mit oder ohne seine Schuld, ein stets für jeden bösen auswärtigen Einfluß empfänglicher revolutionärer Stoff, eine fortwährende Aufwiegelung der Unterthanen aus einer solchen Art von Opposition hervorgehen mußte. Dieses Zusammentreffen aber konnte nur ein mehr oder weniger gewaltsames seyn, da der Erzbischof keinen Richter in seinen Amts-Funktionen über sich anerkennen durfte. Viele Zeichen der Zeit und namentlich die betrübten Erfahrungen in Belgien und Irland waren wohl geeignet, die Obrigkeit daran zu erinnern, daß sie das Schwert nicht umsonst führte, damit ihre Römisch-Katholischen Unterthanen nicht vergessen gemacht würden, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist“. Dieß also ist die Klage und das Urtheil dieser „gläubigen“ Protestanten über die schwere That. Wie würde es gelautet haben, hätte eine katholische Regierung unter gleichen oder ähnlichen Umständen gegen einen „gläu-

digen“ protestantischen Superintendenten dasselbe unternommen, wozu das preußische Gouvernement sich selbst, so durch das Factum wie durch seine Staatsschriften bekennt? Können die Verfasser der „evangelischen“ Kirchenzeitung, denen es an Geist und Einsicht nicht fehlt, eine solche Anklage gegen den gefangenen Bischof und Bekenner, dem jede Vertheidigung verwehrt ist, mit ihren eigenen Grundsätzen, die sie so oft bei andern Gelegenheiten ausgesprochen, in Einklang bringen, so bleibt uns nichts anders übrig, als von diesem Urtheile Berufung einzulegen an jenen unsichtbaren und unbestechlichen Richter, der in ihrem eigenen Busen wohnt, der ihnen vielleicht in diesem Augenblicke in leisen, kaum vernehmbaren Mahnungen vorhält: es möge doch wohl anders seyn, als sie ihre Leser überreden gewollt, dessen Donnerstimme aber am Tage des schrecklichen Gerichtes ihr Ankläger vor dem Throne des Richters seyn wird, der mit Gerechtigkeit richtet.

Für jeden Katholiken braucht aber hoffentlich der Nachweis nicht weiter geliefert zu werden, daß ein Bündniß der Sache der Wahrheit mit dem Geiste, der Jene treibt, ein Unding sey. Ihre Wege sind nicht unsere Wege; wir können sie bedauern, wir können mit heißen Thränen für ihre Bekehrung beten, wir können uns überzeugt halten, daß auch sie, ohne es zu ahnden und in ganz andrer Weise, als sie in ihrer Verblendung meinen, dem Herrn die Wege bereiten, — aber die Kirche bedarf solcher Helfer und Verbündeten eben so wenig als diese, menschlichem Ansehen nach, Lust und Neigung tragen dürften, es jemals werden zu wollen.

Freilich darf aber auch auf der andern Seite nicht verschwiegen werden, daß andere Stimmen unter den Protestirenden mit Kraft und Entschiedenheit in eben derselben Sache die Parthei des Rechts und der wahren kirchlichen Freiheit genommen haben. Ein reformirter holländischer Prediger hat in einer dortigen Zeitung, wie die öffentlichen Blätter melden, scharfe Worte der Rüge gegen die heuchlerische Freisinnigkeit derer gewagt, welche nur für sich auf Recht und Freiheit drin-

gen, — Worte, die zu den besten und ergreifendsten gehören, die in der Angelegenheit des Erzbischofs von Cöln gesprochen worden sind. Für diese Zeugen der Wahrheit hat die Kirche keinen bessern Wunsch, als daß Gott ihnen zum Lohne ihres Muthes und ihrer Aufrichtigkeit geben wolle, was zu ihrem ewigen Heile gereicht. Sie flucht auch jenen nicht, die anders denken und handeln, aber beiden gegenüber muß die Kirche und jedes wahre Glied derselben kein haarbreit von der geoffenbarten, durch die Kirche überlieferten Wahrheit weichen, die allein, was der Irrthum als solcher nicht vermag, seelig machen kann.

Betrachten wir dagegen das Feld der weltlichen, wissenschaftlichen Bestrebungen in unserm Vaterlande, so wäre es ein offenbares Verkennen der wahren Lage der Dinge, wenn man in Abrede stellen wollte, — daß Geist, Talent und tüchtiges Wissen nichts weniger als nach den kirchlichen Confessionen vertheilt und geschieden sind. — Es wird uns hoffentlich Niemand der ungerechten und geistlosen Partheilichkeit fähig halten, als wollten wir die tüchtigen und verdienstlichen Leistungen protestantischer Gelehrten, — so wie die Gesinnung, die nicht Wenige derselben beseelt, leugnen, verkleinern oder gering schätzen. Ein solches Verfahren wäre eben so engherzig, als es einer tiefern oder großartigen Auffassung des Geistes der Kirche in keiner Weise gemäß erschiene. Freilich ist es einer unserer Hauptzwecke, der katholischen Wissenschaft in Deutschland ein dienendes Werkzeug mehr zu verschaffen, — aber dieser Vorsatz schließt die volle, freie Anerkennung des Guten nicht aus, auf welchem Gebiete es sich auch finden möge. Die Kirche will nichts als die Wahrheit und dient nur der Wahrheit, nicht der Ehre oder dem Eigennutz der Menschen; dafür dient aber auch jede unverfälschte und unverstümmelte Wahrheit ihrerseits wiederum der Kirche, selbst ohne alle Absicht dessen, der sie entdeckt oder verbreitet. — Insbesondere gilt dieß von der Geschichte. Da heutzutage beiderlei Richtungen, die der Wahrheit wie die des Irrthums und der Lüge

ihre Organe besitzen, die sich wechselseitig beargwohnen und mit kritischem Auge die Angabe des Gegners prüfen, um jede Lücke zu ergänzen, jede schwache Stelle auszuspüren, da ferner die Zeit gekommen ist, wo allmählig die verborgensten Geheimnisse aus dem Moder der Archive wieder an das Licht des Tages treten, — wäre es Thorheit an eine Verheimlichung dessen, was man lieber aus der Geschichte wegwünschte, auch nur denken zu wollen. — Was Gott geschehen ließ, dürfen auch wir dreist bekennen und eingestehen, da weder die ewige, unantastbar heilige Wahrheit noch die Kirche, als die Säule und Grundfeste derselben auf Erden, durch Aufdeckung der Irrthümer und Sünden der Menschen Schaden und Abbruch leiden kann. — Also Wahrheit, — volle uneingeschränkte Wahrheit, — aber auch Wahrheit gegen Freund und Feind. Ja wir sehen es als eine Schuldigkeit an, gegen die Vergehen unserer Freunde nachsichtsloser zu seyn, aus demselben Grunde, warum man gegen sich strenger als gegen andere seyn soll und weil hier die Entschuldigung der Nichtkenntniß nicht statt finden kann. — Dann aber sey es uns auch erlaubt, unsern protestantischen Zeitgenossen die Geschichte ihrer eigenen Parthei vorzuhalten, — nicht um sie zu kränken oder zu erbittern, sondern um den Entstellungen und gehäßigen Anklagen, die von den Ihrigen ausgehen, den ruhigen leidenschaftslosen Bericht, wie Alles sich in Wahrheit zugetragen, vor Augen zu stellen. — Zwar ist auch hier von denen, die eine Vermittelung für möglich hielten, die Aufforderung gestellt worden, daß man der Persönlichkeit der Männer, die jene für Reformatoren halten, nur glimpflich mit der Leuchte der Geschichte nahetreten dürfe und sich hüten müße, einen Schatten auf die Motive zu werfen, von denen die Leiter der Bewegung vor drei Jahrhunderten selbst getrieben wurden, damit ihre heutigen Jünger nicht durch die unangenehme Wahrheit schmerzlich berührt, sich in noch höherem Grade gegen die Kirche verhärten möchten. — Wir leugnen nicht, daß solchem Ansinnen nicht selten eine aufrichtige Besorgniß um das Heil der

Irrenden und das ehrenwerthe Streben zum Grunde liegen möge, die Schuld derselben durch rücksichtsloses Aufdecken der sorgsam verhehlten geschichtlichen Wahrheit nicht noch zu vergrößern. — Allein das Amt und die Pflicht dessen, der seine Bestrebungen der Geschichte zuwendet, scheint uns hoch über allen, selbst über den edelsten und mildesten Absichten zu stehen. — Er soll ein Zeuge seyn vor dem Weltgerichte der Geschichte und hat keine andere Pflicht, als die Wahrheit zu bekennen, ohne Haß aber auch ohne Furcht irgend einer Art. — Diese Wahrheit soll er nicht schwärzen, aber auch nicht schön färben wollen. — Er soll sie aussprechen, wie sie in seinem Gemüthe sich abspiegelt und nur darüber möge Jeder wachen, daß keine Leidenschaft und kein Haß irgend einer Art, selbst nicht der des Unrechtes und der Lüge, den Spiegel seiner Seele trübe. Wer dann vor dem Glanze der Wahrheit erblindet, wer sie nicht ertragen kann und wem sie statt zur Auferstehung zu noch tieferm Falle gereicht, den richtet die Wahrheit durch sich selbst, nicht der Mensch, der sie verkündet. —

Und in dieser Weise haben wir uns vorgesetzt, der Wahrheit auf dem wissenschaftlichen und insbesondere auf dem geschichtlichen Gebiete zu dienen.

Das staatsrechtliche Verhältniß der christlichen Confessionen der heutigen Zeit und in Deutschland kann sowohl in Hinsicht auf die Theorie als auf das praktische Leben betrachtet werden. Daß jene von vielen heutigen Protestanten richtig erkannt wird, daß auch unter ihnen trotz der Verwirrung der Begriffe, die über die heutige Welt gekommen, eine große Zahl wahrhaft rechtlich gesinnter Männer der Revolution und dem Despotismus in gleichem Maaße abgeneigt ist, und daß diese Richtung in neuern Zeiten auf eine erfreuliche Weise an Anhängern gewonnen hat, dieß steht als unbestreitbare, aller Anerkennung würdige Thatsache fest. Unter denen, die auf diesem Gebiete stehen, gibt es allerdings auch solche, die diese rechtliche Gesinnung bis auf die Kirche aus-

dehnen und ohne den Glauben derselben zu theilen, nach dem Gesetze der natürlichen Gerechtigkeit ihr dieselbe Freiheit und dasselbe Recht zugestehen, was sie im gleichen Falle für sich in Anspruch nehmen. — Auf diesen, — und es sind der Natur der Sache nach dieselben, die wir oben erwähnt, die keine Feindschaft und Bitterkeit gegen den Glauben der Kirche hegen, — ruht unsere Hoffnung für die politische Zukunft unsers Vaterlandes, denn mit ihnen ist eine Vereinigung und Verständigung auf diesem äußern Rechtsgebiete wohl möglich und die Basis zu einer solchen ist in Deutschland, durch die Geschichte wie durch die Verhältniße der Gegenwart, von selbst gegeben. — Es gab eine Zeit, wo beide Theile mit den Waffen in der Hand den Streit zu schlichten strebten, der von der innern Spaltung unzertrennlich war; in diesem Kriege war die Hoffnung der Katholiken, wie die ihrer Gegner, auf gewaltsame Unterdrückung der Andern gerichtet, und beide Theile setzten die Möglichkeit voraus auf, diesem Wege des Glaubens der Gegner Herr zu werden, bei dessen freier Gestattung sie sich der fremden Sünde theilhaft zu machen fürchteten. — Nach dieser Zeit ist eine andere gekommen, und die einzelnen Länder haben jedes ein anderes Schicksal gehabt; in England und in den skandinavischen Reichen überwog der Protestantismus, in den romanischen Ländern ward die Neuerung ausgestoßen, in unserm deutschen Vaterlande blieb die Wage im Gleichgewicht und das Resultat des hundertjährigen Kampfes war die Parität der Confessionen vor der Reichsstaatsgewalt. Diesen Frieden hat nicht die Willkühr der Menschen, sondern die Macht der Dinge geschlossen, ihn recht zu begreifen, ihn aufrecht zu erhalten, ihn weiter auszubilden, ihn gegen die indifferentistisch-revolutionäre, alles Christliche auflösende Strömung, wie gegen den Absolutismus zu schirmen, der den nackten Willen der Staatsgewalt als Gesetz und Norm der Kirche aufzwingen und in geistlichen wie in zeitlichen Dingen mit herrischer Willkühr gebieten will, das ist die Aufgabe der Gegenwart. — Wer von den Mitgliedern der pro-

antischen Bekenntniße hierzu ehrlich und aufrichtig die Hand
ten mag — dem kann mit derselben Offenheit die Zusiche-
ig gegeben werden, daß auch wir nur in dem auf der Ba-
des gleichen Rechts der Confessionen geschlossenen Kirchen-
den das Heil von Deutschland sehen, daß wir jeden ge-
ltsamen oder hinterlistigen Bruch dieses Friedens zu Gun-
t der einen oder anderen Confession verabscheuen, daß wir
hts sehnlicher wünschen, als im Sinne und Geiste dieser
rität die Punkte geschlichtet zu sehen, die seit der Auflö-
ig des Reichs und der Zerrüttung der ältern Landes-Ver-
sungen neuer, ordnender Bestimmungen und mit beidersei-
er Uebereinstimmung getroffener Festsetzungen bedürfen. In
her friedlichen Einigung, die, wenn der leidenschaftliche
ß gegen die Kirche von der Berathung ausgeschloßen würde
d sonst die rechten Persönlichkeiten sich zusammen fänden,
keiner Weise unmöglich wäre, erblicken wir allein das Heil
: Deutschlands nächste und entferntere Zukunft; in der ent-
gengesetzten Richtung, in der Unterlaßung der durch die Zeit
botenen, billigen und friedlichen Hebung der Beschwerden,
der Fortsetzung der Versuche zur Untergrabung und Ver-
htung der Freiheit der katholischen Kirche und ihrer Beken-
r, auf welche eine zahlreiche in allen Ländern Europa's ver-
eigte Faction rastlos hinarbeitet, können wir nur ein um
tiefer greifendes, Alles zerstörendes Unheil sehen, — als
sich heute nicht mehr, wie im 16ten und 17ten Jahrhundert,
i den Kampf der Katholiken und Protestanten allein han-
lt. Damals schon stand der Türke vor den Thoren der abend-
ndischen Welt, heute ist die Gefahr viel näher und drin-
nder. — Der Feind ist mitten unter uns, — die anarchi-
e Revolution mit allen ihren Gräueln wartet nur auf den
oment, wo etwa das unter der Asche glimmende Feuer des
ten Zwistes, an dem das deutsche Reich zu Grunde gegan-
n, wieder in hellen Flammen aufschlüge, um dann an bei-
n Theilen unbarmherzige Rache zu üben.

Darum werden wir jede Gemeinschaft der Ideen und der

Interessen zwischen der Revolution und unsern, durch ungerechte Bedrückung gereizten und mißstimmten katholischen Brüdern, mit Entschiedenheit ablehnen und bekämpfen; wir werden aber auch freimüthig und unumwunden zeigen, wie manche Fractionen der protestantischen Parthei im offenen oder geheimen Bündniße mit jenem Feinde stehen und wieder andere durch ihre absolutistischen Neigungen und Vorurtheile die Verhältnisse diesem Abgrunde entgegen treiben; so wie wir auch der Gerechtigkeit gemäß mit derselben Entschiedenheit gegen die ungläubigen Mitglieder unserer eigenen Kirche auftreten werden, die im Interesse der Revolution am Umsturze des Christenthums bewußt oder unbewußt mitarbeiten. Wir werden endlich nicht verschweigen, wie die Glaubensspaltung selbst die Wurzel und Mutter jener unvermeidlichen Consequenzen der Revolution und des Absolutismus war, unter deren gewaltsamem Hin- und Herzerren der Boden, auf dem das europäische Staatsgebäude ruht, zusammen zu brechen droht.

Nachdem wir uns also im kirchlichen wie im wissenschaftlichen Gebiete offen und unumwunden gegen jede Vereinigung ausgesprochen, die ein Aufgeben oder ein Verschweigen der Wahrheit von unserer Seite verlangte, im staatsrechtlichen aber uns ebenso entschieden für die gemeinschaftliche Aufrechthaltung des Friedens und die Heilighaltung der gegenseitigen Rechte verpflichtet, bleibt uns die Erklärung noch übrig, daß wir von dem rein menschlichen Standpunkte aus, der jene drei Gebiete als der allgemeine befaßt, nie vergessen wollen, daß die Getrennten und die Irrenden unsere Brüder sind, denen wir in jeder Noth des Lebens beistehen und liebreich begegnen sollen, stets eingedenk, daß die katholische Barmherzigkeit keinen Unterschied der Confession kennt. Daß wir daher auch nicht nur den äußeren staatsrechtlichen Frieden aufrecht erhalten wünschen, sondern es als eine heilige Pflicht ansehen: jede Polemik und vor allem die in göttlichen Dingen, bei der größten Entschiedenheit in Betreff der Lehre, doch im Geiste der Liebe und des Friedens, der ja das Ziel aller christlichen Polemik

seyn soll, ohne Bitterkeit und Haß zu führen. Uns und unsere Schwächen und Fehler mit Geduld und Nachsicht zu ertragen und wenn wir gethan haben, was in unseren Kräften steht, das Uebrige Gott anheimzustellen, das erkennen wir als die einzige wahre Toleranz, die dem katholischen Glauben nicht nur nicht entgegen ist, sondern die er als eine Pflicht seinen Mitgliedern auferlegt.

Deshalb also beschuldige Niemand die heutigen Verfechter der katholischen Wahrheit, daß sie, wenn auch nicht den Krieg der Waffen, so doch den der Geister und dessen gesellige und literarische Consequenzen wollten. — Noch einmal: Wir sind es nicht, die diesen Gegensatz in die Welt gebracht, wir erkennen nur, weil wir müssen, ein Factum an, welches unsre Gegner selbst gesetzt haben. — Weil aber dieser Gegensatz besteht, muß er sich durchkämpfen bis das Maaß erfüllet ist; dieß zu hintertreiben oder abzuwenden ist keiner irdischen, auch nicht der absolutesten Macht gegeben. Aber jeder sehe wohl zu, auf welcher Seite er steht und daß sein Kampf nicht ein Widerstreben gegen den Geist der Wahrheit werde, der diejenigen, welche sich gegen ihn erheben, mit dem Athem seines Mundes spurlos zu verwehen pflegt, also daß ihres Namens Gedächtniß nur als Denkmal der Rache Gottes in der Geschichte stehen bleibt.

Diese offene Erklärung über die Stellung, welche wir in jeder der drei im Eingange erwähnten Beziehungen denen gegenüber einzunehmen gedenken, die nicht unsers Glaubens sind, durften wir sowohl denen, auf deren Beistimmung wir rechnen, wie andrerseits den Gegnern unserer Sache nicht vorenthalten. — Denn die ernste Zeit, in der wir leben und die noch gewaltigere, an deren Schwelle wir stehen, verlangt rücksichtslose Offenheit. Wer unsere Gesinnungen nicht theilt, soll uns wenigstens nicht den Vorwurf machen können, daß wir sie verhehlt hätten.

III.

Alexander III. und Friedrich I. zu Venedig.

Es ist in neuester Zeit wiederum viel von der Ueberhebung kirchlicher Macht über die weltliche die Rede gewesen; eines derjenigen Beispiele, welches öfters in dieser Hinsicht als Beweis dafür gebraucht wird, möge in den folgenden Zeilen einer nähern Beleuchtung, auf Grund der historischen Zeugnisse, unterworfen werden.

Nur wenige Augenblicke in der Geschichte des Mittelalters gleichen dem der Aussöhnung Kaiser Friedrichs I. mit Papst Alexander III. Nach achtzehnjährigem Kampfe ward Friede geschlossen zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, und die Kirche feierte einen ihrer schönsten Sabbathtage. Der 24ste des Julius 1177 war dieser glückliche Tag, Venedig die glückliche Stadt, die Zeuge dieser Feier war. Historiker und Dichter haben jenen Moment, wo Friedrich zur Einheit der Kirche zurückkehrte, geschildert, die Sage hat sich seiner bemeistert und hat der Kunst die Farben geliehen, damit auch sie der Nachwelt davon die Kunde bringe. Vernehmen wir das Zeugniß der Geschichte. —

In das Erbtheil der Heinriche war das Geschlecht der Hohenstaufen getreten; den Streit mit der Kirche, der unter Lothar und Konrad geruht, nahm Friedrich, stolzen Sinnes, wiederum auf. Im Gefühle seiner Macht, im Bewußtseyn seiner geistigen Kraft, begann er diesen Kampf. Ihm, dem Helden, stand ein Held gegenüber. Doch nicht wollen wir mit neueren Schriftstellern dieses Papstes Größe dadurch bezeichnen, er sey würdig seines Gegners gewesen; nicht Friedrich ist die Sonne, um die sich Alles dreht, die Kirche ist's, und Alexander war der ihrer würdige Streiter. Aber anerkennen wollen wir, daß vor Gregor VII. Alexander durch die Person

seines Gegners begünstigt war; er fand einen Widersacher, der trotz aller Feindseligkeit, die er gegen die Kirche geübt, doch sein Herz durch die Strahlen der göttlichen Gnade erwärmen ließ, der, ein ächter deutscher Mann, wohl irren und fehlen, aber auch bereuen konnte. Als Friedrich wirklich sich mit der Kirche ausgesöhnt, da war es ihm in seiner ganzen Seele Ernst; über den Sinn des Büßers von Canossa, als der Papst ihn von dem Banne löste, mag nicht geurtheilt werden, ihn richten seine Werke. —

Im Jahre 1152 einstimmig zum Könige der Deutschen gewählt, begab sich Friedrich nach Italien, um hier an heiliger Stätte von Papst Hadrian IV. das kaiserliche Diadem zu empfangen. Allgemeine Sitte der Zeit erheischte es von ihm, seine persönliche Ehrerbietung gegen das kirchliche Oberhaupt der Christenheit dadurch zu bezeigen, daß er ihm, zu Rosse steigend, den Stegreif hielt. Dieser symbolischen Handlung, welche seine Vorfahren im Reiche dem Papste erwiesen, weigerte sich Friedrich; wäre man sogar geneigt, dieselbe für wenig bedeutend zu erachten, so verrieth der König damit doch, daß er geblendet war von dem Schimmer seiner Macht, und daß die Demuth in seinem Herzen keine Wohnung genommen hatte. Nach langem Verhandeln fügte sich Friedrich in das Herkommen und empfing vom Papste die Kaiserkrone. „Gerne würde ich dir noch größere Wohlthaten, als diese, erzeigt haben,“ bemerkte Hadrian dem Kaiser späterhin in einem Schreiben, welches das Unglück hatte, so sehr den Zorn desselben zu erregen, daß die Cardinäle, welche es überbracht, fast ein Opfer ihrer Botschaft geworden wären. Durch das Wort Beneficia (Wohlthaten) war Friedrichs Zorn entflammt worden, da er also es verstand, als ob damit der Papst ihn seinen Vasallen genannt. — Als Friedrich darauf im Jahre 1158 nach Italien gekommen war, verführte ihn sein herrischer Sinn, von dem Pfade des Rechts abzulenken und die breite Bahn der Willkühr zu verfolgen. Nicht nur die Städte der Lombardei, lang begründeter Freiheit genießend, sollten

die Schwere seines Armes empfinden, sondern, seines Eides uneingedenk, wendete er sich auch gegen das Besitzthum des Papstes; die Mathildinischen Güter wurden von ihm verliehen und das Erbe des heil. Petrus der Schatzung unterworfen. Die Spannung unter den beiden Oberhäuptern der Christenheit nahm immer mehr zu, und Papst Hadrian soll im Begriffe gestanden haben, über den Kaiser den Bann auszusprechen. Der Tod des Papstes verhinderte dieß, aber gab die Veranlassung zu einer folgenreichen Gewaltthat Friedrichs.—

In gesetzlicher Weise war von den Cardinälen Roland Bandinelli zum Papste gewählt worden; er nannte sich Alexander III. Dem Kaiser war er wegen seines festen kirchlichen Sinnes bekannt, und als Ueberbringer der oben erwähnten Botschaft Hadrians verhaßt; ihm lag daran, einen seinen Wünschen fügsameren Mann den päpstlichen Stuhl besteigen zu sehen. Daher hatten seine Legaten sich bemühet, die Wahl des Cardinals Octavianus durchzusetzen, es war aber nur gelungen, zwei Stimmen für denselben zu gewinnen. Dessenungeachtet erkannte Friedrich diesen, der sich Victor II. nannte, als Papst an, während der rechtmäßige Nachfolger des Apostelfürsten flüchtigen Fußes Italien verlassen mußte. So begann jener achtzehnjährige Kampf, zugleich von großer politischer Bedeutung, denn vom Kaiser in ihrer Freiheit bedroht, hatten die Lombarden, als päpstlicher Vasall, König Wilhelm von Neapel, für seinen Lehensherrn zu den Waffen gegriffen; seiner eigentlichen Natur nach war es aber ein kirchlicher Kampf, da Friedrich ihn durch das Unheil des Schismas, welches er über die Christenheit gebracht, herbeigeführt, und die dadurch entzündete Flamme genährt hat. Jetzt wurde über ihn, der die Einheit der gleich Christi Gewand untheilbaren Kirche zerrissen, und über seinen Gegenpapst von Alexander der Bann ausgesprochen. Aber des Kaisers Herz war lange Zeit hindurch so verhärtet, daß selbst die zweimalige Mahnung des Todes, welcher die von Friedrich eingesetzten Afterpäpste vor den göttlichen Richterstuhl rief, ihn dennoch

nicht erweckte. Da traf Gottes Hand den Kaiser selbst; er sah sein Heer in der Schlacht von Legnano durch die Lombarden vernichtet, und nach einem schweren Kampfe, den er mit dem langgenährten Stolze in seinem Innern bestanden, siegte Friedrich über sich, und also triumphirend feierte er selbst den Triumph der Kirche.

Alexander, von der Christenheit als rechtmäßiges Oberhaupt anerkannt, hatte in Frankreich eine gastliche Zufluchtsstätte gefunden, und war nunmehr nach Italien zurückgekehrt. Ihm, einem der größten Päpste, der durch seine Weisheit, Mäßigung und Unerschütterlichkeit glorreich den Kampf für die Freiheit der Braut Christi ausgestritten hatte, ihm ward nun auch selbst die Freude zu Theil, den heimkehrenden Sohn der Kirche wiederum in den Frieden derselben aufzunehmen.

Diese Rückkehr geschah, wie Alexander es den um ihn zu Ferrara versammelten Bischöfen frohen Herzens verkündigte, auf den Antrieb Dessen, der den Willen der Fürsten nach seinem Wohlgefallen lenkt, und über die Herzen der Könige, wie er will, ordnet und verfügt; auf dessen Antrieb wünschte der römische Kaiser, welcher das Wort des Friedens zu hören nicht vermochte, umgewandelt in einen andern Mann, jetzt selbst den Frieden und verlangte die Eintracht der Kirche, welche er mißachtet hatte, mit Begier. Dankerfüllt rief Alexander aus: „Gepriesen sey die Ehre des Herrn an Seiner heiligen Stätte; denn siehe der Stein, den die Bauleute verworfen, ist geworden zum Eckstein, und ist gestellt auf die Zinne der Kirche. Nicht durch einen Menschen, durch Gott ist dieß geschehen und wunderbar ist es in unsern Augen, daß ein greiser waffenloser Priester dem deutschen Zorne widerstehen und ohne Krieg die Gewalt des Kaisers überwinden konnte. Dieß glauben wir ist aus der offenbaren Fügung Gottes hervorgegangen, damit der menschliche Hochmuth dessen gedenke und die ganze Welt es anerkenne, daß wider Gott zu streiten unmöglich sey, und Niemand wage, Seiner Macht ent-

gegen zu seyn. Denn Gott allein herrscht in dem Reiche der Menschen und giebt es, wem er will." —

Alexander begab sich darauf nach Venedig, und nachdem im Voraus die Bedingungen des Friedens im Allgemeinen festgestellt worden waren, sendete er dem Kaiser, der sich bis Chioggia genähert hatte, mehrere Schiffe zum Empfange entgegen. Er selbst aber verfügte sich am Sonntage in der Frühe — es war am Tage vor dem Feste des heiligen Jakobus — nach der Kirche des heiligen Markus, und ordnete mehrere Cardinäle und Bischöfe an den Kaiser ab, die ihn im Namen des Oberhauptes der Kirche von den Fesseln des Bannes lossprechen sollten. Dieß geschah, und nach dem Vorgange Christians, den Friedrich zum Erzbischofe von Mainz eingesetzt hatte, schwuren sämmtliche Prälaten, die sich um den Kaiser befanden, daß sie nur Alexander als den rechtmässigen Papst anerkennen wollten.

Ziani, der Doge von Venedig, sobald er vernommen, daß Friedrich vom Banne gelöst war, eilte ihm zu Schiffe entgegen, begleitet von einer großen Menge des Klerus und des Volkes. Der Kaiser bestieg das herzogliche Schiff und ward auf demselben bis an das Ufer des St. Markusplatzes geführt. An der Kirche selbst harrte der Papst, mit ihm der Patriarch von Aquileja und viele andere Bischöfe; da nahte Friedrich, vor ihm her in feierlichem Zuge der Doge nebst Geistlichkeit und Volk mit Kreuz und Fahnen.

Von dem Hauche der göttlichen Gnade berührt, konnte Kaiser Friedrich seine Gefühle nicht länger beherrschen; er erkannte in dem priesterlichen Greise die Allmacht Gottes; den kaiserlichen Purpur warf er von sich und stürzte hin zu den Füssen Alexanders. Dieser hub ihn auf und empfing ihn mit dem Kusse des Friedens, laut jubelnd aber stimmte der deutschen Sänger Chor den Hymnus: „Herr Gott dich loben wir" an. Friedrich ergriff des heiligen Vaters Rechte, führte ihn in die Kirche, empfing von ihm den Segen

und begab sich dann — so glücklich wohl noch nie zuvor — in die ihm gastlich bereitete Wohnung.

Der Bitte des Kaisers gemäß verhieß noch an dem Abende des freudigen Tages der Papst am folgenden Morgen zu St. Markus die heilige Messe zu lesen. Da wollte Friedrich die Demuth, welche er Gott liebend in sein Herz aufgenommen, auch durch die That bewähren. Seinen kaiserlichen Mantel legte er ab, nahm den Stab zur Hand, vertrieb als Marschall die Laien aus dem Chor und harrte an der Thüre der Sakristei des Papstes, der in frommem Gebete zu dem heiligen Opfer versammelt war. Dann öffnete er die Pforte und ging, dem Papste den Weg bereitend, voran, als dieser feierlich zum Altare schritt; mit den Erzbischöfen und Bischöfen wohnte der Kaiser im Chore der heiligen Handlung bei. Nachdem das Evangelium verlesen, betrat Alexander die Kanzel und hielt einen erbauenden Vortrag; Friedrich trat näher hinzu; der Papst aber, indem er die Aufmerksamkeit des Kaisers wahrnahm, ließ ihm vom Patriarchen von Aquileja seine Worte in's Deutsche übertragen. Dann ward das Credo gesungen, worauf der Kaiser mit den Fürsten vor Alexander niederkniete und seine Oblationen darbrachte. Als nach Beendigung der heiligen Messe der Papst heimkehrte, führte ihn der Kaiser zuerst bis zur Pforte der Kirche, dann aber, da Alexander den weißen Zelter besteigen wollte, schritt Friedrich hinzu, um ihm den Stegreif zu halten, führte dann noch das Roß eine Strecke weit am Zaume, empfing des heiligen Vaters Segen und kehrte fröhlichen Sinnes heim.

Des Kaisers edles Herz und seine Demuth, das Gefühl seiner Schuld und doch zugleich seiner Würde gab sich auf eine rührend schöne Weise auch in der großen Versammlung kund, welche am ersten August gehalten und die Schlußhandlung des Friedens bildete. Auf erhabenem Sitze hatte Alexander, ihm zur Rechten Friedrich, zur Linken der Stellvertreter König Wilhelms von Sicilien, der Erzbischof Romuald von Salerno, Platz genommen. Diesem verdankt die Nach-

welt die ausführlichste Kunde über alle jene Begebenheiten, namentlich hat er die Reden des Papstes und des Kaisers aufbewahrt.

„Dieß ist, geliebteste Brüder, begann Alexander, der Tag, welchen der Herr gemacht hat; seiner wollen wir uns erfreuen, denn unser Sohn der erhabene Kaiser der Römer war gestorben und ist wiederum aufgelebt, er war verloren und ist wiedergefunden. Denn nachdem seinem Herzen der Strahl göttlicher Klarheit geleuchtet hat, und alle Dunkelheit der Falschheit entwichen ist, ist er zurückgekehrt von dem Irrthum zur Wahrheit, von der Finsterniß ist er zum Lichte hinübergegangen, von der Trennung ist er zur Einheit gekommen, und seiner Mutter, der Kirche, ist er gleich einem verirrten Schafe zugeeilt. Es erhebe sich daher der Gläubigen Andacht, denn heute hat der Vater seinen jüngern Sohn wieder aufgenommen, es hat das römische Reich einen katholischen Kaiser wiedergewonnen; die mütterliche Kirche hat das entblößte Schwert wiederum in die Scheide gesteckt; das Schiff des erhabenen Fischers, welches wegen der Schuld der Menschen in dem Wirbelwind widriger Ereignisse fast untergegangen wäre, ist jetzt, nachdem die Stürme sich gelegt, an ein sicheres Ufer und zu dem Hafen wahrer ungestörter Ruhe gelangt.“

In solchen und ähnlichen Worten bezeugte der Papst seine Freude über das glückliche Ereigniß, das sie Alle in Venedig versammelt; nach ihm nahm Friedrich das Wort und ließ sich in deutscher Sprache also vernehmen:

„Es thut unserer Majestät sehr wohl, daß der allmächtige Gott, in dessen Hand die Herzen der Fürsten stehen und der ihren Willen und ihre Rathschläge lenkt, die Reinheit unsers Gewissens anschauend, aus verschiedenen Theilen der Welt umsichtige und verständige Männer in dieser Versammlung gegenwärtig seyn lassen wollte, damit dieselben unsern Irrthum und unsere Bekehrung, wie wir selbst es gesehen, erkennen und heimkehrend, öffentlich die Ergebenheit,

die wir gegen die Kirche an den Tag legen, verkünden. Die ganze Welt möge es wissen, daß, obgleich wir in der Würde und der Herrlichkeit des römischen Kaiserthums glänzen, diese römische Würde doch nicht die menschliche Gebrechlichkeit von uns nahm, noch daß die kaiserliche Majestät den Fehler der Unwissenheit ausschloß. Denn auf Anstiften böser Menschen sind wir in der Finsterniß gewesen und indem wir glaubten, den Weg der Wahrheit zu gehen, haben wir uns außerhalb der Pfade der Gerechtigkeit angetroffen. Denn siehe, gegen die Kirche Gottes, welche Wir zu vertheidigen glaubten, haben wir Krieg geführt, und die wir zu erheben hofften, haben wir beinahe zu Grunde gerichtet. — So ist es geschehen, daß Der, welcher auf das Niedere herabschaut, und das Hohe von Ferne erblickt, unsere Macht und des Gegentheils Demuth erwägend, nach seiner Art die Mächtigen von ihrem Sitze herabgesetzt, und die Demüthigen erhöhet hat. Aber weil die göttliche Milde uns zu unserer Besserung, eine Zeitlang hat irren, aber uns doch nicht auf immer von dem Wege hat abweichen lassen, möge diese Schaar der Gläubigen erkennen, daß wir hinfüro, da wir den Irrthum verwarfen, zur Wahrheit, von dem Schisma zur Einheit zurückgekehrt, und dankbar in den Schooß unserer heiligen Römischen Kirche hineingekommen sind." —

So also sprach Friedrich, der große deutsche Kaiser! Immerhin mag man ihn als Kriegshelden zum Vorbilde aufstellen, ein weit größeres Vorbild ist er in seiner Demuth. O hätten so immer Alle gesprochen und gehandelt, die der Kirche Wunden geschlagen! „Die ganze Welt möge es wissen, daß wir geirrt haben," mit diesem Worte, mit diesem Bekenntnisse hat Friedrich mehr gewonnen, als durch alle seine Siege, mit diesen Worten hat er — wir dürfen es hoffen — vor Gott für das Unrecht, das er bisher geübt, Gnade gefunden.

Nachdem der Kaiser seine Rede geendet, ward der Friede verlesen und von allen Seiten beschworen. —

So und nicht anders war der Hergang der Dinge in je-

nen Tagen zu Venedig; die dem Stolze der mächtigen Lagunenstadt schmeichelnde Sage hat vieles ausgeschmückt; sie ließ Venetiens Krieger den Kaiser zur See besiegen, seinen Sohn gefangen nehmen und um das Ansehen des Dogen hoch empor zu heben, ward Friedrich gegen ihn in den Schatten gestellt und mußte, statt den Kuß des Friedens vom Papste zu empfangen, unter dessen Fuß den Nacken beugen. Doch lange schon hat die Sage, gleich einem flüchtigen Nebelgewölk vor den Strahlen der Sonne, vor der Wahrheit der Geschichte weichen müssen, und es wäre an der Zeit, dieses Recht ihr ungestört angedeihen zu lassen.

IV.

Zum ersten April.

Scherz und Ernst.

Die Welt ist gegenwärtig erstaunlich ernsthaft, und doch ist's ihr mit so Wenigem ein rechter Ernst. Und wenn das so fortgeht, dann fürchte ich, werden die Kinder nächstens mit einem Gesichte geboren, das ganz so lang ist, wie es ein nordamerikanischer Separatist machen soll, wenn er am Sonntag gesenkten Hauptes durch die lautlosen, ausgestorbenen, mit Ketten gesperrten Straßen zu seinem Tempel zieht, als ob er dort die Coupons seiner Obligationen mit dem lieben Gott zu discontiren hätte, nachdem er die ganze Woche über mit seinen Nebenmenschen; das heißt den Gläubigern unter ihnen, discontirt hat.

Und wenn man dann die Hochzuverehrenden mit den ernsthaften Gesichtern fragt, was sie denn so erstaunlich Ernsthaftes und Eiliges zu thun haben, dann fällt die Antwort ohngefähr eben so aus, wie die jener unglücklichen Opfer der unseligen englischen Fabriktyrannei, die auf Befehl des Par=

laments gerichtlich vernommen, unter Anderem Folgendes aus- sagten: „Wie alt wart Ihr, so lautete die erste Frage, als ihr, auf lange Stunden gesetzt, die Nachtarbeit antratet?" Der Arme antwortete: „ich war beinahe vierzehn Jahre alt. Da fieng ich denn Montags um ein Uhr an und machte fort bis Dienstags zwölf Uhr. Mit der Erholung aber wurde es also gehalten: von Morgens ein Uhr arbeiteten wir bis fünfe, und hielten dann eine halbe Stunde zur Erfrischung inne, dann machten wir wieder fort bis acht Uhr, zur Frühstückenszeit: da hatten wir eine halbe Stunde, und dann machten wir fort bis zwölf Uhr und hatten eine Stunde zum Mittagessen, und dann machten wir wieder fort bis fünf Uhr und hatten eine halbe Stunde zum Trinken, und dann fingen wir um halb sechs an; wenn wir Lust hatten, konnten wir um neun inne halten und dann eine halbe Stunde frei haben; wir dachten aber, es sey am besten, anderthalb Stunden aneinander zu haben, die wir um halb Zwölf haben konnten; so machten wir denn fort von halb sechs an, hielten um halb zwölf inne und ruhten anderthalb Stunden; dann machten wir wieder fort bis fünf Uhr, und hielten dann eine halbe Stunde ein; dann machten wir wieder fort bis zur Frühstückenszeit, wo wir eine halbe Stunde hatten; dann bis zwölf Uhr, zur Mittagessenszeit, da hatten wir eine Stunde; endlich hielten wir wieder um fünf Uhr, Dienstags Nachmittags, eine halbe Stunde lang zum Trinken inne; dann machten wir fort bis halb zwölf, und dann setzten wir ab bis Mittwoch Morgens fünf Uhr. So ging es fort und fort bis Samstags Nachmittags, an dem wir keine Trinkenszeit hatten und es selten dahin bringen konnten: daß wir dann aufhörten, wie die Andern!" Bei den immer wiederkehrenden Worten: dann machten wir fort, dann machten wir fort, glaubt man die Räder und Walzen der Maschinen, die freilich keinen Hunger und keinen Durst, auch kein Verlangen nach Ruhe haben, zu hören, wie sie sich fort und fort drehen, und denen die Unglücklichen angeschmiedet sind, und ihr Herzblut im

Schweiße ihres Angesichts vergießen, damit ihr Oberlehns-herr die Concurrenz halten kann. Und doch ist dies das Leben so vieler, obgleich sie nicht in den Fabriken sitzen; auch sie mühen sich ab, und halten die Maschine die ganze Woche Tag und Nacht im Gange, und am Samstag gelingt es ihnen kaum, einen Labetrunk zu erhalten, und von dem Sclavenjoche am Sonntage auszuruhen und aufzuathmen und ihren Blick von der Erde nach dem Himmel zu kehren.

Darum ist es, lieber Leser! ein großes Glück, daß wir heute, gerade am ersten April, mit einander Bekanntschaft machen; da können wir, nach einem guten alten Herkommen aus einer Zeit, „wo Adam hackt und Eva spann," und die Menschen noch nicht so sehr mit den Maschinen geplagt waren und lebten und leben ließen, den trübseligen, bestäubten Ernst ein wenig sachte auf Seite schieben, und ich kann dich mit gutem Gewissen in den April schicken, damit du den wunderlichen, launenhaften Gesellen, den Herolden des Maies, etwas näher kennen lernst. Vorausgesetzt, daß der sehr ehrenwerthe Lord auf dem Wollsack und die gelehrten Baronets mit den Staatsperücken aus den Zeiten der maiden queen nichts ernstliches dagegen zu erinnern haben. Vielleicht wird er dir dann einiges von seiner scherzhaften Weisheit mittheilen, und dir ein frisches grünes Reis auf deinen alten Winterhut aufstecken, daß es dir ein Zeichen der Hoffnung sey, wie ja er selbst ein Bote des Frühlings und der Blüthen ist.

War ja doch schon dem frühesten Alterthume dieser Monat eine festliche Zeit, bald der frommen dankbaren heiligen Freude, wie den Israeliten, oder des Muthwillens und der Lust, wie den Römern, und feiert noch bis auf den heutigen Tag die Natur in ihm das Fest des frohen Erwachens aus dem langen Winterschlaf. Der Frühlingsgesang des Finken verkündet den Sieg des aufsteigenden Lichtes, die Lerche wiegt sich trillernd in den milderen Lüften, und die kleine Grasmücke singt hüpfend von Zweig zu Zweig. Die Blätter sprossen, die Blüthenknospen schwellen und wie sanfte milde Sterne

glänzt aus Busch und Bäumen das zarte Grün hervor, während der Wind das alte Laub und erstorbene Moos verweht und die Blume des Aprils, die weiße Ranunkel, in Wäldern und Wiesen in reicher Fülle aufsproßt. Auch das Veilchen, das seinem Namen nach, dem Vorgänger, dem rauheren März, angehören sollte, traut sich gewöhnlich erst jetzt in Gesellschaft mit der Primula Veris und der Anemone hervor. Die Gärten aber schmückt der Krokus mit seiner heiteren Farbenpracht, gleich Flocken, die der April, des Maien Bruder, dem Frühling in den Weg streut. Auch der Mensch verläßt das dumpfe, dunkle Haus und rührt in Feld und Garten die Hände; und gräbt und sät, und pflanzt, zäunt ein, beschneidet und reinigt Reben und Bäume und säubert Alles vom alten Wust, und stellt Dach und Fach wieder in guten Stand. Den Hennen, Enten und Gänsen aber legt er die Eier zum brüten unter, seinen Hof zu bevölkern. In diesem Monat also, von dem der altdeutsche Dichter Heinrich von Veldeck singt:

In den Aberellen,
So die Bluomen springen,
So lauben die Linden
Und gruonen die Buochen,

mögen darum auch die gegenwärtigen Blätter, gleich ihren Brüdern unter freiem Himmel aufsproßen und blühen und Früchte bringen. Hat er ja doch selbst, wenn uns die Grammatiker nicht in den April schicken, von dem Oeffnen (aprilis ab aperiendo) seinen Namen. Und feierte ihn das römische Volk, im Geiste der Naturanbetung, als die Freudenzeit, in der die allgemeine Mutter Natur ihren Schooß öffnet, und die Fülle des Lebens ausgießt. Darum war er ihnen eine Zeit des Jubels und Feste reihten sich an Feste, die alle das wiedererwachte, dem Tod entrißene Leben und Licht feierten, und um himmlischen Segen für die Wiedergeborenen flehten. Feste, die ohne Zweifel, ihrer früheren, reineren Gestalt und höheren Bedeutung nach, als Symbole der Wiedergeburt des Menschen und seiner Erlösung von Sünde und Tod galten und

seine Unsterblichkeit verkündeten, die aber später in dem Maaße, als die Sinnlichkeit vorherrschend wurde, nur noch ihre sinnliche roh materielle Bedeutung bewahrten und durch Ausschweifungen ungezügelter Lust entweiht wurden, obschon auch in dieser Entstellung die Züge der früheren Reinheit noch vielfältig zu erkennen sind.

Diesem Geiste gemäß war es bei den Griechen Apollo, der Gott des Lichtes und des Gesanges, der als himmlischer Schützer dieses Monats waltete; bei den Römern war es die lebenerzeugende Göttin der Liebe, und nach ihr hieß er mensis Veneris oder auch novarum d. h. Monat der Neu- oder Erstlinge. Er war der zweite des alten zehnmonatlichen Jahres und in seiner zweiten Hälfte, fast um dieselbe Zeit, wo das alte Jerusalem sein Passahfest begieng, wo im alten Germanien auf den Berghöhen die Osterfeuer brannten und wo das christliche Rom sein Osterfest begeht, feierte das alte heidnische Rom bei sühnenden Feuerflammen und rauchenden Opferaltären seinen Geburtstag.

Und so war der Verlauf des ganzen Monats dem Römer eine Reihe solcher jubelnder Naturfeste. Sein erster Tag gehörte der waltenden Schutzgöttin, an ihm wuschen die römischen Frauen das Bild der Göttin, bestreuten es mit Blumen und Myrthen und opferten der Macht, die die Herzen bewältigt und Haß und Grimm besiegt, der Verticordia. Sie zogen dann zum Tempel der Fortuna Virilis, schmückten sich das Haar mit Myrthenkränzen, wuschen sich in einem warmen nahen Quelle und opferten ihr Weihrauch und da auch sie sich ihrerseits zu dem Sprüchlein bekannten: „dem Weihrauch sind die Damen hold,“ so war dabei ihr Gebet: die Göttin der Liebe möge an ihnen verbergen und gut machen, was die Göttin der Schönheit versehen hatte und ihnen Anmuth und Liebenswürdigkeit verleihen. Dann folgte ein zweites Fest, die Megalesien zu Ehren der großen Göttermutter. Circusspiele und Prozessionen in reichem Festschmuck wurden dabei gehalten, Comödien aufgeführt und Blumenkränze sandten die Patrizier einander zu.

Das dritte zehntägige Aprilfest galt der Ceres, es war im Latinerkrieg bei drohender Hungersnoth gelobt und stellte die Vermählung des Lebens mit dem Tod, des Saatkornes mit der Erde vor. Weißgekleidet wohnten der nächtlichen Feier die Frauen bei und ehrten den Schmerz der Mutter, der die Tochter von den Mächten der Finsterniß entrißen worden, die ihr nun in den sproßenden Saaten ihre Botschaft sandte. Mit Gelagen wurden die Nächte begangen, Blumen und Nüße bei den Circusspielen unter das Volk geworfen und Blumenkränze von den Plebejern einander zugesendet.

Am 15ten des Monats fand dann der Festdienst der Tellus statt, gleichfalls wegen Mißwachs gestiftet. Jede Kurie brachte eine trächtige Kuh dar, der Pontifex opferte im Beiseyn der Vestalinen, und diese sammelten die Asche der verbrannten Kälber und bewahrten sie als sühnendes Rauchwerk für das folgende große Fest, den Geburtstag der Stadt, den 21sten April. Wie die Gründer, die kriegerischen Königskinder, Hirten gewesen, so war auch das Fest der Gründung ein Hirtenfest und Pales, wonach es genannt wurde, eine Hirtengottheit. Der Sinn der Festgebräuche selbst deutete auf Reinigung und Sühne aller begangenen Fehle; die neue Weihe sollte ein Unterpfand der Verjüngung und Rückkehr in die selige Zeit der Kindheit und des Friedens mit den versöhnten himmlischen Mächten seyn. In diesem Sinne fand eine öffentliche Reinigung durch Rauchwerk, Feuer und Blut und heiliges Wasser statt, und jene Opferasche und das Blut des geopferten Octoberpferdes wurden zu dieser heiligen Handlung gebraucht. Der Hirte reinigte in der Abenddämmerung die Ställe mit Besen von heiligem Lorbeer, durchräucherte sie und richtete einen grünen Kranz vor der Thüre auf. Er besprengte die Heerde mit Lorbeerwedeln, schmückte sie mit Lorbeerzweigen und trieb sie durch eine Wolke von heiligem Rauchwerke. Er betete um Schutz für Heerde und Hunde vor Seuchen, Hunger und Wölfen, um Verzeihung, wenn er eine heilige Stätte entweiht oder eine heilige Quelle getrübt. Hie-

rauf hielten die Hirten unter schattigen Bäumen auf Rasensitzen den Schmaus und der bekränzte Becher gieng im Kreise um. Dann zündeten sie das Stoppelfeuer an und ließen zur letzten Sühnung bei Cymbeln und Paukenschall die Thiere dreimal über die sühnende Flamme springen und hüpften selbst hinüber. Kein blutiges Opfer durfte geschlachtet werden, Hirsen und Milch waren die Gaben und das Alter mußte an diesem Feste seliger erster Jugend sich den Kindern gleich stellen, mit ihnen spielen und lallen. Zwei Tage später am 23. folgten die Vinalien; der neue Wein wurde aus dem Faße genommen und die Priester spendeten, ehe Jemand kosten durfte, davon dem Jupiter. Denn auch das heidnische Rom hielt es, dem Sinne einer älteren, frömmeren Zeit gemäß, so wie das alte Jerusalem, für eine Sünde, daß der Mensch von den gottgeschenkten Gaben genieße, ohne die Spende des Dankes darzubringen. Hierauf opferte am 25ten, wo das Hundsgestirn aufgeht, an dem sogenannten Feste der Robigalien, der Flamen des Quirinus, in dem heiligen Haine vor dem Hundsthor, einen rothfarbigen saugenden Hund und ein Schaaf, damit das Getraide und die Rebe vor Brand und Rost bewahrt würde.

Das letzte Fest endlich, welches unmittelbar den Uebergang in den Blüthenmonat bildete und vom 28. April bis zum 1. Mai währte, war das Fest der Blüthe, der Flora selbst. Die Häuser wurden mit Blumen bekränzt und blumenbekränzt sah das Volk den Spielen zu und saßen die Gäste bei Tafeln, die mit Blumen bestreut wurden. Der Freude dieses Festes wich der strenge römische Ernst und die Frauen durften bunte Kleider tragen. Auch diese Feier, so wie alle übrigen, theilte das Schicksal der Römer und nahm mit dem Verfalle der Sitten den ausschweifendsten zuchtlosesten Charakter an, der sich vor den Augen des strengen Catos nicht zu zeigen wagte, so wie sich seiner die alten Römer geschämt hätten.

Also feierte das alte Rom diesen Frühlingsmonat, der mit seiner wetterwenderischen Aprillaune auch mit uns muth-

willig zu scherzen und uns in den April zu schicken scheint, wenn wir solche Thoren sind, daß wir seinem Sonnenscheine trauen, denn:

> Es ist kein April so gut,
> Er beschneit dem Hirten den Hut.

Gehen wir aber naß und kalt und unzufrieden nach Hause, dann singt er uns zur Moral den alten deutschen Spruch vor:

> Herren Gunst und Aprillen Wetter,
> Frawenlieb und Rosenblätter,
> Würfel und der Karten Spiel
> Verkehrt sich oft, wers glauben will.

Doch war er trotz seiner Tücken und Launen auch unseren Vorfahren ein lieber und werther Gast, mit dem sie, besonders wenn er freundlich war, manchen Scherz trieben; half er ja doch getreulich dem jungen Jahre sein grünes Jägerkleid mit den bunten Blumen schneidern: daher ein altdeutscher Dichter von ihm singt:

> Der Summer gab diu selben Kleit,
> Abrelle maz, der Meie sneit.

Das heißt, der April maß sie und der Mai schnitt sie zu. Und wenn wir einen Blick auf unsere Vorzeit werfen, so finden wir im Mittelalter und zum Theil noch bis in die neueste Zeit eine Menge von Gebräuchen, Liedern und Sprüchen unter dem Volke in Schwung, die theilweise in das allerfrüheste Alterthum hinaufgehen, häufig ganz sichtbar heidnischen Ursprunges sind und eine höchst merkwürdige Uebereinstimmung mit jenen altrömischen an den Tag legen, in dem auch sie, als kümmerlich erhaltene Reste, sich vielfältig auf alte Götterfeste beziehen, in denen ebenfalls diese Zeit des erwachenden Lebens, als ein frohes Auferstehungs-Fest der Natur und ein Symbol der Unsterblichkeit gefeiert wurde.

Der Monat selbst hatte seinen Namen von einer Göttin und hieß Esturmonath im Angelsächsischen, Ostarmanoth in der altdeutschen Sprache Karls des Großen, Astarmanad und Astrild im Altschwedischen, und durch das Mittelalter hindurch

und zum Theil noch heute Ostermonat. Wie Beda berichtet, so führte er diesen Namen, weil in ihm die Feste der Göttin Eostra gefeiert wurden. Daß aber diese Gottheit, als eine gute des aufgehenden, die Finsterniß verscheuchenden Lichts galt und daß ihr Dienst zum mindesten noch Spuren seiner reinen und heiligen Lichtbedeutung erhalten hatte, dafür bürgt, daß unsere Vorfahren zum Christenthum bekehrt keinen Anstand nahmen, das hohe Fest der Auferstehung des Lichtes aus den Schatten des Todes, nicht Pascha nach dem überlieferten hebräischen Namen, sondern Ostern zu nennen. Sie bezeichnen, sagt Beda, die Freude des neuen (christlichen) Festes mit einem Namen, den sie durch alten Brauch gewohnt sind. Desgleichen haben auch noch viele Volksfeste, die meist in diese Zeit fallen, deutliche Spuren jener Bedeutung bewahrt, ja auch der Name selbst weist bedeutungsvoll nach Osten, nach dem Aufgange der Sonne, auf das lumen ex oriente hin.

Nachdem ich dich, huldreichster Leser! aber also am 1. in den April hineingeführt, muß ich dich vollends hindurch führen und am 15. sollst du, so Gott will, hören, wie man den muthwilligen Gast, der die Schwalben und die Blumen bringt, im alten Deutschland und im Norden ehrte und welche Feste man in Jerusalem und im christlichen Rom begieng. Und du wirst vielleicht auch hieraus erkennen, wie sich um die Völker des Alterthums ein inniges Band schlingt, und wie die Getrennten überall Erinnerungen einer früheren gemeinsamen Ueberlieferung bewahrt haben, so daß du in manchem alten Herkommen, das dir sonst ohne Sinn und Bedeutung und zufällig erschienen, die Stimme der Vergangenheit vernimmst und einen inneren höheren Zusammenhang ahnest.

V.

Der Thron des Julius und Frankreichs Zukunft.

Unsere Zeit besteht aus einer Reihe fortdauernder Täuschungen und ihnen rasch folgender Enttäuschungen, die aber nicht zur Belehrung, sondern meist nur wieder zu neuen Täuschungen führen.

Die Männer, welche im Namen der Freiheit die erste Revolution begonnen, das Königthum gestürzt und einen rechtmäßigen Fürsten auf das Blutgerüst geführt, vergoßen, noch ehe sie aus dem ersten Rausche erwacht, im Dienste der Tyrannei ihr eigenes Blut auf fernen Schlachtfeldern, um die Freiheit Europas in ein eisernes Joch zu schlagen; und nachdem der Sieg die blutige Arbeit gekrönt, da waren sie selbst, die stolzen Republikaner, in Grafen und Herzogen und Kammerdiener eines unumschränkten Despoten verwandelt, der sein Recht auf das Schwerdt gründete, und aus den Kronen, die er dem Haupte rechtmäßiger Könige entrissen, die Fesseln schmiedete, in die er die Völker schlug. Er selbst aber, der Mächtige der Mächtigen, der die Kronen tausendjähriger Reiche gleich Präfektenstellen an die Glieder seines neuen namenlosen Hauses vergabte, beklagte auf einem einsamen, nackten Felsen im fernsten Ozean die bittere Täuschung eines vereitelten Lebens von Siegen und Triumphen und die Hoffnung einer tausendjährigen Weltherrschaft seines Stammes, die einer Welle gleich in Nichts zerronnen.

Die Wiederkehr der Bourbonen eröffnete eine neue Folge von Täuschungen; mit den alten Herren glaubten Viele das alte Frankreich widergekehrt; man wähnte, es ruhe Alles wieder auf seiner alten unerschütterlichen Grundlage oder es laße sich auf sie ohne Schwierigkeit wieder zurückführen. Der langen Vergangenheit, deren ruhiger Gang durch ein vorüber-

Märtyrer der Freiheit da, die, auf allen eigenen Vortheil verzichtend, dem allgemeinen Besten zu Liebe sich der königlichen Ungnade und der Gefahr aussetzten, als Hochverräther den Gerichten oder der despotischen Willkühr der Tyrannen anheimzufallen. Die Glorie, die man der Krone genommen, umstrahlte die Stirne der Partheihäupter, und Niemand durfte wagen, in die Reinheit und Hochherzigkeit ihrer Gesinnung einen Zweifel zu setzen, wollte er nicht selbst Gefahr laufen, als ein absichtsvoller Schmeichler der Despotie, als ein Verläumder des Patriotismus, dem öffentlichen Haße und der öffentlichen Verachtung hingegeben zu werden. Eine Taktik, die bei der damaligen Allgewalt der Preße ihres Erfolges sicher war und alle moralische Freiheit der Gesinnung durch eine Art von Ostrazismus vernichtete.

Auch dies änderte sich nach dem Siege ganz und gar. Es begann sogleich ein offenes Rennen und Jagen nach Stellen, Vortheilen und Auszeichnungen, ein Buhlen und Drängen und wechselseitiges Anfeinden bei jeder Gelegenheit, wo es etwas zu theilen gab. Man vergaß dabei alle Scheu, und ließ die Maske des uneigennützigen Patriotismus, die zu nichts mehr diente, ohne Weiteres fallen. Da sanken denn die meisten jener Helden von ihrer kolossalen Größe herab zu ganz gewöhnlichen Menschen, voll Neid, schmutzigem Eigennutz, kleinlicher Eitelkeit, unbändigem Ehrgeiz und unersättlicher Habsucht. Man kaufte und ließ sich erkaufen, nach wie vor, und da man doch nicht alle die Unersättlichen zufrieden stellen konnte, so wurde wieder, was man den Gestürzten so hoch angerechnet, nicht das Verdienst, sondern der Grad der Unterwürfigkeit und Geschmeidigkeit der Maaßstab, wonach die Gewalt ihre Gunst und ihre Gnaden austheilte. Dadurch aber, daß an die Stelle der großen Interessen des Vaterlandes, von denen früher der Liberalismus, in volltönenden Phrasen, gesprochen, nun in dem Augenblick, wo ihnen Genüge geschehen sollte, nur kleinliche persönliche Interessen und Leidenschaften traten, und die alte, langweilige Ko-

mödie von immer wechselnden ministeriellen Combinationen und Intriguen, von Kammermajoritäten und Minoritäten und ihrer wechselseitigen Neutralisirung und Desorganisirung, das einzige Schauspiel war, welches man der mißmuthigen Nation zu bieten hatte, so diente dieß vollends dazu, um in der großen Masse der Mittelklasse, die ohnehin keine Zeit hat, die Subtilitäten einer doktrinären Theorie über die rechte Mitte zwischen Revolution und Legitimität zu studieren, jenen Zustand von Gleichgültigkeit und Abspannung herbeizuführen, den wir oben als den charakteristischen für das gegenwärtige Frankreich bezeichnet haben.

Eine völlige Desorganisation der früheren liberalen Parthei, die mit ihrem Ziele auch alle Kraft der Ueberzeugung, jede Hoffnung für die Zukunft verloren hat, war die unmittelbare Folge, die sich durchaus nicht verkennen läßt, und wozu jeder Tag neue Beweise liefert. Es ist das Gefühl einer trostlosen Leere, welches jede Lebensregung lähmt, indem es sie an ihre Zwecklosigkeit mahnt. Nachdem die Menge früher ihren Glauben an die Religion mit Verachtung von sich gethan, hat sie gegenwärtig auch den an ihren Unglauben verloren, und so steht sie wie ein Kind zwischen dem zerbrochenen Spielzeug, und sieht sich bald rechts bald links vergeblich nach Trost um. Der Haß gegen den alten Glauben, seine Diener und eifrigsten Vertreter, Geistlichkeit und Adel, hat sich allerdings sehr abgekühlt, allein noch immer schwankend und unentschieden; wirft das Volk seinen Blick bald der alten Kirche zu, bald sucht es sein Heil in irgend einer andern neuen Religion und Lehre, wie sie gerade der Tag hervorbringt. Das einzige Verlangen aber, das sich entschieden und laut ausspricht, ist das nach Ruhe, um die stäten Täuschungen zu verschmerzen und Kraft und Ueberlegung für die Zukunft zu gewinnen.

Und in dieses Begehren nach Ruhe stimmen auch, wenigstens für den Augenblick, die andern Partheien mit ein, da sie gar wohl einsehen, daß gegenwärtig noch keine von ihnen stark genug sey, um sich des Zügels der Herrschaft

zu bemächtigen; daß aber die Zukunft dem gehören werde, der sie vorzubereiten verstünde, das wissen sie recht wohl. Und gerade dazu bedürfen sie vor Allem Ruhe, damit ihre Lehre ungestört feste Wurzel in den Gemüthern fassen könne. Eine voreilige, gewaltthätige Störung derselben wird daher auch von den klügern Häuptern, selbst der Republik, die sonst die kurzen Prozesse und das Kopfabschneiden liebt, auf das entschiedenste getadelt.

Hierin aber, und nicht in der Klugheit Louis Philipps, ruht die eigentliche Stärke des neuen Thrones. Louis Philipp ist gegenwärtig das Unterpfand der Ruhe Frankreichs, und man kann vielleicht auch hinzusetzen Europas; er ist seinem Vaterlande so nothwendig, wie das tägliche Brod; und er selbst hat ein Wort gesprochen, oder man hat es in seinen Mund gelegt, welches die Zauberformel seiner Existenz ausdrückt: à present la royauté est une necessité pour tout le monde et elle a besoin de personne. Hätte eine von den Kugeln, die seiner Brust so zahlreich bestimmt waren, ihr Ziel getroffen, was wäre im nächsten Augenblicke nicht in Frage gestellt gewesen? Daß er diese Angriffe aber mit kaltem Blute und wenigstens mit großem passivem Muthe aufnahm und sich nicht im Augenblicke der Bestürzung Concessionen der Schwäche entreissen ließ, dafür ist ihm Europa allerdings zu Dank verpflichtet, wenn auch diese Haltung in seinem eigenen Interesse, wie in dem seiner Dynastie ihren Grund hat. Auf die große Masse des Volkes, wenn sie von Zeit zu Zeit durch einen voreiligen republikanischen Pistolenschuß aufgeschreckt wird, hat dieß daher keine andere Folge, als daß sie mißmuthig ihren Ruf nach Ruhe und Ordnung verdoppelt und geduldig sich von der Polizei des Bürgerkönigs Alles gefallen läßt, um nur der Gefahr eines neuen allgemeinen Umsturzes zu entgehen.

Mit dieser Abspannung und Desorientirung der öffentlichen Gesinnung hängt nun die gegenwärtige Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit der Kammern und der Preße nothwendig

zusammen. Wer sieht noch gegenwärtig, wie früher, daß das Heil Frankreichs an die parlamentarischen Verhandlungen geknüpft; kaum daß es ihnen von Zeit zu Zeit gelingt, die öffentliche Aufmerksamkeit einen Augenblick auf sich zu ziehen. Manche von denen, die einst wetteifernd an vielen Orten zugleich hinein gewählt wurden, können kaum mit aller Mühe einen Sitz von der undankbaren aura popularis erlangen, und ein Dichter war merkwürdiger Weise der vorzüglich Begünstigte, dem noch die Ehre einer mehrfachen Wahl zu Theil wurde. So sehr hat sich die öffentliche Ueberzeugung getheilt und neutralisirt. Die Gewählten selbst aber, in unzählige Nüancen ohne bestimmte Richtung sich spaltend, sind wieder ein treues Abbild der allgemeinen Auflösung.

Kein Zweifel, daß diese, aus dem Gange der Ereignisse nothwendig erfolgte Ohnmacht der Volksrepräsentation, dem eigenthümlichen Geiste Louis Philipps gerade den nothwendigen Spielraum gewährt, um sich in seinem Glanze zu zeigen und Resultate hervorzubringen, die ihm, mit diesen Mitteln wenigstens, unter andern Umständen unmöglich gewesen wären. Hier, wo Alles so unbestimmt ist und so leicht persönlich wird, kann er die einzelnen Nüancen in den Kammern und Ministerien trennen und einigen, balanciren und wechselseitig neutralisiren, und so eine durch die andere beherrschen. Denn, wo die Grundsätze schwankend sind, wird die Anwendung noch schwankender, und es bedarf keiner großen Ueberredung, Gewissensskrupel und Widersprüche zum Schweigen zu bringen und willige Werkzeuge zu finden.

Die Ohnmacht der Kammern hat sich nothwendiger Weise auch der Preße mitgetheilt, auch sie hat das öffentliche Vertrauen eingebüßt. Die Nation hat einen Blick geworfen in diesen scheuslichen Abgrund von Bestechlichkeit, persönlichem Egoism, Parteileidenschaft, zügelloser Frechheit und niederträchtiger Augendienerei, die sich früher in den Mantel des Patriotismus und der Freiheit hüllten. Ihre Leiter sind meist verächtlich geworden und Niemand schenkt ihren Theorien und

Deklamationen jenen unbedingten Glauben, oder setzt die Hoffnung der Wiedergeburt Frankreichs auf die täglich wechselnden und meist nur für den Tag berechneten Proclamationen, welche sie im Namen Frankreichs zu erlassen ihrem Interesse gemäß finden. Die Leidenschaft, von der die Preße einst selbst hingerissen, Alles mit sich fortriß, hat ihre eigene Kraft verzehrt. Man ist ihrer Uebertreibungen und ewigen Debatten ohne Resultat müde und mag sich nicht länger von denen, die selbst keine Ueberzeugung haben oder sie dem Meistgebenden feilbieten, eine beliebige aufzwingen laßen. Man weiß, daß die Blitze, die sie schleudert, wohlberechnete aber unschädliche Theaterblitze sind, denen man ruhig und gleichgültig zusieht, und von Zeit zu Zeit mit einem Enthusiasm applaudirt, wie den Touren einer Balettänzerin. Ist das Stück zu Ende, so geht man nach Hause und legt sich zur Ruhe. Kammer und Preße konnten diesem Schicksal nicht entgehen, denn da sie ihrer Natur nach vor Allem die öffentliche Meinung repräsentiren, so sind sie auch an diese geknüpft und sobald diese sich zersetzt und ihre Ueberzeugung und Einheit verliert, so müssen auch sie hinabsinken und ihre Macht schwindet dahin, wie die Gespenster der Volkssage, wenn der Hahn mit dem ersten Rufe den Morgen begrüßt.

Es ist wahr, neben dieser allgemeinen Ermattung der früheren Begeisterung für politische Theorien, gibt sich eine nicht geringe Thätigkeit im Gebiete der materiellen Interessen kund. Vielen gelten sie als das einzig Reelle, was ihnen nach dem Verluste aller höheren geistigen Güter geblieben. Sie rennen ihnen unermüdet nach und bringen den schimmernden Götzen Alles zum Opfer, damit ihnen selbst hinwiederum kein materieller Genuß versagt sey. Ja man möchte sie, von einem allgemeineren nationalen Gesichtspunkt aufgefaßt, als das einzige Ziel aller Staatsweisheit und der Menschheit überhaupt hinstellen, und die mißvergnügten Geister überreden, in diesem Gebiete den verlorenen Frieden zu suchen und eine phantastische Glückseligkeit gegen eine reelle auszutauschen. Sie

lehren, das Heil Europas sey an ihre Eisenbahnen, Dampfmaschinen, Canäle, Fabriken, an neue Handelsstraßen und Industriezweige geknüpft; diese sollen stets neue Genüße erschaffen und zugleich die Mittel liefern, sich diese zu verschaffen.

Die Regierung des Bürgerkönigs hat diese Richtung gar wohl wahrgenommen und ihr jede mögliche Unterstützung wirklich geleistet, oder für die Zukunft zugesagt und unermeßliche Summen zu ihrer Verfügung gestellt. Sie hofft durch Unternehmen, deren Nutzen so augenfällig selbst für den Niedrigsten ist und Allen gleichmäßig zu Gute kömmt, auch Alle für sich zu gewinnen und die öffentliche Aufmerksamkeit von gefährlicheren Fragen abzulenken. Der Nationalcharakter, der von je zum Leichtsinn und Schwindel geneigt gern erndten möchte, wo er nicht säete, und durch die Erschlaffung des religiösen Zügels noch mehr seiner Begierlichkeit preisgegeben ist, hat den Handel häufig wie ein bloßes Glücksspiel der Agiotage genommen und sich ihm mit aller Leidenschaft hingegeben. Blind gehen sie mit der Glücksgöttin die Wette ein, in der einen Hand reicht sie ihnen eine Million, in der anderen eine Kugel dar, und heißt sie wählen. Selbst Frauen hat dieß Fieber nach dem Gewinne des Zufalls in einer Weise ergriffen, daß es zum öffentlichen Aergerniß geworden, die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung hervorrief. Würde diese industrielle, auf sinnlichen Gewinn und Genuß ausgehende Richtung die allgemein vorherrschende, dann wäre es allerdings in Frankreich um alles Große und Edle, was den Menschen über das Thier und den Staub erhebt, geschehen. Der Fluch, der den Gefallenen getroffen: sein Brod im Schweiße seines Angesichtes zu essen, würde sich alsdann in den über die Schlange ausgesprochenen umgewandelt haben: im Staube zu kriechen und Staub zu essen. Das edelste Herzblut der Nation würde durch das Gift des Metalles erkalten und erstarren. Durch niedrige Genüße entwürdigt würde ihre Kraft hinwelken, eine allgemeine Auflösung, ein Absterben und Erlöschen des geistigen der Nahrung beraubten Lebens, die Folge seyn. Wie wir dieses an manchen

edlen, vom feurigsten Lebensgeiste durchglühten Nationen im alten und neuen Orient, so wie beim Untergang des römischen Reiches im Occident gesehen haben.

Indessen wir glauben nicht, daß das französische Volk gegenwärtig schon so tief gesunken sey. Noch sind seine geistigen Kräfte nicht in dem Maaße erschlafft, daß es sich mit so Niederem begnügen und beschwichtigen ließe. Unbefriedigt sehnt es sich, mitten in dem Jagen nach einem Ziele, welches keine Ruhe gewährt, nach etwas Höherem. Traurige Erscheinungen, die Zunahme des Selbstmordes und des Wahnsinns, geben Zeugniß von dieser Unbefriedigtheit und beurkunden eine innere Gährung. Aber auch die todesverachtende Tapferkeit, neben aller Corruption und herkömmlichen Rapazität, wovon Algier und Constantine Zeuge waren, beweisen, daß im Herzen des Volkes noch ein Feuer glüht, das zu Großem fähig ist, wenn ihm ein würdiges Ziel der Begeisterung dargeboten wird. Napoleon hat noch nicht alle Lebenskraft mit dem vergossenen Blute seiner Siege aufgezehrt, es lebt in ihm immer noch eine große Naturkraft des Geistes, die das Leben und seine Genüsse noch nicht für das Höchste achtet. Selbst die Literatur in ihren tiefsten Verirrungen gibt Zeugniß von diesem inneren Kampfe und unzufriedenen Ringen, und auch hier bewährte sich jene geistige Lebenskraft, indem sie in einer vielfältig zur conventionellen Form erstarrten Sprache das Blut wieder in Bewegung zu bringen wußte und neues Leben in der gährenden Masse weckte.

Wer aber wird aus dieser Gährung, die neben jener Apathie offenbar in Frankreich besteht, als Sieger hervorgehen? Wem wird die Zukunft angehören? Ohne Zweifel, nach menschlicher Weise zu urtheilen, nur dem, der sich des Geistes zu bemeistern weiß und der die Jugend für seine Lehre begeistern wird, und ihr seinen Glauben, seine Liebe und seine Hoffnung einflößt. Denn der Zustand des gegenwärtigen Juste Milieu kann nur als ein provisorischer angesehen werden; sein Gleichgewicht ist kein natürliches, sondern nur ein künstliches

d die Natur des menschlichen Geistes, die, ihrem eingebor-
s Triebe gemäß, nach Consequenz in all ihrem Thun strebt,
rd über kurz oder lang seiner Meister werden. Wohin aber
uten die Zeichen, wie sie gegenwärtig sichtbar sind?

Die republikanische Parthei hat von der früheren bluti-
n Erfahrung der Schreckenszeit her, mit einer allzuentschie-
nen Abneigung der Nation zu kämpfen, als daß ihre Leh-
n im Großen vielen Anklang fänden. Zudem ist sie in ih-
m eigenen Innern zu vielfach gespalten, und dann fehlt es
r selbst in den höheren geistigen Gebieten zu sehr an einer fe-
n Ueberzeugung, als daß es ihr möglich wäre mit Energie zu
irken. Ihre stärksten Stützen hat sie vorzüglich in den nie-
rsten Klassen des Volkes und in den unteren Graden der
rmee, aus deren Reihen die Königsmörder hervorgegangen
nd. Allein die besitzenden Klassen sind wohl auf ihrer Hut,
nd ihnen steht alle materielle Macht zu Gebot. Sollte daher
ich Jenen ein Handstreich gelingen, so würde kaum etwas
nderes als eine momentane Verwirrung die Folge seyn, die
ber nichts desto weniger mit jedem Gräuel und Unglück ver-
unden seyn könnte; wie wir davon an den einzelnen republi-
nischen Ausbrüchen in Spanien, die ohne Zweifel auf's in-
igste mit den französischen Comités zusammenhängen, beleh-
nde Beispiele haben.

Ihr gegenüber steht nun die legitimistische Parthei, der
unächst Adel und Geistlichkeit und auch die größere Masse
es Volkes im Süden und Westen angehören. Als politische
Parthei genommen, ist auch sie allerdings gegenwärtig zu
hwach und ohnmächtig, als daß sie in der nächsten Zukunft
gend eine durchgreifende Aenderung im Systeme oder seinen
Repräsentanten selbst hervorbringen könnte. Die fehlgeschla-
enen Versuche der Herzogin von Berri, obwohl von den
Häuptern der Parthei als unzeitig mißbilligt, haben dieß je-
em, der noch so verblendet war, daran zu zweifeln, hinläng-
ich dargethan. Allerdings hat sich der Haß gegen die ältere
echtmäßige Herrscherlinie, den man von den Umständen be-

günstigt, bis zu einem Grade von blinder Wuth künstlich gesteigert, zum großen Theile beschwichtigt, und sich in Gleichgültigkeit verwandelt. Eben so wenig kann man verkennen, daß nicht nur die Majorität unter Adel und Geistlichkeit das Recht des alten Thronerben anerkennen und ihn zurückwünschen, sondern daß die gestürzte Dynastie auch unter dem Volke, besonders auf dem Lande, immer noch einen großen Anhang besitzt.

Allein dieser Gleichgültigkeit der Einen und dieser Zuneigung der Andern, tritt die Majorität der Mittelklasse, zwischen Republikaner und Legitimisten mitten inne gestellt, mit ihrem Verlangen nach Ruhe, zu entschieden und überwiegend entgegen, als daß an eine gewaltsame Aenderung, die nicht ohne neue unheilvolle Erschütterungen statt finden könnte, von legitimistischer Seite vor der Hand zu denken wäre, im Falle keine unvorhergesehene republikanische Katastrophe alle Dämme bricht, und die Partheien zwingt, ihre Fahnen offen zu entfalten, um den erledigten Thron in Besitz zu nehmen. Dazu kommt denn noch, daß der Adel, der an der Spitze dieser Parthei steht, durch die frühere centralisirende Politik der französischen Monarchie längst seine sociale Stellung in Frankreich einbüßte. Er hat seinen Einfluß als erster Grundbesitzer auf Provincial- und Municipal-Verhältnisse, wie ihn die englische Aristokratie noch immer behauptet, mit dem leeren Schimmer und den entnervenden Genüssen des Lebens am Hofe und in der Hauptstadt vertauscht, und dadurch den politischen Geist und die lebendige Erfahrung eines in viele Interessen eingreifenden Lebens verloren. Dadurch war es der ersten Revolution gelungen, ihn von der Nation schärfer und schärfer zu trennen und beide endlich zum beiderseitigen Unglücke feindlich einander gegenüber zu stellen. Gegenwärtig ist den Gewissenhafteren unter ihnen, welchen die Eidesleistung als eine Felonie gegen ihren rechtmässigen König und Herrn erscheint, durch die Weigerung jedes öffentliche Eingreifen nicht nur im Staatsdienste und bei den Deputirten-Wahlen zur Repräsentation, sondern auch selbst in den Municipalangelegen-

heiten unmöglich. Ihr Einfluß ist dadurch nur noch ein negativer und rein persönlicher, wie er immer mit einem großen Vermögen, einem erlauchten Namen, guter Erziehung und vornehmen Manieren verbunden seyn wird. Die Jugend sieht sich dadurch den Gefahren eines reichen Müßigganges ausgesetzt, während anderer Seits eben jene Debatten über die Eidleistung und über die Concessionen, die man dem regierenden Geiste zu machen habe: nämlich was als Grundprincip vom Alten beizubehalten oder wieder ins Leben zu rufen, und was dem Untergange anheimzugeben sey, in Mitte der Parthei große Spaltungen erzeugt haben, die ihre Kraft in der wechselseitigen Befehdung schwächen, wenn sie dieselbe auch vor innerer Erstarrung bewahren.

Sind daher die Legitimisten, als politische Parthei genommen, der Republik ohne Zweifel vollkommen gewachsen und an Zahl und Mittel weit überlegen, so sind sie es doch, wenigstens dermalen, keineswegs dem Juste Milieu, das die Gewalt in Händen hat, und sich auf die bestehende Ordnung stützt.

Allein neben dieser Gestaltung des politischen Geistes, ist es die Entwicklung des religiösen, die für Frankreich's Schicksal auch in politischer Hinsicht vielleicht einmal entscheidend seyn wird. Welche Stellung derselbe aber dem Throne des Julius und den verschiedenen politischen Partheien gegenüber einnimmt, und welche Zukunft sich in dieser Beziehung für Frankreich vorzubereiten scheint, das wird der Gegenstand eines folgenden Artikels seyn.

VI.

Gustav Adolf und Kurfürst Georg Wilhelm.

Am 24sten Juni des Jahres 1630 landete der Schwedenkönig, Gustav Adolf, auf der Insel Rüden an Pommerns Küste, zwei Jahre darauf, am 6ten November, fiel er, von Kugeln und Schwertern durchbohrt, auf der Wahlstatt von Lützen. „Gern hätte ich ihm ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in seine Heimath gegönnt, wenn nur der Friede in Deutschland hätte erlangt werden können", sprach Kaiser Ferdinand II., als ihm das blutige Wamms seines Feindes gebracht wurde; Papst Urban VIII. las für die Seele des Abgeschiedenen eine stille Messe. —

Ueberblickt man Gustav Adolfs kurze aber glänzende kriegerische Laufbahn in Deutschland, so ist begreiflich, daß selbst die Gegner des gekrönten Feldherrn ihm ihre Anerkennung nicht versagten; natürlich aber ist es, daß protestantischer Seits ihm, den man als den Retter des neuen Kirchenthums, für welches er sein Leben zum Opfer gebracht, ansah, wahrhafte Bewunderung zu Theil geworden ist. Es darf nicht in Abrede gestellt werden, der König der Schweden verband mit einem angenehmen Aeußern eine Mehrzahl von Eigenschaften, welche für jeden Fürsten eine Zierde wären. Katholische Schriftsteller sagen von ihm aus: „einen ihm gleichen König hat Schweden keinen, Europa nur wenige aufzuweisen", „es habe nie einen Feldherrn gegeben, dem mit mehr Neigung und Bewunderung gedient worden sey", und unter die Eigenschaften seines Charakters zählen sie: „Klugheit, Gedankenreichthum, Leutseligkeit, Kühnheit, Beständigkeit, Weisheit, Unerschrockenheit und Wachsamkeit." Solches Zeugniß le-

gen Katholiken über den Verfechter des Protestantismus ab, und man darf wohl überhaupt sagen, daß seine Erscheinung, die wie ein Meteor an dem Himmel Deutschlands leuchtete, im Ganzen und Großen aufgefaßt, etwas ungemein Poetisches an sich trägt, so daß es zu verwundern steht, daß keiner der größeren Dichter Deutschlands gerade ihn sich zum Helden eines Dramas erwählt hat. — Allein die Geschichte darf sich mit einer solchen allgemeinen Auffassung nicht begnügen; sie ist darauf gewiesen, auch im Einzelnen zu prüfen; sie ist dazu bestellt, an die Ereignisse der Vergangenheit den Maaßstab des göttlichen Sittengesetzes zu legen und zu erforschen, in wie weit die Thaten der Menschen mit diesem im Einklange stehen oder nicht. Dieß ist nicht ein kleinliches, sondern ein gerechtes Verfahren, da jene poetische Art die Geschichte zu behandeln, gar oft mit der Ungerechtigkeit Hand in Hand geht. Insonderheit hat man vom protestantischen Standpunkte aus, da man einmal von der oben erwähnten Ansicht, daß der Schwedenkönig als der Erretter Deutschlands zu begrüßen sey, ausging, den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sehr ungerechte Vorwürfe darüber gemacht, daß sie nicht sogleich Bundesgenossenschaft mit dem Könige geschlossen, sondern ihm wohl gar bei seinem Vorschreiten mancherlei Hindernisse in den Weg gelegt haben. Allerdings ist es wahr, daß der König den protestantischen Reichsständen, welche zögerten, sich an ihn anzuschließen, erklärte: sie würden ihre Lauheit für das Evangelium am Tage des jüngsten Gerichtes verantworten müssen; allein, so wenig Gustav Adolf ein Freund der katholischen Kirche war, so möchte ihm der Glaubenskampf in Deutschland hauptsächlich doch nur zum Zwecke, seine Eroberungssucht zu befriedigen, gedient haben. Keineswegs hat deshalb aber Gustav Adolf über den Confessionen gestanden, er hat nicht der hochmüthigen Ansicht neuerer Zeit gehuldigt, welche die Form des Glaubens für gleichgültig hält, oder meint, „die Rechtgläubigkeit bestünde bloß in der Beobachtung der Gesetze“; wir können daher dem Urtheile ei-

nes der ersten deutschen Historiker nicht beistimmen, wenn er in dieser Hinsicht Gustav Adolf eine besondere Objectivität, die er Freiheit des Geistes nennt, beilegt. Diese läßt sich nicht daraus beweisen, daß er nach Eroberung einer katholischen Stadt den Bewohnern derselben, wie Mehrere es riethen, keine neuen Gesetze auflegte, weil diese „wie neue Schuhe zu drücken pflegen;“ wohl aber möchte das Gegentheil daraus hervorgehen, daß er, freilich in rechtgläubiger Beobachtung der Gesetze seines Landes, drei Personen, welche katholisch geworden waren und heimlich einen Jesuiten nach Schweden hatten kommen lassen, hinrichten ließ.

Doch kehren wir zu seinen Thaten in Deutschland zurück, so läßt sich nicht leugnen, daß das Unternehmen gegen den Kaiser in seinem Beginne ein abentheuerliches genannt werden darf. Mit einer nur kleinen Armee von 15,000 Mann war Gustav Adolf während er zu Danzig die kaiserlichen Abgeordneten durch Friedensunterhandlungen hinhalten ließ, ganz unerwartet nach Pommern gekommen. Gelang es ihm zwar, das damals aller Zucht und Ordnung entbehrende kaiserliche Heer aus diesem Lande zu vertreiben, so war es doch erst die in ihrer Entscheidung lange schwankende Leipziger Schlacht (7. Sept. 1631), welche den Ausschlag gab und die Siegeslaufbahn des Schwedenkönigs eröffnete. In jener Schlacht hatten die Kaiserlichen: „Jesus, Maria“, „Gott mit uns“ die Schweden gerufen; darum ward jenen, wie ein protestantischer Schriftsteller bemerkt, der Sieg entrissen, weil sie um menschliche, diesen die Palme gereicht, weil sie um göttliche Hülfe gefleht; — die hochtrabende, aber hohle Phrase bedarf wohl keines Commentars. Dieser Schlacht war aber der Fall Magdeburgs und der erzwungene Beitritt Brandenburgs zu dem schwedischen Bündnisse vorangegangen; das letztere Verhältniß ist es, welches hier zunächst beleuchtet werden soll. —

Kurfürst Georg Wilhelm war im Herbste des Jahres 1630 aus seinem preußischen Herzogthume nach der Mark Brandenburg zurückgekehrt und hatte mit Schrecken die Ver-

heerungen wahrgenommen, welche in dem Lande durch die wallensteinischen Kriegsvölker angerichtet worden waren. Jetzt rückten die Schweden heran, welche zwar damals noch bessere Mannszucht hielten, vor welchen der Churfürst aber aus mehr als einem Grunde Besorgniß hegen mußte. Aus einem im vierzehnten Jahrhunderte abgeschlossenen Erbvertrage machte Brandenburg Ansprüche auf die Succession in Pommern; diese stand binnen Kurzem zu erwarten. Des Kurfürsten Hoffnungen wurden aber durch Gustav Adolf's Auftreten sehr ungewiß gemacht, da dieser den nicht ganz ungegründeten Verdacht erregte, als beabsichtige er, Pommern für die Krone Schweden zu acquiriren. Georg Wilhelm hatte aber auch sonst schon Gelegenheit gehabt, die Gesinnungen seines Schwagers zu erproben.

In dem Kriege Gustav Adolf's gegen Sigismund von Polen, der als Sprößling des ältern Zweiges des Hauses Wasa seinen Anspruch auf die schwedische Krone, von welcher man ihn wegen des katholischen Glaubens ausgeschlossen hatte, nicht aufgeben wollte, war im Jahre 1626 das Herzogthum Preußen von den Schweden besetzt, und zwar der Anfang damit gemacht worden, daß Gustav Adolf sich ohne Weiteres der Festung Pillau bemächtigt hatte. Nach den Erfahrungen, welche Georg Wilhelm hier in Preußen machte, mußte es ihm im höchsten Grade bedenklich erscheinen, einen Besuch der Schweden auch in seinen brandenburgischen Landen zu gestatten. Nicht etwa wegen der unvermeidlichen Last, die durch die Aufnahme von Heeren überhaupt verursacht wird, nicht deßhalb, weil etwa das schwedische Kriegsvolk eine besondere Rohheit an den Tag gelegt hätte; sondern hier handelte es sich um ganz andere und wichtigere Dinge; es handelte sich um Nichts weniger als darum, ob der Kurfürst es sich gefallen lassen sollte, daß seine eigenen Unterthanen durch die Art und Weise, wie Gustav Adolf ihnen gegenüber sich benahm, in der Treue gegen ihren Landesherrn wankend, ja demselben ganz und gar abspenstig gemacht würden. Dieß war die bittere Erfahrung, welche Georg Wilhelm an Gustav Adolf

hatte machen müssen, von dem Wallenstein schon im Jahre 1628 sagte: „Der Schwede ist ein solcher, dem man mehr auf die Faust, als auf das Maul — mehr auf seine Handlungen, als auf seine Verheißungen — Achtung geben muß.“ Bei der Occupation Preußens stimmten aber Worte und Handlungen darin vollkommen überein, daß sie das Princip der Gewalt über das des Rechtes setzten. Gustav Adolf ermunterte die Stände von Preußen ihrem Landesherrn die Steuern, die ja nur zu Kriegsrüstungen dienten, zu verweigern, er forderte von den Hauptleuten, sie sollten ihre Compagnien entlassen, er forderte von den Magistraten der einzelnen Städte, sie sollten, ohne ihren Landesherrn zu fragen, sich erklären, ob sie Freundschaft oder Feindschaft haben wollten. Als man ihm erwiederte, der Kurfürst sey durch Pacta an seinen Lehensherrn den König von Polen gebunden, auch müßten sie von ihrem Herrn Resolution haben, antwortete Gustav Adolf: „Pacta, Pacta — non Pacta, wenn sie contra jus humanitatis sind; die Resolution, die ihr erfragt, wird doch sehr schlecht, weder kalt noch warm seyn“. Dem Rathe der Stadt Königsberg redete der König zu: diese sey eine freie Stadt, sie sollte sich resolviren und zu ihm treten, er wolle ihr Capitain seyn und zwar ohne Sold. Dann fuhr er fort: „Ich bin Euer Religions-Verwandter, habe ein Fräulein aus Preußen in meinem Bette, will für Euch fechten, will die Stadt befestigen, will sie wider die Krone, auch den Teufel selbst defendiren. Haltet es nur mit mir.“ Als man sich dann abermals darauf berief, man könne Nichts gegen den Kurfürsten und gegen die Pacta statuiren, entgegnete der König: „Ich verlange nicht, daß Ihr etwas wider den Churfürsten thun sollt; die Pacta habt ihr selbst gebacken, und meinen Schwiegervater mit eingemischt. Sie werden Euch noch im Halse stecken bleiben. Pacta non sunt Pacta. Man hat jetzt keinen Proceß: silent leges inter arma.“

Die Verkündigung solcher Grundsätze, die noch etwas kühner in dem polnischen Preußen von Gustav Adolf aus-

gesprochen wurden *), mochten dem Kurfürsten wohl noch etwas in den Ohren klingen, als Gustav Adolf sich den Gränzen seiner Brandenburgischen Erbstaaten näherte. Das erste Auftreten Gustav Adolf's in der Mark war auch keineswegs dazu geeignet, des Kurfürsten Besorgnisse zu zerstreuen. Daß die Neumärkische Ritterschaft zusammentreten und dem Könige in vierzehn Tagen 10,000 Schäffel Korn und 7000 Reichsthaler zu liefern versprechen mußte, konnte noch allenfalls durch den Drang des Augenblicks entschuldigt werden, allein, was soll man dazu sagen, wenn König Gustav Adolf in dem Lande seines Schwagers, nach der Eroberung von Frankfurt, welche Stadt er mit stürmender Hand den Kaiserlichen abgewonnen, seiner Soldateska ausdrücklich erlaubte, die friedliche Bürgerschaft drei Stunden lang auszuplündern? Solche Dinge waren wenigstens keine freundliche Einladung für Georg Wilhelm ein Bündniß mit dem Könige einzugehen. Diesem mußte aber unter den damaligen Umständen Alles daran gelegen seyn, Magdeburg, welches von Tilly hart bedrängt wurde, zu retten; fast stand Gustav Adolf's kriegerische Ehre dabei auf dem Spiele. Ein Hinderniß war ihm hierin freilich, daß Brandenburg sich nicht für ihn erklärt hatte, sondern in rechtlicher Auffassung des Verhältnisses zum Kaiser, dessen Truppen

*) Den Rathsherren der Stadt Elbing sagte Gustav Adolph unter Anderm: „der König (von Polen) könne ihnen nicht den zugesagten Schutz geben, also wären sie nicht schuldig, ihm Eid und Pflicht zu halten, sie müßten seine Unterthanen seyn und auf die Erbverträge der Krone Schweden schwören." Ja, Gustav Adolf scheute sich nicht in der genannten Stadt das bei seiner Ankunft herbeieilende Volk zu fragen, ob es ihn zum Könige haben wolle? Vergl. Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen von Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen (Berlin, 1828), aus welcher Schrift wir die obigen Nachrichten über Gustav Adolfs Auftreten in Preußen entnommen haben.

den Durchzug durch den Paß bei Küstrin erlaubte, eben denselben aber den Schweden verweigerte. Gustav Adolf mußte aber, um Magdeburg entsetzen zu können, seinen Rücken gedeckt haben, und dazu bedurfte es vorzüglich eines festen Platzes. Was that er, um dieß zu erlangen? Er zog von Frankfurt mit zehn Regimentern nach Köpenick und forderte nun von dem Kurfürsten die Einräumung von Spandau und Küstrin bis zum Entsatze Magdeburgs, zugleich Proviant und einen monatlichen Sold für sein Kriegsvolk. Da Georg Wilhelm sich dazu nicht entschließen konnte, so wurde eine persönliche Zusammenkunft verabredet. Gustav Adolf rückte nun mit tausend Mann Infanterie, fünf Schwadronen Reiter und vier „Regiment-Stücklein" bis auf eine Viertelmeile von Berlin vor; hier kam ihm der Kurfürst entgegen. Man konnte sich indessen nicht vereinigen. Gustav Adolf fand jedoch eine Unterstützung bei der verwittweten Pfalzgräfin, welche sich am Hofe Georg Wilhelms aufhielt. Durch diese ließ er sich „erbitten," mit seinen tausend Musketieren nach Berlin zu reisen und dort sein Nachtlager zu nehmen. Von seinen Begleitern wurden 200 in die kurfürstliche Residenz gelegt, die übrigen in der Nähe, auf dem Werder, einquartirt. Am folgenden Tage wurden die Unterhandlungen wieder aufgenommen, unterdessen rückte aber die übrige schwedische Armee heran und lagerte sich in der Umgegend von Berlin. Erst um 9 Uhr Abends gab der Kurfürst darin nach, daß er Spandau den Schweden unter der Bedingung der Wiederräumung öffnete, sobald Magdeburg nicht befreit werden würde. In Folge dessen wurde Spandau von den Schweden am 5. Mai 1631 besetzt; die Garnison schwur dem Könige und dem Kurfürsten.

Magdeburg wurde indessen nicht gerettet und Gustav Adolf fand sich genöthigt, eine besondre Apologie ausgehen zu laßen, warum er Magdeburg nicht zu Hülfe gekommen sey; zum Theil schob er in dieser Denkschrift die Schuld auf die beiden Kurfürsten, den von Sachsen und den von Brandenburg.

Den letzteren hielt Gustav Adolf dem Kaiser gegenüber durch die Räumung Spandaus für hinlänglich compromittirt, als daß es ihm noch einfallen könne, sich nicht in alle Bedingungen, die er ihm vorschriebe, zu fügen. Hierin hatte er sich aber getäuscht; Georg Wilhelm forderte, dem Vertrage gemäß, „weil die Motive und Ursachen, um welcher Willen Ihm solche eingeräumt worden, cessirten und aufhörten," die Rückgabe der Festung Spandau. Zugleich verlangte der Kurfürst: „die Armée, als welche der Orten, da sie bisher gelegen, dem Feinde überall keinen Abbruch oder Schaden, der Mark Brandenburg aber die äußerste ruin und Verderben zugefüget, und gleichsamb dasjenige exequiret, was des Kurfürsten Wiederwärtige Ihm gerne gegönnet, unverlängt aus dem Lande abzuführen, damit dem Kurfürsten nicht alle Unterhaltungs-Mittel entzogen würden, noch Er, die täglich vorgehenden insolentien der Soldatesca und das Elend seiner armen Unterthanen, vor seiner Residenz und fast vor den Augen länger ansehen dürfte." Gustav Adolf antwortete in Betreff Spandaus abschläglich und bemerkte sodann: „der Kurfürst möchte, ohne weitere Umschweif, sich richtig resolviren: Ob Er bei Ihm und dem Evangelischen Wesen bleiben, und seine Waffen mit Ihm wider den Kaiser und dessen Anhängige conjungiren; oder lieber zu diesen Sich schlagen, wider den König stehen und sich Feind erklären wolle? In eben dieser Weise hatte Gustav Adolf in Preußen Adel und Städte von dem Kurfürsten abwendig zu machen gesucht, jetzt wendete er dasselbe Mittel bei dem Churfürsten gegen dessen Lehns- und Oberherrn, den Kaiser, an.

Nachdem noch lange unterhandelt worden war, bequemte sich der König zwar wirklich zur Räumung Spandau's; aber wie! am Abende des 8. Juni rückte er von da aus unmittelbar vor Berlin, forderte die Oeffnung der Stadt für seine Armee, und ererklärte sich für den Fall, daß dieß verweigert würde, als entschuldigt von allem Unheil, Blutvergießen und Plünderung. Am folgenden Tage wurde das Heer in Schlachtordnung ge-

stellt, und die Geschütze auf die kurfürstliche Residenz gerichtet. Hier gerieth Alles in Schrecken, und es war abermals die verwittwete Pfalzgräfin nebst den übrigen kurfürstlichen Damen, welche als Mittlerin auftrat. Drei Tage lang berieth man sich hin und her, endlich willigte der Kurfürst am 11ten Juni des Abends darin, daß die Schweden wiederum Spandau besetzen sollten. Zur Freude über diesen Tractat wurden in der Nacht um 2 Uhr die schwedischen Geschütze, neunzig an der Zahl, gelöst. Die Bewohner Berlins wurden aber nicht etwa nur durch den Kanonendonner aus dem Schlafe geweckt, sondern, da man aus vielen Stücken aus Versehen die Kugeln nicht herausgezogen hatte, so flogen mehrere Dreißigpfünder durch die Häuser, jedoch haben sie kein Menschenleben zum Opfer gefordert. Dem Kurfürsten waren außerdem noch 30,000 Reichsthaler monatlicher Sold für die schwedische Armee abgedrungen worden; auch mußte er versprechen, Küstrin auf Begehren zu öffnen. —

In dieser Weise wurde Georg Wilhelm wider seinen Willen genöthigt, Schwedens Bundesgenosse zu werden, und die „schwere Pflicht, womit er dem Kaiser und Reiche verwandt", bei Seite zu setzen. Sein Beitritt hatte den Kursachsens zur Folge; Gustav Adolf rückte mit seiner Armee nach Wittenberg, wo er ein großes Feldlager aufschlug, und sich zum Zwecke der Unterhandlung mehrere Tage lang verweilte *). Durch persönliche Vermittlung Georg Wilhelms wurde nunmehr der Vertrag mit Sachsen abgeredet und beschlossen. Nach einem stattlichen Banquet, welches der König in seinem Gezelte hielt, brach das Heer auf zur Leipziger Schlacht; den Sachsen bekam diese am Anfange freilich sehr schlecht, ihre Armee wurde von Tilly geschlagen und in jäher Flucht war

*) Die Wittenberger Studenten kamen um diese Zeit, „ohne einige Gefahr der Beraubung" haufenweise in's königliche Feldlager hinaus; Gustav Adolf unterredete sich freundlich mit ihnen und titulirte sie: „Dr. Luthers Söhne". S. Ritner, altmärkisches Geschichtsbuch. S. 43.

Kurfürst Johann Georg schon nach Eilenburg entwichen. Um so dankbarer war dieser daher dem Schwedenkönige nach dem Siege; nichts Geringeres verhieß er ihm, als — die deutsche Kaiserkrone!

Wir wollen hier nicht die nutzlose Frage aufwerfen, was für Schicksale Deutschland gehabt hätte, wenn dieses Versprechen in Erfüllung gegangen wäre; Gott hat es anders geordnet. Auch wollen wir uns alles Urtheils über das Benehmen der beiden Kurfürsten gegen den Kaiser, der durch ein Schreiben Georg Wilhelms nicht von der Nothwendigkeit der Handlungsweise desselben überzeugt werden konnte, enthalten, aber im Rückblicke auf die mitgetheilten Facta dürfen wir zweierlei wohl als feststehende Resultate annehmen. Einmal, daß man den Charakter Gustav Adolf's vielfältig überschätzt hat, indem es keineswegs einem christlichen Fürsten geziemt, solche Grundsätze offen zu verkünden, daß es für Unterthanen recht sey, ihrem Landesherrn die Eide der Treue und Ergebenheit zu brechen, sobald nur ein fremder Machthaber sich ihnen nähert. Man möchte hierüber mit einem neueren Schriftsteller sagen: „im Munde eines Glückritters wären solche Reden zu entschuldigen gewesen, weil dessen Handwerk es so mit sich zu bringen scheint, nicht aber bei einem Erbkönige, der so häufig über religiöse Gegenstände und von seinem Eifer für Gott und sein Volk sprach“ *). Andererseits mag dies Beispiel uns warnen, nie einem Fremden, mag er nun von Norden, wie Gustav, oder von Westen, wie Louis XIV., kommen, eine Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten zu gestatten, da wir sie von jeher theuer, sehr theuer, mit unserer Ehre und Gut und Blut bezahlt haben.

*) Worte Cosmar's a. a. O. Anhang. S. 10. Dieser unpartheiische Schriftsteller ist Consistorialrath und Prediger an der Hof-Gerichts-Kirche zu Berlin.

VII.

Ueber den Zustand der katholischen Kirche in Schottland. *)

Als noch ganz Schottland katholisch war, zählte das Königreich dreizehn Bisthümer, unter welchen St. Andrew, schon zur Zeit der Pikten gegründet, das älteste war; sein Oberhirte ward, ohne Metropolitan im eigentlichen Sinne zu seyn, der „größte Bischof der Schotten" genannt. Zu Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts erhob ihn der Papst zum Erzbischofe; gleiche Ehre ward dem Bischofe von Glasgow zu Theil, doch blieben jenem die Rechte eines Primas von Schottland. Ihm waren acht der übrigen Bischöfe als Suffragane untergeordnet, dem Erzbischof von Glasgow drei. Alle diese Diöcesen gingen aber in der Glaubenstrennung für die katholische Kirche verloren; der Abfall von derselben erfolgte vielleicht in keinem Lande so entschieden und schnell, als in diesem Königreiche des Nordens. Eine der Ursachen dieser Erscheinung darf wohl mit Recht darin gesucht werden, daß der Clerus in Wohlleben und weltlicher Lust versunken, auch wohl nirgend so sehr Anlaß zur allgemeinen Aergerniß gegeben hatte, wie dort, und daß daher die Verkündiger der neuen Lehre, indem sie auf die Sittenverderniß desselben hinwiesen, um so leichteren Anklang bei dem Volke finden mußten. Auf solche Weise konnte es bald geschehen, daß in Schottland der alte Glaube für Ketzerei erklärt, und jede Aeußerung der Anhänglichkeit an denselben als verbrecherisch von der Regierung mit harten Strafen belegt wurde. So ward z. B. im Jahre 1563 der Erzbischof Hamilton, in Gemeinschaft mit mehreren Priestern,

*) Vergl. *John Parker Lawson*, the Roman catholic church in Scotland. Edinb. 1836. 8.

wegen des Verbrechens, die heilige Messe celebrirt zu haben, vor Gericht gestellt und zum Gefängniß auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Derselbe Prälat hatte die Taufe Jakobs VI. vollzogen; die Gräfin von Argyle mußte, weil sie dieser Handlung beigewohnt, in ein weißes Hemd gekleidet, in der Kirche zu Stirling Buße thun. Unter des nämlichen Königs, Jakobs VI., Regierung stellte man im Jahre 1607 zu Edinburg einen Geistlichen, Namens Murdoch, weil er Messe gelesen hatte, im priesterlichen Gewande, den Kelch in der Hand, an den Pranger; dann verbrannte man auf öffentlichem Markte die Meßkleider und den Kelch. Nicht lange darauf ward ein Jesuit, John Ogilvie, welcher die Suprematie des Papstes der des Königs gegenüber behauptet hatte, zu Glasgow hingerichtet.

In solcher Weise wurde es geahndet, wenn ein Schotte sich zu dem Glauben bekannte, der Jahrhunderte lang der seiner Väter gewesen, und welcher diesen von den Nachfolgern der Apostel als das köstlichste Geschenk gebracht worden war. Jene Beispiele ließen sich noch bedeutend vermehren; das endliche Resultat aller dieser Verfolgungen war nun das, daß die Zahl der Katholiken immer geringer wurde. Sie erhielten sich vorzüglich nur in den größeren Städten, in den weniger zugänglichen Thälern der Hochlande und auf den hebridischen Inseln. Die wenigen adlichen Familien, welche den katholischen Glauben noch bis in das vorige Jahrhundert bewahrt hatten, fielen fast alle von demselben ab; besonders war der Uebertritt des Herzogs von Gordon zur anglikanischen Kirche ein für die Herzen der Katholiken sehr betrübendes Ereigniß. Außer einigen Descendenten jener Geschlechter, die aber nicht den adlichen Familiennamen führen, gehören von dem gesammten Adel nur noch Stuart, Graf von Traquair und Radcliff Livingstone, Graf von Newburgh zur katholischen Kirche. Zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts wurde die katholische Bevölkerung Schottlands überhaupt auf 70,000 Seelen angegeben; sie hat sich seither, und zwar vorzüglich, je-

doch nicht allein, durch die Einwanderung irischer Arbeiter, fast auf das Doppelte vermehrt.

Mit großer Treue und Festigkeit hat aber ein bedeutender Theil der schottischen Hochländer, so wie der Inselbewohner, zu dem Glauben ihrer Väter sich gehalten. Nur äußerst dürftig ist die Kirche in diesen Gegenden ausgestattet, sie ist alles äußeren Schmuckes beraubt, ja ihre Diener müssen von den kärglichen Spenden der armen zerstreuten Gemeinden leben; dennoch hat sie über diesen Theil der Söhne Caledoniens eine unerschütterliche Macht ausgeübt. Nichts haben dagegen vermocht die emsigen Bemühungen der „General-Versammlung der Kirche von Schottland“, diese Hochländer in den Grundsätzen des Protestantismus zu unterrichten; der Eifer verschiedener „frommer und philanthropischer“ Gesellschaften und Personen, die es an Austheilung ihrer Bibelübersetzungen und Tractätchen unter die Gebirgsbewohner nicht haben fehlen lassen, hat hier Nichts gefruchtet, und auch das Streben der Mitglieder der schottischen Episcopalkirche, welche auf eine „edle“ Weise in der „nämlichen uneigennützigen Angelegenheit“ nicht nachstehen wollten, ist ohne Resultat geblieben. Diese Treue, mit welcher die Bergschotten den katholischen Glauben bewahrt haben, ist um so mehr zu bewundern, als es ihnen nicht häufig gegönnt ist, sich eines öffentlichen Gottesdienstes zu erfreuen; denn, nur gering ist die Zahl der Geistlichen, — im Ganzen nicht viel über siebzig, — die, wie in dem fernen Westen von Amerika, oft weite Strecken Landes durchwandern müssen, um den einzelnen Gläubigen der ihnen anvertrauten Gemeinden die heiligen Sakramente zu spenden, und ihnen die Worte des Heiles zu verkünden. — Dafür ist aber auch der Eifer der Geistlichkeit wahrhaft staunenswerth; die Mühen und Sorgen, welche einem schottischen Priester obliegen, erscheinen allerdings nicht einladend dazu, um sich hier dem geistlichen Stande zu widmen. Diese Hingebung und Aufopferung des Clerus für das Seelenheil ihrer Heerde ist aber in der That so groß, daß sie auch von protestantischen Schriftstellern un-

unumwunden anerkannt wird. „Welche Vorstellung man auch immer von dem Systeme der Römischen Kirche haben mag, so nehmen wir (sagt der oben in der Note erwähnte Autor) keinen Anstand, zu erklären, daß die Armuth und Entbehrung, zu welcher sich der Clerus dieser Kirche in Schottland hingiebt, fast unglaublich ist, und kaum in irgend einem andern Lande übertroffen werden möchte. Diese, in der festen Ueberzeugung von der Wahrheit des Systems begründete Hingebung und Selbstverleugnung und diese romantische Anhänglichkeit an die Sache der Kirche und ihren Dienst läßt allen Ruhm Griechenlands und Roms weit hinter sich zurück“.

An der Spitze des katholischen Clerus von Schottland stehen gegenwärtig drei apostolische Vicarien. Diese sind zugleich Weihbischöfe und jedem von ihnen ist einer der drei Bezirke, aus welchen die Mission in Schottland besteht, untergeordnet; eine eigentliche Diöcesanverfassung ist hier nicht durchgeführt. Die drei Missionsbezirke sind: der östliche mit dem Sitze Edinburg, der westliche, in welchem der apostolische Vikar zu Glasgow und der nördliche, wo er zu Preshome in der Nähe von Aberdeen residirt. In diesem Distrikte befindet sich auch in einer anmuthigen Gegend auf dem rechten Ufer des Flusses Dee, die Bildungsanstalt für den schottisch-katholischen Clerus. Dieß ist das Collegium von St. Maria zu Blairs in Kinkardineshire, mit welchem ein früher zu Glenlivat in Banffshire bestehendes Seminarium vereinigt worden ist. Hier werden junge Leute, von eilf bis sechszehn Jahren aufgenommen, und in den alten, wie in mehrern lebenden Sprachen und andern Wissenschaften unterrichtet; diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen, werden nach Ablauf eines Jahres auf Kosten des Institutes unterhalten und zu ihrer weitern Ausbildung gewöhnlich nach Paris oder Rom geschickt. Es sind vorzüglich die freiwilligen Beiträge einzelner vermögender Katholiken, durch welche die ganze Anstalt ihre Subsistenz erhält.

Erst in neuerer Zeit d. h. nicht gar lange vor der Eman-

cipation der Katholiken ist es denselben möglich geworden, auch in Edinburg aus der Verborgenheit, in welcher sie bis dahin leben mußten, hervorzutreten. Sie besitzen nunmehr zwei schöne Kapellen daselbst, während sie sonst nur in abgelegenen Gäßchen ihre kirchlichen Zusammenkünfte halten durften. Nicht fern von der Hauptstadt ist auch im Jahre 1835 ein Kloster der barmherzigen Schwestern entstanden, welches nach der berühmten Königin Schottlands den Namen Convent von St. Margaretha führt. Die Nonnen beschäftigen sich vorzüglich mit der Erziehung der weiblichen Jugend und mit der Armen- und Krankenpflege. —

Allerdings sind dieß erfreuliche Zeichen, daß in einem Lande, wo der katholische Glauben einst völlig unterdrückt war, derselbe nunmehr von Neuem an Ausbreitung gewinnt. Ein Beweis dafür ist auch die nicht unbeträchtliche Zahl Derjenigen, welche in der letzten Zeit das Sakrament der Firmung empfangen haben; so sind allein in dem westlichen Bezirke im Jahre 1834 über zweitausend Personen gefirmt worden, unter ihnen mehrere, welche vorher sich zum Presbyterianismus bekannt hatten. Viel häufiger sind freilich die Conversionen zu der katholischen Kirche in England, wie sich überhaupt nicht leugnen läßt, daß dieselbe gerade in Folge der schweren Bedrückungen, die sie in diesem Königreiche erlitten hat, auch wohl nirgend so bedeutende Fortschritte macht. Nimmt man dazu, daß die Irländer von den Zeiten der Glaubenstrennung an, trotz Feuer und Schwert, trotz Hunger und Noth, ihren Glauben nicht verläugnet haben, so hat die katholische Kirche in den drei vereinigten Königreichen zwar nicht die Aussicht zu großer äußerer Macht zu gelangen, oder ganz in ihre Rechte eingesetzt zu werden, wohl aber die Freude, eine sich stets vergrößernde Schaar von Seelen den Weg der Wahrheit und des Heils wandeln zu sehen.

VIII.

Zum 15. April, dem Osterfeste des Jahres 1838.

Ostermonat war nicht der einzige Name, den der April bei den germanischen Stämmen führte, er hatte deren gar manche. Odinsmonat hieß er im Norden nach dem Gotte des sichtbaren und geistigen Lichtes, der über Weisheit und Dichtung waltet und siegverleihend seinen Helden beisteht im Kampfe wider die bösen zerstörenden Riesenmächte, die in dem finsteren kalten Abgrunde hausen, wo die Schlangen an den Wurzeln des Weltbaumes nagen. Noch heute nennt man ihn in Island Sommermonat, in Dänemark Fahrmonat und von dem aufsprossenden Grase in den Niederlanden Grasmonat, Kälbermonat in Holstein und Krähenmonat in Lappland.

Ueberdieß hieß er im Altnordischen auch der erste Monat, vielleicht weil sein Beginn in das Frühlingsäquinoktium fiel, und man einst das Jahr mit ihm anfing, wie denn in der That nach einer Verordnung Wilhelms, des Eroberers, das englische bürgerliche Jahr damit begann und um dieselbe Zeit auch in Island und Norwegen die allgemeine Gerichtsversammlung des Volkes gehalten wurde, die ohne Zweifel den Märzfeldern unserer Vorfahren entsprach.

Gar manche Spuren haben sich nun auch im Norden in Volksfesten und abergläubischen Gebräuchen erhalten, worin sich, wie in dem alten Rom, die Feier der Sühne und Reinigung, der Wiedergeburt, Verjüngung und Heiligung ausspricht, wovon der Frühling dem Alterthum ein Bild war. Sichtbar tritt darin der Glaube hervor, als ob die Elemente eine neue höhere Heilkraft erlangt hätten und die allgemeine Freude theilten. Und da ferner das heidnische Alterthum den Anfang heilig hielt, und glaubte, man könne aus ihm und seinen günstigen oder ungünstigen Zeichen das Ende erkennen und in dem

Augenblicke der Geburt komme es vorzüglich darauf an, daß sich der Mensch die Gunst der überirdischen Mächte sichere und die feindlichen der Finsterniß kraftlos mache, so rührt es ohne Zweifel hierher, daß wir über bestimmte Tage zur Zeit der Sonnenwenden und der Jahrszeitabschnitte auch bei uns unter dem Volke so vielfältig den Glauben verbreitet finden, als ob man dann die eigene oder des Jahres Zukunft und seine Witterung erkennen könne, und daß dann die bösen Mächte am thätigsten seyen, und man sich am meisten gegen sie wahren müsse. Manche von diesen ursprünglich heidnischen Gebräuchen haben sich später in den Schutz der Kirche geflüchtet und von ihr mit der Weihe eine christliche Bedeutung angenommen, doch sieht man den Getauften gar oft noch das Zeichen ihrer Abstammung an.

In mehreren Gegenden des Nordens wird ein solches Frühlingsfest am Gründonnerstag begangen, der in Deutschland auch der hohe, der weiße, der gute genannt wird und in Island der reine heißt. In Schweden schöpfen die Bauern am frühsten Morgen, ehe die Vögel pfeifen, Wasser, womit sie sich waschen, und dann vor dem Brande der Sonne durch seine reinigende Heilkraft sich gesichert halten. Auch werden wider die bösen Geister alle Hausthüren mit Kreuzen versehen; denn in der dem heiligen Tage vorangehenden Nacht, glauben sie, rühren die Hexen die Quellen auf, damit die Butter nicht gerathe. Auf Seeland nehmen sie an diesem Tage Aeste und eiserne Keile und werfen sie auf die besäeten Aecker, hängen Stahl vor die Thüren, um Getreide und Menschen vor Zauberei zu sichern. In Island glauben sie, am Ostersonntag tanze die Sonne vor Freuden und an demselben Tage schöpft sich das sächsische und schwedische Volk heilkräftiges Wasser.

Noch heute heißt der 14. April (St. Tiburtius), in Norwegen Sommertag und wie an dem römischen Hirtenfeste ißt kein Hirte an diesem Tage Fleisch, damit die Heerde vor Wölfen und Bären sicher sey; die Frauen aber trauen sich nicht die Winter- und Sommermilch zu vermischen, aus Furcht die Milch möge

verderben. In Schweden und Norwegen wird ein grüner Baum aufgerichtet und in Dänemark mit einer Rose und Fahne geschmückt. Am 22sten wurde in dem heidnischen Norden zum Empfange des Sommers das große Sommeropfer gefeiert mit der Bitte um Sieg. Guckgucksfest hieß der darauf folgende St. Georgstag, weil man annahm, daß an ihm der Vogel komme, sein Sommerlied singe und die Zukunft verkünde, wenn man recht aufmerke. Der große Prozessionstag heißt er gleichfalls in Norwegen, da an ihm im katholischen Mittelalter die Umgänge um die Felder, den Segen des Herr'n für die Ernte zu erflehen, gehalten wurden. Noch heute ist er den protestantischen Bauern Norwegens ein Ruhetag, der durch keine Arbeit entweiht werden darf, weil sie sonst fürchten, daß die Saaten von dem Gewürme zerstört werden. Anderwärts gilt St. Markus für Sommeranfang und an ihm beschenken die Isländer [illegible]ander. Auch der Letzte des Monats, der Vorabend Walburgis gilt für bedeutungsvoll, auch an ihm schickt man scherzhaft in den April, die Bauern geben den Thieren Heilkräuter und bezeichnen die Thüren mit Kreuzen; denn in der Nacht fahren, nach einem weitverbreiteten Volksglauben, die Hexen zum Hexenmahl und Tanz.

Die gleiche Frühlingsfeier findet sich auch in unserm Vaterlande, und wenn wir die einzelnen Züge, wovon der eine sich hier, der andere dort, auf dem Lande, in den Städten oder unter den Hirten einsamer Thäler erhalten hat, zusammenstellen, so erkennen wir darin ein großes Frühlingsspiel, das mit der Ankündigung und dem Aufwecken des Helden und seinem festlichen Einzuge beginnt, dann den siegreichen Kampf mit seinem Feinde, dem Winter, feiert, und mit der Vermählung des Siegers mit einer Maigräfin oder Maikönigin und dem Aufstecken seines Wappens schließt. Noch im vorigen Jahrhundert, so berichtet Jak. Grimm, dessen unverdroßenem Fleiße wir die Kenntniß der folgenden Gebräuche verdanken, waren die Thürmer mancher Städte Deutschlands angewiesen, den Frühlingsherold, den Storch, anzublasen und dafür wurde

ihnen ein Ehrentrunk aus dem Rathskeller verabreicht. Wer das erste Veilchen entdeckte, zeigte es der Obrigkeit an; die Bauern kamen und tanzten singend um die erste Sommerblume, oder sie steckten sie auf eine Stange und führten so den Frühlingsreigen um sie her auf. Mit Recht stehen daher auch Schwalbe und Storch, die frohen Boten der Freudenzeit, gleich ihren Collegen den Diplomaten und Abgesandten, die aber nicht immer eine so fröhliche Botschaft uns auszurichten haben, wenn nicht unter dem Völker= so doch unter dem Volks=Rechte und unheilbringend gilt ihr Tod dem frevelnden Schützen. Die Zeit ihrer Ankunft aber fällt in Deutschland gewöhnlich Ende März oder Anfang April.

Hat also der verheißene Held, der überall des Winters Todtenstille in Feld und Wald bricht, durch seine Nähe auch des Volkes Mund zu frohen Liedern erschloßen, dann ziehen die Kinder, oder Jünglinge und Jungfrauen hinaus mit Spießen und Stangen, weißen Stäben und hölzernen Gabeln, den Bruder zum Kampfe aufzuwecken und ihm beizustehen. Bedeutsame Thiere oder Bilder herumtragend und Gaben von den Menschen in der Festzeit begehrend, wo der Himmel so reichlich Alle mit den seinen beschenkt, singen sie jubelnd, den Heerbann zum Beistande des Sommers aufbietend:

Trarira, der Sommer der ist da;
Wir wollen hinaus in Garten
Und wollen des Sommers warten.
Wir wollen hinter die Hecken
Und wollen den Sommer wecken.
Der Winter hats verloren,
Der Winter liegt gefangen,
Und wer nicht dazu kommt,
Den schlagen wir mit Stangen.
Veilchen! Rosenblumen!
Holen wir den Sommer,
Schicken den Winter übern Rhein,
Bringt uns guten kühlen Wein.

In ihrer Mitte zieht, in Stroh und Moos gehüllt, der Win=

ter und in Sinngrün und Epheu gekleidet der Sommer; die halten dann den Wettkampf. Dem Winter wird das alte Kleid herabgerissen und ein Kranz oder grüner Zweig, das Wappen des Siegers, im Jubel herumgetragen. Hierauf wird über den gefallenen Landesverwüster, der den Frieden gebrochen, das Land seines Schmuckes beraubt und seine Blüthen und Grüne getödtet, das Urtheil gesprochen, sie rufen: „stecht dem Winter die Augen aus!" was die alte Strafe der Verräther ist. Alsbald wird er aus der Marke gejagt unter dem Rufe:

So treiben wir den Winter aus,
Durch unsre Stadt zum Thor hinaus,

und zur Vollstreckung des Urtheils sein Bild ins Wasser geworfen oder verbrannt.

An manchen Orten fand dieser Kampf am ersten Mai oder am Abend vor Walburgis statt. In Schweden und Gothen rüstete die Obrigkeit zwei Reiterschaaren kräftiger junger Gesellen aus. Die eine führte der Winter im Pelzkleid mit dem Winterspieß in der Hand, Schneeballen und Eisschemel werfend; die andere der Blumengraf, unbewehrt, mit Blumen und Laub und grünen Zweigen geschmückt. So reiten sie miteinander festlich und fröhlich in die Stadt, wo die Schaaren ein offen Turnir halten. Des Winters Gesellen werfen Asche und Funken, die sommerlichen Helden dagegen Birkenmaien und sproßende Lindenreiser und ihnen spricht zuletzt das jubelnde Volk den Sieg zu. Einen ähnlichen Einzug hält in Dänemark der Maigraf, zwei Blumenkränze um die Schultern geschlungen; die Jungfrauen schließen auf dem Markte einen Kreis um ihn und er wählt sich die Maigräfin oder Maikönigin, indem er ihr den einen Kranz umwirft. In Hildesheim endlich findet das feierliche Aufstecken des Feldzeichens des Siegers statt. Der grüne Maiwagen wird aus dem Walde feierlich eingeholt und von Bürgermeister und Rath dem Maigrafen der Maikranz überreicht und die Thürme und Kirchen mit seinen Maien und Blumen ausgeschmückt, zur Huldigung des neuen Herrschers.

Kaum ist zu bezweifeln, daß schon in der Weltanschauung unserer heidnischen Vorfahren jenes Ringen des Winters mit dem Sommer als ein Bild des Kampfes von Leben und Tod, von guten und segensreichen mit bösen und unheilvollen Mächten galt. Erschien ihnen ja doch das ganze Leben als ein solcher Streit und galt ihnen der Kampf für die Genossenschaft der Bundes- und der Blutsverwandten als die höchste Pflicht des Mannes, die Waffe aber als sein schönster Schmuck und der Tod auf dem Schlachtfelde als der Preis seines siegreichen Einzugs in den lichtglänzenden Heldensaal Walhallas, wo der Tod, die Nacht und der Winter keine Gewalt haben. Natürlich war es daher auch, daß dieser schon im Heidenthum geltende Sinn des Frühlingskampfes in der späteren christlichen Zeit die Naturbedeutung des Festes mehr in den Hintergrund drängte, während wieder an andern Orten beide Bedeutungen sich verschwistert, wie sie es ursprünglich waren, auch erhalten haben und die Kinder singen:

„Wir haben den Tod hinausgetrieben,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Meien
Mit Blümlein mancherleien;“

während sie eine Puppe in Leichentücher gehüllt in einem Sarge zu Grabe tragen.

Doch auch die andere Seite des Frühlings, als die Zeit des kraftgewinnenden, siegenden Lichtes tritt vielfältig in unserm Vaterlande hervor und auch hier, wird das Fest mit Lichtern und Feuern begangen, die an bestimmten christlichen, gewöhnlich in den April fallenden, Festtagen, als Mittfasten, oder Sonntag Lätare, und zu Ostern selbst angezündet werden. In vielen Gegenden, vorzüglich des nördlichen Deutschlands, ziehen sie dann mit weißen Stäben auf die Berge und rings herum von allen Höhen leuchten die Osterfeuer. Mit geschwungenen Hüten umtanzen sie, Osterlieder singend, die Flammen, werfen Tücher hinein und schlagen beim Alleluja die Stäbe zusammen. Wieder führen sie in Franken zu

Fastnacht einen feurigen Pflug, bis er in Trümmer fällt, herum, oder sie tragen ein altes Wagenrad mit Stroh umwunden den Berg hinan, tanzen und singen und lassen es dann um Vesperzeit unter allerlei Kurzweil brennend ins Thal hinabrollen, den Lauf der Sonne damit ohne allen Zweifel bezeichnend. Da eben solche Räder, die um Johannis, wo die Sonne sinkt, anderwärts hinabgerollt werden, ausdrücklich Sonnenwend-Räder heißen. Der Tag, an dem dies „Scheibentreiben" geschieht, hat im Rheingau den besondern Namen Hallfeuer, in Franken Funkentag.

Es lag dem Geiste der christlichen Zeit nahe, wenn sie solchen Festen, die das Wiederaufblühen der Blumen und den Sieg der Sonne feierten, die Deutung gab, die wir an einigen Orten finden, als geschehe es zum dankbaren und fröhlichen Andenken, daß das Licht des Evangeliums über die Nacht und den Tod des Heidenthums gesiegt. Eine andere vielverbreitete Deutung war es wieder, daß durch diese Feste das Andenken der Versöhnung Gottes nach der Sündfluth begangen werde. Diesem Sinne gemäß wurde in Köln auf Lätare vor dem Muttergottesbilde in der Schnurgasse eine Taube mit einem grünen Zweige im Schnabel aufgehangen. Es war dieselbe, welche dem Noah die fröhliche Botschaft gebracht, daß die Erde wieder aus dem Wasser aufgegrünt sey. So hieß auch das Fest Mariä Verkündigung im Mittelalter „unser Frauen Bekleibung", weil man am Vorabend aller Art Saamen säte und Pflanzen verpflanzte, die man unter ihren Schutz stellte gegen die Frühlingsfröste. Das ihm entsprechende Fest, welches in Franken auf den Himmelfahrtstag gefeiert wird, ist Maria Wurzweihe, wo man die Erstlinge der Ernte und der Blüthen, wie in Jerusalem, auf dem Altare, wohl ursprünglich als Opfer, darbringt, und sie von dem Priester weihen läßt. Von der Kriegsbeute und der Friedensernte den Göttern ein Dankopfer darzubringen, galt ja schon unsern heidnischen Vorfahren als heilige Pflicht.

Auch bei uns glaubte man, daß die Sonne zu Ostern

vor ihrem Untergange tanze und drei Freudensprünge thue, das Volk zog haufenweise vor das Thor, dies anzusehen. Wasser am Ostermorgen vor Sonnenaufgang, stromabwärts und stillschweigend geschöpft, galt ihm als ein wunderkräftiges, das nicht verderbe und für Alles gut sey. Ein Glaube, der ohne Zweifel dem Heidenthume und seiner Verehrung vor dem neugebornen Lichtgotte entsprang.

Wenn wir nun unseren Blick von diesen gewiß uralten Naturfesten abwenden und ihn dem Lande im Aufgange der Sonne und dem von Gott erwählten Volke zukehren und fragen: wie man dort jene Zeit des neu aufgrünenden Lebens begieng; so tritt uns auch hierin der höhere Charakter des Mosaischen Gesetzes entgegen, das da überall den Menschen in seiner klaren Besonnenheit frei von der lockenden Gewalt des sinnlichen Naturlebens und seinem Taumel zu erhalten suchte, damit die Schöpfung seinem Blicke nicht den Schöpfer verhülle und die Natur ihn nicht durch die Leidenschaften zu ihrem Sklaven mache, der sie im Staube anbete, wie dies im Heidenthume der Fall war. Nimmt aber hier die Natur die ihr gebührende untergeordnete Stelle ein, so ist doch damit keineswegs ihre Unterdrückung ausgesprochen; im Gegentheil soll auch sie den Gottesdienst gemeinsam mit den Menschen feiern und des Höchsten Lob, als ein Abglanz seiner Weisheit und Güte verkünden. So ist es denn auch hier die Frühlingszeit, in der Israel seine Erlösung aus den Fesseln der Knechtschaft feierte.

Unserem April nämlich entspricht der Monat Nisan, der nach dem Mondlaufe gewöhnlich zwischen unseren März und April in die Mitte fällt. Mit ihm begann und beginnt noch heute das Kirchenjahr der Juden, und nach ihm wurden die Regierungsjahre der Könige und die heiligen Feste gerechnet. „Dieser Monat, so heißt es in dem heiligen Gesetze, soll bei Euch ein Anfang der Monate seyn: er soll der erste seyn unter den Monaten des Jahres.“ Den ersten April nennt daher der Talmud das Neujahr der Könige oder Feste. An

ihm war im zweiten Jahre nach dem Auszuge aus Aegypten das heilige Zelt des Bundes aufgerichtet und dann geweiht, an ihm auch der Bau des Tempels begonnen worden. Der ganze Monat wurde als ein heiliger angesehen, in dem Israel nicht nur die Erinnerung vieler und großer ihm erwiesener Gnaden und namentlich seiner Befreiung aus der Knechtschaft feierte, sondern in dem auch das neuere Judenthum die Ankunft des Messias und zwar an demselben Tage erwartet, an welchem die christliche Kirche das Auferstehungsfest des herabgekommenen Erlösers begeht.

Als ein wahrer Festmonat soll darum seine Freude eigentlich kein Fasten stören und nur die strengeren Juden machen hiervon an drei Tagen eine Ausnahme. Aus keinem anderen Grunde lassen sie daher wohl auch alle Morgen in der Frühe das sonst gewöhnliche Flehgebet der Bedrängniß um Barmherzigkeit (Techinna) aus, so wie auch an seinen Sabbathen ein anderes zum Gedächtniß an den Tod von Moses, David und Joseph in die Mincha eingeschaltetes wegfällt, um die Heiterkeit der Seele durch traurige Erinnerungen nicht zu trüben.

Sein Beginn, der Neumond, ist wie bei allen Monaten der erste Feiertag: „An den Neumonden, heißt es, sollt ihr ein Brandopfer dem Herren bringen.“ Im späteren Jerusalem begann dies Fest mit der feierlichen Heiligung des aufgegangenen Neumondes. Es wurde auf dem Oelberg dann ein Feuer angezündet und alsbald loderten die Flammen rings auf den Höhen im ganzen Lande und Alle wußten, daß der Neumond in Jerusalem gleichsam eingeläutet sey. Eine Sitte, die beweist, wie die Festfeuer mit dem Laufe der Gestirne und der Zeitbestimmung zusammenhängen. Vielleicht haben die Oster- und Johannisfeuer unserer Vorfahren zur Zeit der Aequinoktien auch hiermit zusammengehangen; denn auch im alten Germanien war nach Tazitus Vollmond und Neumond die günstige Zeit zum Beginne eines Unternehmens. Der Vorabend vor dem Neumond ist den Juden ein Tag der Buße, des Flehens und Fastens, um Gott für die begangenen Sün-

den zu versöhnen. Gott wolle ihnen, so beten sie, ihre Sünden mindern, gleich dem abnehmenden Monde. Der Tag des Neumonds selbst dagegen ist dem Preise und dem Danke geweiht, an ihm darf nicht gefastet, kein Todter beklagt und kein Trauergebet verrichtet werden. Sieben Tage später folgt dann gewöhnlich die feierliche Einsegnung des Neumondes unter freiem Himmel, im festtäglichen Kleide. Sie preisen dabei Gott, den Schöpfer und Gesetzgeber, der die Zeiten gesetzt, dessen Willen die Sterne fröhlich vollbringen, und der den Mond geheißen, sich zu erneuern, gleich wie auch einst die Menschen sollen erneuert werden, um ihren Schöpfer wegen seines mächtigen und großen Reiches zu verherrlichen. Unter dem Gebete hüpfen sie dreimal in die Höhe, indem sie dazu sprechen: „gleichwie ich zu dir hinaufspringe und dich doch nicht erreichen kann, also sollen auch alle meine Feinde nicht Macht haben, mich in einer bösen Absicht zu berühren;“ und dann sprechen sie wieder dreimal vor und zurück: „Es falle über sie Furcht und Schrecken; durch die Größe deines Armes müssen sie stille wie ein Stein werden, als ein Stein müssen sie stille werden, durch die Größe deines Armes.“

Die Festsonne des ganzen Monats aber war das Passah, jener Tag, an dem der Engel des Todes, gesühnt durch das Blut des Osterlammes, an den Hütten Israels vorübergegangen war, und seine Kinder, aus der Knechtschaft erlöst, von dannen zogen, dem Herren zu dienen in dem Lande der Verheißung. „Im ersten Monat, am vierzehnten Tage des Monats, gegen Abend ist das Phase des Herrn. — Der erste Tag soll euch der feierlichste und heiligste seyn, kein knechtlich Werk sollt ihr da thun, und sollt Opfer mit Feuer bringen sieben Tage dem Herrn, aber der siebente soll festlicher und heiliger seyn: und kein knechtlich Werk sollt ihr da thun.“

Das spätere Judenthum, die Erfüllung dieses vorbildlichen Festes im Tode des Opferlammes verkennend, hat seine Vorbereitung und seine Feier in ein ängstliches und höchst umständliches Ceremoniell eingekleidet. Gewiß hat Vieles da-

von seinen Ursprung in einem uralten Herkommen, und ist nichts als die Ausführung des in der heiligen Schrift Angedeuteten. Merkwürdiger Weise tritt aber auch in diesen verschiedenen Gebräuchen und den dabei üblichen Gebeten die vorbildliche Bedeutung, als eines Festes der Erneuerung und des geistigen Frühlings, oder der Erlösung von dem Tod und der Nacht der Sünde deutlich und klar hervor, und hierauf sollen jene später äußerlich gewordenen Ceremonien den Menschen hinweisen.

Passah ist das erste der drei großen Jahresfeste, an denen Israel als eine Familie vor seinem Herrn und Gotte zum Opfer und Gebet erscheinen sollte. Nach ihm wird die Zeit der übrigen Feste bestimmt; um seiner Heiligkeit willen sind die dreißig vorangehenden Tage eine Zeit der Vorbereitung zu seiner würdigen Begehung. Alle diese Zeit über sollten sie ihre Gedanken darauf richten, von ihm miteinander reden, nach seinen Gebräuchen sich erkundigen, nach ihm sich sehnen, und sich darauf freuen. Schon am 15ten des vorhergehenden Monats Adar mußten Straßen, Wege und Brücken hergestellt und die Gräber neu angestrichen werden, den Moder zu verdecken, und zur Warnung, daß Niemand sich an ihnen verunreinige. Rechnungen und Geschäfte wurden zu Ende gebracht, die Unreinen gingen vorher nach Jerusalem, sich zu reinigen.

Auch die Verbrecher wurden abgeurtheilt, damit die Gerechtigkeit vor den Augen des gesammten Volkes Genugthuung erhalte. Die neueren Juden versehen sich in dieser Zeit mit dem feinsten Waizen und haben die Verpflichtung Almosen auszutheilen, damit die Aermeren unter ihren Brüdern auch an dem allgemeinen Festmahle Theil nehmen können. Und weil an jenem Feste der Wiedergeburt Alles rein und neu seyn soll, darum will ihr Gesetz, daß das Ostermehl mit neuen Steinen und in neuen Tüchern gemahlen werde. Desgleichen müssen auch alle Gefäße einige Tage zuvor auf eine feierliche Weise gereinigt werden.

Am Dreizehnten sodann schöpft der Hausvater unter dem vorgeschriebenen Gebetspruche das Wasser für das ungesäuerte Brod und wenn die Sterne vom Himmel niederblicken verrichtet er auf eine höchst ceremoniöse und feierliche Weise die Ausfegung alles Gesäuerten aus dem Hause, indem er, das brennende Wachslicht in der Hand, spricht: „alles Gesäuerte, was bei mir ist, welches ich gesehen, oder auch nicht gesehen, welches ich ausgeräumet, oder auch nicht ausgeräumet habe, soll für nichts geachtet, sondern dem Staube der Erde gleich seyn.“

Am folgenden Morgen, den 14ten, in der Frühe wird das Brod des Elendes, welches Israel, da es der Knechtschaft entrann, gegessen, von der Hausmutter unter Gebetsprüchen gebacken und zwar in einem Ofen, der zuvor gereinigt worden. Die Abscheu vor dem alten Götzendienste zu bezeugen, darf kein Bild eines Thieres oder Sternes auf den Kuchen abgebildet seyn. Nachdem also dem Hause neues Brod geworden, wird das alte gesäuerte verbrannt. Dieß geschah unter freiem Himmel vor Eintritt des Mittags. Dabei beten sie: Gott wolle alle Unreinen, Bösen, Gotteslästerer und Betrüger von der Erde vertilgen und gleich Rauch aufgehen lassen. Hierauf müssen sie selbst zur Reinigung ins Bad gehen, ehe sie ihr Festgewand anlegen, und sich dreimal untertauchen. Beim drittenmal sprechen sie: siehe, ich bade mich, um die nöthige Heiligkeit zur Ehre des Festes zu erhalten; und ferner: laß es dir doch gefallen, Jehovah, unser Gott und Gott unserer Väter, eben so wie ich meinen Leib reinige in diesem quellenden Wasser, auch meine Seele, meinen Geist und meinen Athem zu reinigen mit dem Wasser deiner Barmherzigkeit. — Es heißet in der heiligen Schrift: Jehovah ist der Quell Israels; wohlan, so siehe, wie das Quellwasser die Unreinen reinigt, also reinigt auch der Heilige und Hochgelobte sein Israel.“

Nach der Verbrennung des Gesäuerten wurde im älteren Jerusalem, als noch der Tempel stand, das eingetretene Fest mit Trompeten angeblasen und die Wände des heiligen Vor-

es festlich mit Teppichen geschmückt. Jeder brachte dann
Lamm auf den Schultern zu dem Priester. Denn, wie
tt Moses geboten, nur an heiliger Stätte, nur in der le-
digen Mitte des Volkes, im Heiligthume Gottes, durfte
geschlachtet werden. Unter dem Schalle der Trompeten und
Absingen des großen Allelujas wurde mit dem Blute der
ar besprengt und das Fett in die Opferflamme geworfen
dann gieng der Hausvater das Mahl mit den Seinen
halten. Kein Unreiner durfte daran Theil nehmen, Fremd-
ge mußten sich zuvor dem Gesetze der Beschneidung unter-
fen. Dagegen waren, nach seinem ursprünglichen Sinne
s Familienmahles des ganzen Volkes Gottes, alle Armen
elassen und noch die heutigen Juden sprechen, dieses Sin-
eingedenk, wenn sie die Osterschüssel anfassen, mit lauter
mme die bedeutungsvollen Worte: Siehe, eben so war
Brod des Elendes, welches unsere Väter im Aegypter-
de gegessen haben. Ein jeder, der hungrig ist, der komme
esse, ein jeder, der es bedarf, der komme und halte Pas-
; dieses Jahr hier, im folgenden aber im Lande Israel;
es Jahr sind wir Knechte, das folgende Jahr aber werden
Freie seyn."

Nicht minder bedeutungsvoll aber sind die Bestandtheile
Mahles selbst, als ein Vorbild dessen, was in dem Chri-
thum erfüllt ist. Das Osterlamm ist die heilige Opfer-
se, sein Blut hat die Erstgebornen aus der Gewalt des To-
engels losgekauft. Allein eilig mußten sie essen, ungesäuertes
od, den Stab in der Hand, und vierzig Jahre in der
ste irren, ehe sie in das Land von Milch und Honig ka-
. Und so benetzt auch noch jetzt Israel bei seinem Oster-
le das Brod des Elendes und bittere Kräuter mit Essig.
Tisch ist zwar reich und herrlich mit Sammt und Seide
reitet, auch der Aermste soll angelehnt sitzen, wie ein
iherr und vier Becher des besten Weines zur Erinnerung
r vierfachen Erlösung leeren, und den Geber aller Ga-
segnen und preisen. Und doch soll er sein Sterbkleid an-

haben zum Zeichen der Trauer, daß er verbannt im Elende schmachte und zu Gott soll er beten, daß er den Tempel wieder aufbaue. Den gesegneten Wein emporhebend sprechen sie die bedeutungsvollen Worte, ihren Sinn nicht ahnend: „nicht unsere Aeltern allein hat der Heilige, Hochgelobte aus jener Knechtschaft erlöst, sondern er hat uns mit ihnen zugleich erlöst; um deswillen sind wir schuldig zu danken, zu loben, zu preisen, zu rühmen, zu erhöhen, zu verherrlichen, zu segnen, zu erheben und mit Ruhm zu bekrönen, denjenigen, der an unsern Vätern und an uns alle diese Wunder gethan hat. Er hat uns geführet von der Knechtschaft zur Freiheit, von dem Leiden zur Freude, von dem Trauermahl zum Feiern, von der Finsterniß zum Lichte und von der Dienstbarkeit zur Erlösung. Alleluja." Die Christen können in diesen Ostergesang mit einstimmen und mit ihnen den zweiten Becher emporhebend sprechen: Gelobt seyst du Jehovah, daß du uns diese Nacht erreichen lassen. Also wollest du uns auch die itzt nach einander bevorstehenden Festtage in Friede erreichen lassen, daß wir uns da über den Bau deiner heiligen Stadt erfreuen und fröhlich seyn können in deinem Dienste". Des Christen Sehnsucht aber ist dabei nicht auf das gefallene irdische, sondern auf das himmlische Jerusalem gerichtet, nach dem er seufzend hier im Elende bittere Kräuter in Essig getaucht, auch beim Festmahle, zur Nahrung nimmt.

Wie ungeheuer die Volksmenge übrigens war, die einst dies Fest zu begehen nach Jerusalem strömte, davon erzählt der Talmud in dem Abschnitt, der von dem Passah handelt, Folgendes: „Die Rabbinen haben uns berichtet, daß, als einsmals der König Agrippa die Menge der anwesenden Israeliten gern wissen wollte, da habe er dem Hohenpriester befohlen, von jedem Osterlamme eine Niere zurückzubehalten. Und der Hohepriester habe solchergestalt 600,000 Paar Nieren bekommen. Nun habe man weiter gerechnet, daß wenigstens auf jedes Lamm zehn Menschen müßten gezählt werden; und da hatte man die Unreinen und die so eines gar zu weiten

Weges halber etwa erst das zweite Passah feiern können, noch nicht einmal mitgerechnet."

Waren beim nahenden Abend im alten Jerusalem die Abendopfer dargebracht, dann giengen gleich nach Untergang der Sonne die von der Obrigkeit dazu Ausgesendeten, vom Volke begleitet, mit einer Sichel und einem Korbe hinaus in das Thal Kidron, oder sonst wohin, auf den Acker und schnitten dort feierlich die erste Garbe ab. Die Nacht, die dem heiligen Abend folgt, heißt ihnen Nacht der Bewahrung oder Behütung und jeder glaubt sich darin sicher bei offenen Thüren unter der Hut Gottes. Am folgenden Morgen übergaben sie das Mehl der abgeschnittenen Garbe den Priestern, damit sie es in Israels Namen dem Herrn darbrächten, eingedenk jenes Gebotes: „Wenn ihr ins Land kommt, das ich euch geben werde und ihr die Saat schneidet, so sollt ihr Garben von Aehren, die Erstlinge eurer Erndte, zu dem Priester bringen und er soll die Garbe heben vor dem Herrn am anderen Tage nach dem Sabbath und sie heiligen, daß sie für euch genehm sey. Ihr sollt weder Brod, noch Geröstetes, noch Brei von der Erndte essen, bis an den Tag, da ihr davon dargebracht euerem Gotte." Durch dies Opfern der Erstlinge, setzt Josephus erläuternd hinzu, glaubte man, würde die ganze Erndte und das ganze Feld mit Allem, was darauf wuchs, Gott dem Herren gleichsam geheiligt und ihm für diesen seinen Segen das beste Lob und der beste Dank gespendet." Nachdem also die Brandopfer und die Fest- und Morgenopfer dargebracht, wurde das Mehl mit Oehl und Weihrauch in einem heiligen Gefäß dem Priester überreicht, damit er es dem Herren gegen alle vier Himmelsgegenden webe. Er trug es zum Altar, that Salz dazu und warf dann eine Handvoll in die Opferflamme und nachdem die übrigen dabei üblichen Opfer verrichtet, gab er dem knieenden Volke feierlich den Segen.

So wie dieser, so waren auch die folgenden sechs Tage der Osterwoche, Festtage und wurden mit Opfern gefeiert; vor den übrigen wurde aber dann der letzte, der siebente,

heilig gehalten, und wie am ersten war an ihm alle Arbeit verboten; denn er sollte ganz der gottesdienstlichen Feier und der Freude geweiht seyn.

Von den übrigen Tagen dieses Monats ist noch der 26. merkwürdig, an dem die strengeren Juden zur Gedächtnißfeier des Todes Josuas fasten, es beginnt dann auch das Gebet um den Frühlingsregen; und endlich der 29., der Erinnerungstag des Falles von Jericho.

Wodurch sich aber vorzüglich das Osterfest der neueren Juden von dem der älteren seit der Zerstörung des Tempels unterscheidet, besteht merkwürdiger Weise darin, daß sie dabei seit achtzehnhundert Jahren nicht einmal mehr das vorbildliche Opfer-Osterlamm, um deswillen es eingesetzt worden, haben. Die Zerstreuten wagen es im fremden Elende nicht, das Opfer darzubringen, weil es für die Erlösung aus der Knechtschaft im Tempel zu Kanaan soll dargebracht werden. Auch selbst die zu Jerusalem unterlassen es. Das Knie eines Lammes, das aber nicht als Opfer geschlachtet worden, dient ihnen beim Mahle als Erinnerungszeichen; das Lesen jener Stelle des Talmuds aber, welche vom Schlachten des Osterlammes handelt, soll nach ihrem Glauben die Kraft des Opfers selbst haben, so lange, bis der erwartete Messias und zwar eben in der heiligen Osternacht kommt. Beten sie selbst ja am Osterabend: „diese Nacht der Bewahrung ist ein sicheres Zeichen, daß der Höchste gewiß auch künftig kommen und das Volk, so ihm am nächsten ist, heimsuchen wird. — Denn so wie er in derselben zerbrochen hat das Joch Aegyptens, so wird er auch befehlen, daß zum andernmale in eben derselben das Erlösungswerk durch den Messias geschehe. Gelobet seyst du Jehovah, der Israel erlöset hat!“ Und eben so sagt der Rabbi Josua im Talmud: (Rosch Haschannah 13, 1) „im Monat Nisan sind unsere Eltern von der ägyptischen Dienstbarkeit erlöst worden, und künftig werden auch wir in eben diesem Monat durch den Messias erlöst werden.“ Ferner sagt er: diese Nacht werde darum in der heiligen Schrift die Nacht

der Behütung genannt, weil sie schon von der Schöpfung her zu der Ausführung des herrlichen Erlösungswerkes des Messias bestimmt gewesen.

Dies führt denn auch uns auf die christliche Osterfeier, denn eben an jenem heiligen Abend setzte Christus, als er das alte Passah feierte, jene Prophezeihung erfüllend, das neue Ostermahl ein, und gab sich zum Osterlamme hin und erstand als der Messias aus der Nacht des Grabes am 16. April.

Nach diesem Feste der Auferstehung bestimmt daher die Kirche, als dem Tage, an dem das wahre Licht aufgieng, ihren Fest-Cyclus; mit ihm begann auch das bürgerliche Jahr im Mittelalter und zwischen den 14. und 21. des Neumondes nach der Frühlings Tag- und Nachtgleiche wurde es festgesetzt und durch ein Kirchengesetz geordnet, daß es stets an einem Sonntag zu feiern sey.

Auch ihm geht eine lange Vorbereitungszeit, die vierzigtägige Faste, voraus, in der die Christen unter Fasten, Beten und Buße den alten Sauerteig vertilgen und sich baden und reinigen sollen, um das Saatkorn der Unsterblichkeit in ihr Herz aufzunehmen. Auch der christlichen Kirche ist Ostern die Festsonne, es wird das Fest der Feste genannt, und die folgenden Sonntage sind seine Oktaven und je mehr sich die Wochen ihm nähern, um so mehr dienen alle kirchlichen Handlungen zu seiner Vorbereitung und wandelt sich der Gottesdienst in eine traurende Todtenfeier um. Die ihm unmittelbar vorangehende Woche, vor anderen die heilige, die große, die schwarze, die stille, die klagvolle, die letzte, die Kreuz- und Leidenswoche genannt, ist ganz der Buße und dem Schmerze geweiht Aus dem Schooße des Grabes aber sproßt der Baum des Lebens auf und so folgt ihr die freudenvolle Osterwoche, die daher auch den Namen der neuen oder der weißen führt und auch die Woche der Erneuerung, der Kinder und Neugebornen heißt.

Schon am Sonntag Septuagesima singt der Priester nicht mehr das fröhliche Alleluja. Kein Gloria in excelsis, kein Deum

laudamus unterbricht die Stille der Fastenzeit, zum Gedächtniß der Verstossung aus dem Paradies. Mit dem Rufe um Barmherzigkeit: Miserere mei Domine! beginnt das Brevier und an die Stelle des Jubilate tritt das Sündenbekenntniß: confitemini. Zur Demuth mahnt der Priester am Schlusse der Messe: humiliate capita vestra! Asche wird den Gläubigen am ersten Tag der Faste auf das Haupt gestreut und er daran erinnert, daß er vom Staube sey und zum Staube zurückkehre. Die Altäre werden verdeckt, kein Tanz, keine Hochzeit darf die Trauer fortan stören. Auch der festliche Dienst der Heiligen hört auf, damit der Blick vorzüglich auf Christus geheftet sey. Acht Tage vor der Leidenswoche wird am Passionssonntag auch das Crucifix auf den zierberaubten Altären verhüllt. Die Klagefeier eröffnet dann der Palmsonntag. Im Schmucke des Frühlings und im Festzuge wird das Lamm eingeführt, die Chorknaben legen vor ihm ihr weißes Gewand nieder; aber sein Weg geht zum Opferaltar, zum Oelgarten und zum Kreuze. Der grüne Sonntag oder der Blumentag ist daher dieses Tages Name. In früherer Zeit wurde der heilige Zug wirklich dargestellt, vor einem Crucifix ausserhalb der Stadt wurden die Palmen geweiht und singend und Zweige schwingend geleitete das Volk dann das Bild Christi auf dem Füllen zum Stadtthor hin; noch jetzt klopft man an die Kirchenpforten, sprechend: attollite portas. Geld, Brod und Eier und kleine Münzen wurden dem Volke, wie beim Einzuge eines Königs, preisgegeben. Die Palmen aber werden noch immer an diesem Tage gesegnet, dem bedeutsam der des heiligen Lazarus vorauszugehen pflegt. Am Palmsonntag predigte einst Epiphanius: „Freuet euch ihr Himmel! Frohlocket ihr Engel! Ihr Völker ziehet entgegen! die ganze Schöpfung, jedes Alter, jedes Volk und jedes Reich, Alles müsse königlich dem König entgegen ziehen und dem unsterblichen Bräutigame Freudentänze aufführen. Die Siegespalme laßt uns tragen zu Ehren des Siegers über den Tod, den Oelzweig schwingen zu Ehren des göttlichen Zweiges Mariä, den Lobgesang der Engel dem

Gott der Engel anstimmen. Hosanna in der Höhe, gelobt sey, der da kommt im Namen des Herrn. Gepflanzt im Hause des Herrn, aufblühend wie Frühlingsblumen, feiern wir dies Fest, da wir sehen, daß der Winter des Gesetzes vorübergezogen ist. Vergangen ist das Alte; siehe! Alles ist neu geworden!"

Nun aber folgt die Trauer des beginnenden Opfers, die Metten werden nimmer chorweise gesungen, der Priester spricht nicht mehr: „Herr öffne meinen Mund, daß ich dein Lob verkünde; keine Benediktionen, keine Hymnen, die Musik schweigt, ohne Orgelklang werden die klagenden Psalmen, die Prophezien von Christi Leiden gebetet, ohne Gloria beschlossen. Der Gottesdienst wird zur Leichenfeier; von schwarz gekleideten Chorknaben werden die Altäre entblößt, nach jedem Psalme eine Kerze auf dem dreieckigen Leuchter ausgelöscht, auch das Licht der Lampen erlischt; nur eine Kerze brennt noch auf der Spitze und diese wird hinter dem Altare verborgen. Die Erde bebt und Finsterniß und schweigende Trauer herrscht im Hause Gottes.

Es kömmt der Gründonnerstag, die Einsetzungsfeier des heiligen Abendmahls, und daher in der älteren Kirchensprache der Tag des Brodes und Lichtes, der Eucharistie und der Geburtstag des Kelches genannt. An ihm wird das heilige Chrisam geweiht. An ihm, wo das Liebesmahl der Christenheit eingesetzt wurde, erklingt zur Feier mitten in die Trauer der frohe Lobgesang: Gloria in excelsis, aber in demselben Augenblicke verstummen auch die Glocken, denn die Stunde naht. Dem Mahle zu Ehren, das alle als Brüder vereinigen soll, wurden früher die Büßenden in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen, empfiengen einst die Sklaven die Communion und werden noch heute die Füße der Armen von fürstlichen Händen gewaschen. Den Abend erfüllt der Trauerdienst mit seinen Lamentationen.

So findet der Charfreitag die Christenheit bereit, mit Magdalena den Weg des Kreuzes zu wandeln. Am Tage der Zer-

störung ist die Messe eine verstörte ohne Consecration; im schwarzen Gewande liest der Priester ohne Licht und Gesang die Passion. Auch das Crucifix wird entblößt unter dem Gesange: ecce lignum, und baarfuß und im Staube der Gekreuzigte angebetet und die Wunden geküßt. Zu dem, der für Alle gestorben, wird heute mit feierlicher Kniebeugung nicht nur für seine Kirche und ihre Glieder, sondern auch für die Getrennten und die Heiden und Juden gebetet. Stehend aber für die Letzteren, weil sie ihn knieend verspotteten. Vorwurfsvoll und klagend ertönt das: du mein Volk, was that ich dir oder worin habe ich dich gekränkt, antworte mir! doch vertrauensvoll in dieser äußersten Stunde erwiedert der Chor mit dem dreimaligen: heiliger Gott, starker, unsterblicher, erlöse uns! und unter dem: Crux fidelis und Vexilla regis, wird der Heilige oder Frohnleichnam zu Grabe getragen. Das Tabernakel steht offen, das Heiligthum ist leer. Am Abend aber ertönt klagend das Stabat Mater und die Lamentationen des Propheten über die gefallene Herrlichkeit der heiligen Stadt.

Der Charsamstag, als die Vigilie des Osterfestes, gleicht mit der einen Hälfte der Dämmerung, mit der andern der lichten Morgenröthe. An ihm vollendet sich das Leiden und beginnt die Verklärung. Daher ist er ein Tag der neuen Weihe. Das alte heilige Oehl wird an ihm verbrannt, und alles Feuer und Licht in der Kirche ausgelöscht, und aus dem Steine neues, gleichsam unbeflecktes, für den Gottesdienst hervorgerufen und geweiht. Und während der Priester das dreifache Licht anzündet, singt er: lumen Christi. An dem dreifachen zündet er dann die Osterkerze, und unter dem Absingen der Prophezeihungen über das kommende Heil die andern Lichter an. Wie das Licht, so wird nun auch das Taufwasser nach den vier Weltgegenden hin geweiht, die Osterkerze hineingetaucht, und unter Anrufung aller Heiligen mit Oehl und Chrisam begossen.

Taufe und Firmung wurde in der alten Kirche jetzt er=

theilt. Nun werden die Altäre wieder geschmückt, und wie das Gloria ertönt, erklingt auch der Feierruf der Glocken wieder. Surrexit dominus war der erste Gruß, den an diesem Tage die ersten Christen sich zuriefen, wenn sie einander umarmend in die Kirche traten, wo von dem Altare der Priester die Messe mit dem dreifachen Kyrie beginnt, das laudate dominum singt und mit dem Alleluja den Erstandenen begrüßt. Als ein wahres Lichtfest wurde diese Vigilie einst mit ungeheurer Pracht und allgemeiner Illumination in Byzanz gefeiert, und noch heute brennen am Auferstehungsabend tausend und tausend Lichter, um die Herzen der Christen zum Preise und Danke zu entzünden.

Der dieser frohen Nacht folgende Tag ist das hohe Freudenfest, an dem der Erlöste, ein Wiedergeborner, voll Trost, Freude und Friede seine Auferstehung feiert und der ewigen Verklärung entgegensieht. Diesem Feste zu Ehren wurden daher auch in früherer Zeit die Gefangenen losgelassen, die Sklaven freigegeben oder ihnen die ganze Osterwoche über mindestens alle Handarbeit erlassen. Unendlich viele milde Stiftungen, an denen wir uns ein Beispiel nehmen können, hat die christliche Barmherzigkeit des Mittelalters auf diesen oder die folgenden Tage zur Speisung und Kleidung, zur Erquickung und zum Troste der Armen, Wittwen und Waisen gegründet, auf daß Alle seine Freude theilten. Auch dem Scherze wurde mancher Muthwill gestattet, wie das sogenannte Osterlachen und die alten Ostermährlein beweisen. Ist es ja selbst Kirchengebrauch, in dieser Zeit nicht knieend, sondern aufrecht zur Ehre der Auferstehung zu beten. Und wie eine frohe Sonne strahlt der Glanz dieses Tages auf die ihm zunächst folgenden Sonntage. An dem ersten feiert die Kirche ihre Wiedergeburt unter dem Bilde der Neugebornen, an den folgenden singt sie: Jubilate omnis terra, Cantate domino canticum novum und Vocem jucunditatis annunciate, und also jubelt sie der Aussendung des heiligen Geistes am Pfingstfeste entgegen.

Neu entzündet gleich dem Lichte der Osterkerze und gleich dem Wasser neugeweiht, feierte man im Mittelalter auch am Schluße des Aprils noch andere fröhliche Feste; es wurde der Kampf St. Georgs mit dem Drachen feierlich auf Georgi vorgestellt, und damals und noch heute werden, um auch die Natur an dem Segen Theil nehmen zu lassen, der Erstlingsweihe der Israeliten entsprechende, feierliche Umgänge um die Saatfelder, mit Kreuz und Fahnen, betend und singend auf St. Markus gehalten.

Von der Osterfeier können daher auch wir, rückblickend auf die Frühlingsfeier unserer Vorfahren, mit Gregor von Nazianz sprechen: „Am Könige der Tage hält auch die Königin der Jahreszeiten ihren festlichen Einzug, und bietet ihm das Schönste und Beste zum Geschenke dar. Nun ist der Himmel heller; und höher und goldener glänzet nun die Sonne; nun ist der Kreis des Mondes glänzender und der Reigentanz der Sterne reiner. Die Quellen fließen heller, die Flüße strömen voller; des Winters Fesseln sind gelöst, die Wiese duftet, das Lamm tanzt auf grünenden Auen, jedes Geschöpf freut sich seines Daseyns. Jetzt ist Frühling für die Welt; Frühling für den Geist; Frühling für die Seele; Frühling für den Leib; ein sichtbarer und ein unsichtbarer Frühling. Und sind wir hier für das Bessere gereift, möchten wir dann dort an dem unsichtbaren Theil nehmen und zum neuen Leben eingehen durch unsern Herrn Jesus Christus, dem Ehre Preis und Macht sey mit dem heiligen Geiste zur Ehre Gottes des Vaters!

IX.

Literatur.

Max von Schenkendorf's sämmtliche Gedichte.

Erste vollständige Ausgabe. Vorw. VI. Text 394 S. Berlin bei Gustav Eichler. 1837. 3 fl. 36 kr.

Diese Lieder sind Blüthen, dem deutschen Gemüthe entsproßen; ein weißer, leuchtender Schwan schwebt ihr Sänger auf den sturmbewegten Wogen jener begeisterten Zeit, da Deutschland aus seiner Schmach erwachte und aufspringend im Zorneseifer die Fesseln abschüttelte. Was damals die Besseren und Edleren unseres Volkes mit Freude und Schmerz erfüllt; was sie getröstet, ermuthigt und in den Todeskampf getrieben; wonach sie sich hoffnungsvoll gesehnt und was sie voll Wehmuth ihrem Blicke entschwinden gesehen, das Alles klingt in diesen Liedern in silberhellen Tönen wieder.

Damals hatte Deutschland, von dem fremden Eroberer in den Staub getreten und in Schmach und Schande gebadet, reuevoll, in der Bitterkeit seines Herzens, den Blick der verlorenen Herrlichkeit seiner Väter zugewendet und ihres Ernstes, ihrer Treue, ihrer Zucht und Sitte, ihrer Freiheit und ihres Rechtes wieder gedacht. Vom eisernen Hammerschlag des Nationalunglücks getroffen, hatte auch seine Sprache sich von dem modernen Roste gereinigt. Aus tiefster Brust schöpfte sie wieder Athem, und die alten vollen Klänge, die mit den Todten verstummt schienen, sie mahnten die getrennten Bruderstämme dem fremden Wesen, und dem Neide und der Selbstsucht zu entsagen, und in der gemeinsamen Noth gemeinsam zum Schwerte zu greifen. War die Freiheit des Vaterlandes im blutigen Kampfe errungen, dann sollte die heilige Eiche auf dem Grunde

des alten Glaubens und Rechtes neu grünend sich erheben, und Ein Kaiser sollte wieder, so wünschten es Viele, über die Ausgesöhnten als Band der Eintracht walten.

Diese Zeit ist es, die sich in Schenkendorf's reiner Seele gespiegelt und deren Strahlen, als eben so viele Lieder, von dort in das Volk verklärt zurücktönten.

Er war einer von den Wenigen, dem der alte christliche Sinn etwas mehr war, als ein politisches Reizmittel zur augenblicklichen Begeisterung oder eine poetische Spielerei. Ihm war es ein hoher und heiliger Ernst, und wie er selbst davon in der innersten Seele durchdrungen war, so wünschte er ihn auch seinem Volke mitzutheilen. Klagend singt er daher:

Immer nur das Lose, Neue
Nahm die jüngste Zeit zum Ziel,
Alte Kraft und alte Treue
Lebten kaum im Ritterspiel.

Soll der Taumel ewig währen?
Sprecht, wie lang ihr sucht und irrt?
Wollt ihr nicht zu Jesu kehren,
Welcher winkt, ein treuer Wirth?

Und überall, welche Saiten seiner Harfe er auch anschlägt, wenn er von seinem Leben und seiner Liebe und ihrem häuslichem Glücke singt oder wenn er im heiligen Zorne das Volk zum Streite für das Vaterland aufruft oder zu den Füßen des Altares das Allerheiligste in Demuth verherrlicht, überall spricht ein ernster, redlicher, frommer, fröhlicher, christlicher Sinn zu uns.

Vor allem aber bildet eine wehmuthvolle Sehnsucht, die in der Zeit und auf der Erde ihre Befriedigung nicht findet, den Grundton seiner Lieder; voll Verlangen wendet er daher dem Höchsten und Schönsten der Vergangenheit den Blick zu, um von ihm getragen sich zu einer höheren Heimath zu erschwingen. Alles weckt dies geheime Sehnen seiner Brust, das Kleinste wie das Größte; von ihm fühlt er sich durchdrungen, wenn er in den Wellen der Ostsee mit dem Bern-

steinfischer nach dem verlornen Ringe sucht, oder wenn er im kalten Nord den Duft einer Orangenblüthe einathmet, oder wenn das Lied der Nachtigall an sein Ohr schlägt. Sehnsuchtsvoll ruft er wieder beim Anblick einer einsamen Kapelle:

Liebes Kirchlein an der Strassen,
Wer dich einsam hier erbaut
Hat in Sehnsucht ohne Maaßen
Hat, wie ich hinausgeschaut.

Dasselbe Gefühl ergreift ihn, wenn ihm die schlank zum Himmel steigende und zeigende Spitze des Münsters zu Straßburg von ferne winkt; wenn er zum alten Sitz der Hohenstaufen hinansteigt, oder das Bild Kaiser Friedrichs zu Gelnhausen erblickt; auf den zerstörten Kaisergräbern im Dom zu Speier wandelt; in den See zu Achen hinabschaut, oder des zerstörten Stuhles der Könige zu Rhense und des leeren Sitzes Karls des Großen zu Achen gedenkt.

Ueberall umschweben den Lauschenden die großen Heldenschatten. Aber diese Sehnsucht war keine todte müßige, er riß sich von der Seite einer geliebten Gemahlin um fechtend sein vaterländisches Lied zu singen. Den Jahren 13, 14 und 15 sind die meisten derselben entsprungen und an den Ufern des befreiten Rheines gesungen.

Er war seinem König treu ergeben, liebte sein Vaterland Preußen aus voller Seele und sang von ihm:

Doch was ich denke, was ich sinne
O Heimath ist dein eigen,
Daß ich dein treuer Kämpfer bin
Soll Schwert und Zither zeigen.

Allein er war nicht, wie so Viele, engherzig, seine Liebe war groß genug alle Bruderstämme zu umschlingen, und auf dem Wittelsbacher Stammschloß ruft er in verhängnißvoller Stunde:

Bayerland, o Land der Stärke!
Alles Schönen heiliger Heerd!

Bist wohl beßrer Ehren werth,
Darfst nicht fehlen bei dem Werke.

So bei aller Liebe für „sein Preußen, sein süßes
mathland," kannte er so wenig nationelle Engherzigkeit,
er dem alten Hause der Habsburger zuruft:

Wo einst Rudolphs Haus gestanden
Ruft dir Alles liebend zu:
Hier im Haupt von deutschen Landen
Deutscher Stamm hier herrsche du.

Und wieder spricht er klagend und zürnend über die
eitelung seines heißen Wunsches:

Sie mögens nicht ertragen,
Daß Einer höher ist,
Der aller Kinder Klagen
Nach gleichem Rechte mißt.

Schenkendorf war Protestant, aber auch hierin vo
vielen seiner Confessionsgenossen verschieden, ist in allen s
Dichtungen nicht ein einziger Mißton, kein gehäßiges
das die Katholiken verletzen könnte, ja in jenen Liedern,
rin er das Kirchenjahr und seine Feste, vom Advent bi
Christi- und Mariä-Himmelfahrt und dem Feste aller Heil
mit so inniger, kindlicher, reiner Andacht feiert, weht
Geist, an dem sich jeder Katholik erbauen kann, und e
ihm zu Theil geworden, was er am Palmsonntage betend s

Blüht empor, ihr Himmelsmaien,
Palmen, blüht aus meiner Brust,
Christi Wege zu bestreuen,
Der euch hegt in Lieb und Lust.

X.

Zeitläufte.

Vor sieben Jahren mußte ein geschichtlicher Ueberblick über die laufenden Zeitereignisse mit der dem europäischen Staatswesen von Frankreich aus drohenden, allgemeinen Umwälzung beginnen, und die Verzweigungen nachweisen, die der Baum des Verderbens nach England und Italien, wie gegen die pyrenäische Halbinsel hin und nach Deutschland erstreckte. Damals kehrte sich alle Besorgniß und Abwehr der Freunde des Königthums gen Westen, und alles Unheil konnte leicht als ein von außen hereinbringendes erscheinen, — jetzt hat aber ein Ereigniß im Herzen unseres Vaterlandes, — dessen weltgeschichtliche Bedeutung denen, die dabei als Anstifter oder Werkzeuge mitgewirkt, im Momente der That vielleicht am wenigsten klar geworden, — Deutschland, für den Deutschen wenigstens, zum Mittelpunkte der Begebenheiten gemacht. —

Es ist hier unsere Absicht nicht, das nach allen Seiten hin durchgesprochene und beleuchtete, Jahre lang und allmählig gezeitigte Kölner Ereigniß, und die Verhandlungen, die den entscheidenden Schritt herbeigeführt, nochmals zum Gegenstande einer geschichtlichen Darstellung zu machen. Wir können uns dieses, für jeden Freund der Legitimität so tief betrübenden Geschäftes hier billig entschlagen. — Nachdem durch eine, jeder menschlichen Voraussicht spottende Fügung auch das Allergeheimste dessen, was seiner Natur nach nie bestimmt war, den Tag zu schauen, in seinen verborgensten Wendungen an das helle Licht der Sonne gekommen, ist das Thatsächliche davon, trotz aller entgegengesetzten Bestrebungen, weltkundig, und jede nochmalige Kritik desselben überflüssig geworden. Deshalb möge uns gestattet seyn, in Betreff dessen, was auf Befehl und im Namen der preußischen Regie-

rung am 20. Nov. 1837 amtlich geschehen, uns schweigend zu verhalten.

Dagegen sey uns aber vergönnt, einen Blick ruhiger Prüfung auf das zu werfen, was seit jenem Zeitpunkte sich zugetragen, wo die Partheien, in welche sich heute die europäische Welt getheilt, durch die Kunde von der Verhaftung und Wegführung des Kirchenfürsten, je nach ihrer Gesinnung und ihren Absichten betrübt oder erfreut, erschreckt oder mit Hoffnung für die Zukunft und für die Gegenwart mit stolzer Siegesfreude erfüllt wurden. Denn, was sich in dieser Beziehung auf dem Gebiete der Literatur und der öffentlichen Meinung begeben, kann für Jeden, der nicht von blinder, thörichter Leidenschaft bestrickt, alles ruhige Urtheil daran gegeben hat, — eine Quelle großer Belehrung werden. — Diesen Organen der Meinung gegenüber haben wir dasselbe Recht, was sie alle Tage ohne Schonung ausüben und mit empörender Frechheit mißbrauchen, und wir denken hier von diesem Rechte in seinem vollen Umfange Gebrauch zu machen.

Die Verhaftung des Erzbischofs von Köln hat scharfe und entschiedene Gegner gefunden. Auf der andern Seite ist sie mit lautjubelndem, feurigem Zuruf begrüßt worden. Wer sind die, welche getadelt und sich betrübt, wer sind jene, die eingestimmt, gelobt, sich gefreut und gejubelt haben?

Beginnen wir die Musterung mit den letzteren.

Der Protestantismus theilt sich heute in zwei entgegenlaufende, einander mit täglich wachsender Heftigkeit bekämpfende Strömungen. — Die überwiegend große Masse der eigentlichen Gelehrten, wie der sogenannten Gebildeten in der protestantischen Welt läßt sich von dem Strome der Negation und Zerstörung treiben. Nachdem sie die Symbole ihrer Konfession und mit ihnen jedes positive christliche Element als unnützen Ballast über Bord geworfen und das Schifflein ihrer Meinung dadurch flott und überaus beweglich gemacht haben, unterscheiden sich die verschiedenen Nuancen und Abstufungen dieser mit dem Winde des Zeitgeistes seegelnden Par-

X.

Zeitläufte.

Vor sieben Jahren mußte ein geschichtlicher Ueberblick über die laufenden Zeitereignisse mit der dem europäischen Staatswesen von Frankreich aus drohenden, allgemeinen Umwälzung beginnen, und die Verzweigungen nachweisen, die der Baum des Verderbens nach England und Italien, wie gegen die pyrenäische Halbinsel hin und nach Deutschland erstreckte. Damals kehrte sich alle Besorgniß und Abwehr der Freunde des Königthums gen Westen, und alles Unheil konnte leicht als ein von außen hereindringendes erscheinen, — jetzt hat aber ein Ereigniß im Herzen unseres Vaterlandes, — dessen weltgeschichtliche Bedeutung denen, die dabei als Anstifter oder Werkzeuge mitgewirkt, im Momente der That vielleicht am wenigsten klar geworden, — Deutschland, für den Deutschen wenigstens, zum Mittelpunkte der Begebenheiten gemacht. —

Es ist hier unsere Absicht nicht, das nach allen Seiten hin durchgesprochene und beleuchtete, Jahre lang und allmählig gezeitigte Kölner Ereigniß, und die Verhandlungen, die den entscheidenden Schritt herbeigeführt, nochmals zum Gegenstande einer geschichtlichen Darstellung zu machen. Wir können uns dieses, für jeden Freund der Legitimität so tief betrübenden Geschäftes hier billig entschlagen. — Nachdem durch eine, jeder menschlichen Voraussicht spottende Fügung auch das Allergeheimste dessen, was seiner Natur nach nie bestimmt war, den Tag zu schauen, in seinen verborgensten Wendungen an das helle Licht der Sonne gekommen, ist das Thatsächliche davon, trotz aller entgegengesetzten Bestrebungen, weltkundig, und jede nochmalige Kritik desselben überflüssig geworden. Deshalb möge uns gestattet seyn, in Betreff dessen, was auf Befehl und im Namen der preußischen Regie-

schon hat Gregor XVI. reuige Briefe nach Berlin geschrieben und Besserung gelobt. Jetzt oder nie! — Gott bewahre uns vor dem doppelten Joche des Adels und der Geistlichkeit! — Welche Religion bekennst Du? Keine von Allen! Und warum? aus Religion! *) Und diesem hohen Ziele seine Heerde zuzuführen, hat der Erzbischof von Köln sich geweigert? — Er hat diese Freisinnigkeit, diese Zartheit und Milde, diese ächte Toleranz verkannt? — Das ist Hochverrath! — Nur nicht nachgegeben, nur nicht vermittelt, — es wäre ein Landschaden, wenn das Werk des Lichtes auf halbem Wege in's Stocken geriethe! Alle freisinnigen Katholiken sind ja für uns! sie preisen diese milde Huld, die jetzt der Freiheit der katholischen Gewissen widerfährt; nur einige Obscuranten — es ist zum Lächeln! — haben sich verschworen, das tadeln zu wollen, worüber wir alle, seit dem Weisen von Sanssouci, eines Sinnes geworden!" Also die Leipziger allgemeine Zeitung in jeder ihrer Nummern: Daneben wird, wie billig, den protestantischen „Dunkelmännern" tüchtig der Text gelesen. — Da hat irgendwo eine Gemeinde sich von ihrem aufgeklärten Pastor den Exorzismus nicht abhandeln lassen wollen, sondern ist hartnäckig auf der Teufelaustreibung bestanden. Und das im 19ten Jahrhundert, mitten im Lichte unserer Aufklärung, unter dem Scepter so freisinniger Regierungen! — Ein anderes Mal hat gar ein reformirter Prediger einer Braut, die vor der Hochzeit schwanger geworden, den Kranz bei der Trauung streitig gemacht. Unglaubliche Anmaaßung! Ja, man munkelt sogar von einer Correspondenz des gefangenen Erzbischofs mit den Häuptern des orthodoxen und pietistischen Protestantismus in Berlin, die bei dieser Gelegenheit entdeckt seyn soll. **) Zu verwundern wäre es nicht, haben sie doch sogar den würdigen Strauß, der uns das Leben Jesu, woran bisher die ganze Christenheit einfältigerweise geglaubt,

*) Leipziger allg. Zeitung vom 22. Febr. 1838. S. 644.

**) Leipziger allg. Zeit. Nro. 63, vom 2. Dec. 1837.

in Mythen umzusetzen sich bemüht, mit scheelem Auge angesehen und den wohlverdienten Ehrenmann verketzern wollen! Aber daher hat auch der Papst den Muth geschöpft, sich des nicht minder lichtscheuen Erzbischofs anzunehmen; weiß er doch, daß Viele dieser Mystiker ihm eigentlich im Herzen Recht geben. — So großer Eifer für die Species der Aufklärung, die jetzt am Ruder sitzt, darf dann auch wohl dem politischen Liberalismus ein Wörtchen zu Gute reden, denn mit dem Zeitgeiste müssen wir uns jetzt um alles in der Welt wieder zu befreunden suchen! — Aber mit Bescheidenheit! — und Vorsicht versteht sich. Nur nach und nach muß man die verirrten Freunde auf den rechten Pfad leiten, und ihr zartes Ohr gelegentlich an mißtönende Namen gewöhnen. So zitirten die gelehrten Magister neulich (Nro. 101) den Revolutionsapostel Rousseau als Gewährsmann ihrer Theorie, und dann fügten sie mit kindlicher Einfalt hinzu, auch Machiavelli sey schon vor mehr als 300 Jahren genau derselben Meinung gewesen, wie sie, die Leipziger. Vor Allem ist es aber der Adel in der preußischen Monarchie, der dem Moloch der revolutionären Meinung als Opfer vorgeworfen zu seyn scheint. Und zwar nicht bloß der der westlichen Provinzen, der sich hart versündigt und durch Majorate und corporative Einrichtungen einen Stand zu retten versucht hat, den man vor wenigen Monden noch für eine Schutzwehr des Thrones hielt; — auch aus Ostpreußen wird ihr gemeldet, daß das feudale Unwesen dort ebenfalls rumore und zurückwolle in die alte Nacht der antediluvianischen Zeit von Stein und Hardenberg. — Aber sie sollen es versuchen, heute sind wir liberal, — und glauben festiglich an die Intelligenz des „Staates“! — Damit verträgt sich ganz friedlich etwas geheime Polizei, — denn auch diese macht die allgemeine Leipziger Zeitung. — Sie weiß, wer alles nach München gereist, zu jenem berühmten ultramontanen Congresse, der freilich nur im Kopfe der Spione statt gefunden, sie nennt die Personen, die die Zurückkehrenden auf den Posthof begleitet, — sie läßt sich aus der Schweiz die „Anekdote“

schreiben, daß dort einige Monate vor der Verhaftung des Erzbischofs einstmals in einem Gasthofe Abends ein großer, schwarzgekleideter Herr eingekehrt sey, mit einem männlichen Begleiter und zwei Frauenzimmern. — Der sofort unter Observanz Gestellte habe nicht bloß über Magenschmerzen geklagt und Wein gefordert, sondern auch verfängliche Fragen über geistliche Angelegenheiten gethan. — Nachts sey dann die Thüre offen geblieben zwischen dem Schlafzimmer des schwarzen Mannes und dem der Damen. Saubere Moralität des geistlichen Herrn! Denn, was könnte er anders gewesen seyn? Und, dieß vorausgesetzt, was liegt näher, als daß es der Erzbischof von Köln war, der heimlich, in Begleitung des Legationsraths von Pfeilschifter, nach Rom gegangen, um dort die Verhaltungsbefehle in Betreff dessen einzuholen, was einige Monate später erfolgen sollte. *) — Wir haben es immer für unglaublich gehalten, daß es Ministerien gäbe, die ihr gutes Geld für solche Mystifikationen wegwürfen, und hiebei der ernstlichen Meinung seyn könnten, daß sie durch Notizen solcher Art wirklich klüger würden, als sie sind; gäbe es aber dergleichen, so dürften die in Folge dieser „Staatsintelligenz“ in den Bureaux der höhern Polizei zusammenlaufenden Rapporte der eben mitgetheilten nicht ganz unähnlich sehen. — Aber daß man dergleichen Rapporte in einer Zeitung abdrucken läßt; sich selbst das testimonium paupertatis ausstellt: solche, und nur solche Kunde von dem Stande der Dinge erhalten zu haben; daß man den fremden Regierungen schwarz auf weiß den urkundlichen Beleg in die Hand gibt, mit welchem Netze geheimer Späher ihre Länder überzogen sind, dieß ist eine Naivität, die auch den erbittertsten Gegner entwaffnen, und ihm den Beweis liefern muß, daß die tiefe Immoralität, die sich solcher Mittel bedient, und doch nur zu solchen Resultaten gelangt, zugleich in einer wahrhaft fabelhaften Beschränktheit ihr Gegengift bei sich trage.

*) Diese Geschichte findet sich wörtlich in der Beilage zu Nro. 77 der Leipziger allgem. Zeitung vom 16. Dec. 1837.

Weniger unschuldig erscheint die aus vielen Artikeln derselben Zeitung erhellende Absicht, die Regierungshandlungen Sr. Majestät des Königs von Bayern einer hämischen Kritik zu unterwerfen und Allerhöchstdesselben protestantische Unterthanen mit Mißtrauen und Abneigung gegen die weise und milde Regierung ihres Herrn zu erfüllen, — ein Bestreben, wovon wir uns aus naheliegenden Gründen die sehr unzweideutigen Proben hier mitzutheilen enthalten müssen. Welchem Zustande aber dasselbe, gleichmässig der liberalen Aufklärung und der geheimen Polizei dienende, Blatt die katholischen Verhältnisse in Deutschland entgegen führen möchte, dieß erhellt aus nachfolgendem Artikel, der direct und wörtlich auf das unter den römischen Cäsaren gegen die christlichen Martyrer, die sich weigerten, den Göttern zu opfern, zur Anwendung gebrachte Staatsrecht provozirt und dieß als Norm des Verhaltens unserer heutigen Regierungen geltend machen will. — „Die christlichen Kirchengeschichtsschreiber des vierten und fünften Jahrhunderts," so lautet ein in Nro. 72 jenes Blattes abgedruckter Artikel aus Frankfurt vom 9ten März d. J., „sind bekanntlich keineswegs karg mit Ertheilung der Martyrerkrone gewesen. Unter diesen befindet sich auch eine grosse Anzahl römischer Soldaten, die das Gebot Jesu, der Obrigkeit, die von Gott eingesetzt worden, zu gehorchen, umgehend, den Befehlen ihrer militärischen Obern Folge zu leisten sich weigerten, weil ihr religiöser Glaube es ihnen nicht gestatte. Ein hiesiger Geistlicher, als Director bei der Kirche zu Unserer-Lieben-Frauen angestellt und eine der festesten Stützen des römisch-katholischen Kirchenthums, gab vor 14 Jahren ein Werk in 2 Bändchen heraus, unter dem Titel: „Lebens- und Martergeschichte heiliger Krieger von Lothar Franz Marx, mit Gutheißung der Obern." Es enthält 54 biographische Skizzen von Soldaten erwähnten Gepräges. Wir erwähnen diese Sache nur wegen eines Umstandes, der ganz eigentlich der Tagesgeschichte angehört und der besonders unter den heutigen Zeitverhält-

nissen bemerkenswerth erscheint. Der katholische Beichtvater unseres Linienmilitärs nämlich, Herr Kaplan Lieber, im Collegium germanicum zu Rom gebildet, von wo er vor einigen Jahren hierher kam, und Bruder des durch seine Vertheidigungsschrift für den Erzbischof von Köln bekannt gewordenen „practischen Juristen“ hat kürzlich ein Dutzend des besagten Werkes dem hiesigen Militärhospitale zum Geschenk gemacht.“

Es ist öffentlich die Behauptung in den Zeitungen aufgestellt worden, daß höhere Staatsbehörden in Preußen der Redaction der Leipziger allgemeinen Zeitung nicht fremd seyen. — Veranlaßt mag dieses Gerücht zum Theil durch die Haltung des Blattes seyn, — dessen Correspondenten in manchem Artikel aus Berlin von den Depeschen an den k. preußischen Gesandten in Rom in einer Weise sprechen, wie wenn sie von diesen ihrer Natur nach geheimen Beziehungen genau unterrichtet wären; in andern Schreiben wird berichtet, daß Herr v. Rochow an der Spitze des Verfahrens gegen den Erzbischof von Köln stehe, was ebenfalls nur Eingeweiheten bekannt seyn konnte. — Der Inhalt einer k. Kabinetsordre, — derselben, welche das Gesetz vom 17ten August 1825 interpretirt, — wird zuerst durch die Leipziger allgemeine Zeitung mitgetheilt. Dieß sind Thatsachen. — Aber wir erklären hiedurch ausdrücklich, daß wir der Erörterung des Für und Wider in Betreff dieser Behauptung fremd zu bleiben beabsichtigen, ja daß wir bis auf bessern Beweis uns für verpflichtet halten, von jeder rechtmäßigen Regierung das Beste vorauszusetzen und deshalb jener Behauptung keinen Glauben schenken wollen. Alles Obige ist daher lediglich und ausschließlich nur gegen die Leipziger Zeitung gerichtet, mit welcher, eben weil sie keine Regierung ist und ihr in keiner Weise ein offizieller oder semioffizieller Charakter zu statten kömmt, die Verhandlung vollkommen frei und Jedwedem offen steht, der dazu Lust und Belieben trägt.

Mit größerem stilistischem Talente, aber auf demselben Grunde und Boden, kämpft für dieselbe Sache die zu Braun-

schweig erscheinende deutsche Nationalzeitung, ein Blatt, welches zu seiner Zeit mit Wärme und Eifer sich der in Frankfurt am Abende des 3ten April 1833 mit den Waffen in der Hand gefangenen Reformatoren unseres politischen und religiösen Zustandes annahm, — aus demselben Grunde also heute in seinen Schmähungen gegen den Erzbischof von Köln, der ja den Fortschritt nicht will, weder Maaß noch Ziel kennt. — In ähnlicher Weise wie das Leipziger Blatt von den Thatsachen gut unterrichtet, meldet z. B. die Braunschweiger Zeitung, daß der Erzbischof von Köln unter den Augen der Regierung ein Trappistenkloster zu errichten gewagt habe, „eine Gemeinschaft, die ein milderer Richter und ein besser Unterrichteter als Tacitus mit vollem Rechte odium generis humani nennen könnte.“ *) Bekanntlich sind es die ersten Christen, die Tacitus durch diese welthistorisch gewordene Benennung als einen „Abscheu der menschlichen Gesellschaft“ bezeichnet. Welche glänzende Rolle würden diese den römischen Henkersknechten geistesverwandten freisinnigen Seelen unter Nero's und Diocletian's toleranter und milder Herrschaft gespielt, wie wichtige Dienste würden sie diesen Potentaten bei dem löblichen Geschäfte der Ausrottung des odium generis humani — haben leisten können. Allein auch jetzt haben sie es nicht übel im Sinne. „Das einzige Verfahren,“ sagt dieselbe Zeitung vom 8ten Februar mit trockenen, dürren Worten, „welches jetzt noch anwendbar ist, bleibt jenes des offenen Krieges.“ — Ein anderes, mitunter demselben Interesse dienendes Blatt (der fränkische Merkur vom 11. März d. J.) liefert den Commentar zu diesen Worten. — Nicht zu läugnen sey es, meldet dort ein Correspondent aus Berlin, daß eine zu kräftigen Schritten geneigte Parthei die ermüdenden Unterhandlungen in Rom nur mit Mißbehagen verfolge. — „Sollte — jene angedeutete Parthei, welche mit Thaten zu reden mehr als geneigt ist, die Initiative ergreifen, so würde

*) Deutsche Nationalzeitung vom 16ten Februar.

man bald von diesen Gedanken" (der bisherigen versöhnenden Milde) „zurück und vielleicht nicht ganz umsonst an Preußens fünfmalhunderttausend Bajonette kommen." — Es handelt sich diesem Gewährsmanne zufolge in diesem Streite darum „ob religiöse Spaltungen durch ein hartnäckiges Beharren auf Vorschriften von Menschenhand, die untergegangenen Zeiten angehören, vereinigt werden sollen, ob die Toleranz nicht endlich im Geiste der Vernunft und Zeit fortschreiten müsse und ein geläutertes, versöhnendes Christenthum mit der Fackel der Liebe und Duldung seine Herrschaft beginnen darf. Preußen streitet für diese Aufklärung; nicht für die protestantische Lehre, es will den Geist retten und nicht die Form und für solches Bestreben sind ihm Katholiken und Protestanten gleichmäßig Dank schuldig." Wir fühlen uns in unserm Gewissen verpflichtet, dem gerechten Unwillen unserer süddeutschen Landsleute gegenüber zu bemerken, daß nach unserer festen Ueberzeugung, ja wie wir bestimmt wissen, auch in Preußen die Zahl derer, welche eine so empörende und wahrhaft verbrecherische Prahlerei nur mit tiefer Entrüstung anhören können, nicht gering ist; hier aber kam es darauf an, mit Thatsachen nachzuweisen, welche Parthei unter den Protestirenden sich dermalen zur Vertheidigung des Kölner Ereignisses des Wortes bemächtigt hat, mit welchen Gründen sie ficht und welchen Sinn sie in den bekannten Schritten der k. preußischen Regierung findet. Daher dies Citat. — Das bisher Berichtete charakterisirt auch keineswegs bloß den Geist einer einzelnen unter den vielen negativen Richtungen, die der Collectivname Protestantismus in sich schließt. Auch das Hegelthum hat in dem Hamburger-Correspondenten vom 7ten März d. J. sein Contingent in einem überaus merkwürdigen, viel zu wenig beachteten Artikel niedergelegt, über dessen Ursprung und Bedeutung wir dem Urtheile unserer Leser nicht vorgreifen wollen. Nachdem hier mit der, jener Schule eigenen, schneidenden und höhnischen Frechheit den Katholiken zu Gemüthe geführt ist, wie sie sich der „Autokra-

tie Deutschlands“ (!) zu erfreuen hätten, die sich in der Verhaftung ihres Kirchenobern ausgesprochen, folgt zum deutlichen Zeichen, in welchen Winkel der Rose der Wind jetzt umgesprungen, folgende denkwürdige Ermahnung: „Aber auch Evangelische schütteln das Haupt zu der Maaßregel gegen den Erzbischof von Köln. Dieß fällt auf bei dem ersten Blick; doch es ist natürlich, wenn man den Leuten näher in's Auge sieht. Wer die evangelische Kirche des Jahres 1838 auf die Dogmen des Jahres 1530 *) zurückstellen will, der wird konsequenter Weise der katholischen ihre jetzigen Fortschritte nicht zulassen wollen. — — — Er negirt für seine eigene Kirche drei Jahrhunderte mit ihrer Entwickelung, er muß sie auch für die katholische negiren; er negirt diese Entwickelung des ewig fortschreitenden Geistes total für seine Kirche, und fordert z. B. auch die Kirchendisciplin zurück, „(oben war von den Dogmen die Rede)“ die ein zartes, fühlendes Geschlecht antiquirt hat, natürlich muß er die Entwickelung auch für die katholische Kirche total negiren u. s. w. — Man sieht, es soll nicht bloß die katholische Kirche dem Regime des „ewig fortschreitenden Geistes“ unterworfen, es soll die eigene Kirche bei dieser Gelegenheit ebenfalls von den Dogmen und der Kirchendisciplin epurirt werden, die aus dem Schiffbruche des 16ten Jahrhunderts gerettet worden.

Bei diesem Geschäfte der allseitigen Epuration aller noch übrig gebliebenen christlichen Elemente durfte natürlich das „junge Deutschland“ nicht zurückstehen und es ist in der That in Reih' und Glied im Telegraphen, im Freihafen und andern Blättern ausgerückt, der großen „Emancipation“ aus

*) Durch einen satyrischen Druckfehler steht im Original 1830. — So schnell haben sich jedoch die Dogmen der „evangelischen“ Kirche doch nicht geändert; zu dem ergiebt das Nachfolgende, daß hier von denen die Rede sey, die an den symbolischen Büchern ihrer Parthei festhalten wollen.

den Vorurtheilen des Christenthums, wie sie etwa noch in den Köpfen des Freiherrn v. Droste und der „Obscuranten“ spuken, nach seinem besten Wissen und Vermögen hülfreiche Hand zu leisten. Da war der vorige Erzbischof ein anderer Mann. „Er stellte sich, ein sanfter, toleranter Priester, an die Spitze jeder nützlichen, nothwendigen Reform,“ „und hatte unbedingtes Vertrauen zur religiösen Stimmung des preußischen Ministeriums.“ Einem Juden gab er, derselben Quelle nach, zu verstehen, er würde, wäre er Jude, sich schwerlich haben taufen lassen. — Ist diese Anekdote wahr, so kann die weitere, in einem andern Zusammenhange gethanene Frage des Erzbischofs an denselben Juden: „könnte ich nicht Herr Wihl „(so hieß der Angeredete)“ könnten Sie nicht der Erzbischof von Köln seyn?“ — im Sinne dieser Lobredner unbedenklich mit: „Ja“ beantwortet werden. — Freilich sind wir von solchem Ziele noch weit entfernt; Herr Wihl wird schwerlich sobald Erzbischof von Köln seyn. Denn: „man bedenke, wie Herr Gutzkow sagt, daß sogar Geistliche von pietistischer Färbung in dem preußischen Ministerium Sitz und Stimme haben und daß von dieser Seite aus gegen die Römische Hierarchie auffallenderweise nie eine unbedingte Feindseligkeit in Gang kommen will!“ — Was dann folgt, ist eine norddeutsche Gaskonade, die der Vergessenheit entrißen zu werden verdient. — Preußen wird ermahnt: „sich an die klaren, hellblauen Augen Friedrichs des Großen zu erinnern und mit stolzer Ruhe jene Bajonette zu zählen, welche Preußens natürliche Gränze bilden.“— Welche Aussicht und welches beneidenswerthe Loos der Nachbarn! — Aber der Verfasser der Wally thut uns den nicht genug zu lobenden Gefallen, noch deutlicher mit der Sprache herauszugehen. „Die reife Frucht,“ sagt er im Telegraphen, „die jetzt vom Baume der Erkenntniß gefallen ist, enthält Saatkörner der herrlichsten Hoffnungen. Möchte jene Macht, die eine so große Rolle jetzt durchzuführen hat, ihrem Gedeihen entgegenkommen! Die falschen und die wahren Freunde

bedarf, wird die jetzige Krisis nicht in dem bestätigen, Preussen thun zu müssen glaubt, wohl aber in dem, es gegenwärtig seyn muß, um Sympathien seine hohe Aufgabe im In- und Auslande an- effen oder nicht."

Diese Sympathien also, die die Kölner Maßregel uch angetroffen, liegen offen vor den Augen der Welt. — Gutzkow, der wegen obscöner und blasphemischer Schmie- abgestraft worden ist, sich heute für den Fahnenträger preußisch-protestantischen Princips ausgibt, daß das ge Deutschland" sich um die Staatsschrift des Herrn sen versammelt, daß es als heilige Schaar dieses Palla- u schützt, daß es seine Sache mit der großen Frage und Interesse der preußischen Regierung eng ineinander- t, — dieß Alles ist kein Zufall, es ist eine providentielle ung, an der auch die stupideste Gedankenlosigkeit nicht gültig vorübergehen kann. — Man hat gesagt: Gutz- o, — immerhin ein Mensch von Talent — sey von der ußischen Regierung gewonnen, ihre Sache zu führen, wie oft in Krieg und Frieden eine Regierung sich auch un- erer Werkzeuge bedienen müsse, die das Gefühl verdammt, die Noth empfiehlt. — Es bedarf nur eines Blickes in eben citirten Stellen der genannten Zeitschrift, um mit stimmtheit dieser milden, beschönigenden Interpretation wi- sprechen zu können. — Nicht die preußische Regierung hat Schriftsteller Gutzkow unter ihre Flügel genommen und bewogen, sich selbst untreu zu werden, oder dem Genius jungen Deutschlands abzuschwören; nein, er ist vollständig erselbe geblieben. — Er ist es, der die Kölner Sache adoptirte, weil er sie auf seinem Wege fand, weil sie seine „Sympathie" in Anspruch nimmt; er nähert sich nicht der Regierung, noch bittet er mit reuiger Sinnesänderung um Gnade und Vergebung und Schutz; nein, er ist es, der sich einbildet, ihr seinen Schutz anbieten zu dürfen. Da in- zwischen die preußische Regierung dieses, als sie entehrend von



tionäre Doktrin und trügerische Staatssophistik vor unsern sichtlichen Augen schon zurückweisen muß, und wo es nur in seiner Hand liegen wird, jetzt bald an Grundsätze zu appelliren, welche, gemäßigt durch den Widerstand, geläutert durch die Zeit, die einzigen seyn und bleiben werden, aus denen sich eine große und beruhigte Zukunft für das Vaterland entwickeln kann. Kennt Preußen den Athem, der hinter der bayerischen Polemik (die mit dem Kampf gegen die Viergroschenstücke anfieng und bis zu offenbaren Anhetzungen zum Aufstande jetzt gediehen ist), das Feuer im Geheimen schürt? .... Wir lassen hier, da wir schwach sind und leicht erdrückt werden könnten, den Schleier fallen; die künftige Geschichtschreibung wird ihn wieder aufheben." — — — Dann an einem andern Orte:

„Der Ultra-Royalismus ist so gut eine Revolution, wie der Jacobinismus. — Jener würde keines der Mittel verschmähen, welche dieser zu gebrauchen pflegt. Männer wie Pfeilschifter, J. Jacoby, die Herausgeber des Berliner politischen Wochenblattes, die Soufleure der neuesten hannöverschen Politik machen mehr Unruhe im Lande, als der Liberalismus, mit dem sich die Regierungen jetzt verbinden müssen, weil z. B. solche Vorgänge, wie die Kölner, nur von ihm richtig können gewürdigt und aufrichtig gebilligt werden." (Telegraph Nr. 6.) „Wie beruhigt würde der König von Preußen über seinen energischen Schritt seyn, wenn ihn jetzt statt einiger wenigen Staatsmänner eine auf liberalem Weg gewählte bürgerliche Repräsentation seiner ganzen Monarchie umgäbe. Die Stimmung der Gemüther würde hier schnell erkannt seyn, die Halbheit müßte Parthei nehmen; die Verantwortlichkeit für Kraftschritte wäre getheilt und das Ausserordentliche würde schnell zum Gesetz mit einer gewissen plenaren Zustimmung erhoben seyn. Europa würde endlich ein concentrirtes Volksbewußtseyn, keine dunkle Ministerial-Zusammensetzung handeln sehen. Ob Preußen eine Verfas-

sung bedarf, wird die jetzige Krisis nicht in dem bestätigen, was Preußen thun zu müssen glaubt, wohl aber in dem, was es gegenwärtig seyn muß, um Sympathien für seine hohe Aufgabe im In- und Auslande anzutreffen oder nicht."

Diese Sympathien also, die die Kölner Maßregel wirklich angetroffen, liegen offen vor den Augen der Welt.— Daß Gutzkow, der wegen obscöner und blasphemischer Schmiererei abgestraft worden ist, sich heute für den Fahnenträger des preußisch-protestantischen Princips ausgibt, daß das „junge Deutschland" sich um die Staatsschrift des Herrn Bunsen versammelt, daß es als heilige Schaar dieses Palladium schützt, daß es seine Sache mit der großen Frage und dem Interesse der preußischen Regierung eng ineinanderflicht, — dieß Alles ist kein Zufall, es ist eine providentielle Fügung, an der auch die stupideste Gedankenlosigkeit nicht gleichgültig vorübergehen kann. — Man hat gesagt: Gutzkow, — immerhin ein Mensch von Talent — sey von der preußischen Regierung gewonnen, ihre Sache zu führen, wie denn oft in Krieg und Frieden eine Regierung sich auch unsauberer Werkzeuge bedienen müsse, die das Gefühl verdammt, aber die Noth empfiehlt. — Es bedarf nur eines Blickes in die eben citirten Stellen der genannten Zeitschrift, um mit Bestimmtheit dieser milden, beschönigenden Interpretation widersprechen zu können. — Nicht die preußische Regierung hat den Schriftsteller Gutzkow unter ihre Flügel genommen und ihn bewogen, sich selbst untreu zu werden, oder dem Genius des jungen Deutschlands abzuschwören; nein, er ist vollständig derselbe geblieben. — Er ist es, der die Kölner Sache adoptirte, weil er sie auf seinem Wege fand, weil sie seine „Sympathie" in Anspruch nimmt; er nähert sich nicht der Regierung, noch bittet er mit reuiger Sinnesänderung um Gnade und Vergebung und Schutz; nein, er ist es, der sich einbildet, ihr seinen Schutz anbieten zu dürfen. Da inzwischen die preußische Regierung dieses, als sie entehrend von

grell entworfenen Zorn- und Schreckensbildes und die Ungegründetheit des Angst- und Nothgeschreies ergeben wird. Tant de bruit pour une omelette!" — Zum Schluße heißt es; Menzel's Wage sank und sein Literaturblatt — — — ward zur öden Steppe. Als freundliche Oasen traten die kritischen Bestrebungen der jüngsten Zeit, die er dictatorisch vernichten wollte, hervor. Gutzkow, Gans, Kühne, Laube, Marggraff, Mundt, Wienbarg u. s. w. sind die Namen, deren Mehrzahl er unter der Gesammtfirma: Junges Deutschland, gleichsam in der Geburt zu erwürgen strebte. — Aber die seidene Schnur zerriß, und die Geretteten athmen freier und tiefer". — Diese seidene Schnur wird dann einer andern „Parthei mit weit verderblicherer Tendenz", nämlich der „römisch-hierarchischen Parthei" umgelegt, und diese zu erwürgen, ist das Geschäft dieses literarischen Polizei-Sergeanten, dessen Machwerk kürzlich in der zu Berlin unter den Augen der höchsten Behörden erscheinenden literarischen Zeitung Nro. 8 vom 21. Febr. folgendes Urtheil empfängt: „Diese Andeutungen sind für das Bedürfniß der historischen Uebersicht sehr nützlich und dankenswerth, doch wäre zugleich zu wünschen, daß der Verfasser sich noch zu einer detaillirten Ausführung dieser Punkte entschlöße". —

Wäre es nicht lächerlich, von solchen Personen und Sachen diesen Ausdruck zu gebrauchen: so würden wir das Bündniß mit solchen Helfern ein welthistorisches nennen. Aber wie geringfügig und unbedeutend auch der Anlaß seyn möge, — nichts destoweniger steckt darin ein Weltgericht im Kleinen. — Denn das ist die Macht, die Gott der Zeit, als seinem Großrichter, gegeben hat: an den Menschen still vorüber zu gehen, und ihnen ernst in's Auge zu blicken. Vor diesem Blicke sinkt jede Hülle und jede Schminke erbleicht, denn vor dem Ernste der Zeit kann kein Trug und kein Zauber Stand halten; — Menschen und Dinge stehen da in ihrer ursprünglichen

Zustände des deutschen Vaterlandes zu untergraben sich anschicken sollte. Man bezeichnete diese Partei mit dem Namen: das junge Deutschland. Leider nahm man es zu ernst mit dieser Chimäre. Als Denunciant trat der Journal-Redacteur Dr. Wolfgang Menzel zu Stuttgard auf". — Nun wird Gutzkow's Wally mit dem Mantel der Liebe zugedeckt und Menzel hart angelassen, daß er plötzlich „Rock und Gesinnung ändernd in der streitenden Philisterperücke und im pfarrherrlichen Kanzeltone Manifeste habe ausgehen lassen". „Diese Manifeste, wirkliche Meisterwerke journalistischer Sophistik, predigen wider das junge Deutschland und seine verderblichen Tendenzen mit fingirtem Ernste, auf eine Weise, die beispiellos in der Literaturgeschichte ist. Kaum noch öffentlicher Anhänger der französischen Julirevolution und ihrer deutschen Wortredner, Heine und Börne, wird Menzel auf einmal ein alter deutscher Philister ächten Hausbackenthums, ein „Franzosenfresser", wie Börne ihn treffend in einer also betitelten Flugschrift bezeichnete." Nun folgt eine Vertheidigung Gutzkow's, punktweise geordnet, wie es sich von einem soliden Geschäftsmann erwarten läßt. Dann heißt es weiter: „Diese anscheinend kanzelernsten Rodomontaden, die den Nichteingeweihten bestechen, veranlaßten vorbeugende Maaßregeln, selbst Interdicte der künftigen Schriften der als Glieder und Anhänger des jungen Deutschlands bezeichneten deutschen Schriftsteller, die indeß nicht lange darauf wieder zurückgenommen wurden*), als man, seit Männer wie Carove, Gabler, Börne und viele Stimmen in Journalen und Zeitungen dem Wolf den Schafspelz lüfteten, zur Einsicht und Erkenntniß kam" (wie demüthig!), daß jene journalistische Denunciation nicht der Sache, sondern nur der Person galt. Dieses darzuthun, ist der Zweck der folgenden Zeilen, woraus sich die Fiction des von Menzel so

*) Diese Zurücknahme erfolgte freilich, jedoch von Seiten des k. preuß. Ministerii des Innern und der Polizei.

man bald von diesen Gedanken" (der bisherigen versöhnenden Milde) „zurück und vielleicht nicht ganz umsonst an Preußens fünfmalhunderttausend Bajonette kommen." — Es handelt sich diesem Gewährsmanne zufolge in diesem Streite darum „ob religiöse Spaltungen durch ein hartnäckiges Beharren auf Vorschriften von Menschenhand, die untergegangenen Zeiten angehören, vereinigt werden sollen, ob die Toleranz nicht endlich im Geiste der Vernunft und Zeit fortschreiten müsse und ein geläutertes, versöhnendes Christenthum mit der Fackel der Liebe und Duldung seine Herrschaft beginnen darf. Preußen streitet für diese Aufklärung; nicht für die protestantische Lehre, es will den Geist retten und nicht die Form und für solches Bestreben sind ihm Katholiken und Protestanten gleichmäßig Dank schuldig." Wir fühlen uns in unserm Gewissen verpflichtet, dem gerechten Unwillen unserer süddeutschen Landsleute gegenüber zu bemerken, daß nach unserer festen Ueberzeugung, ja wie wir bestimmt wissen, auch in Preußen die Zahl derer, welche eine so empörende und wahrhaft verbrecherische Prahlerei nur mit tiefer Entrüstung anhören können, nicht gering ist; hier aber kam es darauf an, mit Thatsachen nachzuweisen, welche Parthei unter den Protestirenden sich dermalen zur Vertheidigung des Kölner Ereignisses des Wortes bemächtigt hat, mit welchen Gründen sie ficht und welchen Sinn sie in den bekannten Schritten der k. preußischen Regierung findet. Daher dies Citat. — Das bisher Berichtete charakterisirt auch keineswegs bloß den Geist einer einzelnen unter den vielen negativen Richtungen, die der Collectivname Protestantismus in sich schließt. Auch das Hegelthum hat in dem Hamburger-Correspondenten vom 7ten März d. J. sein Contingent in einem überaus merkwürdigen, viel zu wenig beachteten Artikel niedergelegt, über dessen Ursprung und Bedeutung wir dem Urtheile unserer Leser nicht vorgreifen wollen. Nachdem hier mit der, jener Schule eigenen, schneidenden und höhnischen Frechheit den Katholiken zu Gemüthe geführt ist, wie sie sich der „Autokra-

tie Deutschlands" (!) zu erfreuen hätten, die sich in der Verhaftung ihres Kirchenobern ausgesprochen, folgt zum deutlichen Zeichen, in welchen Winkel der Rose der Wind jetzt umgesprungen, folgende denkwürdige Ermahnung: „Aber auch Evangelische schütteln das Haupt zu der Maaßregel gegen den Erzbischof von Köln. Dieß fällt auf bei dem ersten Blick; doch es ist natürlich, wenn man den Leuten näher in's Auge sieht. Wer die evangelische Kirche des Jahres 1838 auf die Dogmen des Jahres 1530 *) zurückstellen will, der wird konsequenter Weise der katholischen ihre jetzigen Fortschritte nicht zulassen wollen. — — — Er negirt für seine eigene Kirche drei Jahrhunderte mit ihrer Entwickelung, er muß sie auch für die katholische negiren; er negirt diese Entwickelung des ewig fortschreitenden Geistes total für seine Kirche, und fordert z. B. auch die Kirchendisciplin zurück, „(oben war von den Dogmen die Rede)" die ein zartes, fühlendes Geschlecht antiquirt hat, natürlich muß er die Entwickelung auch für die katholische Kirche total negiren u. s. w. — Man sieht, es soll nicht bloß die katholische Kirche dem Regime des „ewig fortschreitenden Geistes" unterworfen, es soll die eigene Kirche bei dieser Gelegenheit ebenfalls von den Dogmen und der Kirchendisciplin epurirt werden, die aus dem Schiffbruche des 16ten Jahrhunderts gerettet worden.

Bei diesem Geschäfte der allseitigen Epuration aller noch übrig gebliebenen christlichen Elemente durfte natürlich das „junge Deutschland" nicht zurückstehen und es ist in der That in Reih' und Glied im Telegraphen, im Freihafen und andern Blättern ausgerückt, der großen „Emancipation" aus

*) Durch einen satyrischen Druckfehler steht im Original 1830. — So schnell haben sich jedoch die Dogmen der „evangelischen" Kirche doch nicht geändert; zu dem ergiebt das Nachfolgende, daß hier von denen die Rede sey, die an den symbolischen Büchern ihrer Parthei festhalten wollen.

den Vorurtheilen des Christenthums, wie sie etwa noch in den Köpfen des Freiherrn v. Droste und der „Obscuranten" spuken, nach seinem besten Wissen und Vermögen hülfreiche Hand zu leisten. Da war der vorige Erzbischof ein anderer Mann. „Er stellte sich, ein sanfter, toleranter Priester, an die Spitze jeder nützlichen, nothwendigen Reform," „und hatte unbedingtes Vertrauen zur religiösen Stimmung des preußischen Ministeriums." Einem Juden gab er, derselben Quelle nach, zu verstehen, er würde, wäre er Jude, sich schwerlich haben taufen lassen. — Ist diese Anekdote wahr, so kann die weitere, in einem andern Zusammenhange gethanene Frage des Erzbischofs an denselben Juden: „könnte ich nicht Herr Wihl „(so hieß der Angeredete)" könnten Sie nicht der Erzbischof von Köln seyn?" — im Sinne dieser Lobredner unbedenklich mit: „Ja" beantwortet werden. — Freilich sind wir von solchem Ziele noch weit entfernt; Herr Wihl wird schwerlich sobald Erzbischof von Köln seyn. Denn: „man bedenke, wie Herr Gutzkow sagt, daß sogar Geistliche von pietistischer Färbung in dem preußischen Ministerium Sitz und Stimme haben und daß von dieser Seite aus gegen die Römische Hierarchie auffallenderweise nie eine unbedingte Feindseligkeit in Gang kommen will!" — Was dann folgt, ist eine norddeutsche Gaskonade, die der Vergessenheit entrißen zu werden verdient. — Preußen wird ermahnt: „sich an die klaren, hellblauen Augen Friedrichs des Großen zu erinnern und mit stolzer Ruhe jene Bajonette zu zählen, welche Preußens natürliche Gränze bilden." — Welche Aussicht und welches beneidenswerthe Loos der Nachbarn! — Aber der Verfasser der Wally thut uns den nicht genug zu lobenden Gefallen, noch deutlicher mit der Sprache herauszugehen. „Die reife Frucht," sagt er im Telegraphen, „die jetzt vom Baume der Erkenntniß gefallen ist, enthält Saatkörner der herrlichsten Hoffnungen. Möchte jene Macht, die eine so große Rolle jetzt durchzuführen hat, ihrem Gedeihen entgegenkommen! Die falschen und die wahren Freunde

der Ordnung sind nahe daran, unter den jetzigen Umständen erkannt zu werden. Preußen ist fast unwillkührlich in eine Lage gekommen, wo ihm sein hoher Beruf, der Zukunft Deutschlands gegenüber, in seiner hellen Klarheit wieder vor Augen liegen muß. Es muß einsehen, daß die verschiedenen Tendenzen, die sich an seine Ferse anschmiegten, und dabei für ihre eigenen Zwecke Vorschub fanden, nur Schmarotzerpflanzen sind, die sein kräftiger Fuß zertreten sollte. Wer hätte bisher nicht glauben mögen, daß eine gewisse auf Haller gegründete, mittelalterlich-feudalistische Reaktion mit sehr greller, hierarchischer Färbung dem preußischen Systeme ziemlich nahe stand! Und ist dieser vermummte Ritter es nicht, der sich nur bückte, um Achill in die Ferse zu stechen? Hat es nun noch einen dem preußischen Interesse zusagenden Sinn, daß alles Neue nur die Blüthe des alten Geschichtlichen seyn, daß es zwischen Fürst und Volk ein adliges durch Institutionen bevorzugtes Mittelglied geben müsse? Es ist leicht möglich, daß diejenigen Theoretiker, welche bisher mit Haller und Leo conspirirten, jetzt sich selber und die andern täuschen, daß sie die Administration über allen dienstwidrigen Organismus stellen; und das Berliner politische Wochenblatt kann leicht eine glattere Seite seines Schaafpelzes herauskehren und aus einem Demagogen in seiner Art plötzlich ein loyaler Beamter werden; aber ich denke, es giebt einsichtsvolle Staatsmänner, die dies Spiel, vielleicht im bessern Falle diese Selbsttäuschung, durchschauen und die Zuverlässigkeit dieses Bundesgenossen prüfen werden. Die Umstände, wir wollen ernster seyn und sagen: die Fügung des Himmels schuf hier einen Zusammenstoß von Interessen, wo einem scharfen Auge nicht entgehen kann, daß die, welche handeln sollten, lau und die, welche verkannt wurden, die einzig aufrichtigen Freunde sind. Preußen konnte nach der Julirevolution alle populären Neigungen und Gefühle Deutschlands in sich absorbiren (man erinnere sich an Pfizers Briefwechsel!); jetzt ist eine neue Crisis eingetreten, wo es alle falsche reak-

selbst allgemach in Frage gesetzt werden soll. Wie die Lehre der Kirche irgend als Willkühr verdächtigt wird, so ist damit schon der Keim zur Verwandlung des geschichtlichen Christus in einen mythischen gegeben. Eine Offenbarung Gottes, wie die des alten und neuen Testaments, ist freilich ohne Wunder nicht denkbar, denn sie ist ihrem Wesen nach Wunder, sie ist das Wunder. — Als Berührung des Himmels und der Erde, um dieser die Hand zu reichen und sie empor zu heben, können begreiflich in dieser Offenbarung keineswegs blos die Erdkräfte wirksam gedacht werden. Die Berührung des Himmels und der Erde dürfte indessen etwa nicht nur vorübergehend seyn; der Zweck des Emporhebens war, in der Höhe zu erhalten und das, was getrennt gewesen, bleibend zu vereinigen. So ist dann auch das Wunder ein immerwährendes, die Kirche und ihre Erhaltung ist Wunder, besonders ist der wesentliche Theil des Kultus (das Sakrament) Wunder. Wenn das Wunder jemals in der Kirche aufhören könnte, so ist niemals in ihr ein Wunder gewesen; weshalb es sich uns wieder nur als ganz folgerichtig darstellt, das wundervolle Leben des Herrn zu läugnen, wenn die Kirche als Menschenwerk, der heil. Geist als abwesend, und das Sakrament als ein inhaltleeres Zeichen betrachtet wird. Sätze wie diese: Die sichtbare Kirche ist ein kühner, poetischer Versuch, die unsichtbare Gemeinschaft der Geister darzustellen — das Sakrament ist ein leeres oder doch nur halb erfülltes Symbol — sind nur ein anderer Ausdruck für den Satz: Christus ist eine Mythe. Die bedeutungsvollen Worte des Herrn, Joh. 1, 51., „von nun an werdet ihr den Himmel offen und die Engel Gottes auf den Menschensohn auf- und absteigen sehen", umfassen alle christlichen Zeiten in gleicher Weise; der Himmel wurde geöffnet, auf daß er es bleibe, und die Ausströmung seiner Kräfte und Segnungen auf die Menschensöhne, die sich auch äußerlich an seine äußerliche Erscheinung angeschlossen haben, ununterbrochen fortgehe. Man kann den Strom nicht verkennen, ohne rückwärts gehend, auch

vor der Quelle seine Augen zu verschließen; umgekehrt ist es nicht gestattet, die Quelle zu schauen und gegen ihren Strom blind zu seyn. Als Gott in Christo Mensch wurde, gab sich das Wunder nur in Wundern öffentlich kund, es strebte auf mannigfache Weise an's äußere Licht, damit die Menschen es erkennen, und wenn es künftig verborgen fortwirkte, mit dem innern Licht des Geistes wahrnehmen möchten. Wie von einer Gluth Funken aussprühen, und dadurch die Macht und Gewalt derselben verkünden, so lösten sich gleichsam von der einen großen Gottesthat eine Menge göttlicher Thaten ab, ihre Wahrheit sinnlich zu verkünden, den Menschen laut zuzurufen: „Der Herr ist mit uns, Gott ist in die Menschheit eingetreten"! Welcher gesunde Sinn könnte nun wohl seinen Eintritt bekennen, und doch seine Gegenwart läugnen? Die Wunder des Herrn stehen aber so wenig vereinzelt da, daß vielmehr die Apostel die Glaubwürdigkeit ihrer Predigt von diesen Wundern durch neue Wunder bewiesen; so hat die erste Vereinigung eine zweite zur Folge. Aber auch damit ist das Vereinen noch nicht zu Ende; denn die Schüler der Apostel bezeigten sich gleichfalls wunderthätig. Die deutlichsten geschichtlichen Zeugnisse sprechen dafür; ja dafür, daß die Wunder niemals ganz ausgeblieben sind. Das Wunder kündigt sein Daseyn von Zeit zu Zeit durch Wunder an, und offenbart durch dieselben seine übersinnliche Gegenwart in der sinnlichen Welt. So wird also, um die Geschichte herzustellen, die Geschichte geleugnet werden müssen, und um ja nichts gelten zu lassen, was die Sinne übersteigt, das Zeugniß eben dieser Sinne zu verwerfen seyn! Der letzte Grund indeß von allem dem ist, daß die Sinne nichts sollen bezeugen dürfen, als was aus dem ihnen Verwandten auch entspringe. Der weltschaffende Geist hat sich nach der Ansicht der Mythendichter in der Hervorbringung der gegenwärtigen Form der Dinge erschöpft; in ihr aufgegangen, hat sie ihn auch gefesselt; und jeden Gedanken an freie Bewegung unmöglich gemacht. Auf dem geschichtlichen Gebiete aber entscheidet nicht eine willkühr-

lich zum voraus abgegränzte Möglichkeit über die Wirklichkeit; vielmehr ist umgekehrt die Möglichkeit aus der Wirklichkeit zu folgern, ein Schluß, der jedem Gebildeten, auch der Bildung unserer Zeit, sehr wohl ansteht. Die Geschichte wird ihre Aufgabe, ewig den Ergebnissen einer einseitigen und erstarrten Logik und Metaphysik zu widersprechen, niemals vernachlässigen, und ununterbrochen Gott das Zeugniß geben, daß er, weit entfernt, in einem Gefängnisse, das er sich selbst erbauet, zu schmachten, mit dem öffnenden Schlüssel in der Hand, gar oft frei und jedem offenen Sinne wahrnehmbar, umher wandle, und sogar, gnädig und barmherzig, wie er ist, Jenen, die ihn unbarmherzig in ihren engen Gedankenkreis einschließen wollten, einen Wink gebe, daß sie so eigentlich die Gefangenen und Beschränkten seyen, und herausgehen möchten aus dem Kerker ihres engen Geistes in Gottes herrliche Freiheit.

Christus eine Mythe! Die Mythen der Völker bildeten sich durch vieljährigen, ruhigen Fortwuchs irgend wie gegebener einfacher Elemente; alles ringsum pflegte sie mit wohlwollender Hand, bis sie ihre volle Gestalt erreicht hatten. Christus dagegen ist von seinem ersten öffentlichen Auftritt an von wachenden Feinden umgeben, und scharfsichtige Augen beobachten alle seine Schritte; was von außerordentlichen Thaten erzählt wurde, die er verrichtet haben sollte, wird von den Führern und Fürsten des Volkes entweder bezweifelt, oder in Abrede gestellt, oder dem Satan zugeschrieben. Unter solchen Umständen glaubten indeß doch seine Jünger, sie, die so gewaltig nicht etwa nur zur Prüfung, sondern zum Unglauben aufgefordert wurden, und glaubten immer entschiedener, bis sie endlich nach seinem Tode selbst bereit waren, für ihn in den Tod zu gehen, und zwar für ihn, als diesen bestimmten, als den Wundervollen, für ihn, wie er sich ihnen zu sehen, zu hören, zu betasten gegeben hatte! — Welcher Mythus in der Welt ist jemals unter solchen Umständen entstanden, und welchen Mythus Entstehung kann

auch nur so gedacht werden? Mit einem ganz volksthümlichen Gepräge versehen bleibt der Mythus gerne innerhalb der Grenzen seines Geburtslandes, wird er aber auch Auswärtigen mitgetheilt, oder holen sich ihn diese selbst ab, so ist er immer schon so sehr gepflegt und genährt, daß er bereits Festigkeit und Bestand gewonnen hat (damit er anfaßbar sey und die Verpflanzung überstehe), was eine lange Reihe von Jahren erfordert. Aber auch aus der Heimath entlassen, und anderwärts aufgenommen, büßt er immer vieles von seiner ursprünglichen Gestalt ein, schließt sich geschmeidig an andere verwandte Mythen an, geht schnell viele Verwandlungen durch, und ist bald kaum mehr zu erkennen. Mit Christus verhält es sich ganz anders; sechs Wochen nach seinem Hinscheiden wird Christus schon ganz und gar als der Wundervolle öffentlich verkündet (Apostelgesch. II. 22 — 29. 33.); er ist in seinem Vaterlande schon ein Fremder, und diejenigen, die sich ihm hingeben, werden als Lügner, als Betrüger, oder Betrogene vor die Gerichte geschleppt! Der Hauptgrund, wegen dessen sie vorgeladen werden, ist die Behauptung seiner Auferstehung, diejenige Erzählung, welche als die wichtigste von allen, ja als der Inbegriff von allen anzusehen ist! So wäre also der mythische Christus schon vollendet gewesen, als der historische kaum dahin geschieden war. Durch die Gewalt der Verhältnisse und die Natur ihrer Ueberzeugungen wurden die Jünger des Herrn schnell über die Grenzen ihres vaterländischen Gebiets hinausgetrieben, und sie machten daselbst die denkwürdigsten Eroberungen für ihren Meister zuerst unter Juden, und ohne Verzug auch unter Heiden. Abgesehen von allen gleichzeitigen historischen Berichten, wie haben wir uns diese Vorgänge zu denken? Entweder wurde zuerst an Jesus geglaubt ohne alle Verbindung mit Wundererzählungen, oder mit denselben und auf den Grund derselben. Die erste Annahme ist aber schon deshalb völlig unhaltbar, weil Jesus von seinen Wundern getrennt nicht einmal ein Gegenstand des Glaubens gewesen wäre, was von selbst einleuchtet;

nur seine Lehrsätze, nicht er, wären alsdann dieser Gegenstand gewesen. Aber nicht nur nicht als Gegenstand des Glaubens, nicht einmal als beglaubigter Bürge seiner Lehrsätze hätte er verkündigt werden können, so also, daß auch nicht ihm, geschweige an ihn wäre geglaubt worden. Denn ihm geglaubt zu haben und was er von den göttlichen Dingen dem Bericht seiner Schüler zur Folge erzählt hätte, wäre wieder nur unter der Voraussetzung dessen möglich gewesen, was hier eben nicht vorausgesetzt wird; da wir uns die Predigt von Jesus ohne jegliches Wunder aus Palästina hinausgekommen vorstellen.

Die Lehre Jesu also, völlig abgesehen von ganz besonderen, in seiner Person und ihren außerordentlichen Thaten gelegenen Gründen hatte glaubensvollen Beifall gefunden. Hiermit würde nicht mehr und nicht weniger behauptet, als daß Jesu lediglich in der Eigenschaft eines Weltweisen, eines Philosophen sey beigepflichtet worden. Nun ist aber vor allem die Auflösung der Frage unvermeidlich, warum man ihm doch so entschieden beigepflichtet habe? Denn irgend ein im Kreis der gewöhnlichen Ordnung der Dinge gelegener, diese merkwürdige Thatsache deutlich und hinreichend erklärender Grund müßte doch aufgefunden werden können, wenn wir nicht, um ja die Wunder zu vermeiden, ein Wunder wollen eintreten lassen. Wir können uns nun keinen anderen Grund denken, als daß Jesus seine Lehren wissenschaftlich, wenn auch in der allerfaßlichsten und gemeinverständlichsten Weise, müßte bewiesen haben; was bei Annahme der Wunder die Antwort auf die Frage: „welche Zeichen verrichtest du?“ gewährt, muß ohne diese Annahme die Beantwortung der Frage leisten: „welchen Vernunftbeweis gibst du?“ In dieser Weise aber hat Jesus nicht gelehrt; denn wer vermöchte auch nur die geringste Spur davon aufzuzeigen? Man müßte sich also zur Annahme entschließen, daß Jesus gerade darum vor allen Weltweisen ein solches Glück gemacht habe, weil er nichts bewiesen, weil er an die Einfalt des Gemüthes sich

wendend nur einfach die erhabensten Wahrheiten hingestellt und dieselben praktisch entwickelt und angewendet habe. Diese Wendung wäre vollkommen wahr und richtig; aber die Bedingung, unter welcher Jesu ein solches Verfahren möglich war, und jedem anderen Weltweisen unmöglich, ist nicht ausgesprochen. Dem Philosophen ist es nehmlich deshalb nicht vergönnt, schlicht und einfach zum Herzen zu sprechen, weil dies den Glauben an seine Lehre schon voraussetzte, weil er sie als bereits feststehend und unbezweifelt ansehen müßte; da er aber dieses nicht kann, muß er sie durch Vernunftgründe beweisen, gegen wirkliche und mögliche Zweifel sichern, mit vielen anderen in Beziehung bringen u. s. w., worüber eben seine Lehre die Einfalt, er selbst aber seine ganze Lebenszeit verliert, so daß er weit früher dem Tode, als dem Zeitpunkte nahe steht, wo er von einer nun schlechthin unbezweifelten und unerschütterlichen Wahrheit die praktische Anwendung machen könnte. Eben diese Lehrweise setzt voraus, daß alles das, was als spätere mythische Transfiguration des Jesu von Nazareth ausgegeben werden will, gerade erst der Lehre den Eingang gegeben habe.

Nehmen wir an, daß das Wunderbare im Leben Christi erst später zum thatsächlichen Kern hinzugewachsen, und also nicht an sich schon organisch mit diesem verbunden gewesen sey, so begreifen wir überhaupt nicht, wie es nur noch hinzu kommen konnte. Abgesehen von den tieferen, oben schon angedeuteten Gründen läßt es sich leicht durch die gesammte kirchliche Literatur zeigen, daß beständig das Wunderbare im Leben Jesu auch unter dem Gesichtspunkte eines Mittels zum Zweck betrachtet wurde, nämlich, daß das Wunder den Beweis der Göttlichkeit der Lehre enthalten sollte, was von der entsprechenden Erscheinung begleitet ist, daß Jesus niemals, so weit wir nur immer zurückschauen können, auch ohne die Wunder Glauben gefunden hat. Wer nun über die Entstehung lebendiger Dinge, über den Zusammenhang des uranfänglichen Zustandes derselben, und ihres Wachsthums und

segenreichen Gedeihens jemals nachgedacht hat, wer erwogen hat, daß wesentliche Bedingungen des Fortgangs und der Erhaltung eines eigenthümlichen Lebens im Ursprunge desselben schon gegründet seyn müssen, dem wird es völlig ungereimt dünken, daß erst im Verlauf des Daseyns der Gläubigen der Glaube an die Wunder Christi äußerlich und zufällig zu ihnen hinzugekommen sey, und der christliche Glaube wäre ursprünglich ohne sich selbst gewesen. Diejenigen, aus welchen die christlichen Mythendichter neuerer Zeit immer hervorgegangen, sind es freilich von ihrem Anfange an gewöhnt, bald dies, bald jenes, auch das Innerlichste und Tiefste des Christenthums so zu betrachten, als wäre es ihm erst in der Folge der Jahrhunderte durch Dummheit, Aberwitz, ungezügelte Phantasie, Betrug und dergleichen angehängt worden; man findet es darum auch von dieser Seite aus begreiflich, wenn von daher zuletzt sogar die Ansicht vertheidigt wird, die Wunder seyen an die Geschichte Jesu von außen her angereiht worden. Längst zeigten sie einen Jesus ohne Christus, einen Christus ohne den Gottessohn, einen Gottessohn ohne Kirche, eine Kirche ohne Kult, einen Kult ohne Priesterthum, ein Priesterthum ohne Opfer, ein Opfer ohne Stellvertretung, Stellvertretung ohne Liebe, Liebe ohne Glauben, Glauben ohne Werke. Was Wunder, wenn nun selbst auch das Leben ohne Leben seyn soll, und dem Leben das Leben die Lebensbeschreiber erst angedichtet haben, so daß also auch die Lebensbeschreiber ohne das Leben waren, das sie vor sich gehabt und beschrieben hatten; alles in Nichts sich aufgelöst, und die ganze große geschichtliche Wirklichkeit der Kirche aus einem Traum hervorgegangen ist, und nun wieder in einen Traum aufgeht! So ist es, nur dem Träumer kann das höchste Leben, der Lebensspender selbst im Traum erscheinen.

Das also dürfte nach dem bisherigen zuverläßig seyn, daß ohne das sogenannte Mythische der Glaube an Jesus die Gränzen Palästinas nicht überschritt. Wann soll nun die unwillkührliche Dichtung entstanden seyn? Niemand wird einen Raum

dafür finden. Dabei haben wir ganz unbeachtet gelassen, welche Lehre dem besondern Inhalt nach, uranfänglich müßte ohne diese vermeintliche Zugabe gepredigt worden seyn, und ob sie jemand des Aufhebens für werth gefunden hätte. Könnten wir uns etwa auch denken, daß Heiden etlicher ihnen angebotener Begriffe (denn eine andere Lehre könnten wir uns ohne Wunder nicht denken) sich erfreut und begierig sie aufgenommen hätten; so doch gewiß Juden nicht. Diesen mußte Jesus zum wenigsten der im alten Testament verheißene Messias seyn. Nun aber entsprach Jesus dem Bilde schlechterdings nicht, welches sich die jüdischen Volkserwartungen von dem Messias entworfen hatten. Je weniger er die Majestät eines irdischen Herrschers entwickelte, desto entschiedener mußten anderweitige außerordentliche Gründe seyn, wenn Juden in ihm den Messias erkennen und anerkennen sollten. Werden wir hier nicht mit Nothwendigkeit zur Annahme getrieben, daß Jesus als der Wunderbare, und Wunderthäter schon völlig ausgebildet dastand, ehe nach seinem Tode auch nur Wenige an ihn glaubten? Welches Zeichen hat er verrichtet, war die nothwendige Frage. So sehen wir uns von allen Seiten dahin getrieben, schon im allerersten Beginne der Verbreitung des Evangeliums Wunder anzunehmen; daß die Sage davon erst im Verlauf der Zeit sich gebildet habe, und bei Herausgabe unserer Evangelien zum Abschluß gekommen sey, kann nur als eine Thorheit bemitleidet werden. Bisher . . . .

XII.

Ueber Armuth, Armenwesen und Armengesetze.

Unter allen Fragen, die gegenwärtig verhandelt werden, ist kaum eine von solcher Bedeutung für die Gegenwart und die künftige Gestaltung unseres gesellschaftlichen Zustandes, als die über die drohende Stellung, welche in neueren Zeiten die Armuth, dem Besitze und dem Reichthume gegenüber, eingenommen. Es ist dies eine Lebensfrage unserer Zeit, bei deren Lösung gleichmäßig die christliche Menschenliebe, die mit jedem Leiden mitleidet, wie die allgemeine Sicherheit und der Wohlstand der Länder betheiligt sind.

Man hat innerhalb und außerhalb der Kammern unendlich viel über abstrakte Staatstheorien, von dem Gleichgewichte der Gewalten, über Volkssouverainetät, Einkammer- und Zweikammer-Systeme, Verantwortlichkeit und Unverantwortlichkeit u. s. w. hin- und her debattirt; Dinge, die in der Regel, wenn sie auch wirklich in die Gesetzbücher eingetragen werden, nur todte Buchstaben bleiben, von denen das Leben kein Heil zu erwarten hat, da sie meistens nicht ihm, sondern leblosen Theorien a priori entsprungen sind, und keine andere Garantie ihres Bestandes, als eben nur den todten Buchstaben für sich haben, der mit dem Leben selbst oft in dem schneidendsten Contraste steht, und daher in der Ausführung ihm entweder weichen muß, und als etwas Unorganisches von seiner organisirenden Kraft ausgestossen wird, oder statt heilsam nur störend und nachtheilig darauf einwirkt. Während man aber also mit großer Gemüthsruhe ein System nach dem andern aufbaut und niederreißt, steht der Hunger, in Lumpen gehüllt, ungeduldig draußen vor der Thüre, klopft mit drohendem Finger an, und verlangt Brod und Kleid. Man ist

aber drinnen von der Unfehlbarkeit seiner Theorien in der Regel so überzeugt, daß man es häufig kaum der Mühe werth findet, den Bettler draußen vor der Thüre herein zu lassen, und ihn nach seiner Noth und seinem Elend, seinen geistigen und leiblichen Bedürfnissen zu fragen; man läßt vielmehr die Gesetze ruhig hinaus ergehen, die in ihrer Kälte dann häufig dem Schmerz weder einen Trost gewähren, noch dem Elende mildthätig und liebevoll die Hand reichen, sondern den Unglücklichen in ihre Polizeitabellen und Rubriken eintragen, um dann vorschriftsmäßig mit ihm zu verfahren. Man hat keine weitere Sorge mehr, als die: das Gesetz möge nicht mit gehöriger Consequenz ausgeführt werden, und diesem Umstande pflegt man alsdann die übeln Folgen zuzuschreiben.

Will man ein recht in die Augen fallendes Beispiel haben, wie unsere Zeit so gern über ihren Theorien die furchtbarste und schrecklichste Noth der Wirklichkeit vergißt, so darf man nur einen Blick nach Madrid werfen. Seit Jahren wüthet ein unseliger Bürgerkrieg in dem unglücklichen Reiche und häuft Greuel auf Greuel; Feuer und Schwert verzehrt Menschen und Güter; Kirchen und Klöster, die einst für die Regierung des Königs wie für die Armuth des Einzelnen unerschöpfliche Quellen gewesen, bringen nicht einmal mehr die Kosten der eigenen Verwaltung ein; 50,000 Mönche und Klosterfrauen, denen man selbst ihr Eingebrachtes gestohlen, sehen sich dem Hungertode preisgegeben; die Glocken und den Schmuck der Altäre hat die nimmersatte Noth des Augenblickes verschlungen, ohne den unvermeidlichen Bankerott aufhalten zu können; meuterische Soldaten haben einen Feldherrn nach dem andern ermordet; die meisten Städte sind der Schauplatz blutiger Volksaufstände gewesen; Tausende schmachten in den Gefängnissen; keiner ist seines Gutes und seines Lebens sicher; mehr als einmal mußten die Richter vom Tode bedroht das Todesurtheil sprechen; man füsilirt, deportirt und confiszirt ganz nach Willkühr; alle Strassen sind fast nur noch für

bewaffnete Heerabtheilungen betretbar; bis zu den Thoren der Hauptstadt streift der Feind; in ihren Mauern stürzen die Partheien einander abwechselnd und spinnen offen ihre Verschwörungen: und während also das Unglück in tausend Gestalten seine vollen Schaalen über das zerrissene Reich ausgegossen und ein Schrei der Verzweiflung, ein Ruf nach Rettung von so entsetzlichem Elende alle Provinzen erfüllt, sitzen die Theoretiker in Madrid, um über das Estatuto Real, oder die von betrunkenen Unteroffiziern zu la Granja oktroiirte Verfassungsreform zu berathen; und wagt es endlich einmal Einer aus ihrer Mitte, von Herzensangst getrieben, ein Wort von dem furchtbaren Elende des Volkes verlauten zu lassen, so wird er im Namen der Freiheit als ein Verräther bedroht und zum Schweigen gezwungen; die Regentin aber erscheint beim Beginne und beim Schluße dieses unerhörten Gaukelspiels, um der Lüge die Krone aufzusetzen, indem sie nach dem Willen ihrer Minister zu dem unglücklichen Volke von den Segnungen einer freien Regierung, den Siegen ihrer Heere, dem stets befriedigenderen Zustande des Landes und dem Stolze spricht, den sie beim Anblicke eines so erhabenen Schauspieles empfinde.

Und doch sind diese Fiktionen so sehr im Geiste unserer Zeit, daß die Meisten dieß mit stumpfer Gefühllosigkeit hinnehmen, als ob es sich von selbst verstehe, und die Wenigsten die furchtbare Ironie einer strafenden Nemesis darin ahnen.

Manche werden zwar glauben, diese Erscheinung, welche sich übrigens auch in Lissabon wiederholt, beschränke sich einzig und allein auf die iberische Halbinsel, die sich ohnehin in einem ganz abnormen, unnatürlichen Zustande befinde. Allein, verschieden nach den verschiedenen Umständen, tritt dies Symptom mehr oder minder überall hervor, weil es mit dem Geiste unserer Zeit aufs innigste zusammenhängt. Ueberzeugt von der Unfehlbarkeit und Zauberkraft eines abstrakten, von allem Gegebenen und allen Erfahrungen der Geschichte absehenden Verstandes, hat sie sich in ihren Abstraktionen so sehr ver-

tieft, daß ihr der Sinn für das Leben und die Wirklichkeit fast ganz abhanden gekommen. Sehen wir dies doch selbst in einem Gebiete, das sonst seiner Natur nach ganz auf das Materielle und nackte Zahlen gegründet, der Phantasterei und den Fiktionen der Einbildungskraft am entferntesten liegen sollte, wie z. B. bei den abentheuerlichen Planen und Berechnungen, wonach man Deutschland mit hundert Eisenbahnen durchschnitten hat, und an ihrer Ausführbarkeit nicht mehr zweifelt, sobald sie nur einmal der Gegenstand der Agiotage sind.

Demgemäß hat es unserer Zeit auch keineswegs an Armengesetzen gefehlt, so wenig, als an dem ernsten Willen, dem Uebel aus allen Kräften zu begegnen. Seit lange beschäftigt man sich einerseits mit Untersuchungen über den Ursprung und die eigentlichen Quellen dieser drohenden Erscheinungen und über die Mittel, die Verarmung, wenn nicht zu vertilgen, doch ihr zuvorzukommen und ihre Opfer durch Unterstützungen und staatsökonomische Einrichtungen zu beschränken. Andererseits verhandelt man die Frage über die beste Weise, die wirklich der Armuth Anheimgefallenen nicht nur für die bürgerliche Gesellschaft unschädlich und ungefährlich zu machen, sondern ihnen eine für sie selbst sowohl, als das Ganze, wohlthätige Stellung anzuweisen, und gute und nützliche Glieder der Gesellschaft aus ihnen zu machen. Ja, man kann sagen, es sind zu keiner andern Zeit so viele Gesetze in dieser Beziehung gegeben, und so unermeßliche Summen, wenigstens nicht so systematisch, diesem guten und heiligen Zwecke in der besten Absicht hingeopfert worden, und werden es noch täglich. Aber ist es gelungen, den Schlund zu verstopfen, oder erweitert er sich nicht vielmehr in dem Maaße, je mehr man hineinwirft, als ob der Fluch auf der Hand ruhe, die diese Opfer darbringt! Auch in diese Frage haben sich die verschiedenen Richtungen, die unsere Zeit spalten, getheilt; und auf die Frage, soll man auf der fast allgemein betretenen Bahn einer allgemeinen, uneingeschränkten, gesetzlichen Armen-Steuer und Pflege

fortschreiten oder sie verlassen, werden die sich widerstreitenden Systeme auch verschieden antworten; während nur Eines gewiß scheint, daß die Noth eine wirkliche Macht im Staate geworden ist, die allen übrigen Gewalten Trotz bietet, und vor deren Gebot alle andere Gesetze schweigen müssen. Nur mit Mühe von der Polizeigewalt in der Dunkelheit zurückgehalten, haust sie dort, während ihre Civilliste die reichste ist, gleich einem Gespenste der alten Volkssage, und fordert täglich ihre Schlachtopfer und hat ihren eigenen Dienst, der höhnisch den pomphaften Phrasen von konstitutioneller Freiheit der Person und Heiligkeit des Eigenthums zu spotten scheint.

Oder ist es etwas Anderes, als die bitterste Ironie auf die Magna Charta britischer Freiheit, wenn wir aus den Verhandlungen des Parlamentes vom Jahre 1830 erfahren, daß fünfzig Familienväter in einem Londoner Kirchspiel mit dem Gefängniß bedroht wurden, weil sie, nachdem sie all ihren Hausrath bis auf die Bette verpfändet hatten, den Rest der Armentaxe nicht zahlen konnten. Oder, wenn wir hören, daß in einigen Gegenden diese Taxe den vollen Ertrag des Bodens erreicht hat, und die Eigenthümer nur die Servitut haben, ihn für die Armentaxe zu bebauen, also daß, wie dies in Schottland geschieht, die Ländereien, als seyen sie verpestet, verlassen werden, und wüst und ungebaut liegen bleiben, dem Auge das Bild eines durch Erdbeben zerstörten Landstriches darbietend. So hat man das Beispiel gehabt, daß ganze Gemeinden lieber sich selbst in die Armenliste eintragen ließen, und die Last, die auf den übrigen immer drückender ruht, noch vermehrten, als daß sie ihren Schweiß für Andere hätten vergießen und doch größere Entbehrung, als diese, erleiden wollen. Und um Theil an dieser Armenverwaltung zu nehmen, werden die Gemeindemitglieder nach dem Prinzipe des Gesetzes durch gerichtliche Strafen, im Falle sie sich dessen weigern, gezwungen. Während aber dies der Zustand der Unterstützenden ist, ist das Loos der Unterstützten vielfältig noch trauriger, indem die großen Armenhäuser nur zu oft alle ge-

sellschaftlichen und natürlichen Bande auflösen oder gesetzlich zerschneiden, alle menschlichen Gefühle, alle moralischen Kräfte vernichten, und oft nothgedrungen sich in Zucht- und Zwangshäuser verwandeln, wo die Ordnung nur durch die Zuchtpeitsche der ärgsten Sclaverei erhalten wird.

In der That hat man in keinem anderen Lande vielleicht so viele geistige und materielle Hülfsmittel aufgeboten, dieß Problem der neuern Gesellschaft zu lösen, als gerade in England. Denn hier in dem großen Reiche der Industrie ist auch das Verhältniß von Reichthum und Armuth ohne Zweifel das bei weitem ungünstigste und gegenwärtig sicherlich das gefährlichste. Hier ist es auch, wo man schon seit den frühesten Zeiten vor keiner Gewaltsmaaßregel zurückbebend, unermüdet verzweiflungsvoll mit dem Uebel, ohne seiner Meister werden zu können, rang, bis es denn gegenwärtig jenen entsetzlichen Grad erreicht hat.

Schon im Mittelalter wurden die härtesten Strafen zur Unterdrückung der Bettelei erlassen, die den entschiedenen Willen zeigen, das Uebel mit der Wurzel auszureißen. Wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß diese Bettler Vagabunden waren, die bei dem vorherrschenden Feudalsysteme, dem allgemeinen Corporations- und Communalverbande mit der Menge der gegenwärtigen Industriezeit in keinem Verhältnisse standen. Der blutgierige, zur herzlosen Grausamkeit hinneigende Charakterzug, der die englische Geschichte bezeichnet, offenbart sich aber auch hierin, und zwar in steigendem Maaße, mit dem Eintritte der letzten Jahrhunderte. „Halseisen und Gefängniß wartete der Unglücklichen schon 1388. Der despotische Heinrich VIII. aber verurtheilte 1530 die zur Arbeit unfähigen Bettler zur Einkerkerung oder zum Auspeitschen; die arbeitsfähigen wurden an einen Karren gebunden und bis aufs Blut gepeitscht. 1535 wurde verordnet, daß beim ersten Wiederkommen des Bettelns mit Abschneiden des rechten Ohrs und beim zweiten mit dem Tode bestraft werden solle. Diese Strafen erschienen noch zu milde, und das Parlament beschloß unter Eduard VI.

1547, daß jeder arbeitsunfähige Arme, der drei Tage müßig gehen würde, mit einem glühenden Eisen auf der Brust gebrandmarkt werden und zwei Jahre der Person, die ihn angezeigt habe, als Sclave dienen sollte. Er sollte widerliche Nahrungsmittel erhalten und durch harte Behandlung zu den schwersten Arbeiten gezwungen werden. Entwich er, und blieb er länger als vierzehn Tage aus, so wurde er, wenn man ihn wieder aufgriff, auf dem Backen oder der Stirne gebrandmarkt und auf Lebenszeit zur Sklaverei verdammt, bei nochmaligem Entweichen aber mit dem Tode bestraft. Er konnte an andere Herren, mit Abtretung aller Rechte des vorigen Herrn, verkauft oder vermiethet werden. Einem jungen entwichenen Vagabunden konnte der Meister ein eisernes Halsband umlegen. 1597 setzte man statt des Brandmarkens am Ohre Auspeitschen bis aufs Blut, und an die Stelle der Todesstrafe die Landesverweisung und die Galeerenstrafe. Unter Jakob I. wurde das Gesetz der Brandmarkung erneuert und auf die wieder über dem Betteln Betroffenen Todesstrafe gesetzt. Unter Georg II. 1744 wurde nur noch Auspeitschen und Gefängniß zugelassen." *) Auf das Almosengeben wurde 1350

*) *Burn* état ancien et moderne de la législation anglaise concernant les pauvres; *Ruggles* histoire des pauvres, de leurs droits et de leurs devoirs, et des lois concernant la mendicité; F. Morton'Eden état des pauvres ou histoire des classes travaillantes de la société en Angleterre depuis la conquête jusqu' à l'epoque actuelle, abgedruckt in dem auf Befehl des französischen Ministeriums herausgegebenen Werke: Etablissemens d'humanité und benutzt in dem kürzlich erschienenen Buche: Das Armenwesen nach allen seinen Richtungen, als Staatsanstalt und als Privatwerk, und seine dermalige Gestaltung in den civilisirten Staaten in und außer Europa. Frei nach den französischen Preisschriften des Herrn M. T. Duchatel, jetzigen französischen Finanz-Ministers zu Paris, und des Herrn F. M. L. Naville, Predigers zu Genf. Im Auszuge und nach dem vaterländischen Erforderniß bearbeitet von einem deutschen Staatsmanne. Weimar 1837. Seite 185.

mit mehrmahliger Erneuerung des Verbotes Gefängnißstrafe gesetzt und der zehnfache Betrag des Almosens 1535 hinzugefügt. Mit diesem harten Verbote des Almosen Nehmens und Gebens gieng dann Hand in Hand, daß im Jahre 1547 den Städten und Dörfern befohlen wurde, ihre arbeitsunfähigen Armen zu ernähren und den arbeitsfähigen Beschäftigung zu verschaffen, indem sich also das Taxsystem nothwendig entwickelte. Durch die Armenunterstützungsakte unter der Königin Elisabeth von 1601, die vielfältig als die Grundlage des modernen englischen Armenwesens gilt, wurde die Ausführung jenes Grundsatzes gezwungener allgemeiner Unterstützung geregelt, und das Barbarische in den früheren Verordnungen gemildert.

Während man nun neueren Berechnungen zu Folge die Ausgaben für das Armenwesen im Jahre 1680 auf 16 Millionen Franken angeschlagen hat, stiegen sie bis 1750 fortdauernd, und erreichten 1800 bei einer nur um das Doppelte vermehrten Bevölkerung das Fünffache. Und fort und fort steigend erhoben sie sich von 95 Millionen in dem unglücklichen Jahr 1817 auf 195. Von hier an nahmen sie bis 1823 zwar wieder ab, obschon sie immer noch nach Abzug der Nationalschuld die Hälfte der gesammten Staatsausgabe betrugen; allein von jenem Jahre an nahmen sie wieder zu und erreichten die Höhe von 201,178,345 Fr., also daß sie $\frac{1}{5}$ des reinen Einkommens des Grundbesitzes verschlangen, während sie noch 1820 nur $\frac{1}{8}$ in Anspruch genommen. *) Die im Jahre 1826 von dem Parlamente niedergesetzte Commission sah sich genöthigt, zu erklären, daß die Bevölkerung des Königreiches zu groß sey, um alle zu beschäftigen. Es erfolgte sodann am 14. August 1834 die neue Parlamentsakte, welche die Heimathsberechtigung, die Verwaltung und das Verwaltungspersonal reformirte. Sie hat den Grundsatz sanctionirt, daß der arbeitsfähige Arbeiter in der Regel nur Unterstützung gegen Arbeit im Arbeitshause erhalten soll.

*) Duchatel und Naville. p. 203.

Die neuerdings darüber bekannt gemachten amtlichen Berichte haben nun allerdings einen bedeutenden Minderaufwand in den Kosten dargethan, wo man dies verbesserte System eingeführt.*) Ob dies aber von Dauer und im Verhältniß zum Umfange des Uebels sey, und was die moralischen Folgen seyen, darüber uns zu belehren, müssen wir der Zukunft überlassen, indem gegenwärtig in England selbst die Partheien über die Wirkungen im Streite, und die Erfahrungen noch zu neu sind. Haben sich ja doch Petitionen, deren Unterschriften in der Oberhaussitzung vom 20. März auf 229,000 angegeben wurden, dagegen erklärt, indem man die Arbeitshäuser als Gefängnisse der hartherzigsten Grausamkeit anklagte. Und trotz diesen unermeßlichen Summen, wodurch hier der Wohlstand von der Armuth aufgezehrt zu werden fürchtet, berichten die englischen Zeitungen nichts desto weniger zum öfteren von solchen, die des Hungertodes gestorben sind. Ja, man hat sogar eine Berechnung aufgestellt,**) wonach von je 5000 Leichen in London eine diesem gräßlichen Schicksale erlegen sey. Wie denn auch schon der Fall vorgekommen ist, daß, während zwei Kirchspiele sich über Heimath und Verpflegung eines Armen stritten und beim Prozessiren manchmal eine Summe aufwendeten, womit man die beiderseitigen Armen ein ganzes Jahr hätte erhalten können, der Unglückliche selbst im Armenhause, von beiden verlassen, Hungers starb.

Auch Frankreich hat auf die Lösung dieser Frage, nicht ohne Besorgniß, seinen Blick seit lange gerichtet. Lag ja doch schon zweimal sein Loos in den Händen seiner Proletarier. Einmal, 1793, als das tausendköpfige Ungeheuer seinen Thron auf dem Schaffot aufschlug, und gleich einer hungrigen Hiäne den rachgierigen Blick an den Strömen des eigenen Blutes weidete, bis der gewaltige Jäger vor den Augen des Herrn ihm Europa reizend zur Beute hinhielt, seinen

*) Third annual report of the poor Law Commissioners. London 1837. **) Quart. Review. April 1813, pag. 111.

Hunger nach Ruhm und seine Lust nach Gold weckte, und er sich also das ungezähmte zu jedem Dienste bereitwillig machte. Zum zweitenmal war es an den drei glorreichen Tagen des Julius, wo die Führer der Revolution es wieder für gerathen fanden, die große Schaar jener Unglücklichen, die Alles gewinnen wollen und nur ein elendes Leben verlieren können, aus ihren dunkeln Schlupfwinkeln loszulassen, um den untergrabenen Thron der Fürsten von Gottes Gnaden zu stürzen. Allein sobald der Sieg erfochten war, da bebten sie vor den unheimlichen Geistern zurück, die sie sich zu Bundesgenossen heraufbeschworen. Die Mittelklasse, durch die blutige Lehre der ersten Revolution behutsam geworden, wand ihnen auf der Stelle mit erstaunlicher Behendigkeit, ohne ihnen nur Zeit zur Besinnung zu lassen, das Schwert aus der Hand und scheuchte sie in die alte Nacht zurück, aus der sie einen Augenblick aufgetaucht waren. Zugleich wurde der Welt, die auf Anderes gefaßt war, kund und zu wissen gethan: die große Nation habe in der That einen so erstaunlich hohen Grad der Civilisation erstiegen, daß es in ihrem Schooße gar keinen Pöbel mehr gebe. Eine Entdeckung, von der damals die Tagsblattschreiber feierlichst Akt nahmen.

Die Zurückgedrängten suchten nun in den Aufständen von Paris und Lyon die Riegel ihres Kerkers zu durchbrechen, und den entschlüpften Scepter wieder an sich zu reißen; sie wurden aber jetzt nicht, wie in den glorreichen drei Tagen, durch schöne Phrasen, sondern durch den Mund der Kanonen zur Ruhe verwiesen, und dann durch geschärfte Gesetze und strengere Aufsicht in engere Fesseln gelegt. Seitdem suchen sie offen und geheim dem scharfen Zügel zu entgehen; ihre Apostel sind bemüht, das neue Evangelium allgemeiner Gütergleichheit zu verkünden, und ihnen also die Wege der Herrschaft zu bereiten: allein die Mittelklasse, die selbst ihre Herrschaft auf die Besiegung und Beraubung des Adels und der Geistlichkeit gegründet, sieht die drohende Gefahr gar wohl ein. Sie weiß, daß Jene die gleichen Ansprüche auf die Nachfolge im

Erbe nach dem gleichen Rechte machen, kraft dessen sie sich einst selbst in den Besitz gesetzt. Und hätte die Vorsehung nicht die Brust Louis Philipps vor den Kugeln des Meuchelmordes geschützt, vielleicht wäre das Loos Frankreichs zum drittenmale in ihre Hände gefallen. Daß aber ein solches Ereigniß, vor dem wir noch gegenwärtig bei der Demoralisation aller Klassen und dem Fanatism des Republikanismus keinen Augenblick sicher sind, namentlich, wenn es sich mit einem gleichzeitigen Aufstande der englischen Fabrikarbeiter combiniren würde, Europa in das furchtbarste Unglück stürzen könnte, liegt nur allzu klar zu Tage. Durchdrungen aber von dem Gefühle dieser Gefahr, hat man daher auch hier sich eifrig bemüht, das Loos jener Unglücklichen zu lindern, und sie selber besser und der menschlichen Gesellschaft minder gefährlich zu machen. Bei einer andern Gelegenheit werden wir auf den hier eingeschlagenen, von dem englischen sehr verschiedenen Weg, zurückkommen. Um aber für jetzt zu sehen, wie auch in Frankreich in den Tiefen der Gesellschaft ein verborgener Wurm nage, dafür kann uns das erschreckende Verhältniß, in dem die Zahl der Findelkinder hier zunimmt, einen traurigen Beweis geben.*) Necker schätzte ihre Zahl 1784 für ganz Frankreich auf 40,000, 1798 waren ihrer schon 51,000, 1809 — 69,000 und nun vermehrten sie sich abermal

1815 auf 84,000
1821 „ 105,000
1825 „ 117,305
1833 „ 127,507.

Während im Jahre 1818 die auf ihre Erziehung verwendeten Kosten 6,937,783 Franks betrugen, stiegen sie im Jahre 1833 schon auf 10,240,262 Fr. und bildeten also für sich allein schon eine drückende Armensteuer, die auf dem Lande lastet.

In unserm deutschen Vaterlande endlich, wo die Industrie noch

*) Des Hospices d'enfans trouvés, en Europe et principalement en France, depuis leur origine jusqu' à nos jours; par *Bernard-Benoît Remacle.* à Paris 1838. Seite 30.

ne so kolossalen Reichthümer, neben noch entsetzlicherer Armuth,
fgehäuft hat, wo der Landbau, der minderen Zufällen ausge-
t ist, und eine gleichmäßiger vertheilte Nutznießung als das
brikwesen zuläßt, immer noch das Vorherrschende ist, und wo
ne so übermäßig großen Städte die Bedürftigen in so zahllosen
chaaren beherbergen, scheint gegenwärtig das Verhältniß von
muth und Reichthum noch nicht so ungünstig, wie in Frank-
ch und England, jedenfalls ist es minder gefährlich als dort.
ichts desto weniger hat aber auch bei uns dies Uebel eine er-
reckende Größe erreicht, die bald allen gesetzlichen Vorkeh-
ngen Trotz bieten zu wollen scheint, indem schon gegenwär-
die Armensteuer an manchen Orten zu den übrigen Steuern
keinem Verhältnisse mehr steht, ohne daß dadurch der Ar-
uth sichtlich und auf die Dauer geholfen wäre. Zu welchem
luche aber auch bei uns, bei einem sonst gutmüthigen Volke,
e Armuth, wenn gegründete Beschwerden sie erbittern und
lsche Propheten der Freiheit sie fanatisiren, werden kann,
won haben auch wir in Deutschland an den Bauernkriegen
n ewig denkwürdiges und warnendes Beispiel.

Aus den vorangehenden allgemeinen Betrachtungen wird
an die Wichtigkeit dieses Gegenstandes erkennen und es ge-
chtfertigt finden, wenn wir in diesen Blättern zum öfteren
if ihn zurückkommen werden, als ein Grundübel, an dem
cht nur unsere Zeit, sondern die Menschheit überhaupt krankt
nd ewig kranken wird. Namentlich werden wir in folgenden
rtikeln betrachten, was dem Christenthume die Armuth ist,
ie es nämlich ihre Bedeutung geheiligt und mit einer höhe-
n Würde umgeben und ihr also den scharfen Stachel ge-
ommen hat, den sie von dem bloß menschlichen Standpunkte
us hat; wir werden dann unseren Blick auf die Heilmittel
nd die zahlreichen Anstalten wenden, die es zu ihrer leibli-
en Linderung angewendet und gegründet hat, wie es gleich
inem Stifter alle Bedürftigen zu sich gerufen und in seine
ilden Vaterarme genommen. Namentlich soll hierbei ins
luge gefaßt werden, welches die Stellung seiner Diener, der

Geistlichen, der Armuth und dem Armenwesen gegenüber sey. Neben der christlichen Armenpflege sollen alsdann der philanthropisch-polizeiliche Gesichtspunkt der neueren Zeit und die Wirksamkeit der aus ihm hervorgegangenen Gesetze und Anstalten ihre ausführlichere Beurtheilung finden.

Sehr zu wünschen aber wäre es, daß alle diejenigen, die in dem praktischen Leben täglich Gelegenheit haben, diese tiefe Wunde unserer Zeit und die Zweckmäßigkeit der verschiedenen gegen sie angewendeten Heilmittel zu beobachten, ihre Erfahrungen hier mittheilen wollten, sie würden gewiß eine willige Aufnahme finden und vielleicht Gelegenheit zur Berichtigung mancher irrigen Ansicht geben, wohl auch hier und da den Gedanken erwecken, Einrichtungen und Anstalten, die man anderwärts mit segensreichem Erfolge gegründet, weiter zu verbreiten und zu verpflanzen.

Zum Schlusse wollen wir, um die große Bedeutung des hier besprochenen Gegenstandes noch augenscheinlicher zu machen, eine Uebersicht des Verhältnisses der Besitzenden zu den Besitzlosen mit Berücksichtigung der Ackerbau- und Industrieverhältnisse in den verschiedenen europäischen Ländern geben. Wer übrigens weiß, wie schwierig die Ermittelung genauer Ziffern auch unter den günstigsten Verhältnissen in den geregeltsten Staaten ist, der wird wohl einsehen, daß hier nur von einer approximativen Wahrheit die Rede seyn kann. Fehlen ja doch über manche Länder alle Hülfsmittel, so wie anderseits diese Berechnungen von ganz Verschiedenen angestellt, gewiß auch auf verschiedenen Grundsätzen in Bezug der Bestimmung der Besitzlosigkeit ruhen. Mißverständnissen zuvorzukommen, bemerken wir namentlich, daß die hier auffallend günstig sich darstellenden Verhältnisse in den östlichen Staaten nur darin ihren Grund haben, weil hier die Leibeigenen, als solche, für deren Verpflegung ihre Herren zu sorgen haben, nicht unter die Hülfsbedürftigen aufgenommen sind. Die folgenden Zahlen selbst gehören dem Werke des Vicomte Alban de Villeneuve Bargemont an: Economie politique chretienne, ou recherches sur la

nature et les causes du pauperisme en France et en Europe. Paris 1834. Hier wird nun angegeben, zuerst von den einzelnen:

Ländern.	Die Bevölkerung.	Hievon beträgt die Zahl der		Endlich das Verhältniß des Ackerbaues zur Industrie
		Ackerbauer,	Industriellen.	
England	23400000	9360000	14040000	wie 2 : 3
Niederlande . .	6143000	2451000	3693000	„ 2 : 3
Schweiz	1714000	1142666	571334	„ 2 : 1
Deutschland . . .	13600000	10200000	3400000	„ 3 : 1
Frankreich . . .	32000000	25600000	6400000	„ 4 : 1
Oesterreich . . .	32000000	25600000	6400000	„ 4 : 1
Dänemark . . .	2500000	2000000	500000	„ 4 : 1
Italien	19044000	15870000	3174000	„ 5 : 1
Portugal . . .	3530000	2941665	588335	„ 5 : 1
Schweden . . .	3866000	3092800	773200	„ 4 : 1
Spanien	13900000	11583333	2316667	„ 5 : 1
Preußen	12778000	10648915	2129085	„ 5 : 1
Türkei von Europa	9500000	8312500	1187500	„ 7 : 1
Europ. Rußland u. Polen	52500000	48850000	3750000	„ 14 : 1

Dann folgt in den hier genannten

Ländern	die Zahl der		Das Verhältniß der Bedürftigen zu der Bevölkerung.	
	Bedürftigen,	Bettler.	Bedürftige.	Einwohner.
England	3900000	200000	wie 1	zu 6
Niederlande . .	877000	60000	„ 1	„ 7
Schweiz	171000	11400	„ 1	„ 10
Deutschland . . .	680000	68000	„ 1	„ 20
Frankreich . . .	1600000	198153	„ 1	„ 20
Oesterreich . . .	1280000	100000	„ 1	„ 25
Dänemark . . .	100000	10000	„ 1	„ 25
Italien	750000	150000	„ 1	„ 25
Portugal . . .	141000	28200	„ 1	„ 25
Schweden . . .	154600	15460	„ 1	„ 25
Spanien	450000	90000	„ 1	„ 30
Preußen	425933	63800	„ 1	„ 30
Türkei von Europa	142500	14250	„ 1	„ 40
Europ. Rußland u. Polen	525000	62500	„ 1	„ 100
	10897333	1121703	wie 1	zu 20

XIII.

Die neue Redaktion der preußischen Staatszeitung über Belgien.

Es wurde unlängst in allen öffentlichen Blättern angekündigt, daß die Redaktion der allgemeinen preußischen Staatszeitung, wenn nicht nominell, doch reell, eine Modifikation erfahren würde. Gleichzeitig verlautete, daß der von der protestantischen Fakultät in Bonn suspendirte Professor der Theologie, Rheinwald, derjenige sey, auf den die Wahl der Regierung gefallen. Der fränkische Merkur, dessen Berliner Correspondent die über jene Wahl geführten Erörterungen berührte, meldete: „man habe diesen Professor als Vermittlung gewählt, und bei seiner Ernennung in Betreff der Grundsätze einige Verirrungen seines bürgerlichen Lebens, als Professor der Theologie, übersehen.“ Seitdem wurde gleichfalls ohne Widerspruch angekündigt, die neue Redaktion habe bereits begonnen, und in der That gestatten die neuesten Blätter dieses Journals keinen Zweifel mehr, daß eine Veränderung mit der Redaktion vorgegangen.

Was nun die Person des Professors Rheinwald und jene Verirrungen seines bürgerlichen Lebens betrifft, so bleiben diese hier füglich unerörtert, da wir, absehend von allen Persönlichkeiten, einzig und allein von der Sache, und zwar nur von publicistischen Verirrungen reden wollen.

Hier aber hoffen wir, daß der Gerechtigkeits- und Schicklichkeits-Sinn der preußischen Regierung, wenn sie auch anfänglich einen Versuch mit dieser neuen Weise der Redaktion für angemessen hielt, zum gemeinsamen Besten der ohnehin schon allzu sehr erbitterten Partheien, dem Aergerniß zuvor-

kommen werde, welches dieses Blatt in seiner neuen Gestalt, abgesehen von aller Confession, jedem Billigdenkenden, der gesetzliche Ordnung und Ruhe und Frieden liebt, geben muß.

Die neue Redaktion scheint sich nämlich Belgien ausersehen zu haben, um hier ihrer trüben Leidenschaft, die das Gefühl für alle Schicklichkeit in ihr ersticken will, den Zügel schießen zu lassen. Die beklagenswerthen Ereignisse von Tilff und Lüttich, die auszubeuten ein legitimes Blatt billiger Weise Anstand nehmen sollte, sind die Gelegenheit, die sie vom Zaune bricht, um ihre neuen Grundsätze geltend zu machen.

Die Sache selbst anlangend, so mußte der neue Redakteur wohl wissen, daß die belgische Constitution die Uebung jeder Religion und Confession gänzlich freigibt. Waren daher der Bischof und der Pfarrer, d. h. die kirchlichen Oberen aller jener, die sich freiwillig zur katholischen Kirche bekennen, über die Zweckmäßigkeit einer Mission einverstanden, so hatte gesetzlich Niemand etwas dagegen einzuwenden, jede Störung war eine Rechtsverletzung, die kein legitimes Blatt in Schutz nehmen darf. Wer einen anderen Glauben hatte, wer die Missionäre haßte oder verachtete, wie der Redakteur der Staatszeitung, dem stand es frei, sich seine eigenen herbeizurufen und von ihnen nach Wohlgefallen sich predigen zu lassen und Niemand hatte das Recht, ihm dies zu verwehren. Eine Verletzung dieser Freiheit, wie sie in Tilff und Lüttich vorfiel, wird daher in der Reaktion von Seiten der Katholiken nur Maaßregeln hervorrufen, damit sie, die jeder Religion Freiheit des öffentlichen Dienstes gestattet, zum mindesten in der Ausübung der ihrigen auch ungestört seyen in einem Lande, wo sie die entschiedene Majorität bilden.

Waren daher die Missionäre in ihrem guten Rechte, so ist es doch eine andere Frage, ob sie der Klugheit gemäß handelten und nicht besser gethan hätten, so bald sie eine, wenn auch unberechtigte Opposition wahrnahmen, von diesem Rechte und namentlich von der Errichtung eines Kreuzes abzustehen, da aus den damit verknüpften Scandalen in der Regel der Reli-

gion mehr Nachtheil als Vortheil erwächst. Man kann daher vielleicht ihren unbesonnenen Eifer und ihre Unklugheit tadeln, etwas weit Schlimmeres aber als Unbesonnenheit und Unklugheit ist es, wenn man dergleichen beklagenswerthe Vorfälle namentlich in dem gegenwärtigen Augenblick, wo dem Unglauben jede Gelegenheit zur Verspottung der Religion willkommen ist, benutzt, um aus ihnen, wie der Redakteur der Staatszeitung, Gift zur Befriedigung des Partheihasses zu ziehen. Dies geziemt keinem Weltlichen, viel weniger einem Theologen. Hören wir nun, wie und nach welchen Quellen er von diesen Scandalen (Nro. 105, 14. April) redet: „Das Journal de Liège berichtet, daß gestern Abend über 2000 Menschen nach dem bischöflichen Palast gezogen seyen, und dem Herrn v. Bommel ein langes Charivari gebracht hätten. Dasselbe geschah vor der Wohnung des Gouverneurs van Steen und vor dem Kloster der Redemptoristen. Gleichzeitig wurde dem hier anwesenden Bürgermeister von Tilff und den Mitgliedern der Provincial-Deputation eine sehr hübsche Nachtmusik gebracht, wobei auch manches Vivat für den Communalrath von Tilff vernommen wurde. Das Volk hat sich dabei aller Unordnungen auf das Strengste enthalten“.

Wüßten wir nicht, daß die Leidenschaft sich jeder Berechnung entzieht, so wäre es uns ein völliges Räthsel, wie eine Redaktion, die für das ihr geschenkte Vertrauen verantwortlich ist, auf eine solche Weise ihre Stellung verkennen und compromittiren kann. Also ein langes Charivari wird von 2000 Menschen den höchsten weltlichen und geistlichen Behörden dargebracht, und doch enthält sich dabei das Volk auf das Strengste aller Unordnungen! Und dies schreibt die Staatszeitung nach einem bekannten, in Berlin erst kürzlich vorgefallenen Ereignisse ähnlicher Natur! Wir können unmöglich glauben, daß eine solche Sprache die Sanction ihrer Regierung hat, diese wird wohl schwerlich auf die Länge dulden, daß die, welche ihre Ehre vor den Augen des Volkes vertreten sollen, mit dem Straßenpöbel bei seinen mitternächt-

lichen Charivaris und seinen hübschen Nachtmusiken fraternisiren. Oder hat je die Wienerzeitung oder der österreichische Beobachter in dieser Weise von verwandten Ereignissen in Preußen berichtet. Wie es sich aber in der That mit jener gerühmten, strengen Enthaltung von allen Unordnungen verhalten habe, darüber berichtet der Politique, kein ultramontanes Blatt, dessen Auszug wir aber leider der Leipziger allg. Zeitung, die in diesem Falle unpartheiischer ist, entlehnen müssen. Das Volk, heißt es hier, habe Anstalt gemacht, das Seminar und bischöfliche Palais, so wie die Wohnung des Gouverneurs anzugreifen, die bewaffnete Macht habe dies jedoch verhindert, die Aufregung aber bis Mitternacht gedauert. Zum Ueberfluß wollen wir endlich noch eine Stelle aus einem mit vieler Mässigung und Unpartheilichkeit geschriebenen Correspondenzartikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung Nro. 110, 20. April anführen, der gleichfalls zeigt, wie sich die Günstlinge der Staatszeitung in den Schranken der strengsten Ordnung hielten. Derselbe berichtet also: „Der Schauplatz verlegte sich darauf von Tilff nach Lüttich. Hier wurden dem Bischofe, den Missionären, dem Gouverneur, dem Buchdrucker Kersten und einigen Andern die Fenster eingeworfen oder Charivaris gebracht, und zuletzt drang man in die Kirche der Redemptoristen bei öffentlichem Gottesdienste ein, schleuderte Steine durch das Fenster, fiel in die Beichtstühle, verscheuchte die Gläubigen und brachte es dahin, daß der Gottesdienst eingestellt werden mußte. Während dieser brutalen Scenen hat der Magistrat von Lüttich einen Mangel an Energie bewiesen, der denjenigen Recht zu geben scheint, welche das ganze Unwesen den Schweif der Freimaurererei nennen, denn die Mehrzahl seiner Glieder gehören dieser an. Fielen solche Ausschweifungen oft vor, so würde im Interesse der Ordnung die allgemeine Freiheit geschmälert werden müssen, und wenn jemals diese Nothwendigkeit in Belgien einträte, so wären jene Liberalen hieran Schuld, deren gewöhnliches Thema es ist, die Katholiken als Feinde der Freiheit zu ver-

dächtigen, während sie selbst nichts wollen, als den Absolutismus ihres unaufgeklärten, ungeselligen, jeder höhern Idee entbehrenden Treibens.“ Sollte man nun nicht glauben, man könne dieser Theorie gemäß eine Revolution, mit der strengsten Enthaltung von allen Unordnungen, machen. Die allg. preuß. Staatszeitung fährt fort: „Gestern wurde auf der hiesigen Bühne Molieres „Tartüffe“ gegeben; die intelligenten Einwohner Lüttichs hatten das Theater zahlreich besucht und nahmen alle diejenigen Stellen, die auf die gegenwärtigen Differenzen mit unserem Bischofe bezogen werden könnten, mit dem größten Enthusiasmus auf“.

Man sollte in der That denken, diese Nachricht sey aus irgend einem revolutionären französischen Blatt vor dem Ausbruche der Julirevolution übersetzt, denn genau führte man damals dieselbe Sprache über die Aufführung dieses Stückes. Zum Glück wissen wir aber auch hier, welches Gelichters jene Intelligenten von dem höchsten Enthusiasmus waren.

Doch hiermit noch nicht zufrieden, theilt die neue Redaktion, den Zustand der Gemüther so gänzlich verkennend, aus einer Schmähschrift gegen den heiligen Stuhl und den Bischof von Lüttich folgendes mit: „Es ist hier eine Broschüre erschienen, welche den Titel führt: Monsignore van Bommel, Bischof, zum größten Nutzen des heil. Stuhls, so wie zur Demüthigung und zur Strafe der Wallonischen Geistlichkeit. — Dieselbe ist augenscheinlich dazu bestimmt, die mißbräuchlichen und schreienden Eingriffe, die sich der Bischof mit jedem Tage mehr gegen die weltliche Autorität und den Staat überhaupt gestattet, aufzudecken. — Darin heißt es unter Anderm: „Das Missionswesen ist nun einmal das Werk der bischöflichen Propaganda; der Bischof, der unter dem König der Niederlande Absolutist (?!) gewesen, der mit de Potter konspirirt hatte, und endlich Revolutionär mit dem Regenten und constitutionell unter Leopold geworden war, hat nunmehr die Rolle eines Jesuiten übernommen, um allen seinen Spiegelfechtereien die Krone aufzusetzen. — Als Priester müssen sie (die Pfarrer) die In-

stitutionen verfluchen, welche sie als Bürger lieben und achten sollten; sie sind Werkzeuge einer Gewalt, die mit dem Staate aufs Tödtlichste verfeindet ist; sie sind in der unausweichlichen Alternative, Rom aufzugeben und Bürger zu seyn, oder sich Rom zu überliefern und nicht mehr Bürger zu seyn. Die Gewalt des Priesterthums entreißt sie dem Vaterlande, um sie für die Fahne eines fremden Fürsten zu werben; sie müssen für Römische Interessen kämpfen".

Wir glauben, daß die hier angeführten Stellen so laut und deutlich des Herzens Sinn und Empfindung verrathen, daß sie uns eines jeden Commentares überheben.

Aber hiermit begnügt man sich noch nicht, nachdem man das Gift aus den dortigen revolutionären Journalen destillirt, werden die Journale der Gegenparthei, statt daß man sie nun auch zu Wort kommen ließe, wie es Billigkeit und Gerechtigkeit verlangt, auf das schnödeste abgefertigt. Die Staatszeitung unter der neuen Redaktion läßt sich also vernehmen: „Die ultramontanen Zeitungen scheuen, wo es die Förderung ihres Zweckes gilt, auch die gröbsten Unwahrheiten nicht. Man braucht nur auf einige ähnliche Erscheinungen in Deutschland hinzuweisen, um von dem Charakter des „Courier de la Meuse, des Journal politique et littéraire, des Indépendant" und andern einen Begriff zu bekommen. „Der Zweck heiligt die Mittel", dieser alte jesuitische Wahlspruch ist noch immer ein leitender Grundsatz der Schüler Loyola's, die hier unter dem Namen der Redemptoristen, dort unter dem der Liguorianer, und anderwärts wieder unter einer andern Benennung auftreten, wie es eben die weltliche Anordnung, die die Jesuiten unter ihrem ersten Namen nirgends dulden will, so mit sich bringt. Man führt die allerschönsten und modernsten Worte im Munde, man nimmt sich der angeblich gefährdeten Freiheit des Gottesdienstes an, man spricht von dem Unwillen einer ganzen Bevölkerung; aber, es sind die schönen Worte eben nur Worte; nicht die Freiheit des Gottesdienstes, sondern nur die Willkühr einiger Intriguanten, ist ge-

fährdet, und die Bevölkerung, weit davon entfernt, erbittert zu seyn, weiß vielmehr wie in Tilff, die wahre Religion, die sie in ihrer Kirche und Geistlichen ehrt, von jenem Fanatismus zu unterscheiden, der auf offenem Markte Widerstand gegen die Obrigkeit predigt, und wo er dazu nicht die Macht hat, in die Familien eindringt und das häusliche Glück untergräbt. Der Courier Belge macht bemerklich, daß ein Bruder des Ministers de Theux Missionair in Missouri und ein Bruder des Herrn Dechamps, der sich durch seine Rechtfertigung der ministeriellen Maaßregeln bekannt gemacht, Missionsprediger in Belgien sey."

Wir glauben, es werde wohl jedem Billigen einleuchten, wie unschicklich es für die Redaktion eines offiziellen Blattes sey, in dieser gehässigen, allgemein wegwerfenden Weise von einem großen, von der Kirche anerkannten Orden zu reden, der in Italien, in Oesterreich, in der Schweiz, in England und in Nordamerika als gesetzlich anerkannt besteht, und der in seinem Schooße viele hundert unbescholtener Männer zählt. Es ist bekannt, wie Friedrich II. von Preußen über ihn geurtheilt, und welche Mühe er sich gegeben, seine Aufhebung zu hintertreiben; was würde er zu dieser Sprache seiner Staatszeitung gesagt haben? Mit welchem Recht kann daher die neue Redaktion einen gehäßigen Seitenblick auf die verwandten Erscheinungen in Deutschland werfen, hiermit ohne Zweifel die bayerischen Blätter bezeichnend? Ist nicht ihr ganzer Artikel ein eklatanter Beleg von jener Lehre, die sie den Jesuiten vorwirft, daß der Zweck die Mittel heilige.

Noch befremdlicher ist es, daß der Redakteur nicht zu wissen scheint, was jedes Kind weiß, nämlich daß die Redemptoristen und Liguorianer, von dem seligen Liguori gestiftet, nur ein und derselbe, von den Jesuiten ganz verschiedene und getrennte Orden sind. Hielt man es für passend, einen Professor der Theologie an die Spitze einer Staatszeitung zu setzen, die von den politischen Ereignissen der Welt 8 Millionen Protestanten und 5 Millionen Katholiken Rechen-

schaft geben soll, so durfte seine Regierung, die ihm dies Vertrauen schenkte, billig von ihm erwarten, daß er zum mindesten in kirchlichen Dingen sich besser von einem Orden unterrichte, ehe er ihn anfeinde, oder was soll man hiernach von seinen politischen Darstellungen halten? Der Vorwurf aber, daß sich die Jesuiten oder irgend ein anderer Orden unberufen und ungebührlich in weltliche, politische Händel und Verhältnisse einmischten, muß uns billig in dem Munde eines Theologen, der an der Spitze einer Staatszeitung steht, sehr wundern.

Wir sind weit entfernt, die Unschicklichkeiten einer neu beginnenden Redaktion ihrer Regierung vorzuwerfen, wir halten uns aber zu der Erwartung berechtigt, daß man diesem Scandal in Zukunft vorbeuge, und ein Blatt, an das die eigene Ehre so enge geknüpft ist, nicht länger Händen zur freien Disposition überlasse, die sich als eben so ungeschickt, wie unheilvoll bewiesen haben, und keiner Sache, auch nicht der besten, Ehre bringen können.

Es wäre im höchsten Grade zu beklagen, wenn man sich über die unseligen Folgen, die eine so unwürdige Taktik auf die Gemüther äussern muß, in Berlin nur einen Augenblick täuschen könnte. Die Protestanten, denen sowohl die belgischen als die katholischen Verhältnisse unbekannt sind, werden durch eine so einseitige falsche Darstellung nur noch mehr in ihrem Vorurtheile bestärkt werden, als sey die katholische Kirche ihrem Wesen nach mit dem Staate überhaupt unverträglich, erwecke allenthalben nur Streit und Zwietracht, und sinne auf nichts, als weltliche Herrschaft. Mit der steigenden Erbitterung wird sich bei ihnen die Ueberzeugung festsetzen, es gebe kein anderes Mittel als brutale Gewalt, wenn die Bekenner dieser staatsgefährlichen Kirche sich weigern sollten, die ihnen durch die Volkserziehung gebotene höhere Intelligenz einer Confession anzunehmen, die in ihrem weltlichen Oberhaupt auch den obersten Bischof in geistlichen Dingen ehrt. So werden sie zuletzt den Schluß ziehen, die Existenz Preu-

ßens bedinge den Untergang der katholischen Kirche und zugleich ihre Regierung auffodern, zu den äußersten Mitteln zu greifen und mit ganzer Entschiedenheit auf einer Bahn fortzuschreiten, die sich jetzt schon so bedenklich gezeigt hat.

Anderer Seits aber werden die Katholiken sich keineswegs über den wahren Sinn dieser Phrasen täuschen. Sie werden in der Mißhandlung der belgischen Katholiken ihre eigene Mißhandlung empfinden, ihre Besorgnisse werden sich nur vermehren, wenn eine solche Sprache die Sanction ihrer Regierung erhalten sollte und diese es gestattete, daß unter ihren Augen, in ihren offiziellen Organen, Lobredner von Straßenscandalen aufstünden, die, um der Leidenschaft des Augenblickes zu fröhnen, einen dauernden und unberechenbaren Schaden durch die steigende Erbitterung der Gemüther nothwendig anrichten müssen.

Und in der That, wenn man sieht, welche Mißhandlungen der Katholiken man Blättern gestattet, die zwar nicht in Preußen gedruckt, aber in Preußen gelesen werden; wenn es der Leipziger Allgemeinen Zeitung erlaubt ist, von Rheinisch-Westphälischen Verschwörern zu reden und also die Ehre preußischer Unterthanen ungestraft zu kränken; wenn das Frankfurter Journal in dem blinden Eifer gemeiner Servilität sich erlauben darf, von jesuitischen Umtrieben zu sprechen, in die sogar das Berliner politische Wochenblatt verwickelt sey; wenn es seine Schamlosigkeit so weit treiben darf, daß es sich bei so unsinnigen Lügen auf Papiere beruft, die den preußischen Gerichten anheimgefallen sind und über deren Inhalt nur diesen ein Urtheil zusteht; wenn endlich ein Vertheidiger des Kölner Ereignisses unter dem Schutze der sächsischen Censur es wagen darf, auf seine Schrift gegen das rechtmäßige Oberhaupt der katholischen Kirche folgendes alle Katholiken empörende Motto zu setzen: „Altersschwach zwischen den zerbrochenen Säulen ihres Coliseums sitzt die alte Kreuzspinne und spinnt noch immer das alte Gewebe. Aber es ist matt und morsch, es verfangen

sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse und nicht mehr die Steinadler des Nordens;" dann erscheint es uns von Seiten der Katholiken als ein Wunsch der bescheidensten Billigkeit, wenn sie erwarten, daß man sie zum mindesten in den Spalten der Staatszeitung ungeneckt und ungekränkt lasse. Will man aber einer so gerechten Beschwerde das Ohr verschließen oder dem Munde, der sie ausspricht, Schweigen auferlegen, dann möge man auch die Folgen einer so unheilvollen Politik hinnehmen und sich selbst die Schuld davon zuschreiben, wir haben es an der Warnung nicht fehlen lassen und können ruhig der Entwicklung der Ereignisse zusehen, darauf vertrauend, daß dem Rechte zuletzt sein Recht wird.

XIV.

Kurze Weltchronik.

Im Verlaufe des ersten Monats, seit diese Blätter bestehen, hat sich auf der Weltbühne gar Manches zugetragen; von dem Notiz zu nehmen, sie durch die in ihrer Ankündigung gemachte Zusage sich verpflichtet finden. Sie entledigen sich dieser Verpflichtigung, indem sie von dem Wichtigsten, was vorgefallen, die folgende, flüchtige Skizze sich entworfen, und die Entworfene im Anheben ihres zweiten Monates unter ihre Leser ausgehen lassen.

Um vom Fernsten zuerst anzuheben, so sehen wir Freund Jonathan jenseits des atlantischen Meeres in großer Desolation und Verlegenheit, ob der schlechten Geschäfte wegen, die er in Canada gemacht. Freund Jonathan, große Stücke auf seine Freiheit haltend, nimmt bekanntlich als Autocrat keine Gewaltthätigkeit gegen Andere sich übel; die Gesellschaftsin-

seln mit seinen Missionen, ganz Asien mit seinen Bibelgesellschaften besuchend, hilft er in Afrika die Menschenjagden mit betreiben, und schlägt zu Hause, nachdem er seinen unglückseligen Rothhäuten Land und Besitz um Brandwein abgekauft, todt, was beim Abschiednehmen von den Gräbern der Väter sich verspätet, ohne viel Federlesens. Auch in der Nachbarn Händel liebt er sich einzumischen: so hat er früher mit den Merikanern in Texas angebunden, und so auch jetzt mit den Engländern in Canada; und nachdem er, trotz des Protestes, den seine Obrigkeit eingelegt, durch Erbrechen der Arsenale sich wehrhaft gemacht, ist er über Land und See hinausgegangen, um an den Engländern seinen Muth zu kühlen. Die aber pflegen in solchen Fällen den Leuten nach dem Gesicht zu schießen; das hat nun seinen Reisigen schlecht gefallen, und sie haben nach kurzer Demonstration, einen Theil ihrer Armatur im Stiche lassend, in ihre Heimath sich zurückbegeben. Es war die zweite Dämpfung großen Uebermuths, der über die Alleghanigebirge hinüber wachsen wollte; die erste aber ist die überaus schwere und empfindliche Buße, die seinem democratischen Schwindel im jüngsten großen Bankbruche aufgelegt worden.

Der Stiefbruder dieses unsers selben nordamerikanischen Handelsfreundes, der im Süden des Welttheils haust, und dort auf Revolutionen sich verlegt, macht dem ergriffenen Berufe alle Ehre, und treibt sein Geschäft mit gesegnetem Erfolge und reichlichem Ertrage fort. Es ist wie fliegende Gicht oder irgend ein anderes krampfhaftes Nervenübel; es zuckt nun dort und zuckt dann wieder am anderen Orte, es krampfen nun die Zehen und darauf schlagen sich die Finger ein; wie Hitzblattern schlägt es an dieser und sofort an anderer Stelle aus: es macht übel nur zuzusehen. So wird uns eben zum hundertstenmale eine Revolution in Meriko angekündigt, in Bahia liegt eine Andere auf dem Stuhle; Chili und Peru suchen gegenseitig den Veitstanz sich beizubringen. Es kann nicht fehlen, man muß es durch stete Uebung und geschickte Vertheilung der Arbeit, wie in allem Fabrikgeschäft

zu solcher Meisterschaft in dem Gewerbe bringen, daß das Product zu einem Ausfuhrartikel wird, den diesseitige Liebhaber auf den Kauf schon nach jedem Dessein angefertigt finden, so daß keine andere Qual als die Wahl ihnen übrig bleibt.

Indessen Alteuropa hat auch seine Behelfe, und thut immer noch Einiges in dieser Rubrick des Preiscourantes, wenn gleich die Nachfrage lau geworden, seit die foreigns societies viel Geld in dem Geschäft verloren. Kehren wir nämlich zu Dampfe in die alte Welt zurück, und landen in Lissabon; dann wird uns auch dort gleich eine Revolution angemeldet, in Gefolge welcher das bewaffnete Arsenal entwaffnet worden. Zwar ist diese Revolution eine Gegenrevolution gewesen; das macht aber keinen großen Unterschied. Es heißt nämlich wie bei den alten Mysterien: der Stier hat den Drachen geboren und der Drache hat den Stier geboren; so hat auch jetzt die Gegenrevolution die Revolution verschlungen, die aber giebt sich nicht verloren, sondern arbeitet wacker im Schlingmagen fort, und hat sie nach Vipernart sich durchgefressen, dann ist die Reihe an die Fresserin gekommen Fraß zu werden und süsse Speise, und so fort und fort. Bei der Gelegenheit haben fünf erfinderische junge Leute ein neues Manöuver entdeckt, und es sogleich, wie die Zeitungen berichten, vor ihrem König produzirt. Es hat zwar bei diesem keinen Beifall gefunden, möchte auch nicht leicht auf unsere Exerzierplätze für feierliche Gelegenheiten zu verpflanzen seyn; kann aber doch wohl den deutschen Prinzen die Lust zu verleiden dienen, fernerhin Kronen auf die Bedingungen, um welche die Revolutionäre sie loszuschlagen sich willig finden, als Mindestnehmende zu erstehen.

Gleich jenen zwei Schränken in der Rheinpfalz, die aus einem Baume verfertigt, aber in weiter Ferne von einander, diesseits und jenseits des Rheines, aufgestellt, doch an demselben Tage mit einem großen Knalle bersteten; so sind auch Portugal und Spanien in einer gleichen natürlichen Sympathie verbunden miteinander, und das Erste hat also, indem

es seine Gegenrevolution gemacht, dem Anderen rechtliche Anwartschaft darauf eröffnet. Einstweilen sehen wir diese sympathetische Uebereinstimmung dadurch sich kund geben, daß die Ministerien und die Cortes beider Länder gleichzeitig zum Juden gelaufen, und die Spanischen 500 Millionen Realen, die portugiesischen aber 2400 Conto de Reis auf Conto aufzunehmen versuchen; zu Bedingungen, wie sie unter so verzweifelten Umständen Juden, christliche nämlich, zu geben pflegen. Es könnte indessen gar wohl geschehen, daß die Carlisten, die ein Schwarm um den andern aus den Ebrogegenden ins innere Land ausschwärmen, die Bänke der Wechsler umstießen, ehe das Geschäft zum Abschlusse gelangt.

In Frankreich sahen wir die Kammern mit einer ähnlichen Angelegenheit, nur entgegengesetzter Art, ernstlich beschäftigt: die Rentenconversion nämlich; eine Bekehrung, an der sich ihre Redner umsonst abmühen. Denn diese Renten bilden die Civilliste der Roma Frankreichs, der Stadt Paris, die erste Souverainin im Lande, die im zweiten Souverain einen Substituten sich gesetzt, und nun, wie sie leben läßt, auch selber leben will. In dem vorgelegten Entwurf findet sich auch wieder etwas von dem Stiere und dem Drachen; denn indem er die Zinsen um 16 Millionen mindert, mehrt er den Stock der Schuld um 552 Millionen Capital, und läßt uns der nahen Erfindung irgend eines speculativen Kopfes entgegensehen, der etwa die Schuld um anderthalb Milliarden zu mehren räth, und dadurch das Vaterland gänzlich von der Zinsenlast befreit. Dann wäre das Schuldenwesen aufs behendeste ganz und gar ins Gebiet der Fiction hinübergeschoben, und das nominale und das wirkliche Verhältniß zwischen den dortigen beiden Souverainitäten hätte zugleich seine Ziffer gefunden, und wäre durch die geschmeidigste Formel ausgedrückt. Uebrigens sieht Paris der Zeit entgegen, wo es mit Asphalt sich gepflastert findet, worin gleichfalls der symbolische Charakter der Gegenwart sehr bezeichnend sich verkündet, da bekanntlich auch der babylonische Thurm durch diesen Naturstoff seinen Halt erlangt.

Gehen wir von da aus über den Canal ins Inselreich, dann finden wir John Bull so zu sagen in Liebesaffairen begriffen, und die Art von Rührung, die das mit sich bringt, steht seinem derben, tüchtigen Matrosengesicht nicht übel. Seit mehreren Jahrhunderten ist es ihm nämlich nicht mehr so gut geworden, daß er eine jungfräuliche Königin auf dem Throne gesehen. Die Elisabeth war ihm, wenn auch nicht allzu exemplarisch, doch zu classisch; eine Figur von dem porzellanenen Musenberge, den später Ludwig XIV. in den Tuillerien erbaut, und dem er selbst als musenführender Apollo vorgestanden. Die regierende Viktoria ist ihm aber gerade recht, und so hat er alle seine Galanterie zusammengenommen, und rüstet sich ihre Krönung aufs feierlichste zu begehen. Haben früher schon die Georginen zu Tausenden seine Huldigung dargebracht; so wird jetzt die Königin der Blumenwelt, die Rose, deutlicher sein Herz aussprechen; Paire und Pairessen in Perlenkrönchen und langen undinischen Schleppen werden gratuliren; alles wird prächtig werden: denn darauf versteht sich John Bull noch von Alters her. Für uns Andere, die draußen sind, wirds eine angenehme Unterbrechung der hausbackenen Prosa werden, die uns von dort wie überall sonst verabreicht wird, und ein wenig Perdrix zu dem ewigen Roast Beef. Zu diesem rechnen wir auch Shiels jüngste Rede von dem marmorherzigen Don Carlos, wo auch das Wort benutzt zu seyn scheint, entweder um verkehrte Gedanken los zu werden, oder richtige zu verhüllen.

Wandern wir nun weiter zu der Nordlandsmänner alten Heimath, dann wird uns von den Klippen Norwegens hinüber berichtet, wie die von Süden aufsteigende Sonne auch dort ihren erwärmenden Einfluß geltend mache, und der seit Jahren erstarrte religiöse Geist sich wieder zu beleben beginne, während Dänemark mühsam mit seiner Finanznoth ringt; das schwedische Volk aber fortfährt, mit dem Brandwein, den sein aufgeklärter Gustav, eben wieder der leidigen Finanzen wegen, zuerst ihm credenzt und zugetrunken, sich im tiefinnersten Marke langsam zu vergiften.

Rußland a posteriori Jonathans nächster, aber sonst in manchem ihm fremder Nachbar, hilft dem Schah in Corasan gegen die Turanier kämpfen, um seine und der Engländer Aufmerksamkeit vom Caucasischen Kriege abzuziehen. Hat es zur Wasserpforte am Bosphorus im Vertrage von Adrianopel einen Schlüssel sich zu verschaffen gewußt; so will es jetzt auch den Andern zur eisernen Pforte, die Alexander gegen Gog und Magog und ihre Verbündeten gebaut, den ritterlichen Tschercassen und den andern Bergvölkern vollends abgewinnen. Aber ist die Mauer auch von zweien Seiten schon umgangen, es wird nicht so leicht gelingen; denn früh oder spät wird Einspruch geschehen.

Im Reiche des Halbmonds sehen wir den Stern Mehemed Ali's, der, wie es scheinen will, durch sein Zenith hindurchgegangen, gehalten durch denselben Einfluß, damit auch die Aufmerksamkeit der Pforte sich beschäftigt finde. Der Sultan schreitet in seinem Reformationswerke fort, und wie er das Collegialsystem in seine Verwaltung eingeführt, so hat er, da sein Sohn erkrankt, ihn der Pflege einer Nonne übergeben, die in Gemeinschaft mit den katholisch-armenischen Priestern für seine Genesung ihre Gebete zum Himmel sendet, und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Wahrlich, solchen Glauben finde ich nicht fürder mehr in Israel! könnten die Worte gewesen seyn, unter denen die Erhörung gewährt worden. Auch von Algier wird Analoges berichtet. Da Nachfrage nach barmherzigen Schwestern für die Krankenpflege geschehen, und die französische Behörde das Gesuch als unpassend abgewiesen; hat die mohamedanische auf den Grund der geprüften Vortrefflichkeit des Ordens, auf ihre Ueberkunft angetragen, und die Sache zuletzt noch durchgesetzt. In Griechenland noch immer die alte Noth, die schwere Finanznoth, da die Einnahme nirgend zu den Ausgaben langen will.

Von da nach Italien übergehend, und bei Ostia an der Tibermündung landend, finden wir den Kirchenfürsten vor wie nach in der ruhig festen, demüthig edeln, würdig sichern

Haltung. Dagegen wird uns erzählt, der Ministerresident sey abgerufen, mit einem doppelten Verweise, der Note von Ancona, und der Vorenthaltung der Zuschriften des Kölner Domkapitels wegen: beides freilich schwer begreifliche Thatsachen, die aber ihrerseits den Verweis um nichts begreiflicher machen. So scheint also der intendirte Streit zwischen dem Vaticane und dem Capitol vor der Zeit geendet; der Erste hat sein Hausrecht geltend gemacht, und der Deus Terminus, der im Andern breit sich wieder aufgestellt, hat zuletzt doch weichen müssen. Dafür soll der Erzbischof unter keiner Bedingung (menschlich geredet nämlich), zu seiner Diöcese wiederkehren. Im Süden der Halbinsel hat der König von Neapel die alte Trinacria besucht. Dort hatte im Verlaufe der Cholera die homerische Cyclopenwirthschaft sich wieder aufthun wollen; darum hat man die Insel, um sie geschlacht zu machen, mit dem Continent verbunden. Sie darf nun hoffen, daß ihr endlich Strassen gebahnt werden durch ihr Inneres, damit nicht abermal der Scandal wiederkehre, daß, während auf ihrem fruchtbaren Tafellande das Getreide auf dem Felde als werthlos stehen bleibt und verdirbt, in ihren Hafenstädten amerikanisches Korn zu Markte kömmt.

Ueber den Gotthard hinüber führt die Strasse in die entjochte Schweiz. Dort haben wir das erbauliche Schauspiel im Kloster Pfäffers gesehen, dessen Genossen ihrer Ordensregel entlaufen, und davon durch keinen Zuspruch, selbst des höchsten Kirchenvorstandes nicht, sich abhalten lassen: denn alte Häuser und zügellose Mönche, wenn sie einmal in Brand gerathen, sind nicht zu löschen. Der dortige Staat hat nach alter Sitte die Gelegenheit wahrgenommen, und nachdem er die zurückgelassenen Kostbarkeiten in seine Koffer eingepackt, sich damit aus dem Staube gemacht. Ohnfern davon, im Kanton Thurgau, gehen, wie die Staatszeitung rühmend uns berichtet, die Nonnen in die evangelische Predigt, damit sie zu einer gemischten Ehe mit jenen Mönchen die nöthige Appretur erhalten. Der Staat giebt sie alsdann zusammen, und nachdem er Fahnen- und Kunkel-

lehen für seine Bemühung eingezogen, und für die Anschaffung nothdürftigen Hausrathes Sorge getragen, läßt er sie laufen, wohin sie mögen. Nebenan ist indessen die gemeinsame Promenade der beiden Confessionen im Glariserlande nicht zu Stande gekommen: die Katholiken haben sich nicht in Parade aufführen lassen. Das verschlägt aber nichts; man lügt in die Welt hinaus, sie hätten's doch gethan; die ausbleiben, sind Rebellen, und dann ist's vollkommen so gut, als wäre es wirklich geschehen.

So sind wir, beim Schweizer vorbeipassirt, glücklich im werthgeschätzten Vaterlande angelangt. Wir finden es im Verlaufe der letzten Zeit von elementarischen Heimsuchungen hart bedrängt; alle seine Flüsse im Osten und im Westen, in Süd und Nord sind ausgetreten, und haben Schaden angerichtet. Das will bedeuten, daß auch die Geister ausgetreten, weil die Geduld in vielen übergelaufen. Wie indessen die Mildthätigkeit der Nation mit den Strömen, in großer, das von ihnen angerichtete Unheil lindernder Theilnahme, sich ergiessend, die zu jenen Elementarereignissen mitwirkende Macht versöhnt; so steht zu hoffen, daß auch bei jenem geistigen Uebertreten ein Sühnendes in den Gemüthern zurückgeblieben, an das sich die Abwendung des Schlimmsten knüpfen läßt.

Gehen wir aber weiter zur Betrachtung des Einzelnen hinüber, dann wird die österreichische Monarchie unsere Aufmerksamkeit zuerst in Anspruch nehmen. Dieser Monarchie aber ist eben ein groß Heil widerfahren; Mistreß Trollope hat in ihrem Buche: Wien und die Oesterreicher, ihrer Verlassenheit sich angenommen, und das Glück der Verwaisten ist nun gemacht. Jonathan Uebermeer hatte es früher bei der reisenden Mistreß verschüttet, und sie hat es seiner Ungeschliffenheit in einem andern Buche über Amerika entgelten lassen; seither legt Einer dort wieder die Füsse auf den Tisch, oder spuckt er ungebührliche Reden oder auch Anderes aus; dann wird ihm der Name der Engländerin nur zugerufen, und er wird sogleich geberdig, wie der junge Franzose,

wenn die Amme dem Ogre ruft. Die englische Frau aber ist nicht unverständig, mit einiger Aufmerksamkeit läßt ihre Gutmüthigkeit sich leicht gewinnen, man beschmutzt sich überdem nicht mit ihr: die Sache ließ sich also leisten, und ist zu gutem Erfolge ausgeschlagen. Fürder ist also Oesterreich nicht ferner mehr Finsterland und Dunkelheim, seine Regierung nicht fürder eine kalt Despotische, und das Volk ein Haufe dummer Gäuche: sondern wohlhabig und unterrichtet wie es in Wahrheit sich befindet; von einer wohlgesinnten, allen Vorschritt fördernden väterlichen Obergewalt zu allem Guten angeleitet, lebt es, wie sie sagt, in einem Geiste der Fröhlichkeit dahin, der von Musik und lichter Heiterkeit des Landeshimmels erzeugt, sich durch die Straßen seiner Städte ergießt, durch seine Dörfer tanzt, und die Gipfel seiner Berge umwebt und umgaukelt. Das ist Alles gut und schön, aber wenn nun nach einander die Touristen kommen, um dem Tanze zuzuschauen, und auch zu ihrer Verwunderung es so befinden, wie die reisende Mistreß gesagt; dann wird es böses Blut über den Bergen setzen, wo sie die Sache ganz anders und besser sich ausgedacht. Die Neger auf der Goldküste haben eine Sage: Im Anfange habe Gott drei weiße und drei schwarze Männer mit zugehörigen Frauen erschaffen, und sofort, auf daß sie ihm in der Folge keinen Vorwurf machten, die Wahl zwischen Gutem und Bösen ihnen selbst anheimgestellt, und darum eine Büchse oder Calebasse und ein versiegeltes Papier zwischen sie in die Mitte gelegt. Die Schwarzen, von Gier verblendet, griffen nach der Büchse und fanden in ihr nichts als etwas Goldsand und andere Allotrien, die ihnen zu nichts diensam waren; die Weißen aber öffneten das Papier, woraus sie Alles lernten und Weisheit und Verstand allein überkamen. Es muß, wie Figura zeigt, eine ähnliche Sage von den Söhnen Manno's dort unten im Schwange gehen: Istevo, der am Rheine wohnt, hat nichts als die Weinwurzel und einige Zappelichkeit davon getragen; Hermino in den Südbergen, die Bierhefe, Knödeln und etwas backen Hähndel; also hat Ingevo am Meere und im Flachland traurig mit der Allerweltsweisheit vor-

lieb nehmen müssen. Seither ist die Demarkazionslinie durch den Harz und die Riesengebirge hindurchgegangen; diesseits haben die Nächtlichen gewohnt, die, wie gleich Anfangs so auch vor drei Jahrhunderten, als die Aufklärung ausgetheilt wurde, zu spät gekommen; jenseits aber hat das mare serenitatis mit den anliegenden Küstenländern sich ausgebreitet, wo die Hellen und die Sellen sich aufgehalten. Es ist nicht möglich, daß das Alles in so kurzer Zeit sich umgekehrt, und die Entdeckung der Engländerin fordert daher nähere und reifliche Untersuchung. Einstweilen wird man wohlthun in Oesterreich, wie bisher um das Urtheil der Welt sich nicht sonderlich zu bekümmern, und statt, wie es die Liebhaberei so vieler Andern ist, ihren Eitelkeiten nachzulaufen, und darüber das eigene Hauswesen zu versäumen, vielmehr nach altgewohnter Weise im Stillen alle schadhaften Stellen zu corrigiren, und so gut es gehen will, allmählig auszubessern suchen. Eines jedoch wäre, besonders in den kirchlichen Angelegenheiten, ernstlich zu bedenken. Seit der Fluth hat das Leben des Menschen um ein bedeutendes abgenommen, und ist, wenn's hoch kömmt, achtzig und kaum mehr; während auf den eisengebahnten Wegen unterdessen außen Alles mit reißender Schnelle vorwärts eilt. Das muß nun zwar nicht zur Uebereilung wohl aber zur Eile rathen; damit nicht, um mit der Limpurger Chronik zu reden, die an der Pleisse und den andern Strömen singen: als das Brod gebacken war, lag das Kindlein auf der Bahr.

Blicken wir von da über die Berge des Nordens hinüber zu diesen Strömen, und schauen draußen im Reich uns um, dann sehen wir es wunderbunt dort durcheinander gehen. Der Landsturm gegen die streitende Kirche ist aufgeboten: Fähnlein auf Fähnlein kommen sie herangezogen, zu Roß und zu Fuß, mit Spießen und Stangen, mit Flinten und Kanonen und Morgensternen und allem reisigen Zeug, in Staubwolken eingehüllt, von wegen der großen Eile. Da ist Rolf Schimmelich wieder, der wohlgewachsene, junge, starke Kerl, von guter Familie; Si-

von Schatte, mit dem Halbgesicht, seiner Mutter Sohn; Peter Bullenkalb von der Wiese, der den Husten vom Glockenläuten in des Königs Geschäften gekriegt; der ehrliche Franz Schwächlich; der Frauenschneider Thomas Warze, und die andern alten Bekanntschaften: das Ungeziefer einer ruhigen Welt und eines langen Friedens, sterbliche Menschen, Futter für Pulver, wie Falstaff sagt. Katholische Ascetiker, in Feldpatern verkleidet, laufen auch mit im Haufen; eine Staatsdame mit Spitzenmanschetten markedentert ihrerseits gleichfalls dabei, und schleppt, was ihr gar nicht schön läßt, die drei Yards lange Coda am Mantel im Staub und Kothe der Landstrasse hinter sich daher. Der Aufzug scheint auf große Kriegsläufte hinzudeuten, und die an der Bergstrasse wohnen, mögen aufpassen, ob der Rodenburger nicht seinen Auszug hält, und mit einem rechten Toben durch die Mühle fährt. Das Aufgebot hat übrigens jüngst im Durchzuge bei einem Pfarrer am Niederrhein die Namenslisten von der Stärke seiner Gegner, und alle ihre Feldzugspläne entdeckt, und getröstet sich nun guten Muthes sicheren Erfolges. Doch sind die besagten Listen dem Vernehmen nach nur Abschriften derjenigen gewesen, die man früher bei der Verhaftung Proli's in Offenbach in der allergeheimsten Schatoulle vorgefunden; die sich aber seither, man weiß nicht wie, wieder verloren hatten. Beim Vergleichen beider Documente wird die Wahrheit sich ja leicht entdecken lassen. Inzwischen ist das Alles, wie die Kriege Jonathan's in Canada, nur ein Strauß, größtentheils auf eigene Hand, von den kriegseifrigen Feldobristen im Lande jenseits angefangen; die Regierung ihrerseits scheint zur Zeit noch friedlich gesinnt, und nimmt billig Anstand, mit dem Gesindel der Armada sich gemein zu machen. Kommen sie daher von ihrem Zug zurück, dann werden ihnen die Waffen abgenommen und an ihren alten Plätzen wieder aufgehangen, wie zuvor im Arsenal versperrt, und draußen leuchtet wieder die Friedenssonne.

Im übrigen Reiche ereignen sich die Dinge in altgewohnter Weise: hat der eine Weinberg abgeblüht, dann rührt sich der

Saft im Rebstocke des nächsten Nachbars; während der dritte am seinigen die stark schwellende Beere sich beschaut, und der vierte gar schon die Kelter zurecht gerichtet. Da der Regen im einen Lande, das Werk der Union der Confessionen, wieder auseinander zu regnen und zu spülen angefangen, denkt man im andern nun allen Ernstes daran, es mit großem Eifer und fröhlicher Erwartung vorzunehmen. Weiter abwärts an der Leine ist eine vor der Zeit grau gewordene Constitution verrufen, und eine neue sollte statt ihrer durch die Präge gehen; aber die Sprachen sind so durcheinander geworren, daß Niemand mehr sich recht auskennt, und fordert er Mörtel ihm Steine gereicht werden, und ein Scorpion, wenn er Brod verlangt. Denn alt und neu ist durcheinander gerathen; denkt der Geist auch altgewohnt, die Zunge schnattert gedankenlos, wie ihr jüngst der Schnabel zugewachsen; so wollen Münz und Wappen nimmer zueinander passen. Das Kloster Marienstern in Sachsen wird nicht aufgehoben; die Universität Heidelberg hat für das Sommersemester Aussicht zu einer bedeutend größeren Frequenz; im Großherzogthum Baden ist eine Eisenbahnbaudirection errichtet, während das Eisenbahncomité in Frankfurt seine Statuten dem Senat zur Genehmigung vorgelegt; in Würtemberg endlich hat die Ständeversammlung ihre Discussion über das neue Recht beendet.

So sind wir, nachdem die weite Fahrt glücklich sich vollbracht, zum Heimathlande zurückgekehrt. Von diesem nun wäre auch gar Manches zu loben, und die Schirmvogtei der katholischen Wahrheit, die der Herr des Landes übernommen, hoch zu rühmen; bei Anderem wohl auch mitunter Bedenklichkeit zu äußern. Aber das Eine würde der Bescheidenheit zuwider seyn, das Andere dem Instincte, der den Vogel lehrt, sein Nest sich rein zu halten. Darum enden wir denn die Umschau, die wir abgehalten, hier bei diesem Punkte, bereit ein anderesmal wieder zuzusehen, wie es bis dahin wieder anders sich gestaltet.

XV.

Sendschreiben an die Redaktion der historisch-politischen Blätter.

Sie haben mich eingeladen, an der Bearbeitung Ihrer Zeitschrift Theil zu nehmen, und ich weiß den ehrenvollen Zuruf zu schätzen. Ist es doch ein Zuruf in einem heiligen und gerechten Streite sich mit in die Reihe zu stellen, denn ein Streit ist ja doch wohl das, was Sie beginnen, ein Kampf für Wahrheit und Recht. Und so ist denn ihr Gegner auch schon deutlich genug bezeichnet; der Irrthum, die Lüge, das Unrecht ist es, gegen das Sie zu Felde ziehen. Wer sollte nun Kriegern, die sich zu einem solchen Kampfe gürten, nicht allen Segen und alles Heil wünschen, und auch ein Zutrauen fassen, sich ihnen anzuschließen?

Bevor man nun aber einen solchen Kampf beginnt, ist es einerseits eine Pflicht der Weisheit, die ganze Stärke des Gegners, — den vollen Umfang des Widerstandes, den man zu befahren hat, bei sich selbst zu ermessen und zu erwägen, andrerseits aber ist es eine Pflicht der Offenheit und Redlichkeit, über die Absicht dieses Krieges und die Bedingungen des Friedens, den man erkämpfen will, sich schon vorhinein auf das Bestimmteste auszusprechen.

Was das Erste betrifft, so werden Sie ohne Zweifel sich hierüber längst Bescheid gegeben haben, und auf das Aeußerste gefaßt seyn. Sie werden Gelegenheit bekommen, unter dem Schatten der Pfeile Ihrer Feinde zu fechten, aber auch Gelegenheit zu bewähren, daß die Wahrheit und das Recht zwar durch die Mehrzahl geleugnet — nicht aber gezwungen werden kann, sich selbst zu verleugnen.

Was aber das Zweite betrifft, so enthält zwar die An-

kündigung ihrer Blätter ein Manifest von dem, was Sie im Wesentlichen wollen und erstreben; aber Sie verargen mir nicht, wenn ich bekenne, daß mir das daselbst nur Angedeutete einer näheren, bestimmteren, ausführlicheren Erklärung zu bedürfen scheint. Und wenn ich nun einer solchen sollte vorgreifen dürfen, so würde das, was hierüber zu sagen wäre, etwa in dem Folgenden bestehen:

Für's Erste erscheint mir ein großer Theil des Publikums in dem Vorurtheile befangen, als sey es die ausschließliche Tendenz Ihrer Blätter, den Protestanten den Krieg zu machen, und im Vaterlande jenen Glaubensstreit wieder von vorne zu beginnen, auf welchen alle Deutschen nur mit Wehmuth und Trauer zurückschauen. Man vergißt, daß in dieser Beziehung Alles gesagt worden — Alles geschehen ist, was gesagt werden und geschehen konnte, und daß katholischer Seits kein Grund mehr vorliegt, angriffsweise zu Werke zu gehen. Jener Religionsfriede, der die Waffen der erschöpften Kämpfer zur Ruhe gebracht, wird vor Allen von Ihnen heilig gehalten werden, und von keinem Angriffe — nur von einer Vertheidigung gegen solche, die diesen Frieden sollten verletzen wollen, kann also die Rede seyn. Und so geht denn schon hieraus hervor, daß Ihr für den Glauben, das Recht und die wahre Freiheit begeisterter Muth, sich keineswegs ausschließlich gegen den Protestantismus zu erheben haben wird.

Das Reich Ihrer Gegner ist denn offenbar ein viel grösseres, es ist das Reich aller Gegner der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit. Die Geister aller dieser Gegner wollen Sie prüfen, und bei ihrem rechten Namen nennen, die falsche Staats-Weisheit, so wie die revolutionäre Doctrin wollen Sie auf dem Felde der Politik bekämpfen, und mit der Fackel der Geschichte einem selbstständigen Urtheile voranleuchten.

Da Sie den Irrthum überall, wo er sich zeigt, bekämpfen wollen, so wird es wohl Ihre erste Haupt-Aufgabe seyn, die Wurzel und die Quelle alles Irrthums überhaupt kräftigen Armes aufzudecken und in seiner vollen Blösse hin-

zustellen. — Und so ist denn der Geist der Verneinung der mächtige Widersacher, gegen welchen Sie eigentlich in den Streit ziehen. Dieser Fürst der Lüge ist es, der seit Anbeginn der Welt alles Denken, Wissen und Glauben zu verfälschen strebt, und so wie der Ursprung seiner Ausgeburt jene hochmüthige Verneinung der Allmacht Gottes gewesen — so ist er, in der Unmacht Etwas zu schaffen, in das ewige Verleugnen dieser Allmacht dahingegeben. Indem er aber in diesem trostlosen Beharren auf dem Leugnen nur Gott gegenüber steht, auf einer ewigen Flucht aus dem Reiche des Lichtes in das Reich der Finsterniß begriffen — nimmt er dem Menschen gegenüber, den er in diese Flucht mit hineinzuziehen strebt, die Rolle des Heuchlers an sich. Denn das ist ihm wohlbekannt, daß der Mensch durch den Fall in die erste Sünde, gleichsam in die Mitte zwischen jene beiden Reiche des Lichtes und der Finsterniß zu stehen gekommen, und der Macht seiner Verführung zugänglich geworden sey. Und so ist er in seiner satanischen Geschäftigkeit bemüht, die Willensfreiheit des Menschen durch die Künste seiner Täuschung zu bestricken. Denn wie sollte der Geist, der in dem Fluche seiner Unmacht durchaus nichts zu geben, sondern nur zu nehmen vermag, auf einem andern Wege, als dem des Heuchelns und der Täuschung dem Menschen, der ein Gegebenes noch besitzt, dieses zu rauben im Stande seyn. Er verhüllet also dem Menschen gegenüber sein Verneinen unter die Maske der Lüge; und auf diese ist denn auch sein ganzes Reich in dieser Welt gebaut. So ließ er schon auf die erste Verneinung, die er vor dem ersten Menschenpaare sprach: „Nequaquam moriemini“, die erste Lüge folgen: „Eritis sicut Dii“. So wußte er den Hochmuth und die Sinnlichkeit zu reizen, (denn die verbotene Frucht war wohlschmeckend und vergnüglich anzuschauen,) und so brachte er beide, den Geist und den Leib des Menschen, zum Falle.

Von dieser Lüge angefangen, hat er das Gewebe seiner Lügen fortgesponnen, und die Völker der Erde darin bestrickt;

die Geister gefangen in dem Netze des Hochmuths, und den Leib in die Lust der Sinne dahingezogen. Und damit er nach beiden seine Arme ausstrecken könne, hat er auf dem Punkte, wo sie zusammentreffen, seinen Platz genommen. Dort, wo der Spiegel aufgestellt ist in dem Innern des Menschen, in dem alle Dinge und der Mensch selbst sich ihm reflektiren, dort treibt jener Geist sein Gaukelspiel, um das Urtheil des Menschen zu bestechen. Dort sucht er das Licht, das aus dem Himmel hinein dämmert, zu verfinstern, und den Menschen über den Sinn aller Bilder, die sich ihm auf diesem Spiegel zeigen, zu belügen. Und da Gott die geschaffene Welt in das Gesetz ihres Seyns und Werdens dahingegeben, so verbirgt der Geist der Verneinung sich nun selbst hinter dieses Gesetz, um dem Menschen von hier aus den Gedanken einer ewigen Nothwendigkeit aller Dinge vorzulügen. So sind denn auch die Früchte dieser Lügen ohne Maaß und Ende, und die geschaffene Welt wäre in die Macht des Fürsten dieser Lüge dahingegeben, hätte nicht der, der sie zur Strafe für den Sündenfall in das Bereich des Verführers gestellt, sie mit dem erbarmenden Blicke der Liebe wieder an den Himmel festgehalten, und das Wort der Verheißung als Pfand ihrer Erlösung über sie ausgesprochen. Mit dieser Liebe — mit diesem Worte ist eine zweite Welt in das Herz des Menschen gegeben, und zu dem verführerischen Wissen der rettende Glaube hinzugetreten. Frei von jedem Gesetze des Seyns und Werdens ist ein reiner Ausfluß der göttlichen Gnade, jedem dargeboten, der sie empfangen will — und also nur in dem Willen des Menschen ist der Glaube dem Geiste der Verneinung bekämpfbar.

Zu diesem Punkte — zu der Bestimmbarkeit des Willens, wollte ich mich erheben, um mir das Feld, das Sie kampfrüstig beschreiten, die Stellung Ihres Feindes, Ihre und seine Waffen im ganzen Umfange bemessen zu können. Denn nicht nur für den Glauben, sondern auch für das Wissen ist der Wille des Menschen entscheidend, weil es nur durch

den Glauben wieder zu seiner rechten und wahren Bedeutung gelangt. Und so wie aus der Bestimmbarkeit des Willens durch die Lüge alle Verirrung des Wissens und aller Abfall von dem Glauben abzuleiten ist — so wird auch in dieser Bestimmbarkeit des Willens der Weg zum rechten Wissen und die Rückkehr zu dem wahren Glauben offen bleiben.

Einzuwirken auf die Bestimmbarkeit des Willens Ihrer Leser, ist denn auch Ihr Zweck, — auch Ihre Aufgabe ist es, den Weg bahnen zu helfen zum rechten Wissen und zum wahren Glauben, und zur Einigung und Harmonie dieser beiden.

Der Wille des Menschen wird nun aber bestimmt durch eine äußere und eine innere Stimme; diese innere Stimme ist das Gewissen, welches ein ewiger Wiederhall der Worte, die Gott selbst zu dem ersten Menschenpaare gesprochen hat, und zugleich die Empfänglichkeit der Seele ist, das Wort der Wahrheit auch in seinem gefallenen Zustande noch ferner zu vernehmen. Diese Empfänglichkeit ist es nun auch, welche durch die Gnade Gottes wieder fruchtbar gemacht werden kann, um Früchte des Lebens zu bringen, indem die Seele selbst durch das Geheimniß der Taufe theilhaftig wird des Gnadenschatzes der Erlösung. Und das sind die Wege, auf welchen dem äußeren Worte, ausgesprochen durch die Propheten, Gottes Sohn selbst, und die Priester der Kirche, — der Eingang bereitet ist in das Herz des Menschen. So wie aber dem Menschen durch die göttliche Liebe und Erbarmung die Bestimmbarkeit zum Guten vorbehalten, so ist er auch durch die göttliche Gerechtigkeit, zur Strafe seines Abfalls, der Bestimmbarkeit zum Bösen blos gestellt, so daß die Freiheit seines Willens mitten zwischen diesen beiden schwebt. Und wenn also der Stimme des Wortes der Wahrheit der Weg bereitet ist zu seinem Herzen, so ist dieses Herz auch zugänglich dem Worte der Lüge. Daher wird denn auch von dem Fürsten der Lüge die ganze Macht seiner Täuschung aufgeboten, um auf die Bestimmbarkeit des menschlichen Willens zu Gunsten seiner Zwecke zu wirken.

So wie nun dieser Kampf der Willensfreiheit des Menschen mit zwei Gewalten, die von seiner Seele Besitz nehmen wollen, den Inhalt der Lebens-Geschichte jedes Einzelnen bildet, so bildet er auch in der Summe aller Einzelnen den Inhalt der Geschichte der Menschheit, welche in ihrer Wesenheit nur ist die Erfüllung des Fluches sowohl als des Segens der göttlichen Verheißung. So sollte denn die Geschichte selbst, weil sie die Erfüllung des göttlichen Wortes ist, auf das Wichtigste einwirken, auf die Bestimmbarkeit des menschlichen Willens. Und daher ist denn auch dies der Boden der Geschichte, das Gebiet, auf welchem Sie vorzugsweise werden Ihren Feldzug zu beginnen haben.

Zwar sollte man meinen, die Geschichte spreche am deutlichsten und lebendigsten für sich selbst. Und sie würde das auch, wenn die Stimme ihrer Wahrheit unverfälscht und unverändert zu dem Bewußtseyn des Einzelnen gelangen könnte. Es ist aber jener Geist der Verirrungen ewig bemüht, die Stimme ihrer Wahrheit durch die Stimme seiner Lüge zu übertäuben. Und so berückt er denn den Menschen, sich zum Richter über die Geschichte zu erheben, anstatt daß er gläubig und demüthig das Gericht Gottes und die Erfüllung seines unerforschlichen Willens in derselben zu erkennen hätte. Dieser hoffärthigen und verfälschenden Deutung des Geschehenen — welche denn wieder Nichts in ihrem Hintergrunde hat, als ein trostloses Durchschauenlassen einer ewigen Nothwendigkeit aller Dinge — werden Sie einen Krieg machen auf Leben und Tod, und tapfer bemüht seyn, ihr jene Larve der Lüge von dem Gesichte zu reißen, mit welcher sie die Menschheit zu bethören so geschäftig ist. Dann — wenn der Altar des Götzen der Lüge und Verneinung gestürzt ist, wird sich ergeben, was als die Wahrheit besteht, und diese Wahrheit wird siegend hinwirken auf die Bestimmbarkeit des Willens.

Ich verberge mir nicht den Umfang und die Schwierigkeit des Kampfes, den Sie hier zu bestehen haben; denn nicht blos der eigentliche Text der Geschichte ist wieder herzustellen,

sondern auch gegen Alles, was sich an dieselbe angebaut hat, um seinen wahren Sinn zu verhüllen, ist die Schärfe des Schwertes der Wahrheit zu kehren. Sie werden denn auch Ihren Krieg auf das Gebiet der Werke der Einbildungskraft zu erstrecken haben, um mit der Fackel des Lichtes von Oben das von wahrhaft heiliger Begeisterung Durchglühte, von den Geburten einer blos sinnlichen oder gar dämonischen Begeisterung zu trennen und zu sondern.

Sie haben der Fahne, unter welcher Sie in das Feld ziehen, in der Ankündigung ihrer Blätter die Aufschrift gegeben: „Für den Glauben, die Freiheit und das Recht“. Ich glaube nun nicht zu irren, wenn ich den rechten und ganzen Sinn, den Sie in diese Worte legen, mir in dem Folgenden näher bestimme:

Was den Glauben, zu dessen Fahne Sie geschworen, betrifft, so sind Sie wohl ohnehin der Furcht eines Mißverständnisses enthoben. Ja, ein bestimmter Theil des Publikums weiß es besonders gut, daß es der katholische Glaube ist, von dem es sich handelt, und wird also schon vorhinein darauf verzichten müssen, Ihnen in Beziehung auf den Inhalt dieses Glaubens das Wasser zu trüben. Denn, obwohl dieser Glaube schon sehr alt geworden, so ist er sich doch immer so gleich geblieben, daß er den Völkern aller Zeiten immer in demselben Maaße verständlich war. Es hilft ja aber auch immer Einer von da Oben mit, der seine eigenen Worte am besten zu erklären weiß. Gleichwohl — es ist betrübend, es sagen zu müssen — werden Sie auch auf diesem Theile des Feldes zwei große Feinde, die Trägheit und den Hochmuth zu bekämpfen haben. Ich verstehe hier unter den Trägen diejenigen, welche es sich anmaaßen, über Angelegenheiten unserer Kirche mitzusprechen, ja zu entscheiden, ohne sich die Mühe zu geben, vorerst klare und bestimmte Kenntnisse von der eigentlichen Beschaffenheit dieser Kirche zu erlangen. Hiedurch wird denn jedes redliche Besprechen über die wichtigsten Dinge schon vorhinein unmöglich, und der maaßlose Irrthum,

mit dem man es zu thun bekömmt, vereitelt alle nähere Verständniß. Unter den Hochmüthigen verstehe ich aber hier diejenigen, welche in dem argen Wahne begriffen sind, als reichten sie mit ihrem Weisheitslichtlein noch weit über die Kirche hinauf. Diese lassen Ihnen, und sie geben sich hiebei den Anstrich einer gewissen Billigkeit — sogar das katholische Christenthum der Form nach gelten, aber nur in der frechen Voraussetzung, daß die Elite der Menschheit denn doch zuletzt über gewisse Hauptsachen, wenigstens stillschweigend unter sich einig sey. Die Unglücklichen — sie ahnen die Täuschung nicht, in die sie dahingegeben sind — ahnen nicht, daß der Gott, den sie auf ihren Altar stellen, ihr eigenes Gedankenwerk — ein Götze ist, den sie sich selber bilden, und daß der Platz, auf den sie diesen Altar stellen, noch diesseits des Grabes liegt.

Doch sind nicht Alle, die diesem Wahne fröhnen, von gleicher Vermessenheit und Schuld; und so paßt denn auch der Name „die Aufgeklärten", mit dem man sie bezeichnen möchte, nicht auf Alle in dem gleichen Sinne. Nicht Alle aus ihnen sind ernstlich in der Mühe begriffen, sich ihren Gott zu construiren — und bei weitem die Meisten beschränken sich darauf, jene Gewandtheit zu erwerben, die den Schein giebt, daß man denn auch zu den Eingeweihten gehöre, die den eigentlichen Weg zur Weltweisheit betreten haben.

Von dieser letztern Mehrzahl der Aufgeklärten werden Sie wahrscheinlich wenig Notiz zu nehmen nöthig finden, aber mit desto größerem Ernste die ganze Schärfe Ihrer Waffen gegen die verderblichen Lehren der Priester des bezeichneten Götzendienstes zu kehren haben. Ich begreife die Unzahl aller dieser Irrlehren unter dem Rationalismus, diesem großen Götzen aller Jahrhunderte, dessen Altar in dem Tempel der Hoffarth aufgerichtet ist. In Beziehung auf diesen mächtigen Feind des Christenthums wird Ihr Streit wohl auch nothwendig ein offensiver werden müssen; denn, da der

ationalismus das ganze Gebiet des Wissens usurpirt hat,
ist es ein heiliger Krieg, ihn wieder aus diesem Reiche zu
drängen. Es ist keine Provinz in dem ganzen Umfange
r geistigen Thätigkeit des Menschen, in die nicht diese Ver-
nft- und Naturvergötterung hineingedrungen wäre, welche
n Namen der Weltweisheit erborgt hat, und selbst den Na-
m Gottes mißbraucht, um das hohle Gedankenwerk eines
eyns, das sich selbst erzeugen will, zu bemänteln. Mit die-
r falschen Weltweisheit muß ein Kampf auf Leben und Tod
ginnen und das siegende Zeichen des Kreuzes auf die Rui-
n ihrer Altäre gepflanzt werden. Der kalte Geist der Ver-
nunng muß ausgetrieben werden, damit an der heiligen
lamme des Glaubens auch das Wissen wieder erwarme.

Ich mache Sie in dieser Beziehung schon vorhinein auf-
erksam auf jene Kriegslist ihrer Gegner, welche darin be-
ht, daß sie sich ablehnend verhalten gegen alle Glaubens-
tzen, um dann so unbeschränkter auf dem Gebiete des Wis-
ns zu herrschen, denn es liegt in diesem Ablehnen durchaus
r eine versteckte Empörung des Geistes der Hoffarth, der
h da nimmermehr beugen will unter das Joch des Gehor-
ms und der Demuth. Die Unglücklichen, sie erwägen nicht,
ß Gottes Sohn selbst sich dem Opfer des Gehorsams und
r Demuth unterwarf, um uns den Weg zum Himmel zu
hnen, und sie wollen den Himmel erstürmen mit dem Licht-
n ihrer Vernunft! Und so ist denn auch ihre Sache auf
mer von der des Christenthums geschieden. Seit der Mensch
gefallen von seinem Schöpfer, ist der Durst seines Geistes
ch Freiheit eben so groß, als der Durst seiner Sinne nach
ist, und daher diese Empörung gegen das Gebot der Liebe,
lches das Opfer dieser Lust und Freiheit verlangt.

Ich bin hier, wie von selbst, auf das Gebiet der Frei-
it geführt worden, über welche ich mich näher zu erklären
be, da ja auch wir für sie ins Feld ziehen wollen.

So vieldeutig nun aber auch der Sinn dieses Wortes Frei-
it ist, so kann wohl für Sie über die rechte und wahre Be-

deutung desselben kein Zweifel obwalten. Denn von dem katholischen Standpunkte aus betrachtet, besteht ja die wahre Freiheit einzig und allein nur in der Befreiung von jeder Macht, die uns hindert, das Gute zu vollbringen und das Böse zu vermeiden. Hiebei habe ich von Ihnen Selbst gewiß am allerwenigsten den Einwurf zu erwarten, daß diese Definition der Freiheit als eine blos ethische — der Aufgabe, welcher Sie sich zuwenden, zu entfernt liege. Denn offenbar kann auch die wahre politische Freiheit keinen andern Sinn und Zweck haben, als den eben ausgesprochenen. Ja jede politische Gesetzgebung wird sich immer wenigstens den Namen und Anschein geben, daß sie diesen Zweck verfolge, mag sie auch über den Begriff von dem Bösen und Guten noch so sehr in dem größten Irrthum befangen seyn. Sie wird sich sogar jederzeit als Schutzmacht gegen das Böse, und für das Gute constituiren, und kann leider gerade dadurch in die Gefahr kommen, durch eine vorgebliche die wahre politische Freiheit wieder gänzlich zu unterdrücken.

Wenn die politische Freiheit mit der ethischen Freiheit übereinstimmen soll — so muß sie auch die Glaubensfreiheit in sich aufnehmen, weil eine Moral, welche mit der Religion in Widerspruch stünde, ein Unding ist. Es wird aber die politische Freiheit nicht blos die Freiheit gewähren müssen, sich zu einem Glauben zu bekennen, sondern auch nach diesem Glauben zu handeln. Und hiedurch erhält der Begriff der politischen Freiheit, die Sie zu verfechten haben, erst seine vollständige Bedeutung; ja Sie werden nun durch denselben zugleich in das allgemeine Gebiet des Rechtes hineingeführt, für das Sie ja auch ihre Waffen erheben wollen.

So wie die ethische Freiheit unmittelbar hervorgeht und geboren wird aus der freiwilligen Unterwerfung des menschlichen Willens unter Gottes Gebot, durch welche allein nur die Meidung des Bösen und Vollbringung des Guten möglich ist, — so kann auch alle politische Freiheit allein nur auf der Unterwerfung des Willens unter das Gesetz beruhen. Und

der Unterwerfung unter das Gesetz geht aber nothwendig für den, der sich unterwirft, das Recht hervor, nach diesem Gesetz zu leben und zu handeln, so daß alles Recht nichts anderes ist, als eine Erfüllung des Gesetzes. Und da die Glaubensfreiheit ein wesentlicher Bestandtheil, ja die Grundbedingung ist aller wahren politischen Freiheit, so ist hierin dem Gebiete des Rechtes seine wahre Gränze und Bestimmung schon gegeben. Denn die Unterwerfung des Willens unter das Gesetz, und hieraus also auch das Recht nach diesem Gesetze zu handeln, beschränkt sich hieraus von selbst schon auf die weltlichen Dinge, da der Gehorsam in göttlichen Dingen eben mit der Glaubensfreiheit identisch ist, welche die Vorbedingung aller wahren Freiheit überhaupt ist.

Dieser Begriff von der Gränze des Gehorsames gegen das weltliche Gesetz steht so fest, daß wohl kein Irrlehrer so frech seyn wird, ihn geradezu zu verneinen; so wie denn auch alle Streitfragen, welche gegen denselben erhoben worden, blos auf die Bestimmung der Gränze zwischen göttlichen und weltlichen Dingen, oder, was dasselbe ist, zwischen Kirche und Staat sich zu beschränken pflegen. Und da nun in Beziehung auf diese Frage die Kirche einen Richter auf Erden nimmermehr erkennen kann — so wird ihre Entscheidung auf dem Wege des Gesetzes wohl immer sich der Wahrheit nur in dem Maaße nähern, in welchem Gott die Herzen der Menschen in dieser Beziehung erleuchtet. Die Anerkennung dieses Verhältnisses ist denn auch in allen Gesetzgebungen, welchen es um politische Freiheit zu thun ist, dadurch ausgesprochen, daß sie die Zusicherung der Gewissensfreiheit an die Spitze ihrer Bestimmungen zu stellen pflegen.

So werden Sie denn wohl auch bei dem Rechte, dem Sie in Ihren Blättern das Wort zu führen entschlossen sind, stets von diesem Vorbehalte der Gewissensfreiheit ausgehen dürfen, wodurch dann von selbst das Gebiet dieses Rechtes als eines solchen, das sich auf weltliche Dinge beschränkt, bestimmter bezeichnet ist. Innen dieser Gränze werden Sie sich dann

um so sicherer bewegen, und überall für den Gehorsam gegen das Gesetz, der nun nicht mehr mit dem Gehorsam gegen das Gewissen in Widerspruch steht, die Waffen erheben können.

Ueber Ihre Stellung zu den christlichen Confessionen haben Sie sich bereits selbst so ruhig und bestimmt ausgesprochen, daß es mir nicht mehr ziemt, Weiteres hinzuzufügen. Nicht Sie, sondern Ihre Gegner sind es, die den Schlüssel zu einem Verständnisse ins Meer geworfen haben. Möge Ihnen Gott Licht geben ihn wieder aufzufinden! Die Abgeschlossenheit, in der Sie sich hinstellen, die feste Erklärung, daß auch kein Jota Ihres Textes mehr veränderlich sey, ist auch der sicherste Bürge vor aller Welt, daß Sie eine Sache vertheidigen, die außer dem Bereiche menschlicher Willkühr liegt — und also eine wahrhaft heilige und ewige ist. Uud so ist also auch der Muth, den sie durchblitzen lassen, für die Vertheidigung dieses Heiligthums mit fester Zuversicht die Waffen zu erheben, kein Trotz, sondern die Frucht einer heiligen Begeisterung — das Bekenntniß einer unüberwindlichen Treue für den Glauben der Väter, und für den Schwur, den Sie beim Eingange in dieses Leben in die Hände des ewigen Gottes geschworen haben.

XVI.

Zeitläufte.

Gäbe es im heutigen Protestantismus keine andere Ingredienzien, als jene, die wir in einem unter eben dieser Ueberschrift in dem vorigen Hefte dieser Blätter mitgetheilten Artikel einer Beleuchtung unterwarfen, und stünde jener trüben, gährenden Mischung von Socinianismus, Naturalismus, Pantheismus und absoluter Erstorbenheit alles Gottesglaubens auf der andern Seite bloß die allgemeine christliche Kirche scharf gesondert gegenüber, — so wäre der Streit, in so weit dieß überhaupt auf Erden möglich ist, geschlichtet, und jene Scheidung der Elemente bereits eingetreten, auf welche die Zeit mit aller Macht hinarbeitet. Allein wir würden die Wahrheit verletzen, wenn wir leugnen wollten, daß neben jener oben bezeichneten, großen, überwiegenden Majorität, eine kleine, der Zahl nach unbedeutende, aber an Talent und Eifer ausgezeichnete Minderzahl von Protestanten, den Entschluß gefaßt hat, jene Stücke der christlichen Tradition, die ihre Väter mit sich nahmen, als sie vor drei Jahrhunderten aus der Kirche schieden, festzuhalten, und mit diesen Trümmern auf einem andern Fundamente, als dem Felsen, den Gott gegründet hat, ein Christenthum außerhalb der Kirche bilden zu wollen, welche die Verheißung des heil. Geistes besitzt. — Müssen wir uns von jener Fäulniß des in den Büchern lärmenden Haufens mit moralischem Ekel abwenden, so gebührt den christlichen Tendenzen und Velleitäten, die wir auch unter unsern getrennten Brüdern bemerken, unsere gespannteste Aufmerksamkeit, und in sofern wir sehen, daß große, geistige Kräfte ihr wahres Ziel verfehlen, daß edle Geister in die Irre gehen, unser tiefstes, herzlichstes Mitleid. — Gegen diese, zum Positiven strebende

Fraction des Protestantismus ist große Liebe, Geduld und Billigkeit um so größere Pflicht, als sie von ihren eigenen Confessionsgenossen bei jeder Gelegenheit mit einer Fluth von höhnischen Schmähreden überschüttet wird. — Nur da, wo auch auf diesem Gebiete Falschheit, Augendienerei und servile Gesinnung sich laut machen, ist es Pflicht, diesen unsaubern Geistern mit Ernst und Festigkeit die heuchlerische Maske abzuziehen.

Die Kölner Angelegenheit ist, wie für viele unserer Zeitgenossen, so auch für die christlichen Nuancen im Protestantismus eine große Prüfung gewesen. — Es ist in dem vorigen Hefte gezeigt worden, welche Parthei sofort die neue Richtung der preußischen Staatsverwaltung mit Jubel begrüßt, und die Maaßregeln der Regierung mit großem Eifer unterstützt hat. — Auf welche Seite wird sich die Berliner „evangelische“ Kirchenzeitung stellen? Dieß mußte bei Jedem, der den Zeitereignissen mit Aufmerksamkeit folgte, eine der ersten Fragen seyn, als die Kunde der gewaltsamen Wegführung des Erzbischofs von Köln erscholl. — Die Billigkeit erfordert, daß wir alle Schwierigkeiten der Lage jenes Blattes in Anschlag bringen. — Einer scharfen und überaus wachsamen Censur unterworfen, konnte dasselbe unmöglich den Anforderungen genügen, die wir z. B. an eine, in England erscheinende, völlig freistehende Zeitschrift machen würden, deren Redactoren nur Gott und ihrem Gewissen verantwortlich sind. — Auch das Schweigen war auf die Dauer weder möglich noch gerathen; so mußte also eine Erklärung erfolgen, und hiermit lag die Nothwendigkeit einer Entscheidung zwischen dem Für und Wider, zwischen der negativen und positiven Richtung nahe. — Auf der einen Seite stand die geschlagene, verhöhnte Kirche, auf der andern Diejenigen, die das Reich der Intelligenz, die Aufklärung, die fortschreitende Reinigung des Christenthums preisen, und gewiß nicht im Geiste und Interesse der preußischen Regierung mit dürren Worten auf die Maaßregeln der heidnischen Imperatoren

zur Erreichung ihrer nichts weniger als milden und versöhnlichen Zwecke wiesen. — War der „evangelischen“ Kirchenzeitung die volle katholische Wahrheit von jeher gründlich verhaßt, so hatte sie doch auch auf der andern Seite ihren Abscheu gegen die jetzigen Gegner derselben, gegen Gutzkow, den Kirchenrath Paulus oder den absoluten, neuerdings noch von Rothe so sinnig construirten Hegel'schen Staat, in dem die Kirche aufgehen soll, ja gegen die gesammte destructive Tendenz des Protestantismus, und somit freilich gegen das, was der heutige Sprachgebrauch schlechthin Protestantismus nennt, in Ausdrücken und Formen an den Tag gelegt, welche die Aufrichtigkeit dieser Gesinnung nicht in Zweifel zu ziehen gestatteten. — Zwischen diese beiden entgegengesetzten Strömungen nun gerieth, nach einer unerforschlichen Fügung der Vorsehung, die in dieser Zeit alles Halbe und Zweideutige zur Entscheidung zwingen zu wollen scheint, die „evangelische“ Kirchenzeitung. — Von beiden Seiten abgestoßen und doch wieder angezogen, mußte sie demselben Gesetze unterliegen, welches sich in ähnlichen Fällen auch in der physischen Natur geltend macht; die stärkere Repulsionskraft siegte, und die „evangelische“ Kirchenzeitung gerieth in eine höchst bedenkliche Hinneigung zur verneinenden Tendenz. Weil sie dieser aber wiederum nicht aus freiem und frischem Zuge des Herzens folgte, sondern eben nur gezwungen, mit widerwilliger Gebehrde, und bloß einem höhern Naturgesetze gehorchend, so war das letzte und eigentliche Ergebniß dieser von Gott verhängten Prüfung eine ähnliche Stellung wie die, in welcher die Schaar jener „jämmerlichen Seelen“ schwebt, von denen Dante singt, daß sie Gott und seinen Feinden mißbehagen. — Wie schnöde sie über den Erzbischof von Köln, ihren eigenen so oft ausgesprochenen Grundsätzen zuwider, urtheilt, wie sie ihm sein Verfahren gegen die Bonner Professoren, zu dem sie doch selbst in einem Aufsatze, der die hermesianische Parthei mit den schwärzesten Farben schilderte, zwar indirect aber dennoch sehr unzweideutig aufgefordert hatte, zum Verbrechen

macht, wie sie jetzt die Regierung zur Gewalt gegen die katholische Kirche provozirt, wie sie, wider eigenes besseres Wissen, den gefangenen Prälaten der Hinneigung zu den Grundsätzen der Revolution beschuldigt, die er aus tiefer Seele verabscheut, dieß Alles ist bereits in einem frühern Aufsatze erwähnt — und es darf daher über die Stellung, welche die „evangelische“ Kirchenzeitung in diesem Falle zur Sache der Kirche, des Rechts und der Wahrheit genommen hat, weiter kein Wort verloren werden. — Aber durch dieses Alles hat sie den Dank ihrer bisherigen Feinde doch nicht verdient. Sie hält „das Ereigniß der Wegführung des Erzbischofs von Köln zwar für unvermeidlich, aber dennoch für beklagenswerth; denn es verwirrt die Gewissen und wird gewiß von der gottlosen, revolutionären Parthei benutzt werden, um den Saamen des Mißtrauens und des Aufruhrs auszusäen; es erregt Haß zwischen Protestanten und Katholiken und ruft von Neuem einen scharfen Gegensatz hervor, den wir lieber durch den gemeinschaftlichen Kampf gegen den Unglauben und gegen die kräftigen Irrthümer unserer Zeit vermittelt gesehen hätten“. — Mit einer so matten, halben, lauen Vertheidigung, die fast wie eine furchtsame Anklage lautet, ist denen, die auf der andern Seite stehen, und wohl wissen, warum es sich bei so hohem Spiele handelt, nicht gedient, und die Berliner Kirchenzeitung hat von denen, die das Wort in der Kölner Angelegenheit führen, harte Reden stillschweigend hinnehmen müssen. — Sie selbst wird eines zwar unreifen und inconsequenten, aber dennoch hochgefährlichen Kryptokatholizismus verdächtigt; von guter Hand ist ihr bereits im Hamburger Correspondenten bedeutet worden: daß ihr verfängliches Kopfschütteln mißfällig bemerkt sey, daß den neuerdings adoptirten Tendenzen jenes Festhalten an Symbolen und Glaubensätzen, die im Jahre 1530 wahr seyn mochten, aber heute nicht mehr angemessen erscheinen, nicht entspreche, daß ihre immer noch zweideutige Haltung die gewünschte Energie in dem dermali-

gen Kampfe gegen die katholische Kirche vermissen lasse. — Noch herber wird sie und ihre Parthei von den Wortführern der jetzt zur Herrschaft emporklimmenden, kirchlich und politisch liberalen Parthei angelassen. — „Das Institut der Hengstenbergischen Kirchenzeitung", sagt der fränkische Merkur vom 24. Januar, „kann sich in seiner bisherigen Gestalt und Tendenz wohl schwerlich rühmen, Lorbeerkränze auf dem Felde der Intelligenz geholt zu haben. Bessergesinnte entsetzten sich schon lange vor der Heftigkeit, der Verketzerungssucht, vor den Richtersprüchen und Bannflüchen des protestantisch-zelotischen Blattes. Wurde es je darin von einem katholischen Blatte überboten? Man hat in jüngster Zeit vielfach von einer protestantischen Propaganda gesprochen. Wenn zu diesem Verdachte ein öffentliches Organ wohlgegründete Veranlassung gab, so war es die Hengstenbergische Kirchenzeitung. Einige Blätter sprechen von der Wirksamkeit des Herrn Geheimenraths von Bunsen in den kirchlichen Angelegenheiten Preußens. Eben so Theolog wie Diplomat, habe er auch an jenem Blatte thätigsten Antheil genommen. Man will sogar wissen, daß er auf seinen Reisen von Berlin nach Rom, und von Rom nach Berlin, mit den exaltirten Pietisten in N. und den Brüdern in Herrnhut manchen Verkehr gehabt, — habe da und dort pietistische Klubs organisirt u. s. w. Mancherlei spricht man auch von seinen liturgischen Formularen und Ordonnanzen, Liedersammlungen u. s. w., welche viel dazu beigetragen, nicht nur den Agendestreit in Preußen zu entzünden, sondern auch das Feuer kirchlicher Fehden, die seit fünfzehn Jahren das ganze protestantische Deutschland beunruhigten, sorglich immer mit neuem Materiale zu schüren. Wir lassen dieß Alles dahingestellt; aber will nun das preußische Gouvernement aus gegenwärtiger Lage der Dinge, die wohl theilweise aus protestantischem Propagandismus resultiren mag, eine Lehre ziehen, so wäre es die, daß man innerhalb eines wohlgeordneten Staatsorganismus jeden Ultraismus, zeige er sich in politischer oder

gegen die Aufgeklärten, die von plumpen Scheltwörten und überhaupt von wahren Ausbrüchen mönchischer Verkennung der jetzigen Zeitbildung nicht frei ist. Hoffentlich wird man nun bald darüber im Reinen seyn, daß die Allianz, welche man oft geneigt gewesen ist, mit pfäffischem Aberglauben gegen die Fortschritte des Unglaubens zu schließen, eine verderbliche Mesalliance ist". — Aber wie ist uns doch? War es denn nicht dieselbe Kirchenzeitung, die in Nro. 7 dieses Jahrgangs noch mit süßen Mienen diesen „gemeinschaftlichen" Kampf gegen den Unglauben und gegen die kräftigen Irrthümer der Zeit" empfahl, den sie jetzt verdammt? — Ist es der Aerger, sich durchschaut zu sehen, der sie bewegt, so plötzlich die freundliche Maske fallen zu lassen? — oder lauerte von vornherein hinter dem Anerbieten zu einer so „milden und versöhnlichen" Konvention auch diesesmal, wie die Schlange unter Blumen, ein anderer Zweck? — Wie dem auch sey, jetzt endlich zeigt sich diese Parthei in ihrer wahren Gestalt. Die ungeheure Kluft, welche jenes Organ des gläubigen Protestantismus von der schlechten, frivolen, widerchristlichen Aufklärung zu trennen schien, schrumpft jetzt, wie die Stunde der Entscheidung naht, zu einem mäßigen Graben zusammen, über welchem beide Fractionen des „evangelischen" Christenthums sich freundbrüderlich die Hand schütteln können. Denn auch Gutzkow ist nicht unerbittlich; — in seinem neuerdings erschienenen Pamphlet läßt er sich dahin vernehmen, daß die „Mucker" ihm immer noch lieber seyen, als die allgemeine christliche Kirche. — In einer andern Stelle sagt das Organ des jungen Deutschlands, der Telegraph, „Deutschland hat einmal den Zug zum Protestantismus. Wir gehören nicht zu den Freunden des Pietismus, aber wir versichern doch, das katholische Deutschland, ließe es ein Jahr lang Männer wie Krummacher in Elberfeld, Dräseke in Magdeburg, Strauß in Berlin, in seinen Kirchen predigen, keine Gemeinde würde katholisch bleiben. Die Art und Weise, wie diese Geistlichen reden, und die Bibel erklären,

sagt eimal dem Gemüthe der Deutschen zu. Wir würden nicht die wahre Geistesfreiheit mit ihnen gewinnen, aber welch' ein Vorsprung läge schon hinter uns." Dieß befremdet uns freilich nicht, und somit können wir uns, wenn erst ein kleiner Rest von Scham bei der Berliner Kirchenzeitung überwunden seyn wird, immer darauf gefaßt machen, den eben besagten jungen Gutzkow neben dem „alten Voß" citirt und neben jenen dreien auf dem Predigtstuhle zu sehen.

Zum Schlusse sey es uns vergönnt der „evangelischen" Kirchenzeitung noch eine anderweitige, gewisse Persönlichkeiten betreffende, kurze Auseinandersetzung zu widmen. — Sie sagt in Nro. 7 vom 24ten Januar: „Convertiten zur katholischen Kirche beklagten sich im Widerspruch mit den Lehren ihres neuen Glaubens, ganz ernsthaft darüber, daß ihr protestantischer Landesherr ihnen ihren Religionswechsel entgelten ließ." Zuförderst erstaunen wir über die Freimüthigkeit dieses Geständnisses. — Nachdem uns tausend semi-offizielle Zeitungsartikel und „authentische" Broschüren versichert haben, es sey eine abscheuliche Verläumdung, daß in Preußen irgend Jemand seines Glaubens wegen verfolgt, zurückgesetzt, verspottet oder sonst gekränkt werde, und daß dort das Land sey, „wo Jeder nach seiner Façon selig werden könne", wir aber dieser Versicherung treuherzig Glauben geschenkt haben, behauptet jetzt die „evangelische" Kirchenzeitung selbst und unbefragt das bedenkliche Factum des „Entgeltenlassens" und meint dasselbe durch Vorschriften des katholischen Glaubens rechtfertigen zu können. Dem gelehrten Theologen ist es hierbei aber geschehen, daß er sich derselben wunderlichen Verwechslung der Begriffe schuldig gemacht hat, an welcher auch der berühmte Kaiser Julianus litt, den die Christen den Abtrünnigen nennen. — Als diese sich bei ihm über die harten Verfolgungen beklagten, deren der Imperator sie unterwarf, erwiderte er höhnend: „wie, Ihr beklagt Euch? Euer Herr hat ja denen das Himmelreich verheißen, die um seinetwillen auf Erden Verfolgung leiden würden"! Dieß hat der Stifter unserer Kirche allerdings gethan. Jede Verfol-

gegen die Aufgeklärten, die von plumpen Scheltwörten und überhaupt von wahren Ausbrüchen mönchischer Verkennung der jetzigen Zeitbildung nicht frei ist. Hoffentlich wird man nun bald darüber im Reinen seyn, daß die Allianz, welche man oft geneigt gewesen ist, mit pfäffischem Aberglauben gegen die Fortschritte des Unglaubens zu schließen, eine verderbliche Mesalliance ist". — Aber wie ist uns doch? War es denn nicht dieselbe Kirchenzeitung, die in Nro. 7 dieses Jahrgangs noch mit süßen Mienen diesen „gemeinschaftlichen" Kampf gegen den Unglauben und gegen die kräftigen Irrthümer der Zeit" empfahl, den sie jetzt verdammt? — Ist es der Aerger, sich durchschaut zu sehen, der sie bewegt, so plötzlich die freundliche Maske fallen zu lassen? — oder lauerte von vornherein hinter dem Anerbieten zu einer so „milden und versöhnlichen" Konvention auch diesesmal, wie die Schlange unter Blumen, ein anderer Zweck? — Wie dem auch sey, jetzt endlich zeigt sich diese Parthei in ihrer wahren Gestalt. Die ungeheure Kluft, welche jenes Organ des gläubigen Protestantismus von der schlechten, frivolen, widerchristlichen Aufklärung zu trennen schien, schrumpft jetzt, wie die Stunde der Entscheidung naht, zu einem mäßigen Graben zusammen, über welchem beide Fractionen des „evangelischen" Christenthums sich freundbrüderlich die Hand schütteln können. Denn auch Gutzkow ist nicht unerbittlich; — in seinem neuerdings erschienenen Pamphlet läßt er sich dahin vernehmen, daß die „Mucker" ihm immer noch lieber seyen, als die allgemeine christliche Kirche. — In einer andern Stelle sagt das Organ des jungen Deutschlands, der Telegraph, „Deutschland hat einmal den Zug zum Protestantismus. Wir gehören nicht zu den Freunden des Pietismus, aber wir versichern doch, das katholische Deutschland, ließe es ein Jahr lang Männer wie Krummacher in Elberfeld, Dräsecke in Magdeburg, Strauß in Berlin, in seinen Kirchen predigen, keine Gemeinde würde katholisch bleiben. Die Art und Weise, wie diese Geistlichen reden, und die Bibel erklären,

sagt eimal dem Gemüthe der Deutschen zu. Wir würden nicht die wahre Geistesfreiheit mit ihnen gewinnen, aber welch' ein Vorsprung läge schon hinter uns." Dieß befremdet uns freilich nicht, und somit können wir uns, wenn erst ein kleiner Rest von Scham bei der Berliner Kirchenzeitung überwunden seyn wird, immer darauf gefaßt machen, den eben besagten jungen Gutzkow neben dem „alten Voß" citirt und neben jenen dreien auf dem Predigtstuhle zu sehen.

Zum Schlusse sey es uns vergönnt der „evangelischen" Kirchenzeitung noch eine anderweitige, gewisse Persönlichkeiten betreffende, kurze Auseinandersetzung zu widmen. — Sie sagt in Nro. 7 vom 24ten Januar: „Convertiten zur katholischen Kirche beklagten sich im Widerspruch mit den Lehren ihres neuen Glaubens, ganz ernsthaft darüber, daß ihr protestantischer Landesherr ihnen ihren Religionswechsel entgelten ließ." Zuförderst erstaunen wir über die Freimüthigkeit dieses Geständnisses. — Nachdem uns tausend semi-offizielle Zeitungsartikel und „authentische" Broschüren versichert haben, es sey eine abscheuliche Verläumdung, daß in Preußen irgend Jemand seines Glaubens wegen verfolgt, zurückgesetzt, verspottet oder sonst gekränkt werde, und daß dort das Land sey, „wo Jeder nach seiner Façon selig werden könne", wir aber dieser Versicherung treuherzig Glauben geschenkt haben, behauptet jetzt die „evangelische" Kirchenzeitung selbst und unbefragt das bedenkliche Factum des „Entgeltenlassens" und meint dasselbe durch Vorschriften des katholischen Glaubens rechtfertigen zu können. Dem gelehrten Theologen ist es hierbei aber geschehen, daß er sich derselben wunderlichen Verwechslung der Begriffe schuldig gemacht hat, an welcher auch der berühmte Kaiser Julianus litt, den die Christen den Abtrünnigen nennen. — Als diese sich bei ihm über die harten Verfolgungen beklagten, deren der Imperator sie unterwarf, erwiderte er höhnend: „wie, Ihr beklagt Euch? Euer Herr hat ja denen das Himmelreich verheißen, die um seinetwillen auf Erden Verfolgung leiden würden"! Dieß hat der Stifter unserer Kirche allerdings gethan. Jede Verfol-

gung und Schmach um des Glaubens willen, sollen wir daher mit Dank aus seiner Hand annehmen und insbesondere erwägen: daß jedes irdische Leid für nichts zu achten sey, gegen das Glück, durch die Barmherzigkeit Gottes aus dem Schatten des Todes in das Licht der Wahrheit berufen zu werden. — Aber dieß ist ein Verhältniß zwischen dem Gläubigen und seinem Gott, welches die Verfolger nichts angeht und den Moment des Rechts nicht aufhebt. — Wenn der Apostel Paulus sich dem Unrechte und der Gewalt gegenüber auf sein römisches Bürgerrecht beruft, so darf auch im 19ten Jahrhundert jeder deutsche Katholik, ohne sich gegen die Vorschriften seines Glaubens zu verfehlen, sagen: hier ist die Bundesakte, welche allen christlichen Glaubensgenossen gleiche Rechte sichert! und der Preuße insbesondere darf hinzusetzen: hier ist das preußische Landrecht, welches sogar nach der Religion des Einzelnen zu fragen verbietet, wenn nicht die Kraft und Gültigkeit bürgerlicher Handlungen davon abhängt.*) Und beide

*) Die betreffenden Vorschriften lauten, wie folgt: Th. II. Tit. 11. §. 1. Die Begriffe der Einwohner des Staats von Gott und göttlichen Dingen, der Glaube und der innere Gottesdienst können kein Gegenstand von Zwangsgesetzen seyn. §. 2. Jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit gestattet werden. § 3. Niemand ist schuldig über seine Privatmeinungen in Religionssachen Vorschriften vom Staate anzunehmen. §. 4. Niemand soll wegen seinen Religionsmeinungen beunruhigt, zur Rechenschaft gezogen, verspottet oder verfolgt werden. §. 5. Auch der Staat kann von einem einzelnen Unterthan die Angabe, zu welcher Religionspartei sich derselbe bekenne, nur alsdann fordern, wenn die Kraft und Gültigkeit gewisser bürgerlicher Handlungen davon abhängt. §. 6. Aber in diesem Falle können mit dem Geständniß abweichender Meinungen nur diejenigen nachtheiligen Folgen für den Gestehenden verbunden werden, welche aus seiner dadurch, vermöge der Gesetze, begründeten Unfähigkeit zu gewissen bürgerlichen Handlungen oder Rechten von selbst fließen.

dürfen den Gegnern ihres Glaubens bemerklich machen: es sey unrühmlich, an beiden Tafeln schmausen zu wollen, und unwahr und kleinlich: öffentlich die Glorie der Toleranz in Anspruch zu nehmen und heimlich sich des „Entgeltenlassens“ gegen diejenigen zu befleißigen, die davon Gebrauch machend, sich wieder zum Glauben der Väter wenden. Doch was streiten wir hierüber, da das, für die protestantischen Regierungen allerdings ehrenrührige Factum bis jetzt nur auf der einseitigen Angabe der „evangelischen“ Kirchenzeitung beruht, und jene Männer, die, wie man sagt, in neuester Zeit, um ihres katholischen Glaubens willen, den Dienst protestantischer Fürsten zu verlassen sich genöthigt sahen, es nicht der Mühe werth erachtet haben, über das, bloß ihre Person betreffende Factum, weder „alles Ernstes“, noch sonst in irgend einer Weise, eine Beschwerde zu erheben, die zur öffentlichen Kunde gekommen wäre! —

Bei so betrübenden Erscheinungen, wie diejenigen, welche wir oben in das rechte Licht zu stellen versuchten, können wir die Frage: woher bei so vieler Kenntniß und Einsicht, ja bei der offenbaren Annäherung an so viele Grundsätze und Lehren der wahren Kirche, dennoch dieser Zorn und fanatische Grimm gegen die Wahrheit stamme? freilich nicht zur Gnüge beantworten. — Wir müssen uns an der allgemeinen Wahrnehmung begnügen: daß diese Verblendung, — ein schauerliches Geheimniß — Sache des Gemüths und des Willens ist, daß, wie die Erfahrung beweist, die überzeugendsten Gründe des Verstandes und selbst die evidentesten Schlußfolgerungen über das Herz keine Gewalt haben, und daß durch jene höchstens die Verhärtung vermehrt zu werden pflegt. Andrerseits dürfen wir uns mit der Hoffnung trösten, daß Gott die Herzen der Menschen, wie Wasserbäche lenken kann, und daß die Hoffnung der Bekehrung so weit reicht, wie das irdische Leben. — Nichts desto weniger sind wir froh, uns einstweilen von der „evangelischen“ Kirchenzeitung ab und andern minder unerfreulichen Erscheinungen zuwenden zu können.

Schon sind mehrere achtbare Stimmen von protestantischer Seite her erklungen, die den Beweis lieferten, daß dort, bei redlichen Männern wenigstens, die Möglichkeit des verständigen Urtheils noch nicht aufgehört habe, und wir dürfen nach so vielen traurigen Thatsachen, die wir anzuführen genöthigt waren, wohl nicht erst versichern, daß es ein erfreuliches Geschäft ist, auch der Bessern unter unsern getrennten Brüdern zu gedenken. Eine mit „Fr. v. Florencourt" unterzeichnete Beurtheilung der bekannten Ansprache an die deutsche Nation von Herrn v. Gagern in den literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle spricht eine Gesinnung aus, mit welcher wenigstens eine Erörterung möglich ist. — Herr von Gagern hat in jener Schrift versichert, die Bundesakte habe dem religiösen Indifferentismus in Betreff der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen das Wort sprechen wollen. „Und ich verdiene", sagt Herr von Gagern, „hierin einigen Glauben, da ich selbst bei der Fertigung dieser Bundesakte zugegen war und einigen Einfluß auf die Fassung ausübte. — Trotz dieser Versicherung glaubt jener Recensent unstreitig mit größerm Rechte, daß bei der Abfassung des 16 Artikels der Bundesakte wohl nur wenige Herren Bevollmächtigte an die gemischten Ehen gedacht haben mögen. Dann fährt er fort:

„Es läßt sich nicht leugnen, daß die Ehe ihre rein-religiöse Seite besitzt, die mit bürgerlichen und politischen Rechten Nichts zu schaffen hat, vor allem bei den Katholiken. Sie ist bei ihnen Sakrament. Sie ist ein Glaubensartikel, und sicher hat die Bundesakte diesen nicht umwerfen wollen. Heirathet ein Katholik eine Protestantin, ohne dem Glauben Genüge zu leisten, zu dem er sich bekennt, oder umgekehrt, so kann der Staat ihm allerdings seine bürgerlichen und politischen Rechte schützen; die geistlichen Nachtheile, die rein kirchlichen Folgen aber kann er nicht von ihm abwenden. Der Staat kann die Ehe desselben demnach als gültig, seine Kinder als legitim betrachten; nimmer aber darf es ihm einfallen, die Excommunication oder den gänzlichen Ausschluß von der Kirche hindern zu wollen. In dieses rein-kirchliche Element hat die Bundesakte sicher nicht übergreifen wollen; es

wäre der entschiedenste Glaubenszwang. Gerade die katholische Kirche könnte sich mit mehr Recht auf diesen Artikel berufen und ihn zum Schutze für ihr Bestehen geltend machen. In unserm deutschen Staatsgrundgesetze ist nichts zu Gunsten der gemischten Ehen zu finden“.

„Zweitens sagt Gagern, die katholische Kirche hat in andern Dingen nachgegeben, sie hat Concordate abgeschlossen und in denselben Zugeständnisse im Gegensatze zu ihrer strengen Consequenz gemacht, sie konnte es, unbeschadet ihrer Existenz; warum will sie es in diesem Punkte nicht thun, da doch Nichts gefordert wird, als jene aequalitas exacta mutuaque des Westphälischen Friedens? Die Antwort ist leicht: weil sie es dem Seelenheil ihrer Anvertrauten für verderblich hält, und es von ihrem Standpunkte aus für verderblich halten muß. Wenn sie in einigen Punkten sich unbeschadet ihrer Existenz dem Zeitgeiste accommodiren zu müssen glaubte, so folgt daraus noch nicht, daß sie den protestantischen Anforderungen nachgeben müsse. Die gemischten Ehen mit derselben kirchlichen Weihe und Anerkennung ausstatten, hieße das Princip der allein seligmachenden Kirche aufgeben. Wohl mögen unzählige Katholiken diesen Glauben im Herzen längst aufgegeben haben; die Kirche weiß es, aber man verlange nicht von ihr, daß sie es autorisire. Sie kann nimmermehr freudig ihren Segen über eine Verbindung sprechen, aus der Irrgläubige entspringen sollen. Es giebt ja so viele andere Ehehindernisse: Standesverschiedenheit, Vermögensungleichheit u. s. w.; diese stellen sich den lebhaftesten Neigungen entgegen und bringen sie zur Resignation; soll die Religion, der Glaube allein keiner Resignation werth seyn? Wir Protestanten haben gut tolerant seyn, nach unserer Ansicht glauben die Katholiken einige Unwesentlichkeiten zu viel, dabei ist keine Gefahr; sie mögen sich immerhin mit unsern Töchtern verbinden. Aber der katholischen Ansicht nach glauben die Protestanten Wesentliches, zum Seelenheile Nothwendiges zu wenig; sie haben allerdings ernste Sorge zu tragen bei solchen Verbindungen. Die Kirche selbst wenigstens muß diese Ueberzeugung hegen, sonst könnte sie sich nur aufgeben, sonst wäre ihr ganzes Wesen eitel Heuchelei. Der ganze Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus wäre dann gehoben; es wären nur noch Sekten mit geringen Meinungsverschiedenheiten. So wünschenswerth dieß uns Protestanten auch scheinen mag, so müssen wir uns doch auch in die Denkweise

und die Empfindungen eines ächten Katholiken versetzen können, und nicht verkennen, daß sein Gewissen nicht Alles gut heißen kann, was das unsrige billigt."

„Die katholische Kirche leidet unstreitig an einer Ueberfülle (?) von Mitgliedern, die im Herzen mehr oder weniger Protestanten sind. Diesen zu Gefallen hat sie hie und da bei gemischten Ehen ein Auge zugedrückt. Sie fürchtete den förmlichen Abfall; es lag ihr zu viel an der Zahl ihrer äußerlichen Anhänger. Sie legte Werth auf Personen, die ihr im Innern doch nicht mehr angehörten. Wenn sie jetzt von dem irrigen Grundsatze, der wie ein Krebs an ihrem eigenen Leben nagte, zurückkehren will, wenn sie jene doppelzüngigen, geheim-öffentlichen Verträge zwischen einzelnen Bischöfen und Regierungen nicht mehr duldet, wenn sie lieber ganze Provinzen aufgiebt, die ihr im Herzen doch nicht mehr anhängen, als ihrer Ueberzeugung untreu werden mag, so hat sie recht. *) Sie wälzt dadurch den Fluch von sich, der auf ihr lastete: weltliche Politik mit der Sache des Glaubens zu vermengen. Sie entsagt dadurch ihrer irdischen Herrschsucht, ihrer Begierde nach Einkünften und Sporteln. An Zahl wird sie verlieren, an innerm Leben gewinnen. In der That, ein Katholik, der eine Jugendliebe nicht seinem Glauben opfern kann, ist kein Katholik im Geist und der Wahrheit. Er kann ein frommer Mann seyn, ein gläubiger Deist, auch ein gläubiger evangelischer Christ, aber kein gläubiger Katholik. Er hat Recht, wenn er sich von der Kirche trennt, und die Kirche hat Recht, wenn sie sich von ihm lossagt."

„Gagern sieht das Mißliche gemischter Ehen wohl ein."

„Ich spreche allerdings so zu Gunsten gemischter Ehen. Glauben Sie, daß ich sie vertheidigen will? Daß ich sie vermehrt wünsche, daß ich sie an sich für wünschenswerth halte, mich auf mein persönliches Beispiel berufend? Keineswegs. Es sind stets Inconvenienzen dabei, wenigstens die eine, daß über den wichtigsten Punkt im menschlichen Daseyn, in der allerengsten Verbindung, die höchste und wahre Mittheilung und Vertraulichkeit fehlt. Man geht andere Wege in die Kirche. Gar oft fehlt auch

*) Es ist ein Irrthum, wenn der Verfasser meint, die Kirche ändere jetzt ihre Disciplin. Nur in Deutschland, wo eine Zeitlang unter weltlichem Drucke ein Hinüberneigen zur indifferenten Auffassung der Canones statt fand, äußert sich jetzt — Gottlob! — eine ernstere und würdigere Haltung der meisten bischöflichen Behörden, die kein Protestant, wenn er selbst eine ehrliche Ueberzeugung hegt, tadeln oder mißverstehen wird.

die Nähe und Bequemlichkeit des Gottesdienstes. Die Gesinnungen der Menschen, die in der Jugend nachgiebiger, gleichgültiger waren — mögen im Alter strenger, herber, orthodoxer werden. Also wenn Eltern, Freunde, Geschwister — Priester selbst im Beichtstuhl — abmahnen, so thun sie wohl. Wenn aber der Erfolg ausbleibt, wenn die jungen Gemüther sich wählen, von einander nicht ablassen — so ist die Uebertreibung, der Groll, das Nachtragen, die fernere Störung fehlerhaft und tadelnswerth, dem Natur- und Völkerrecht zuwider, wenn das nur die Ursache der Verstoßung wäre."

„Also die Geschlechtsliebe ist das Allgewaltige, das Unwiderstehliche, der jeder andere Grundsatz aufgeopfert werden muß! Und wenn jetzt ein ungebildeter Bauerbursche vor einen Reichsritter träte und sagte: „Gieb mir Deine Tochter, sie liebt mich, wir werden nicht von einander lassen, unsere Gemüther haben sich gewählt", darf da der Vater „Ja" sagen? wird er es thun? Oder es träte ein radikaler enragé, ein Alibaud in spe, vor den milden, vaterlandsliebenden Reformer, und sagte: „Gieb mir deine Tochter"? soll er „Ja" sagen? Wird er nicht von seiner Tochter mit Entschiedenheit völlige Entsagung fordern? Kann er ohne Sympathie, ohne Vertrauen auf die Grundsätze des Bewerbenden sie hingeben? Und der Glaube, dieser höchste aller Grundsätze, sollte so ganz der Geschlechtsliebe aufgeopfert werden? Bei Glaubenssachen allein sollte die Pflicht so leicht wiegen? Nicht dem Naturrechte, sondern dem Naturdrange, dem Instinkt tritt die Kirche entgegen. Das Naturrecht muß auch den Glauben anerkennen in seiner vollen Bedeutung". — — — —

„Es gibt zwei Arten von Gottesverehrung, entweder den Deismus, das Gefühl eines über uns waltenden, allliebenden Gottes, oder eine bestimmte Confession, der freilich immer auch jenes Gefühl zu Grunde liegt, die aber außerdem noch nähere Bestimmungen über das Wesen dieses Gottes, über sein Verhältniß zu den Menschen, über die Art und Weise, wie er am Würdigsten zu feiern sey, festsetzt, und sich durch die besondern Dogmen von andern Confessionen unterscheidet. Wer sich zu einer solchen Confession bekennt, dem sind diese Dogmen etwas Wesentliches, von seiner Religion Untrennbares. Wenn nicht, so ist er nicht mehr Confessionist, sondern Deist. Der Deist nun bedarf bei keiner Handlung des Lebens der Weihe des Priesterstandes; sie ist ihm

überflüssig. Er kann sich ehelich verbinden mit dem Angehörigen eines jeden Glaubens, denn seiner Ansicht nach fällt jeder Unterschied desselben vor Gott weg; wir sind alle Gottes Kinder. Wenn aber eine besondere Confession, wie die katholische, oder auch die streng lutherische, gewisse positive Glaubenssatzungen als nothwendig zur Frömmigkeit, zur Seligkeit erkennt, so kann sie kein Ehebündniß mit Andersglaubenden billigen. Thäte sie es dennoch, so wäre sie es, die zum Indifferentismus verleitete. Ganz gewiß, die gemischten Ehen sind ein Beförderungsmittel des Indifferentismus; die Confession kann dulden, was sie nicht hindern kann, aber nimmermehr als ihr gemäß anerkennen, und den Indifferentismus durch ihre Weihe heiligen. Gagern spricht in seinem Raisonnement nur zu deutlich seinen Glauben aus: daß er nämlich überhaupt eben kein Gewicht auf die verschiedenen Confessionen lege, daß er im Herzen keiner derselben angehöre. Aber dennoch sollte er bei seiner Billigkeit und Umsicht sich lebhafter an die Stelle derer denken, die einer solchen mit voller Seele anhängen, und noch mehr an die Stelle derer, welche die Lehrer und Vertreter einer solchen sind."

„Es kann die Zeit kommen, wo alle Confessionen in einem gemeinschaftlichen Glauben verschmelzen, in einem simpeln Deismus — diese Hoffnung, an die ich weder glaube, noch die ich wünsche, hegt wenigstens Gagern; — aber bis dahin soll der Andersglaubende, fremde Glaubenssätze als heilig betrachten, so bald er über ihr Schicksal mitzusprechen hat."

„Und keineswegs wird dem Könige von Preußen die rein bürgerliche Ehe von einer fremden Behörde aufgedrungen. Wie kommt Herr v. Gagern zu dieser Behauptung? Ist der Katholicismus etwas Neues, was sich eben erst geltend machen will? Oder nimmt er neue Gesetze über die Ehe in Anspruch? Nein, er ist eine anerkannte Kirche, deren Rechte auch von dem Könige eidlich garantirt sind, und mehr will sie nicht, als ihr Recht. Nein, wahrlich! sie dringt Nichts auf, aber man will ihr Etwas aufdringen, was sie ohne Verrath an sich selbst nicht dulden darf. Nicht die fremde Behörde, sondern Bedürfniß, welches aus dem Conflicte zweier Glaubenspartheien hervorgeht, dringt die bürgerliche Ehe dem preußischen Staate auf. Sie ist das einzige, gerechte Mittel, die zahlreiche Classe der Indifferenten, der Deisten zu befriedigen, denen ihre angeborne Confession gleichgültiger ist, wie

ihre Neigung *). Auch diese haben ihre Ansprüche auf legitime Ehe."

So weit Herr v. Florencourt. Aber so groß ist die Macht der durch Erziehung und Gewohnheit tief eingewurzelten Vorurtheile, daß in demselben Aufsatze noch das lange zurückgehaltene, protestirende Element zuletzt doch wieder die Oberhand gewinnt, und in rohen Schimpfworten gegen die Person des Herrn Erzbischofs von Köln losbricht. Derselbe Mann, der so klar und vernünftig gesprochen, schämt sich des Vorwurfes nicht: daß der Erzbischof wortbrüchig geworden. — Wir glauben jenen Schriftsteller zu ehren, wenn wir, sollten diese Zeilen ihm zu Gesichte kommen, ihn statt aller Erwiderung auf die zu Frankfurt erschienene Schrift eines praktischen Juristen: die Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln, zweite Abtheilung, S. 61 u. f. f. verweisen. — Nicht minder bitten wir ihn, der, wie wir glauben, von ungeheuchelter Ritterlichkeit beseelt, wirklich und aufrichtig Trug und Lüge verabscheut, der römischen Staatsschrift vom 4. März 1838 eine unbefangene und redliche Aufmerksamkeit zu schenken.

*) Eine ganz andere Frage ist es freilich, ob diese rein bürgerliche Ehe vom christlichen Standpunkte aus wünschenswerth sey. — Wir glauben dieß nicht, können aber auch nicht leugnen, daß das Dogma des modernen Staatsrechts, die allgemeine Toleranz fast unausweichlich zur bürgerlichen Ehe führt.

XVII.

Weltlage.

(Fortsetzung.)

Der Kampf, der allerwärts die Gegenwart bewegt, und in dem ein Neues sich mit Gewalt in die Welt einzuführen sucht, hat uns auf ein Aelteres hingewiesen, das da weichen soll und zurücktreten vor dem Eindringenden, damit in ihm ein neues Weltalter beginne. Einen der wesentlichsten Charakterzüge in der Physiognomie dieses Neuangewachsenen, in dem die meisten seiner Anhänger sich erkennen, bildet die Meinung: das Christenthum, höchstens Sache der vereinzelten Persönlichkeit, sey, wie untauglich, so auch entbehrlich zur Begründung einer gesellschaftlichen Ordnung in's Große, Bleibende und Gesicherte hinaus; während die ältere Zeit, ganz entgegengesetzter Ansicht, ihrerseits, seit dem Untergange des Heidenthums, alle Grundvesten dieser Ordnung in dasselbe gelegt, und die Ursache alles historischen Unheils in der Abweichung von seinem normgebenden Prinzip gesucht. Das wesentlichste Moment der alten Ordnung ist also die prinzipienhafte Christlichkeit derselben gewesen; und man muß sie im Gegensatze mit der neuen, die von aller Religion theilweise oder ganz Absehen nimmt, die Christliche nennen. Obgleich christlich, ist sie jedoch keineswegs ausschließlich theocratisch, in der Weise, wie es die Altjüdische gewesen; denn sie hat neben diesem ihrem Grundmomente noch andere Momente, sie in ihrer historischen Geltung anerkennend, in sich aufgenommen, ohne sie in sich aufzuheben. Eines dieser Momente ist das Altrömische, wie es im Verlaufe so vieler Jahrhunderte sich ausgebildet, und dem in der Geschichte sich

offenbarenden Christenthum in seiner Entwicklung begegnet; das Andere das Germanische, das gleichfalls in diesem seinem Vorschritt ihm in den Weg getreten, und die es Beide in sich aufgenommen. Wie nun überhaupt, was eins ist und einig in einem dritten, auch eins ist unter sich; so haben auch hier Romanisches und Germanisches, wie sie im Christlichen sich verbunden, sich auch unter sich verbunden, und diese lebenskräftige Verbindung, in allen ihren Gliederungen, ist eben das große Lebensmysterium der neuen Zeit und ihrer ganzen historischen Entwicklung geworden. Wollen wir also dies Geheimniß uns einigermassen zur Verständniß bringen, so müssen wir vorerst es analytisch in diesen seinen integrirenden Momenten uns klar und deutlich machen, und so der großen Factoren des in ihm wirksamen Lebens uns zu bemeistern suchen. Die beiden politischen Elemente für sich und in ihrer gegenseitigen Durchdringung seyen dabei das Erste, was in diesem Aufsatze zur Betrachtung kömmt; ihre Verbindung mit und in dem Christenthum wird dann der Gegenstand eines folgenden Zweiten seyn.

II.

Die politische Begründung der früheren Ordnung.

1.

Das germanische Element.

Drei Dinge sind es, die dem ältesten Geschichtschreiber der Germanen vorzüglich an ihnen aufgefallen. Zum ersten, daß sie, wie zahlreich immer über weit gedehnte Länderstriche ausgebreitet, doch durch Naturell, Gestalt, Anlage und Sinnesart sich überall als dasselbe eigenthümliche, ungefälschte, nur sich selbst gleiche Volk erwiesen, das durch kein Connubium, mit eingewanderten Fremden verbunden, sein Blut rein und ungemischt bewahrt. Zweitens, daß diese also vollblutige Nation in allen ihren Gliedern, selbst im Osten,

wo die Herrschaft tiefere Wurzeln geschlagen, ihre Freiheit sich unversehrt bewahrt, und also auch, nur die Suionen in Scandinavien ausgenommen, keine Eroberung die ursprüngliche Selbstständigkeit dieses Volkes gestört. Endlich zum dritten, daß auch darin seine Ursprünglichkeit sich bewährt, daß es dem städtischen Wesen abgeneigt, sich dadurch, daß es seine Wohnungen inselartig abscheidend von einander, sie nach Wohlgefallen am rinnenden Wasser, auf dem Anger, oder in Waldesdunkel aufgebaut, fortdauernd sich im engen Verbande mit der Natur erhalten, und wurzelt in dem Boden, der seine Ahnen nach der Stammsage zuerst getrieben.

Dieser Ahne war aber, wie die alten Lieder sangen, Tuisto oder Thuisco, der Gott, den Hertha oder Eorda, die Erde geboren; dessen Vater also nothwendig gleichfalls der Gott Himmel gewesen. Er ist mithin Adam der Erdentsprossene, in seiner ursprünglichen den Göttern entstammten Natur, Wurzel aller Diet (Volker) auf Erden, hier insbesondere als die der Deutschen gefaßt. Er ist aber in seiner Eigenschaft als Gott Tyvisco oder Zuisco der Zwilling, weil er gleich jenem Erdmann Mann und Weib ein Wesen, Wipfel und Wurzel ein Baum, aus der Erde hervorgewachsen. Aber die Geschlechter werden getrennt, in Mann und Weib, wie der Baum in Esche und Erle, und so wird er Vater des Mannus und somit auch der Frigg; er der Stammvater, sie die Stammmutter aller Menschen, oder des Menschengeschlechts, in wiefern es gegen das Zeitliche gekehrt, durch Zeugung sich fortgepflanzt. Somit sind also, wie die Lieder sangen, Tuisco und Mannus, der eine in höherer, der andere in tieferer Wurzel, Ursprung und Begründer zugleich aller Menschen im Allgemeinen, und insbesondere der deutschen Menschen. Der Ort, wo dies geschehen, im Herzen des Landes, der Wald im Semnonenlande hinter der Mittelelbe ist also das Paradies, der Rosengarten, das höchste Heiligthum der deutschen Diet. Denn daran knüpfen sich die Anfänge des gesammten Volkes; dort ist die allwaltende Macht des Gottes zugegen, er ist daher durch die Augurien der Vä-

ter und die alten Schrecken geweiht. Wenn darum die Gesendeten der ihm entstammten Völker ihn mit blutigen Menschenopfern besuchten, dann ward von der nahen Gottesmacht alle Irdische beschattet; nur gebunden, also um so mehr unbewaffnet, wird ihm genaht; und wer gefallen, darf nicht aus eigener Kraft wieder aufzustehen wagen.

Der Stammvater und die Stammmutter aber haben nun, im Abbilde jener höhern Vereinigung, die erste irdische Ehe miteinander abgeschlossen; denn im Mannus ist die zeugende Kraft des Himmels, in der Gattin aber das nährende und gebährende Vermögen der Erde eingewohnt. Um diese Ehe aufzunehmen, wird das erste Haus in jenem Paradis erbaut, und zwar zuerst, um als Sitz des Haushaltes zu dienen. Die Bauherren aber sind Mann und Weib, von Himmel und Erde ausgegangen; so zwar, daß der Mann mehr die Natur des Vaters, das Weib die der Mutter Erde hat. Die Erde aber ist dem Himmel eigen, der Himmel also ihr Eigener. Mannus wird also im Allgemeinen aller Erde, im Besondern der deutschen Erde, Eigener seyn in der Kraft des Vaters; die Gattin aber nur in ihm zu diesem Besitz gelangen; sie selbst ihrerseits der Erde eigen, wird dagegen wieder in sich den Mann ihr eigen machen. So ist daher der Besitzstand des neuen Hauses aus einem Haben, und Gehabt werden oder Sollen componirt; im Weibe wurzelt der Hausstand zunächst im Boden, und ist bis zum Gatten hinauf der Scholle hörig; im Manne hat er seine Wurzeln bei den Asen, und ihm ist die Scholle, das Weib zugleich auch mit ihr, hörig. Die Erträgnisse der Erde, Pflanzen und Thiere insbesondere, aber sind ihnen zum Eigenthum hingegeben; sie können aber nur mit Mühe erworben werden, und so theilen die Gatten sich in die Mühsal. Der Gatte ist als Jäger und Hirte Bändiger, die Gattin Pflegerin der Thiere; und wenn jener als Ackerbauer, nachdem er den Stier in den Pflug gejocht, mit der Pflugschaar die Erde öffnet und besaamet; dann ist diese die mahlende und knetende, spinnende und webende für die

Erträgnisse, die die Erde spendet. Pflugschaar und Spindel sind daher die Symbole beider, und der Hausheerd ist der Ort, wo sich die Aufmerksamkeit des Schaffners und der Schaffnerinn, des Wirthes und der Wirthin, begegnen. Aber nicht blos zum eigenen Bestand, auch zur Fortpflanzung haben beide sich verbunden, und hier ist wieder der Mann das Belebende, das Weib das Beleibende. Dem Leben, das von ihm den Ausgang nimmt, hat sie im Blute den Leib zum Gewande ausgewebt, und wie aus der Verbindung der Einheit mit der Zweiheit die Dreiheit als dritte Grundzahl hervorgeht, so ist auch die Dreiheit die Naturzahl für die Kinder der ersten Ehe. Mannus gewinnt daher drei Söhne: Istvo oder Iscaevo, Hermin oder Irmin, Ingo oder Ingevo, in denen die Kraft des Vaters sich wiederzeugt; während das Vermögen der Mutter in einer gleichen Zahl mit Stillschweigen übergangener Töchter sich wiedergebährt. Da nun die männlichen ihre Kraft vom Vater, die weiblichen aber ihr Vermögen von der Mutter haben, die selbst wieder dem Vater angehört, so werden auch die Kinder insgesammt ihm eigen seyn; jedoch unter der Beschränkung, als solche sie zu halten, die da mittelbar oder unmittelbar Eigenthümer zu werden die Bestimmung haben. Alle zusammen aber bilden sie seine Khunne oder Fara, das erste Geschlecht in seinem Hause.

Das Haus mit seinem Hofe ist aber nicht blos Schaffnerei, es ist auch Burg; denn das Geschlecht, das nun in ihm gepflanzt worden, soll nicht blos in's Daseyn kommen, es soll auch auf alle Zeiten sich in seinem Bestand erhalten. In dieser Hinsicht ist Mannus Burgherr in seinem Hause, und daß er solche Würde hat, ist eben seine Ehre, die sein höherer Vater ihm zugetheilt, indem er ganze volle Persönlichkeit in freier Selbstbestimmung ihm gewährt. Er ist also der Herr im Hause, und ihm steht zunächst die Fruwa oder Herrin; und darum, weil Ehre von seiner Ehre nehmend, seine Hausehre zur Seite. Denn wie sein eigenes Leben mit seinem Leibe, ihn beherrschend und doch wieder ihm hörig, sich ver-

bunden findet; so ist er in ein gleiches Wechselverhältniß mit der Gattin eingetreten, so daß er sie freimachend beherrscht. Wie nun in all seinem Thun Leben und Leib in ihm, das Eine in Wirksamkeit herrschend, der Andere in Gehorsam rückwirkend, zusammen wirken; so wird auch in der Herrschaft eine gleiche Gemeinsamkeit zwischen Beiden bestehen. Er ist daher Chunning oder König in seinem Geschlecht, der oberste Richter in der Hausburg; auch die Herrin muß ihm zwar zu Rechte stehen für sich selber, hilft es ihm aber weisen für die unerwachsenen Kinder, die sie das Recht mit zu weisen hat, da sie durch ihren Naturverband die freie Bestimmung in ihm durch die Gewohnheit beschränkt. Das Haus sammt all den Seinen soll aber auch geschirmt werden gegen jegliche äußere Verletzung und Ungebühr, und das kömmt wieder vorzugsweise dem Hausherrn zu. Der Herr ist daher auch der Wehre, der Herman oder Arman auch Wehrman oder German; als Solcher führt er Gewehr, das Schwert, und Gehr oder Speer, aus der Esche geschaftet, und übt Gewehre über alle liegende und fahrende Habe, und sein Geschlecht, insofern es dazu gehört. Die Gattin aber, wie sie durch das Joch Ochsen, das sie von ihm empfangen, als Gesellin seiner Mühen sich erklärt, so hat sie sich auch durch Roß und Waffen, die sie genommen und zur Gift auch mitgebracht, als Heergesellin ihm verbunden; sie folgt ihm daher in den Streit, ermuntert durch ihren Zuspruch, und heilt saugend die Wunde, die das Schwert geschlagen. Zwischen die Gewehre, die als dinglich nach abwärts, und die Herrschaft mit dem Richteramt, die als persönlich nach aufwärts liegt, fällt aber das aus Dinglichem und Persönlichem gemischte Mundium in die Mitte, vermöge welcher der Mann Vormund und Vogt in seinem Geschlechte ist. Ueber die Frau, die er zwar erworben, die aber Leben hat, wie er, und mit ihr über die Kinder, die unpersönlich zwar doch zu Personen erwachsen, muß er Hand halten, anders als über seine Habe, und so übernimmt er in der Vogtei das Patronat, insbesondere

über die Söhne, so lange, bis er in der Schwertleite sie wehrhaft gemacht, wo sie dann in seinen Gerichts= und Heer=bann eintreten.

Das Haus des Mannus ist aber neben der Burg, auch Tempel, Halle, und weil im heiligen Walde stehend Hörg. Die Götter aber, denen er dient, sind die, welche ihn gegeben, zu oberst also Himmel und Erde, jener in Sonne, Mond und Sterne; diese in Felsen, Ströme sich gliedernd und in Bäumen sproßend. Zwischen dem Himmel und seinen Elementen in der Höhe, und der Erde mit den ihr zugewendeten, in der Mitte aber liegt das Feuer, sich in dieser nährend und im Aufwärtsbrennen dem Anderen zustrebend. Feuer ist daher das dritte Vermittelnde, der Feuerheerd sohin, wie Speisestätte dem Schaffner, und Mallstätte dem Richter; so Altar in der Tempelhalle, und der Raum umher bis zur Hofumhegung im Gottesfrieden gefriedet. Er, der Gottdienende, ist nun der Godi, die Gattin die Gydja, beide miteinander aber Wiheswarde, Tempelwarte. Beiden, vorzüglich dem Manne, kommt nun die Huth und Pflege des mit den Göttern geschlossenen Bundes und seiner Gesetze zu; sie sind daher Ewarte, und als solche auch insbesondere Hüther ihrer eigenen Ehe; inwiefern sie aber die Opfer besorgen, Blotmadhr und Blotkhona. Ihnen ist das Wort primitiver Offenbarung hingegeben, damit sie es ihrem Geschlechte überliefern; mit dem Worte aber auch die Schrift, die es aufbewahrt, die Rune, und so sind sie die Kundigen und Wissenden; er Spamadhr, sie Spakona. Die Weisheit kömmt ihnen aber auf verschiedene Weise zu, ihm vom Himmel und seinen Göttern in lichter Begeisterung, ihr aus der Erde und von den Mächten der Tiefe. Er ist daher Wizago, er hat die Augurien und Auspizien; Sie, der auch ein Heiliges, Vorsehendes einwohnt, aber ist weise Frau und hellsehende Alruna, die als Völva wohl auch Zauber zu üben weiß; beide aber mögen die Loose werfen. Die Ehe des Mannes mit der Männin ist unter dem Gottesbanne abgeschlossen;

ite aber im Ehbruch eine Schuld trennend ein zwischen die
ötter und die Verbundenen, dann würden auch die Gatten
trennt voneinander; und er würde, aber nur als Priester
der Gottesmacht, die Ehe lösen, die er abgeschlossen, und
s Weib verstossen. Diese Ehe ist gebunden, damit wehr=
fte und bährhafte Kinder zur Erhaltung der Gattung durch
r Götter Willen zum Daseyn gelangen. Würden daher
ippelhafte Kinder ihm geboren, oder würde durch Hungers=
th ihre Ernährung ihm unmöglich, dann hätte sich dadurch
r Götter Wille ausgesprochen, daß sie nicht in ihrem Be=
nde blieben; und er könnte, aber wieder nur als Prie=
r, sie aussetzen, wie er auch nur in ihrem Namen den
lutbann über sie üben mag.

Mannus ist aus der Erde, und muß zur Erde wiederkeh=
n, darum trifft er für die Erbfolge in Zeiten Vorkehr. Die
utsche Erde ist sein Eigenthum und er wurzelt in ihr, und
die Söhne in ihm ihre Wurzel haben in ihrer Persönlich=
it, so ist auch diese Erde ihrer Aller Erbe; der Weg ist ihm
wiesen, er kann sie nicht enterben, wenn sie zuvor nicht sel=
r sich entwurzelt. Er steht aber zu allen dreien nicht in
mselben Verhältniß. Der Erstgeborne ist in der Ordnung
r Entwicklung der Nächste ihm gestellt, es ist seine ganze
ollkraft, die in ihm wiederkehrt; er wird also der durch die
atur und ihre Götter Bevorzugte, und der Vater kann sich
cht lossagen von dieser höheren Ordnung. Bei den Nach=
bornen ist es nicht eben also, hier tritt also die Selbstbe=
immung des Erblassers, der da König ist und Herr in sei=
m Hause, entscheidender hervor; und er kann zutheilen mehr
ich Wohlgefallen, und den Anlagen und Eigenschaften, die
an den Kindern gewahrt. Er hat aber getheilt, indem er den
ermin von der heiligen Stätte aus südwärts in die Quell=
bürge der Elbe hinübergewiesen, wo uns z. B. gleich die
ermunduren, die seines Geschlechtes sind, begegnen. Den
ngo oder Ingue hat er stromabwärts wandern lassen,
d wir finden dort ohnfern der Mündungen die Angeln

oder Ynglingar, die seinen Namen als den ihres Ahnen führen. Isco oder Isto ist mithin im Vaterhause um die Mittelelbe zurückgeblieben, er muß also der Erstgeborne seyn, dem der Vater die Huth des Stammesheiligthumes im Rosengarten, und als Symbol zugleich die weißen, des Rathschlusses der Götter kundigen; Orakelrosse als Mitgift übertragen. An die heilige Erde aber haben die Götter den Grundbesitz der ganzen peripherisch umliegenden Erde angeknüpft. Isco ist also der eigentliche Grundherr des ganzen deutschen Landes; seine beiden Brüder sind seine Hintersassen, ihre Loose an der Quelle und der Strommündung, sind Annere des Seinen. Er also, weil vorherrschend priesterlich, ist auch ihr Oberkönig, und die Brüder sind sein königliches Volk; ihre Erbe ist nach aufwärts Lehn, wenn auch nach abwärts Alode. Dem Einen, dem wehrhaftesten unter den dreien, hat der Vater sein Heergeräthe, Lanze, Schwert und Schild aus der Mitgift der Mutter zugetheilt, und hat auf Aventure in die Gebürge ihn entsendet, auf daß er, — wie die Eichel in der dortigen Erde keimend, wurzelnd, sproßend zum Bergwald Hercynia erwachsen ist, — so selbst diesen Wald, über alle deutschen Gebirge reichend, mit dem vorzugsweise kriegerischen Geschlechte seiner Herminonen erfülle. Den Ingo, der vielleicht der jüngste gewesen, hat er, mit dem Ochsengespann der Mitgabe ausgerüstet, zum fruchtbaren Marschland hinabgesendet, damit er den Meeressaum rund um die deutsche Erde her, und die Niederung um die Mündungen aller seiner Flüsse, mit seinem fleißigen, betriebsamen Geschlechte, dem der Ingevonen, erfülle. Dem Isto und seinem Geschlecht ist also, neben der Oberhoheit über den Besitz der Andern, als eigenthümliche Domäne das ganze mittlere Flußgebiet aller deutschen Ströme geblieben; und wie wir daher an der mittleren Elbe, die aus hundert Gauen gesammneten Semnonen, als Hüter des heiligen Waldes, und Sennen und Hirten seiner Sonnenrosse fanden; so sehen wir von da aus das Geschlecht der Istevonen durch ganz Mittelteutschland sich

es hin zum Rheine ziehen; während die Brüder in Nieder=
eutschland und in Oberteutschland ihnen zur Seite
hre Sitze genommen.

Es ist aber diese Ausbreitung in demselben Gesetze, das
ie zuerst begründet, erfolgt. Wie nämlich Mannus durch die
Zeugung in drei Man=iskon oder Menschen sich nach der Per=
önlichkeit getheilt; so hat er in seiner Bedeutung als Urkö=
nig in drei Könige, einen Priesterkönig, einen Schwertkönig
und einen Territorialkönig sich erschlossen, die durch Unter=
ordnung der beiden letzteren unter den Ersten eine äuß=
ere Einheit wiederherzustellen suchen. Das Werk der Zeu=
gung geht aber fort, und theilt die drei Keime in neue Per=
önlichkeiten, und im Gefolge dieser Theilungen gehen dann auch
ähnliche Scheidungen. So ist, wenn wir dem Plinins folgen,
von Inguo: der Cimber, Teuto und Caucho ausge=
gangen, alle drei werden Ynglingar seyn; sie werden das
allgemeine Gepräge des Vaters, ruhig betriebsamer Seßhaftig=
keit an sich tragen, die sich jedoch in den dreien wieder je nach
den drei Grundmomenten, die in den Söhnen des Mannus
hervorgetreten, spaltet. In den drei Stammeskönigen der
Teutonen, Cimbern und Cauchen, in denen Inguo sich
wiedergeboren, werden daher im engeren Kreise doch wieder
die drei Urväter sich wiederhohlen, und dem gemäß ihre Sitze
auf den Inseln, den Stromgebieten der cimbrischen Halb=
insel, und um die Mündungen der Elbe von der Oder gegen
die Weser wählen. Eben so wird Hermins Geschlecht etwa zu=
nächst von vier Stammhaltern, Suev, Hermundur, Chatt
und Cherusk getragen; wobei die Vierzahl entweder durch
eine Dupplirung des einen der Brüder, oder durch eine neue
Zeugung sich gewinnt. Auch sie werden, im gleichen Ge=
setze getheilt, sich in die nächsten Ausbreitungen des böhmi=
schen Bergstockes, gegen die Saale, den Main und die Do=
nau hin vertheilen, und wenn auch unter sich wieder nach
den drei Momenten abgestuft, werden sie doch alle insgesammt
durch den vorherrschenden Charakter kriegerischer Wahrhaftig=

keit bezeichnet seyn. Von Aesto's Nachkommen wird uns Sicamber allein genannt, wahrscheinlich weil er als der Erstgeborne im Hause die höchste Ehre hatte, und in ihr für die Andern eingetreten. Die Dreizahl hat sich also jetzt in eine Vielzahl aufgeschlossen. Die beiden Könige, die das Volk des ersten Priesterkönigs gebildet, haben jeder ein Volk von Stammeskönigen, so in Lehre wie in Wehre und Nähre, um sich her gesammelt; das Geschlecht jenes priesterlichen selbst hat solche Stammeskönige geliefert; das Volk hat sich also gemehrt, während die Herrschaft bei der Einheit geblieben. In vierter Generation wird die Gliederung noch weiter fortgesetzt; wie die Hand sich in ihre Finger gliedert, so theilen sich die Stammesherren in ihren Söhnen in die Herren der verschiedenen Stammeszweige, die nun in allmählicher Fortwanderung sich in die Nebengebiete des angehörigen Flußgebietes theilen. Die Späterkommenden, obgleich nach vorwärts freie Eigenthümer, sind doch nach rückwärts Hintersassen der Vorangegangenen; aus den Königen ist in der Erbfolge allmählich ein adeliches Volk erwachsen, im Gepräge des höheren Erb-Adels zuerst, dann auch eines niederen ausgewirkt. Während in diesem die oberhoheitliche Einheit, in Ablösungen des Gleichen von sich selber, nur langsam und arithmetisch sich mehrt, wächst durch immer sich wiederhohlende Reduplication die Zweiheit in einem rasch beschleunigten, geometrischen Verhältniß. Mit ihr und der Zunahme der Vielheit nimmt aber auch die Vertheilung der deutschen Erde unter die edeln Besitzer, der Landwehre unter die adelichen Wehren, und des Wortes und der Götter unter die priesterlich Edeln immer zu. Endlich hat diese Theilung ihr Aeußerstes erreicht, da, wo der unterste Träger von Allem, der Grundbesitz, sich so sehr zerstückt, daß das einzelne Loos keine Hintersassen weiter aufnehmen kann. Nun hat auch die Theilung des Gesammtheiligthums ihr Ziel erlangt; auch das Heergeräthe kann nicht ferner mehr Gesammtgut seyn. Die Königsgeschlechter haben schon längst aufgehört, durch neue Bewurz-

kung sich zu mehren; die Vermehrung des priesterlichen und politischen Adels, durch die Bindung seiner Ehen an das Gesetz der Ebenbürtigkeit, die alles Connubium mit dem später Abgespaltenen nothwendig verbietet, schon früher beschränkt, hat nun gleichfalls ihr Ziel gefunden. Für ihn tritt jetzt der Gemeinfreie, der nun ein zahlreich Volk geworden, ein und erbaut auf seinem Loos sich sein Haus, innerhalb dessen Umkreis er wieder ist, was der Ahnvater für die gesammte teutsche Erde gewesen: Priester, König, Richter, Wehre; wie Hort und Nährvater seines Geschlechtes.

Bis zu diesem Punkte ist Alles auf gewiesenem Wege vorgeschritten, Priesterthum, Königthum, Fürstenthum, und Erbadel, in allen ihren Abstufungen, der Stand der Freien endlich, sie alle sind aus gleicher Wurzel hervorgegangen; bestimmte Ordnungen haben sich begründet, Gewohnheiten sich eingeführt, Einrichtungen sich gestaltet und als Herkommen sich befestigt; das Alles findet jeder neue Ankömmling also vor und muß es sich gefallen lassen. Denn er ist in die gesammte Ordnung hineingeboren; es ist der positiv historische Grund seines äußeren Daseyns, der ohne sein Zuthun sich gestaltet, und den er übernehmen muß auf die Bedingungen, wie er sie vorgefunden. Bei dem angegebenen Punkte angelangt, hat aber nun der Fortschritt sein Ziel gefunden; es gliedert ferner kein neuer Stand sich ab; wohl aber wendet sich jetzt an dieser Gränze, was zwar früher schon, aber minder umfassend und augenfällig eingetreten, die innere gestaltende Thätigkeit in sich selbst zurück; und der Auseinandergliederung tritt jetzt eine Ineinandergliederung entgegen. Der Uebergang wird sogleich durch das Hervortreten eines Umstandes, der Dienstbarkeit nämlich, bezeichnet. Denn alle Wechselfälle des Lebens haben in der jetzigen Getheiltheit zum scharfen Eingriff Macht gewonnen; Glück und Unglück in Spiel und Ernst, Krieg, Zufall, Fleiß bereichern den Einen durch ihre Gunst, während der Andere, dem sie zur Calamität geworden, verarmt; das Geld macht seinen

Einfluß geltend, das Concubinat führt Erbelose ins Daseyn ein; so häufen sich die Güter, der ungesegneten Hand entzogen, in der gesegneten, und jene muß sich entschließen, dieser zu Dienst zu gehen. Diese Accumulation der Güter ist nur der jetzt auffallend gewordene äußere Ausdruck einer früher schon wirksamen im Zurückführen neigenden Richtung, die wir daher jetzt gleichfalls in ihren Richtungen in einem Gesammtüberblicke zu verfolgen haben.

Ist nämlich der Mensch auch in die zeitliche Verkettung der Dinge in ihrem Nacheinander hineingeboren, und dadurch mit seinem ersten Grund verbunden, an die Bestimmungen seiner Altvorderen wie an die Gesetze seiner Väter geknüpft; dann ist er doch auch, gleich ihnen, in seiner Gegenwart auch eine freie, mit der Zurechnung gleichfalls zur Selbstbestimmung berufene Persönlichkeit. Hat er daher früher auch, wenn er nach rückwärts hin Bestimmung empfangen, doch daran wieder Genüge gefunden, daß er seinerseits auch wieder nach vorwärts bestimmt; so wird; da jetzt an der Gränze diese Verkettung abbricht, die Selbstbestimmung nur dadurch sich äußern können, daß er sie zurückwendet; und wie er zuvor durch Deduction die Einheit in ihren ganzen Inhalt aufgeschlossen, so jetzt durch Induction wieder eine Einheit diesem Inhalte zu gewinnen strebt. Dies Bestreben wird also, dem im Nacheinander sich erschliessenden gegenüber, als ein im Nebeneinander beschließendes, sammlendes, assoziirendes sich beweisen. Dieselbe Freiheit, die früher thetisch gewirkt, und das Gesetzte im Verlauf der Zeit gefestet, tritt jetzt antithetisch wirksam ein, das in jener anderen Wirkungsweise Gebundene theilweise lösend, und das dort Gelöste bindend, und dadurch den ganzen Proceß begränzend und beschränkend. Sie setzt daher zunächst der gebundenen Vergliederung der historischen Ordnung die Andere einer freien Föderation entgegen. Vermöge jener bilden die nächsten Agnaten und Cognaten, Schwerdmagen und Spulmagen eine gewachsene Sippschaft, ein natürliches Geschlecht,

deren mehrere wieder rückwärts gegen die Tiefe in ein Gesammteres sich zusammenschließen. Jetzt aber können auch Solche, die nicht unmittelbar durch Bande des Blutes miteinander in Verbindung stehen, untereinander politisch sich zu einer Gilde sammeln, die wieder nach vorwärts, mit anderen ähnlichen sich einigend, in eine höhere Innung zusammengeht. So tritt also in Bezug auf die häuslichen Verhältnisse einerseits die Adoption hervor, in der der Hausherr den fremden Zweig dem eigenen Hause einimpft; andererseits die Freiheit, sich vor Gericht von dem Naturverbande des Geschlechtes abzulösen, woran dann zunächst die Stallbrüderschaften, und die verschiedenen Gilden zu vorübergehenden Zwecken, sich schließen.

Mit dieser Gliederung, die da eine künstliche Vergliederung in die politische Ordnung einführt, macht nun auch die runde Zahl in ihr sich geltend. Die Natur schreitet zwar auch in bestimmten Zahlenverhältnissen vor, allein sie wird durch die Grundzahlen wohl gebunden, sie bindet aber nicht selbst nach Wohlgefallen bleibend, wie es hier die Absicht thut. So wird also irgend eine Grundzahl ausgewählt; im Germanischen Wesen zunächst die Zehnzahl, und in dieser werden im Fortschritte der Verkettung die natur- oder kunstgegebenen Elemente der unteren Ordnung, gemischt künstlich und natürlich, zu einer höhern verbunden. Je zu Zehn und Zehn thun also die Hauswehren sich zusammen, in solcher Weise eine Tything oder Zehnung bildend. Zehn solcher Zehnungen einigen sich dann in höherer Ordnung zur Hundred oder Cent des Tacitus, die in bestimmter Anzahl wieder, wenigstens bei den Angelsachsen, zu einem Trithing sich zusammenschließen, deren drei endlich in den Schire oder Gau sich einigen. Hundert solche Gaue setzen nach Tacitus den Stamm der Semnonen zusammen, der darin vom besondern Glücke begünstigt, und da auch die Religion seine Ansprüche bekräftigte, sich für den ältesten erstgebornen und den edelsten der suevischen Stämme hielt. Das

war ihm durch die Ueberlieferung angeerbt, die Durchbildung des Dezimalsystems, in drei- oder vielleicht viermaliger Wiederhohlung der runden Zehnzahl, beweist aber, daß auch frei ordnendes Walten dabei mitgewirkt.

In der Naturordnung haben nun weiter die verschiedenen Stufen verwandschaftlicher Gliederungen ihre gebornen Vorstände und Führer; in der künstlich gemischten fügt dem Erbrechte aber sich das Wahlrecht bei. Das Zehntgeding wählt sich daher seinen Zehaninc oder Tungrafen; das Hundert oder die Sende seinen Centgrafen, wie das Gaugeding den Gaugrafen, ursprünglich aus der Mitte der Erbberechtigten. Dasselbe Wahlrecht aber macht sich auch höher hinauf geltend, in allgemeiner Versammlung der Stammgenossen wird auch der Stammkönig durch die Wahl erlesen; aber auch hier aus denen wieder, die sich durch die Geburt dazu berufen finden: denn reges ex nobilitate sumunt sagt Tacitus. Diese Vorstände würden in der Naturordnung mit der unbeschränkten väterlichen Gewalt dieser Ordnung gebieten; hier wird diese Gewalt durch die Freiheit der Gemeinde begränzt. Denn nur über Dinge mindern Belanges ist bei ihnen die Entscheidung, größere bereiten sie nur vor, damit sie an die Gemeinde gebracht werden mögen. Diese wieder aus Wehren zusammengesetzt, ist bewaffnet; der Vortrag geschieht durch die Fürsten; die Hand der Versammelten bejaht durch Zusammenstoß der Waffen, weil der Rath zur That werden soll, der Mund aber verneint durch Murren. Wie also die allgemeinen Willküren, so wird auch der Gerichtsbann in dem gleichen Prinzip gehandhabt. Für ihn tritt nämlich gegenseitige Verbürgung für den Frieden und die Scherheit, je nach Zehnten, Hunderten und Gauen und Stämmen ein. Die Vorstände der Gedinge sind auch die vorsitzenden Richter in der Hundredmote und der Schiremote; 3, 5, 9, 12 Rachinburgen, Asegas, Witans oder Schöpfen werden ihnen beigegeben, die mit ihnen das Gericht zusamensetzen, in dem nun das Recht gewiesen wird; und zwar von unten auf an

steigend in immer sich erweiterndem Kreise der Instanzen. Der Friede der Gemeinde, der gehegt wird in diesen Versammlungen, ist aber auch ein Gottesfriede, denn die starken Asen haben ihn geboten. Die von ihnen gebotenen Gedinge also sind durch den Naturlauf auch an bestimmte Tage geknüpft, und die Höheren fallen mit den großen Jahresfesten zusammen, drey an der Zahl nach der Eintheilung des altgermanischen Jahres in drei Jahreszeiten, die unteren mit denen, die an den entsprechenden beiden Mondphasen dem Vollmond und dem Neumond gefeiert werden, beide werden daher mit Opfergabe eröffnet. Die Priester, das Dienstgefolge der Götter bildend, sind daher in diesem höheren Bezuge des Gedings seine berufenen Vorstände, wie die Edeln, in dem tieferen politischen, ihnen dabei zur Seite gehen. Weil es aber Freigeborne sind, die in ihm zum gemeinsamen Werke zusammensitzen, und wieder nur die Macht der Götter ihre angeborne Freiheit beschränken kann; darum sind die Priester auch allein berufen, dort Zwang zu üben und Stillschweigen zu gebieten. Geurtheilt wird nun aber über Dinge, die auf den Besitzstand und die gewöhnlichen Vorkömmnisse des Lebens; aber auch über solche, die aufs Leben selber, das ist auf theilweise oder gänzliche Scheidung des Leibes von ihm, gehen. Das letzte kann wieder nur Sache der Götter seyn; und so werden die Priester denn auch dort allein den Blutbann in ihrem Namen zu üben sich berechtigt finden; denn nur die, welche dem Freien das Leben zugetheilt, mögen es ihm auch wieder nehmen; ja auch sie nur können zum Schlagen und Binden ermächtigen. In der Naturordnung gilt nun allein: Auge um Auge, Zahn um Zahn; unbegränzte Blutrache erbend von Geschlecht zu Geschlecht, tritt also ein in ihr; hier in der gemischten Ordnung aber ist auf dem Grund: daß der Leib ein Besitz ist, wie jeder andere, die Möglichkeit der Büffung und der daran geknüpften Sühne durch Abkauf bei dem Geschlechte des Erschlagenen gegeben, und darauf ist das Wehrgeld dann gegründet.

Die Einrichtung des Friedensstandes trägt sich nun aber auch auf den Kriegszustand, und zwar zunächst im Heerbann über. Alle, die durch die Schwertleite öffentliche Anerkenntniß ihrer Wahrhaftigkeit gefunden, gehören diesem Banne an; und ziehen nun beim allgemeinen Aufgebote in der Gesammtheit, in minder dringenden Fällen je zu hundert, auf jeden Gau hinaus in's Feld. In der Schlacht nach Sippen sich zusammenhaltend, jedoch auch hier mit bestimmten Zahlen umschrieben, stehen sie, wie sie im Geding gesessen; unter den Häuptern, die sie dort für die Friedensordnung aus ihren Edeln sich gewählt, oder unter solchen, die sie eigens für die Kriegsordnung in gleicher Weise sich gegeben. Weil aber die Götter mit ihnen auf das Walfeld ziehen, darum werden ihre Zeichen auch von den Priestern der ziehenden Schaaren vorgetragen. Neben dieser Weise, vorherrschend der alten Ordnung angehörend, steht nun die Andere, die der Gefolgschaften, mehr in der Neuen, Beweglicheren wurzelnd. Wie nämlich die Wehren in den Stallbrüderschaften sich gegenseitig untereinander assoziiren; so verbinden sie jetzt im Handschlag alle miteinander sich mit dem höheren Herren, dem Tapfersten, auf Tod und Leben, daß er ihr Herzog werde und ihr Führer; im Kriege zum Sieg, im Frieden zur Ehre und zum Einfluß. Es geht somit im öffentlichen Leben wieder eine neue Anstalt hervor, auf freie Uebereinkunft der Theilnehmenden und Adoption begründet, und je nachdem der Wetteifer der Genossen sie näher an den Herren drängt, in bestimmte Stufen abgegliedert, und wenn sie durch Eroberung in fremder Erde wurzelt, das Urgewächs der Nation wie durch Absenker vervielfältigend.

So ist es beschaffen um diese altgermanische Doppelordnung, die in einem doppelten Verlauf der Dinge, in deren einem eine centrale Freiheit, hingehend mit den Zeiten im Naturgang der Zeugungen, sich in eine Art von bindender Nothwendigkeit umgestaltet; die dann dieselbe Freiheit in ihrer peripherischen Sonderung ergreifend, und gegen ihre Quelle

zurückführend, indem sie sich ihr unterwirft, wieder löst, und indem sie ihr eine neue, mit jener Ersten zusammenfallende Mitte sich erbaut, einerseits die asiatische Erstarrung, andererseits die amerikanische Verflüchtigung von sich abhält.

(Die Darstellung des Romanischen Elementes folgt im nächsten Hefte.)

XVIII.

Das göttliche Recht der Könige.

Wir leben in einer Zeit, wo die einfachsten Thatsachen und Ideen, auf denen das Gebäude der menschlichen Gesellschaft ruht, nicht vor Mißdeutung und Entstellung sicher sind und wo die heilsamsten und augenscheinlichsten Wahrheiten durch den Irrthum und die Leidenschaft der Partheien zum gefährlichsten Unsinn verzerrt, eine Geißel der Menschheit werden.

Zu diesen so vielfach mißverstandenen Grundwahrheiten der Rechts- und Staatswissenschaft gehört vor allem das göttliche Recht der Könige. — Es ist in aller Munde, daß die Annahme oder Nichtannahme dieses Prinzips die Lebensfrage der Politik unserer Tage ist, und wir sind weit entfernt, diese wichtige und entscheidende Thatsache leugnen zu wollen. Allein wie überall ist es dringend nothwendig, daß jeder Erörterung des Für und Wider eine klare Auseinandersetzung der wahren Bedeutung des bestrittenen Prinzips vorausgehen müsse, welches, je nachdem es so oder anders verstanden wird, eine feste Burg des Rechts, der Ordnung und der echten Freiheit, oder eine Waffe der Zerstörung, ein heuchlerischer Deckmantel des Unrechts und der Gewaltthat ist. —

Wenige Worte mögen genügen den richtigen Sinn jenes Ausdruckes zu bezeichnen und jede der wahren d. h. der rechtlichen Freiheit gefährliche Auslegung desselben zu entfernen.

Alle Obrigkeit und Autorität auf Erden beruht auf eige-

ner, natürlicher Macht derer, die damit bekleidet sind. — Der Vater, der über seine Kinder herrscht, hat seine Gewalt eben so wenig von diesen letztern empfangen, wie der mit Muth und Tapferkeit ausgestattete Kriegsanführer, um den sich kampflustige Genossen und Gefährten, — wie der mit Gewalt von oben versehene Priester, um welchen sich Lehr- und Heilsbegierige Seelen sammeln, die ihm gehorchen und sich seiner Führung anvertrauen. — Eben so liegt die Macht des Grundherrn in seinem Eigenthume an Grund und Boden, — worauf er seinen Hintersassen gegen Dienste und Abgaben, Schutz und eine bleibende Stätte gewährt, — also auch auf dem Besitz eines irdischen Gutes, das er nicht von denen empfangen hat noch haben kann, die eben jenen Schutz und Unterhalt auf seinem Gebiete suchen. — Auf diese einfachen Anfänge und Elemente läßt sich jede fürstliche Herrschaft zurückführen, von der sich, um es beiläufig zu bemerken, die Republik nur dadurch unterscheidet, daß sie eine Collectivherrschaft, ein Bündniß, — nicht etwa aller in einem Lande lebenden Individuen, sondern einer größern oder geringern Anzahl unabhängiger Familienhäupter, — d. h. eine Korporation ist, die in ihrer Gesammtheit wie ein einzelner Fürst betrachtet werden muß, und welche wie ein Fürst aus eigenem Rechte über Alle herrscht, die in ihrem Lande leben und nicht Mitglieder dieser Genossenschaft sind. —

Sonach herrscht also der König, dem Wesen und der Sache nach, nicht deshalb, weil seine Unterthanen ihn zu ihrem Herrn erlesen und ihm eine gewisse Machtfülle übertragen haben, was erweislich nie geschehen ist, sondern seine Unterthanen gehorchen ihm, weil er kraft seines Besitzes von liegenden Gründen und nutzbaren Rechten, kraft seines berühmten Namens und Geschlechts, kraft der großen Zahl und Menge seiner Diener, Gehülfen und Freunde von Hause aus nicht bloß ein mächtiger, sondern auch ein unabhängiger Herr ist, der Vielen befiehlt, aber keinem irdischen Herrn gehorcht.

Dieses e i g e n e Recht der Könige muß jeder religiösen Auffassung der menschlichen Dinge, als ein von Gott verliehe-

nes erscheinen. — Der souveraine Fürst verdankt es keinem Menschen, weder einem Einzelnen, noch einer Gesammtheit, weder einem auswärtigen Herrn, noch seinen Unterthanen, sondern Gott allein, — darum nennt man es mit gutem Fug ein göttliches Recht und er besitzt es nicht durch die Gunst der Menschen, sondern von Gottes Gnaden. — Weil es aber sein eigenes Recht ist, fordert er, kraft der allgemeinen Pflicht der Gerechtigkeit und um des göttlichen Gebotes willen, daß ihm Niemand diese seine Gewalt, die sein Eigenthum ist, schmälere oder entziehe, — sondern ihm gebe und lasse was sein ist. — Das Recht des Fürsten steht unter derselben Gewährleistung, durch welche dem Geringsten seiner Unterthanen seine Habe, sein Eigenthum, seine Freiheit und seine natürliche Macht verbürgt wird, d. h. unter dem Schutze des göttlichen Gebotes, — ohne welches es allerdings kein Recht und keine Gerechtigkeit auf Erden geben würde. —

Mit einem Worte also: jedes Recht, das des Fürsten wie das seiner Unterthanen, ist ein göttliches Recht, — der Unterschied liegt nur in der Person des Berechtigten, nicht in dem Rechte selbst und besteht lediglich darin, daß der Fürst unabhängig von aller höhern irdischen Herrschaft und mithin allein auf den Schutz angewiesen ist, den er sich durch seine eigene und die Macht seiner Verbündeten verschaffen kann, während seine Unterthanen in unzähligen Fällen, wo ihre eigene Kraft nicht ausreichen würde, von ihm Schutz und Hülfe gegen Gewalt und Ungerechtigkeit verlangen müssen. —

Beruft sich aber der Fürst auf sein göttliches Recht, so muß er unbeschadet aller seiner irdischen Macht und seiner Unabhängigkeit von jeder menschlichen Oberherrlichkeit, auch die Pflichten anerkennen, die ihm dasselbe göttliche Gebot auferlegt, — aus welchem er die Unverletzlichkeit seines Rechtes ableitet. — Er muß andere Rechte, die auch von Gott sind, heilig halten, darf demnach weder seine Unterthanen, noch andere unabhängige Herren in ihren angebornen oder erworbenen Rechten verletzen und beeinträchtigen, darf keine Verträge

brechen, Niemanden in seiner rechtlichen Freiheit mit List oder Gewalt schmälern oder zu nahe treten und sich in allen diesen Stücken verhalten, wie er wünscht und will daß Andere ihm thun mögen. Ja er soll sogar über diese strenge Pflicht der Gerechtigkeit hinaus seine überlegene Macht dazu verwenden, — allen Menschen, soweit seine Kräfte reichen, vornämlich aber seinen Unterthanen, weil diese ihm am nächsten stehen, wohlzuthun und Werke der Liebe zu üben, um das Reich Gottes oder die göttliche Ordnung auf Erden, so viel an ihm ist, erbauen und fördern zu helfen. — Endlich folgt aus diesem Begriffe des göttlichen Rechts, daß der Fürst, wie jeder Andere seine Stellung im Leben als ein ihm von Gott verliehenes Amt betrachten muß, worüber er am Tage des Gerichts dem König der Könige Rechenschaft schuldig ist.

So ist im christlichen Alterthum und Mittelalter das göttliche Recht und die göttliche Einsetzung der Könige verstanden worden. Nie und nirgends lag darin der Begriff einer absoluten, d. h. völlig von allen Schranken der Pflicht oder von Gott und dem Gesetze der Gerechtigkeit und Liebe losgebundenen Gewalt, und wenn die allgemeine Kirche den Völkern die Ehrfurcht vor dem von Gott stammenden Amte der Könige als einen Satz des christlichen Glaubens einschärft, so hat sie auch niemals unterlassen, andererseits den Königen und Herren dieser Welt die schweren und ernsten Pflichten ihres Amtes vorzuhalten. — „Der König", sagt das sechste zu Paris gehaltene Conzilium, „wird also genannt vom Rechthandeln (rex a recte agendo vocatur), denn wenn er fromm, gerecht und barmherzig regiert, wird er nach Verdienst ein König genannt; wenn er es daran ermangeln läßt, ist er kein König, sondern ein Tyrann. — Es ist aber insonderheit ein königliches Amt, das Volk Gottes zu regieren, es mit Billigkeit und Gerechtigkeit zu lenken und dahin zu trachten, daß Friede und Eintracht erhalten werde. Der König soll zuvörderst ein Schirmherr der Kirchen und der Diener Gottes, der Wittwen, der Waisen und der übrigen Armen,

so wie aller derer seyn, die es bedürfen. Auch soll man wissen, daß der Grund, aus welchem er das von Gott anvertraute Amt verwaltet, nicht in den Menschen, sondern in Gott liegt, dem er für dieses Amt, so er übernommen, am Tage des schrecklichen Gerichtes Rechenschaft geben wird. — Und es soll kein König meinen, daß ihm das Reich von seinen Voráltern verliehen worden sey, sondern er soll demüthig und wahrhaft glauben, daß Gott es sey, der es ihm gebe. *) — — — Es ist nöthig, daß jeder Gläubige einer solchen Gewalt zum Heil und zur Ehre des Reiches, wie das Glied dem Haupte gebührende Hülfe leiste, und dabei mehr auf Fortgang und Nutzen und Ehre des Reichs, als auf weltlichen Gewinn sehe." **) — Diese Bedeutung legt die Kirche auch in die Krönung der Könige, durch welche die göttliche Einsetzung derselben versinnlicht wird. — „Es ist gut", sagt das römische Pontifikalbuch in dem die Krönung begleitenden Rituale, „daß wir Dich zuerst an die Last erinnern, zu der Du bestimmt bist. Heute empfängst Du die königliche Würde,

*) Diese Bestimmung schließt begreiflicherweise den rechtmäßigen Erbgang nicht aus, sondern sagt, richtig verstanden, nur, daß kein Herrscher sein Reich und seine Regentengewalt für ein absolutes, nach bloßer Lust und Laune zu verwaltendes Eigenthum ansehen, sondern der höchsten Quelle aller irdischen Rechte und Güter, der göttlichen Fügung immer eingedenk seyn möge. — Dieselbe Regel gilt überhaupt für jeden Menschen, in Beziehung auf jedes andere irdische Besitzthum.

**) Die Kirche schärft hier jedem Unterthanen die Pflicht der christlichen Liebe ein, um Gottes willen den Nutzen und das Wohl des Ganzen, dem isolirten Privatvortheil vorzuziehen. — Dieß ist der Weg, den die christliche Lehre einschlägt, um den starren Gegensatz zwischen dem Privatrechte und dem Gemeinwohl auszugleichen oder zu mildern. Sie wirkt dabei auf das Innere, auf Gesinnung und Gewissen, während die pseudophilosophische Staatslehre dem absoluten „Staate" das Recht beilegt die Gerechtigkeit um des Nutzens willen aufzuopfern, und jede Aufopferung durch äußern mechanischen Zwang herbeizuführen.

wahrlich einen erhabenen Platz unter den Sterblichen, aber voll von Gefahr, Arbeit und Mühe. Denn wenn Du erwägst, daß alle Gewalt von Gott ist, durch den die Könige herrschen, — so wirst Du auch über die Dir anvertraute Heerde Gott Rechenschaft geben müssen. — Zuerst sollst Du fest an der Frömmigkeit halten. — Die Gerechtigkeit, ohne welche keine Gesellschaft lange bestehen kann, sollst Du für Alle unerschütterlich verwalten. Die Wittwen, die Waisen, die Armen und Schwachen sollst Du gegen jedwede Unterdrückung vertheidigen. — Gegen Alle sollst Du Dich kraft Deiner königlichen Würde wohlwollend, sanft und zugänglich erweisen". — In dieser Weise hat die wahre Kirche, weil sie sich ihres göttlichen Auftrages bewußt war, ohne weltliche Furcht und Schmeichelei das göttliche Recht und die Einsetzung der Könige begriffen, — sie hat, wie sie den Völkern den Gehorsam predigte, niemals unterlassen im feierlichen Momente der Besitzergreifung des Thrones, dem von aller irdischen Gewalt unabhängigen Herrscher in ungeschmückten Worten seine Abhängigkeit von dem höchsten Herrn der Welt vorgehalten, — sie hat im Namen Gottes die Völker den Gehorsam, aber die Fürsten nicht minder eindringlich ihre heiligen Pflichten gegen ihre Völker kennen gelehrt. In dem auf beiden Seiten erweckten Bewußtseyn dieser gegenseitigen Pflichten sah und sieht sie die wesentlichste, ja die einzig wahre Garantie der beiderseitigen Rechte und es gehört die ganze Unredlichkeit und leichtgläubige Gedankenlosigkeit eines von Gott abgewandten Zeitalters dazu, diese Lehre und diesen Glauben als eine Begünstigung des Despotismus, als eine systematische Unterdrückung der rechtlichen Freiheit der Völker zu schmähen. —

Gehen wir indessen in der Geschichte auf den Zeitpunkt zurück, wo das Mißverständniß des göttlichen Rechts zuerst als Doctrin entstand und sich in einzelnen Erscheinungen immer weiter zu einem wahrhaft antichristlichen System, (wie z. B. in Hobbes Leviathan) ausbildete, so ist in der That nicht zu leugnen, daß dieser mit der unglücklichen Glaubens-

spaltung des 16ten Jahrhunderts nicht bloß äußerlich zusammenfällt, — sondern daß der eigentliche Grund und die Wurzel jenes Verkennens der wahren Natur und Bedeutung des göttlichen Rechts der irdischen Obrigkeit, recht eigentlich in dem Abfall von der sichtbaren Kirche zu suchen ist. Faktische Gewaltthaten und Verletzungen der Gerechtigkeit gegen eigene und fremde Unterthanen, gegen andere unabhängige Herren; gegen die Kirche und ihre Diener sind kraft der sündlichen Natur des Menschen so alt als die Welt, und auch das Mittelalter hat Beispiele solcher Verirrungen vom Pfade des Rechts in Fülle aufzuweisen. Aber die Ausbildung des unrechtlichen und gewaltthätigen Factums zur Doctrin, die consequente Entwicklung der letztern, der beharrliche Versuch den finstern Irrthum durch das zu beschönigen, — was die Quelle alles Lichtes ist, durch die Offenbarungen Gottes, — dieses traurige Phänomen des Festwerdens der Verirrung und Verwirrung tritt erst seit jenem Zeitpunkte in's Leben. Und wie könnt es anders seyn? Denn wer sein Ohr hartnäckig der Stimme derer verschließt, die Gott gesandt hat, der versteht auch nicht das göttliche Wort, und es wird ihm zum Fluche, was in sich eine Quelle des Segens ist. —

Das Mißverständniß des göttlichen Rechts der Könige hat sich nothwendig und unvermeidlich an den Bruch mit der Erblehre der Kirche und an den Versuch anschließen müssen, das geschriebene Wort allein als die Quelle der christlichen Glaubenslehre benutzen zu wollen. Man hielt den Buchstaben fest, — aber losgerissen von dem Zusammenhange der Lehre, und des Lebens. — So ist es geschehen, daß sich nach zwei verschiedenen Seiten hin ein gefährlicher Irrthum der Lehre entwickelte, der wie ein Krebs um sich fressend nach und nach das Leben nach allen Richtungen hin vergiften mußte. — Man hat in neueren Zeiten der Glaubensspaltung des 16ten Jahrhunderts den Vorwurf gemacht, daß sie die Quelle der revolutionären Theorien unserer Tage sey, und gleichzeitig den scheinbar entgegengesetzten: daß sie einen Despotismus

in's Leben gerufen, den kein früheres Zeitalter jemals gekannt. — Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß auch andere von jenen religiösen Verirrungen ganz unabhängige, weit ältere Ursachen auf die Entwickelung jener pseudophilosophischen, revolutionären wie despotischen Staatslehre hingewirkt haben, — mit welcher jetzt Europa im Kampfe liegt; — wir wollen eben so wenig leugnen, daß es gerechte und milde protestantische Herrscher gegeben habe und noch giebt — die kraft einer glücklichen Inconsequenz der menschlichen Natur hoch über dem Prinzip der Lehre ihrer Glaubensgenossenschaft stehen, — aber wenn wir nicht von diesen Erscheinungen des Lebens sondern von den Doctrinen sprechen, so sind jene Vorwürfe beide im vollsten Maaße gegründet. —

Beim ersten Entstehen des Protestantismus treten bereits jene zwei gänzlich verschiedenen Richtungen desselben auch in das politische Leben. Beide stehen auf der gemeinschaftlichen, negativen Basis der entschiedenen Leugnung der sichtbaren Kirche. —

Die eine derselben geht von dem Prinzip der Gleichheit und Freiheit aller durch den Geist Gottes Wiedergeborner aus, und überträgt die Verwerfung der Autorität, die Auflehnung gegen Alles, was Gehorsam auf Erden heißt, consequent von dem geistlichen und kirchlichen Gebiete auf das des weltlichen Staats. — „Das ganze Volk ist heilig und in ihm ist der Herr“. (IV. Buch Mosis 16 V. 3.) Dieß war auch ihr Wahlspruch mit dem sie jeder höhern Macht und Obrigkeit den Krieg auf Leben und Tod erklärte und dem zufolge jedes göttliche Recht, irgend eines Fürsten und Herrn, recht eigentlich als eine Erfindung des Teufels befehdete. — Papstthum, Königthum und Adel floßen in dem Bilde, welches auf dem finsteren Hintergrunde des Geistes dieser Schwärmer sich abspiegelte, in Eins zusammen und waren gleichmäßig und folgerecht der Gegenstand eines und desselben Hasses. — Unter den Streichen dieser Parthei fiel im 17ten Jahrhundert der Thron des

Königs von England in Trümmer und Karl's I. Haupt auf dem Blutgerüste. —

Eine zweite Richtung leugnet zwar auch das göttliche Recht der Vorsteher und Lenker der Kirche, die der heilige Geist berufen hat, die Heerde Christi auf Erden zu weiden; aber nur um das göttliche Recht der irdischen Herrscher auf die äußerste Spitze zu treiben. Es ist kaum glaublich, aber wir werden in einem andern Zusammenhange die Beweise liefern, wie protestantische Hoftheologen die Stelle, wo Samuel den Israeliten die Gewaltthaten voraussagt, (Buch Samuelis Cap. 8, V. 11. deren sich kriegerische Könige schuldig machen würden, wörtlich und buchstäblich für einen Vollmachtsbrief nehmen, den Gott allen Königen ertheilt habe, bis ans Ende der Zeiten. Diese Richtung beginnt damit: aus der göttlichen Einsetzung der Fürsten, die Verwerflichkeit der nicht minder von Gott verliehenen Kirchengewalt des Papstes und der Bischöfe zu folgern, — schließt daraus weiter, daß der irdischen Macht das Regiment der Kirche, die directe oder indirecte Anordnung der Lehre und des Gottesdienstes, gebühre und betrachtet in unmittelbarer Anwendung dieses Prinzips zunächst, das Eigenthum der Kirche als gute Beute der weltlichen Macht. — Es kann hier nicht davon die Rede seyn dieses System, welches ohne Rettung darauf hinführt die Kirche zum Fußschemel des Staates zu machen, dort zu bestreiten, wo es sich auf dem Gebiete des Protestantismus selbst hervorgebildet hat, nachdem die Trennung von der wahren Kirche einmal bewirkt worden; im Gegentheil ist dieses Regiment unter solchen Umständen so gut und vielleicht besser noch als manches andere, weil es mit Maaß und Schonung angewendet, dazu gedient haben mag manche Reste christlicher Erinnerung und wenigstens den Schein einer äußern Ordnung zu retten. Allein vergessen wir nicht, daß es zuerst und ursprünglich die allgemeine, von Christus durch die Apostel gestiftete Kirche war, gegen die diese Lehre und Praxis in Bewegung gesetzt wurde, und daß eben dieselbe Doctrin die Mutter aller ge-

waltsamen „Reformation" in allen den Ländern ist, wo die Staatsgewalt ihr huldigte. — Das göttliche Recht der Könige wurde hier als Deckmantel und Grund zu einem mit List und offener Gewalt geführten Kampfe gegen das göttliche Recht der Kirche benutzt, — und dieß war und ist der Punkt, an den sich alle weitern Mißverständnisse, falschen Auslegungen und Uebertreibungen jenes, in seiner einfachen und reinen Wahrheit so überaus einleuchtenden Grundsatzes anheften. — War nämlich dem also begriffenen göttlichen Rechte der weltlichen Gewalt das Recht der Kirche und ihrer von Gott geordneten Obrigkeiten selbst nicht mehr heilig, — war es diesem gegenüber ein absolutes — wie hätten weltliche Rechte aller Art neben solchen Ansprüchen noch ferner auf Unverletzlichkeit rechnen dürfen! — Die Folgerung, daß, weil das Recht der Obrigkeit ein göttliches sey, jedes irdische ihm ohne Widerstand und Zaudern weichen müsse, kann nicht blos aus jener ersten schiefen Annahme eines unbedingten göttlichen Rechts der weltlichen Herrscher gegen die Kirche gezogen werden, leider ist sie auch nach Ausweis der Geschichte schon frühzeitig daraus gezogen worden, obwohl in vielen Ländern, besonders in Deutschland, die Consequenzen dieses Princips sich erst spät und langsam entwickelten, oder auf halben Wege stehen blieben. Noch später hat es dann einer noch schonungsloseren Begründung des Absolutismus durch die Idee des absoluten Staates Platz gemacht, der freilich jedwede Rechtfertigung durch Berufung auf die heil. Schrift verschmäht.

Wir behalten uns vor, höchst interessante Beispiele pseudoreligiösen Absolutismus in spätern Artikeln anzuführen.

XIX.

Briefe eines Rheinländers über Berlin.

Erster Brief.

Sie fragen, lieber Freund! wie denkt, wie spricht man unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Berlin? Welche Stellung nimmt die preußische Königsstadt in der Mitte unseres Vaterlandes ein? was hat Deutschland von ihr zu hoffen oder zu fürchten?

Ich begreife, daß Sie großes Gewicht auf die Beantwortung dieser Frage legen, wenn Sie auch nicht geneigt sind, die Bedeutung, welche Berlins Stimme auf das Schicksal unseres Volkes übt, zu überschätzen. Denn Sie wissen, die Reden, die man dort in den Salons oder unter den Linden führt, üben, wenigstens gegenwärtig noch nicht, eine solche Autorität daß man sie am Rheine oder an der Donau, wie die Damen, die Moden von Paris, unbesehen als allgemein gültiges Gesetz anerkennt und sich unverzüglich in die wechselnden Launen der glänzenden Hauptstadt fügte.

Es ist wahr, Viele zweifeln nicht im mindesten daran, und insbesondere gehören die Berliner selbst in dieser Hinsicht keineswegs zu den Sceptikern, daß nämlich Berlin die erste Stadt Deutschlands, und wenn auch nicht politisch doch im Reiche der Geister sein Haupt und seine Mitte sey, die in allen Fragen der Intelligenz den Ton angebe. Und zu leugnen ist in der That nicht, daß die glänzende Rolle, welche Preußen im letzten Akte des heroischen Epos unserer Zeit gespielt, einen hellen Strahl auf seine Hauptstadt geworfen und daß die Regierung sich es angelegen seyn ließ durch einen Verein von Männern, deren Name stets mit Ehre in der Geschichte deut-

scher Geistesbildung und Wissenschaft genannt werden wird, den mit dem Blute ihrer Heere erkauften Ruhm auch in den Zeiten des Friedens zu bewahren. So ist es ihr denn auch gelungen, daß Berlin im Urtheile des Auslandes nicht nur vor allen deutschen Städten den ersten Rang einnimmt, sondern daß man es in der That für sein Herz ansieht, von wo das Licht des Geistes sich über die andern Provinzen ergieße. Wollen daher Engländer und Franzosen, von den Russen gar nicht zu reden, deutsche Sitte, deutsche Wissenschaft und Kunst, kurz den deutschen Geist, über den so mancherlei wunderliches bei ihnen verlautet, kennen lernen, wo gehen sie anders hin, als eben nach Berlin. Haben sie dieses gesehen, dann kehren sie getröstet nach Hause, und es scheint ihnen das Uebrige kaum eines Blickes im Vorübereilen werth. Sie glauben, es sey entweder nur ein Miniaturbild von jenem oder die Kräfte, die sich dort, wenn auch politisch gebunden, doch unter dem Lichte einer freien Intelligenz reicher und lebendiger entwickelt, schlummerten hier noch in ihrem schweren Winterschlaf, dem kommenden geistigen Frühling entgegenharrend. Vor allem aber liegt der Süden, Bayern und Oesterreich einer alt ehrwürdigen Ueberlieferung gemäß unter dem Interdicte der Touristen und Zeitungs-Geographen. Es sind dies unwirthbare Polarländer der Intelligenz, in steten Nebel gehüllt, von ewigem Schnee bedeckt, und bewohnt von Völkerschaften, die in direkter Linie von den Siebenschläfern abstammen. Halb aus rohen Kyklopen, halb aus feinen Fäaken zusammengesetzt, schwelgen die Unglücklichen in allen Genüssen des sinnlichen Menschen, während sie in allen geistigen Beziehungen auf den untersten Stufen menschlicher Bildung stehen, und gleichsam mißlungene Versuche der Mutter Natur im Gebiete der geistigen Vegetation darstellen. Aberglaube und Despotism führen die schwachsinnigen, unausgebildeten Geschöpfe an ihrem Gängelbande, die Aermsten sind noch nicht einmal zum Bewußtseyn dessen gekommen, was ihnen fehlt und in dumpfen unverständlichen Tönen einer ungebildeten Natursprache stammeln sie

die Gedanken ihres engen Ideenkreises. Es sind Eskimos, die sich ihre Hütten in den Schnee gescharrt haben, und dort bei der Thranlampe sitzen und den dünnen Faden ihres kümmerlichen Lebens abspinnen oder sich Pfeile zuschnitzeln gegen die Sonnenkinder in den Ländern protestantischer Aufklärung.

Sie werden mir vielleicht einwenden, diese Schilderung sey lustig zu lesen, aber in hohem Grade übertrieben. Indessen will ich sie nur, was z. B. Oesterreich betrifft, auf ein Blatt verweisen, was nicht an der Spree oder der Elbe, sondern an den Ufern des Maines erscheint. Ich meine den fränkischen Merkur. Sie wissen dies Journal huldigt seinem Grundprinzipe nach dem modernen Liberalismus, dabei aber ist es keineswegs übertrieben rigoros, es haßt von ganzem Herzen alles Ultrawesen, weiß sich zu schmiegen und zu biegen und verehrt als oberste Macht die Göttin, welche die alten heidnischen Römer mit dem ausdrucksvollen Namen der Fortuna hujus diei bezeichneten. Unwillkührlich, wenn ich es zur Hand nehme, fällt mir daher immer der gestiefelte Kater ein, wie er sich in das grüne-grüne Gras legt und ganz artig zu schlafen scheint, während er auf die zarten Rebhühnchen für den Grafen Karrabas lauert, oder ich muß an den Wolf denken, wie er mit Rothkäppchens Stimme und eingezogenen Krallen dem guten Großmütterchen vorlispelt, wie er dasselbe so erstaunlich freßlieb habe. Diesen gestiefelte Kater also, der unter dem harmlosen Titel eines reisenden Merkurius durch die Welt passirt, benutzt man nicht selten in Berlin, um ihm einige Briefe in die Tasche zu stecken, die er dann um so richtiger und leichter an ihre Adresse besorgt, da er bekanntlich durch seine geschmeidige Behendigkeit im verwichenen Jahre die Gunst erlangt hat, daß er von den Stellen auf Regiekosten freien Zutritt erhält.

Hier also läßt sich ein Berliner Correspondent Nro. 128 unter dem dritten Mai über die Angelegenheiten Posens vernehmen. Er sucht den Vorwurf zu widerlegen, den man wegen einer sogenannten Germanisirung der polnischen Natio-

nalität seiner Regierung im Gegensatze zur österreichischen in öffentlichen Blättern gemacht hat. Da meint er bei der Verschiedenheit der Regierungsgrundsätze beider Regierungen habe ein solcher Vergleich ungemein viel Schiefes und nun läßt er sich über die Regierungsgrundsätze Oesterreichs in einem Tone wie er einer gewissen Klasse Berliner Arrogants recht eigenthümlich ist, also vernehmen: „Will man den Adel in seinem alten Ansehen erhalten, und sind Gesetze vorhanden, nach welchen die Institutionen vergangener Jahrhunderte in Kraft sind, stützt die Herrschaft sich auf die Privilegirten und macht die Hörigkeit, der Zehntenzwang, ein langer Militärdienst, der Stock und eine Reihenfolge ähnlicher Einrichtungen die Masse zu einem trägen, stumpfen Elemente, das an unterwürfige Dienstbarkeit gewöhnt ist, so mag man die geknechtete Menschheit zu nichts Höherem befähigt halten, nichts daran ändern wollen.“ Im grellen Gegensatze zu dem Loose dieser geknechteten österreichischen Menschheit steht alsdann das Loos der preußischen, und die Regierungsgrundsätze lauten nach dem bescheidenen Berichte des Berliners hier also: „In einem Staate aber, wo die Gesetzgebung jeden seiner Bürger, den ärmsten wie den Höchsten, gleich frei und zur Erlangung jeder Ehre und Würde berechtigt erklärt, dessen erste Diener zum Theil dem Bürger- ja selbst dem Bauernstande entsprossen sind, dessen Streben dahin geht, Unterricht und Wissenschaft, Kunst und Kulturfleiß überall zu verbreiten, der sein Volk zum Soldaten durch einen ehrenvollen, ausnahmslosen Militärdienst bildet, dessen höchste Sicherheit in der Liebe seiner Unterthanen zum Regenten, dessen Macht in dem Schutz seiner Bürger, den Landwehren, ruht, und dessen meisten Institutionen aus dem Geiste der letzten Dezennien hervorgegangen, kann man die alten Ansprüche des Adels, die Erhaltung vermorderter Rechte gegen die Forderungen der Zeit und der Grundsätze der Gesetzgebung nicht schützen. Was man irriger Weise ein Germanisiren nannte, ist eine Heraufbildung der in vielhundertjährigem Drucke erstarrten und in Schmutz, Trunk, Dummheit und Aber-

glauben verwilderten, unteren Stände zu einer besseren Erkenntniß ihrer Menschenwürde und ihres Werthes, als Bürger eines organisirten Staates. Der Posensche Edelmann kann nicht begreifen, wie auch der Bauer frei und ein Mensch seyn kann."

Sie müssen gestehen, wo man eine so deutliche Erkenntniß von der eigenen Vortrefflichkeit besitzt und dabei in seinen Bestrebungen zum Besten der unterdrückten geknechteten Menschheit über Andere so schnöde und wegwerfend urtheilt, wie dieser Berliner Reformator, da ist es wohl billig und gerecht, wenn man an jene Vortrefflichen seiner Seits nun auch den Maaßstab strenger Gerechtigkeit anlegt, denn von jeher hat die eigene Ueberschätzung in der Welt nicht als der beste Weg gegolten, die Schätzung Anderer zu erlangen. Und Sie werden es gewiß, eben so wie ich, zum öfteren erfahren haben, daß manche Leute in hohem Grade gegen so Vieles, was Berlin in der That Großes und Schönes unleugbar besitzt und worauf jeder Deutsche stolz seyn kann, ungerecht und gefühllos wurden, weil sie das ganz unerträgliche Schellengeklimper des übertriebenen, ewigen Selbstlobes, dessen man dort gar nicht müde wird, zurückstieß.

Wollen Sie nun auch ein ähnliches Urtheil über Bayern, so dürfen sie nur eine ganz kürzlich erschienene Geographie von Deutschland nachlesen, die noch überdieß ihrem Plane nach für den Jugend-Unterricht bestimmt ist. Dieselbe führt den Titel: Teutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit und seinen früheren und jetzigen politischen Verhältnissen, geschildert von K. L. A. von Hoff. Gotha bei Justus Perthes 1838. Dieser Geograph beurtheilt Oesterreich allerdings etwas respektvoller und macht ihm verschiedene Complimente, die im höchsten Grade von dem Urtheile des Berliners abstechen, aber wahrscheinlich eigentlich seiner Zensur gelten von wegen des Absatzes; dagegen muß Bayern den Sündenbock „evangelischer Toleranz" abgeben. „In dem ältern Theile von Bayern, sagt er S. 202, „ist wohl die Volksbildung am

längsten zurückgeblieben. Dort hat Absonderung vom großen Weltverkehr, Pfaffenthum und Bigotterie das Fortschreiten zum Bessern lange Zeit hindurch gehemmt, und die seit Maximilian Josephs Zeit zum Besten des Volkes getroffenen Einrichtungen werden — auch wenn ihnen nicht entgegengearbeitet wird — (??!!) eines nicht kleinen Zeitraums bedürfen, um für das Allgemeine sich wirksam zu zeigen, bei der ohnehin etwas schwerfälligen Natur des Volkes. Der Gegensatz der gebildeten Klassen mit den unteren ist dort noch sehr stark.“— Wer aber ist an all diesem Unglück Schuld, als eben wieder die katholische Kirche, die sich nach seiner Ansicht, zum großen Nachtheile der Menschheit, gegenwärtig noch überdieß in einer privilegirten Lage befindet, denn S. 228 stimmt er hierüber sein Klagelied folgender Maaßen an: „die Bestimmung der Bundesakte ist nur der römischen Kirche und ihren Anhängern günstig, deren Emporkommen in den evangelischen Ländern sie fördert, den evangelischen Bewohnern der katholischen Länder hat sie keinen Vortheil gebracht. — In den katholischen Ländern hat der Regent kaum eine Stimme in den Angelegenheiten der Kirche, diese liegen mehr oder weniger, sogar durch Concordate mit dem römischen Stuhl geregelt in den Händen des intolerantesten(!) Klerus und selbst des Pabstes(!!) und dem besten freisinnigsten Fürsten sind dort die seinigen gebunden. Daher sehen wir jetzt in evangelischen Ländern katholische Kirchen wie Pilze aus der Erde emporsteigen, während in den katholischen jede Freiheit, jede Begünstigung für den Gottesdienst der Bekenner der evangelischen Lehre mit den schwierigsten Kämpfen errungen werden muß, auch wohl nur durch Bettelei bei auswärtigen Glaubensbrüdern bewirkt werden kann. Wir sehen aufs Neue Klöster errichten und den Unterricht der Jugend in die Hände der Mönche geben. Selbst manche in katholischen Ländern für die Angelegenheiten der evangelischen Kirche bestehenden Behörden dieses Bekenntnisses scheinen mehr geneigt Rückschritte

und Verfinsterung zu befördern, als der Duldsamkeit und einem freisinnigen Volksunterrichte die Hand zu bieten. Es ist nicht zu leugnen, daß der Zustand der katholischen Glaubensgenossen, die einem evangelischen Regenten angehören, ein glücklicher und der Zustand evangelischer Glaubensgenossen unter einem katholischen Regenten in religiöser Hinsicht ein unglücklicher ist.“ Ohne Zweifel haben Sie selbst schon oft gelesen, wie man uns unaufhörlich den Vorwurf macht, wir suchten das erloschene Feuer des Religionshasses wieder anzufachen, und protestantische Fürsten ihren katholischen Unterthanen zu verdächtigen, und diese mit ihrer Lage unzufrieden zu machen; ich möchte aber doch in der That wissen, wo in einem katholischen Lehrbuche für die Jugend, und nicht in einem Zeitungsartikel, den die aufgeregte Stimmung des Augenblicks eingegeben, etwas Aehnliches mit so nackten Worten ausgesprochen wäre, wie hier. Man wird sich jenseits auch nicht daran stoßen und es hinnehmen, als ob es sich von selbst verstünde; und auch wir finden in dieser Sprache scheinheiliger Toleranz nichts Absonderliches, denn wir sind sie seit lange gewohnt.

Doch bei der Prosa läßt man es nicht bewenden, auch die Poesie muß dem Aufgebote des großen Landsturmes dienen. Ich mache Sie hier nur auf einen Vers aufmerksam aus Stägemann's Festgedicht für die bekannte Berliner Feier des Auszugs Friedrichs. Es wurde gedruckt an alle Theilnehmer des Festes vertheilt, und darin heißt es mit einer schalkhaften Schmeichelei auf Bayern:

„Mönche, weg! weg, Undankbare!
Die des Unheils Saaten streu'n,
Und der Zwietracht Schlang im Haare,
Weit umher Verderben dräu'n,
Um den Kampf der dreißig Jahre
Und den Tilly zu erneu'n“.

Dieß dichtete man zur Feier eines Festes, bei dem der Oberstlieutenant von Maliscewsky einen Toast auf Deutschlands Einigkeit ausbrachte!

Wenn ich nicht irre, so war es ein ritterlicher deutscher Mönchsorden, dem die deutschen Ostländer ursprünglich das verdanken, was sie sind; einem Mönchsorden gehört auch unser gegenwärtiger Papst, Gregor XVI., wie bekannt ist, an: wer nach diesen Prämissen die Undankbaren und die Zwietrachtstifter seyen, die Mönche, oder Geographen und Dichter, wie die angeführten, überlasse ich gern dem Urtheile eines Jeden; nur sey es mir erlaubt, die als Richter zu perhorresciren, welche die Toleranz auf der Zungenspitze, die Leidenschaft aber im Herzen führen.

Bei diesem Stande der geographischen Kenntnisse dürfen wir uns daher auch nicht wundern, wenn die reisenden Gentlemens durch die Länder der Anthropophagen nach Berlin eilen, um Deutschland dort in seiner Blüthenkrone, am Sitze seiner höchsten Bildung kennen zu lernen. Die Berliner ihrer Seits aber müßten in der That keine Berliner seyn, wenn sie so unhöflich wären, ihre Gäste in diesem unschuldigen Vorurtheile zu stören. Wissen sie es ja doch meist selbst nicht besser, und hat es der Urgroßvater sie nicht anders gelehrt, als daß sie die Trefflichen, die Intelligenten, die eigentlich Gebildeten der Nation sind; und in diesem Punkte sind die Getheilten so ziemlich Alle einer Meinung. Nur ist es ihnen noch immer nicht ganz gelungen, das übrige Deutschland, welches einen etwas schwerfälligen Begriff hat, hievon zu überzeugen. In Wien, in München, in Stuttgart, Frankfurt, Karlsruhe, in Mainz und Köln und Münster nimmt man von den in Berlin gerade herrschenden Meinungen und Moden in der Religion, Politik, Wissenschaft und Kunst mit großer Kaltblütigkeit Notiz, und denkt an nichts weniger, als von dort seine Uniform zu beziehen, und sich in seinem gewohnten, guten oder bösen Wege irren zu lassen.

Sie werden mir gewiß zugeben, daß es in unserer Zeit vorzüglich die periodische Presse ist, die den großen Bildungsmittelpunkten zum Werkzeuge dient, ihren Einfluß über einen größeren oder kleineren Umkreis zu verbreiten. Die Journa=

listik aber kann gerade zur Bestättigung dessen, was ich eben bemerkte, dienen. Keine Zeitschrift erscheint in Berlin, deren Stimme in Deutschland irgend als entscheidend und national angesehen würde.

In wissenschaftlicher Hinsicht lag es allerdings ursprünglich im Plane der Blätter für wissenschaftliche Kritik sich des obersten Richterstuhls, von dem keine Appellation mehr gelten sollte, zu bemeisteren. Aber daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist in Deutschland mehr als hinreichend gesorgt. Börne suchte die schuldlose junge Berlinerin durch sein Manifest schon in der Wiege zu erwürgen; doch es hätte seine Proscription nicht bedurft. Der deutsche Michel, den von Gottsched und Basedow an so viele Hofmeister in die Schule genommen, ließ sich in seinem Phlegma nicht stören, er hörte mit großer Gelassenheit eine Weile der neuen Hegelschen Manier zu, und ließ es im Uebrigen beim Alten bewenden. Die Zeitschrift erhielt ihren Platz neben ihren zahlreichen Geschwistern angewiesen; von einer wissenschaftlichen Beherrschung der öffentlichen Meinung war nicht ferner die Rede; Alles, was sie erreichte, war, daß sie sich allerdings vor den meisten übrigen ihres gleichen eine gewisse Achtung zu verschaffen wußte, die ihr die strengere, ernstere Haltung und das Vermeiden der üblichen Seichtheit und Gemeinheit erwarb. Dieß konnte aber nicht einmal hinreichen, ihnen eine selbstständige Existenz gegen die Wechselfälle mangelnder Theilnahme zu sichern. Was indeß bei uns nichts Neues ist. Konnten ja selbst die Horen unter der Leitung der ersten Dichter der Nation sich kaum auf die Dauer eines Jahres fristen. Auch mit dem Loose der Wiener Jahrbücher dürfen sich die Berliner trösten, denn auch diese haben hierin vor ihnen nichts voraus. Nur durch die Sprache scheinen sie dem Occident, durch den Inhalt aber dem Orient anzugehören, und können daher gleichwenig Anspruch auf Herrschaft in dem einen, wie in dem anderen machen.

Im politischen Gebiete ist es bekanntlich die Staatszei-

tung, die, wie ein neuerer Staatsmann sich ausdrückt, mit der ganzen Heiligkeit eines offiziellen Charakters das große Wort führt. Von einer Autorität aber, die dieselbe auf das Urtheil des zeitungslesenden Publikums in den 38 Souverainitäten, die den deutschen Bund zusammensetzen, geübt hätte, werden Sie um so weniger etwas gemerkt haben, als das Blatt, nach seinem bisherigen Plan, sich selbst keine Meinung, wenigstens nicht direkter Weise, erlauben durfte, sondern einzig die Thatsachen zu berichten hatte. In der neuesten Zeit hat die Regierung ihre Meinung in dieser Beziehung bedeutend modificirt; ob aber der neue Plan ausführbar sey, ob sie an Einfluß gewinnen werde, und ob die Wahl ihres Redacteurs eine glückliche, den gegenwärtigen Umständen angemessene sey, dies ist eine andere Frage. Ohne Zweifel war es die Absicht der Regierung, in der Staatszeitung dem Publikum nicht nur über die Thatsachen zu berichten, sondern auch sein Urtheil auf eine ruhige Weise, wie sie sich für ein offizielles Organ schickt, zu berichtigen. Die neue Redaktion scheint aber diese Absicht so wenig verstanden zu haben, daß man, nach ihren ersten Blättern zu urtheilen, glauben könnte, ihr Ideal eines Regierungsjournals bestünde darin, den Lesern ein Anekdoten-Magazin aller Scandale und Aergernisse in der katholischen Kirche darzubieten. Die elendesten Schweizerblätter, deren Namen sie selbst nicht einmal zu nennen wagt, bringen nichts der Art zu Markte, was nicht die Berlinerin in der ganzen nativen Plattheit nacherzählte, während sie sich doch für berechtigt hält, in einem Anfall übelen Humors, der Augsburger Allgemeinen Zeitung „einen unbegreiflichen Mangel an Kritik", mit dem bekannten Selbstgefühl vorzuwerfen. Aber auch abgesehen von dieser persönlichen Incapacität, der die Regierung durch eine neue Wahl leicht abhelfen kann, ist die Stellung eines offiziellen Redakteurs in einer Zeit, wo, wie in der unsrigen, die Meinungen so entschieden einander entgegentreten, von vornherein eine höchst ungünstige, ja ich möchte fast sagen, eine gänzlich

unhaltbare, so bald er das Feld der polemischen Discussion, namentlich in religiösen Fragen, betritt. Hören Sie meine Gründe.

Die Majorität der Einwohner im preußischen Staate ist bekanntlich protestantisch. Will nun die Regierung nicht nach den strengen Consequenzen der Religionsgleichheit, wie wir ein katholisches und ein protestantisches Conversationslexikon haben, auch zwei Staatszeitungen, oder gar eine Universalkirchenzeitung gründen, so wird sie dieselbe, wie bisher, durch einen Protestanten in protestantischem Sinne redigiren lassen. Tritt dieser nun mit einem gewissen Grade von Billigkeit und Gerechtigkeit in streitigen Rechtsfragen und mit Mäßigung und Schonung auf, so werden einmal die Protestanten murren; sie werden ihn einen Kryptokatholiken nennen und in die Welt hinausschreien, die Jesuiten hätten sich nun auch der allgemeinen Preußischen Staatszeitung bemächtigt. Glauben sie nicht, dieß sey eine Uebertreibung, denn hat nicht die Zeitung von Riga und die von Hanover und das Frankfurter Journal gerade diese lächerliche Beschuldigung gegen das Berliner politische Wochenblatt erhoben und zwar zu einer Zeit, wo die katholischen Mitarbeiter sich schon von ihm losgesagt hatten und es höchstens durch sein Schweigen zu erkennen gab, daß es nicht unbedingt allen genommenen Maßregeln zustimme. Wenn demnach das bloße Schweigen in den Augen einer fanatischen Parthei zum Verbrechen wird, als was würde ihr alsdann ein Wort der Gerechtigkeit erscheinen. Ueberdieß würde das Blatt bei einer so gemässigten anständigen Haltung riskiren für langweilig zu gelten und seine Leser zu verlieren, denn der große Pöbel verlangt für seinen abgestumpften Sinn reizende Speisen, Pikantes und je größer das Scandal, je größer der Applaus.

Tritt dagegen der Redakteur entscheidend auf, gibt er wirklich Scandal zum Besten, nimmt er als handelnde Person, wie die Götter des Homers, in seinem geheiligten Charakter einer offiziellen Person Theil an dem Kampfe der Sterb-

lichen, dann wird sich die Unzufriedenheit der Katholiken laut gegen den unbefugten Streiter erklären. Die Leidenschaften werden sich nur noch mehr hierüber, als über eine neue Ungerechtigkeit erhitzen und die Opposition der nicht offiziellen Journale sich gegen ihn erheben. Gegen diese, die frei über alle Waffen gebieten, steht er in seiner Staatskleidung im entschiedensten Nachtheile, da er jedes Wort auf der diplomatischen Wage im Ministerium des Innern und des Aeußern, ehe er es ausspricht, abwägen muß, und dabei doch noch riskirt, desavouirt zu werden. Will nun die Censur dem mit irdischem Staub befleckten und rings bedrohten Gotte zu Hülfe eilen, unterdrückt sie jeden Widerspruch in den inländischen Blättern, und verbietet sie die ausländischen, in denen er seine Zuflucht sucht, dann wird sich einmal nicht so leicht Jemand dazu hergeben, einen wehrlosen Gegner zu bestreiten, hat die Regierung aber endlich ein williges Werkzeug, tale quale, gefunden, so hat ihr Defensor schon allen moralischen Kredit verloren, ehe er nur begonnen. Er wird Niemand bekehren, sondern nur reizen, und eine stete Gährung durch den verbissenen Unwillen unterhalten. Die Unzufriedenen werden daher nur um so gieriger nach den auswärtigen Blättern greifen, denen gegenüber die Regierung dann im doppelten Nachtheil steht. Denn einmal sind diese dem speziellen Interesse des Landes fremd, sie kennen nur das eigene provinzielle, und das des gesammten Vaterlandes, dann sind sie weniger gut unterrichtet und häufigen Mystifikationen um so mehr ausgesetzt, als sie sich durch das Verbot gereizt fühlen. Sie sehen ihre Unterdrückung als eine Erklärung an, daß sie es mit einem Gegner zu thun haben, der sich dem Rechte und der Vernunft verschließt, und an die nakte Gewalt appellirt. Während sie früher ein Verbot besorgend, selbst ihre Censur ausgeübt, halten sie sich nun an keine Rücksicht mehr geknüpft, und führen mit bitterem Grolle und verderblicheren Waffen den Kampf fort. Bei den erleichterten und vielfachen Communicationsmitteln aber ist es beinahe unmöglich, das Verbot gegen sie streng durch-

zuführen, also daß die Regierung durch eine Aufsicht der Art, die überdieß immer etwas Gehässiges hat, bei ihrer Nutzlosigkeit noch obenein die Ehrfurcht schwächt, die den Gesetzen gebührt. Gegen diese zahlreichen Nachtheile können dann unmöglich Artikel einen Ersatz bieten, die Niemand liest, weil Jeder schon im voraus weiß, was ihr Inhalt seyn wird.

Was ich Ihnen hier schreibe, sind keine Abstraktionen, es sind Erfahrungen, die Jeder Ihnen bestätigen wird, der das Unglück hatte, in das innere Getriebe des Journalwesens, einer Krankheit unserer Zeit, einen Blick zu thun. Will demnach ein offizielles Blatt sich nicht auf den einfachen, aktenmäßigen Bericht des Faktischen beschränken, will es einen Einfluß auf die Meinung gewinnen, so bleibt ihm nichts übrig, als wenn es mit Vermeidung aller religiösen Polemik dem Publikum officielle Notizen über die innere Verwaltung mittheilt und die Grundsätze erläutert, welche die Regierung dabei geleitet, in so weit sie dieses für zweckmäßig hält. Das Für und Wider bleibt alsdann den anderen Blättern zur mehr oder minder freien Discussion überlassen. Aber gerade in dieser Hinsicht hat die Staatszeitung bisher nur Geringfügiges geleistet, wie sie denn auch zu einer derartigen Leitung keinen Professor der Theologie, sondern einen gründlichen Geschäftsmann, der in der Staatsökonomie und in der Justiz Bescheid weiß, bedürfte.

Wie sehr sie sich auch wundern werden, so ist es doch richtig: das Berliner politische Wochenblatt, das einzige Journal, welches von den dort erscheinenden politischen keine bloße lokale Bedeutung hat, erscheint, was Freiheit der Bewegung betrifft, unter nicht minder ungünstigen Verhältnissen als die Staatszeitung, und diesen ist es vorzüglich, wenn auch nicht allein, zuzuschreiben, daß es keine größere Wichtigkeit erlangt hat. Denn wie hoch man seinen Einfluß auch in den höheren Kreisen der Societät anschlagen mag, so ist es ihm doch nicht gelungen, im Großen auf die Gesinnung des Volkes zu wirken. Der Kreis seiner Leser ist ein fast geschloßener, der we-

der durch neue Bekehrungen gewinnt, noch durch große Desertionen verliert. Das Ungünstige seiner Lage aber anlangend, so ist diese im höchsten Grade sonderbar und wird Ihnen gewiß ganz unglaublich vorkommen. Ein Blatt, das mit strenger Consequenz und aufrichtiger Ueberzeugung die Principien der reinen Monarchie verficht, das eine leicht zu gewinnende Popularität dieser Ueberzeugung zum Opfer gebracht hat und allen Bekennern der Volkssouverainität zum Gräuel geworden ist, gilt anerkannter Maaßen in einem Lande, das der Sprachgebrauch des modernen Liberalismus mit dem Namen einer absoluten Monarchie bezeichnet, für ein Oppositionsblatt und unterliegt dem gemäß vielleicht einer strengeren Censur, als manches jener Organe, deren Grundsätze es als der Monarchie gefährlich bekämpft! Unter dieser höchst entmuthigenden Constellation sieht es sich denn nothwendig darauf reduzirt, seine Gegner, die es daheim binden, in Spanien, Portugal, England und Frankreich anzugreifen oder seine Waffen gegen das absolutistisch-liberale Element in den deutschen Constitutionen zu kehren, über die eigenen Angelegenheiten aber ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten. Daß die Privatgunst und Unterstützung hoher Gönner für diesen Mangel freier Bewegung in keiner Weise irgend Ersatz leisten kann, leuchtet ein, so wenig wie unter der Restauration die persönliche Hofgunst der Bourbonen die französische Geistlichkeit für die nationale Opposition entschädigen konnte. Seine Mitarbeiter befinden sich gewissermaßen in einem Verhältniß wie Don Carlos; denn während seine Feinde von den Protektoren der Revolution anerkannt sind und offen jede Unterstützung erhalten, nehmen die, deren Rechte er verficht, Anstand, ihn auch nur anzuerkennen. Indem das Wochenblatt aber also ohne Unterlaß den Gegnern mit schonungsloser Bitterkeit den Spiegel ihrer Sünden täglich vor Augen hält, der Fehlgriffe der Freunde aber kaum mit einem verstohlenen Winke gedenkt, erhält es selbst den Schein einseitiger Ungerechtigkeit. In einen engen Kreis eingeschlossen, der

aus inneren, hier nicht zu erörternden Gründen, noch enger wird, müdet es sich und seine Leser ab, so daß es, wenn ich nicht irre, in der letzten Zeit weit eher ab= als zugenommen, obschon es vielleicht mit mehr Kenntniß und Talent redigirt wird, als die meisten anderen deutschen, politischen Blätter im protestantischen oder katholischen Deutschlande; eine Superiorität, die selbst seine liberalen Gegner durch ihr Stillschweigen oder auch offen anerkennen. Namentlich aber könnte es, was Takt betrifft, der neuen Redaktion der Staatszeitung unbedenklich empfohlen werden, denn statt das Roß zu reiten, läßt diese sich im Bügel über Stock und Stein, durch Koth und Morast dahin schleppen, ohne daß sie es in ihrem heiligen Eifer gegen Jesuiten oder Ultramontane, wie sie die Katholiken nennt, auch nur merkte.

Ist diese Stellung dem Wochenblatt nachtheilig, so ist sie es auch für die Monarchie selbst. Zum Besten der Beamten=Aristocratie sieht sie die Besprechung der inneren Angelegenheit denen entzogen, die ihr jedenfalls mit unbedingter Treue ergeben sind, und muß es sich nun gefallen lassen, daß ausländische Blätter der schlechtesten Sorte, wie das Frankfurter Journal oder die Leipziger Allgemeine, sich derselben bemeistern. Diese aber haben kein anderes Interesse, als daß der Scandal und Spektakel nur recht groß werde, indem sie selbst in dem Maaße an Wichtigkeit gewinnen. Zum Lohne ihrer Treue müssen alsdann die Vertreter der Monarchie sich wehrlos jede Schmähung in diesen Blättern gefallen lassen, die noch obenein durch die Mittheilung offizieller Aktenstücke einen offiziellen Charakter gewinnen, während ihnen selbst Schweigen auferlegt ist, aus Furcht, man möchte ihre Mittheilungen für offiziell halten. Daß ein hoher Grad von Selbstverleugnung und Patriotismus dazu gehört, auf so erniedrigende Bedingungen hin die Vertheidigung einer Sache fortzuführen, sieht wohl jeder ein.

Uebrigens ist der Grundsatz, wonach die Censur die Discussion über das unmöglich oder unthunlich macht, was Jedem gerade am nächsten am Herzen liegt, ein allgemeiner,

der sich, gelinder oder schärfer angewendet, auf alle politischen Blätter in Preußen erstreckt und dessen Absicht ursprünglich dahin gieng, die Verhandlung der Staatsangelegenheiten, so viel wie möglich, der periodischen Presse und ihren meist tumultuarischen und oberflächlichen Debatten zu entziehen, damit dieselbe keine die Regierung beaufsichtigende Gewalt im Staate werde. Ob dies aber auf die Dauer in einer Zeit haltbar sey, wo die Presse sich mehr oder minder schon in Besitz gesetzt hat; wo Jeder bei der gestatteten Besprechung auswärtiger Verhältnisse sogleich die Nutzanwendung auf die inneren macht und was er in den eigenen vermißt, in fremden Blättern mit doppelter Begierde sucht, dies ist eine Frage, die man, wie Ihnen vielleicht schon bekannt seyn wird, gegenwärtig in Berlin verhandelt, ohne daß man noch zu einem bestimmten Resultat gekommen ist. Man experimentirt und zieht die Zügel bald straffer an, bald läßt man sie nach, wie es die Eindrücke des Tages mit sich bringen. Denn ein consequent durchgeführtes Princip ist in unserer Zeit etwas höchst Seltenes und in Berlin dürfen Sie es am allerwenigsten suchen. Wird hier irgend ein Entschluß gefaßt, so können Sie sicher seyn, daß schon am anderen Morgen in der frühesten Frühe von irgend einer Seite Einspruch geschieht, es beginnt alsdann ein Unterhandeln, was in der Regel mit einem Jüste Milieu endet. Da wo so viele entgegengesetzte Elemente sich beständig neutralisiren, könnte es auch in der That kaum anders seyn.

Wenn wir nun von dem politischen Gebiete auf das religiöse übergehen, so kann auch hier gewiß nicht von einem Uebergewichte der Berliner evangelischen Kirchenzeitung über ihre evangelischen Schwestern in Deutschland die Rede seyn. Wie wäre dies auch möglich? bei den zahllosen Spaltungen der Confession, die sich die evangelische nennt, kann jede Zeitschrift nur auf die von ihr repräsentirte Fraktion irgend eine Autorität ausüben, von den übrigen wird sie, als eine falsche Führerin, wenig beachtet werden. — Von den diis

minorum gentium vielleicht ein andermal. Sie sehen hieraus, wie Berlin keineswegs einen so entschiedenen Einfluß auf die deutsche Gesinnung besitzt, daß man es mit einem Scheine von Wahrheit den geistigen Mittelpunkt unseres Vaterlandes nennen könnte. Bis es dahin kömmt, dürfte noch viel Wasser die Spree hinablaufen, und die Spree fließt, wie aller Welt bekannt ist, so langsam, daß man oft nicht weiß, ob sie hinauf oder hinab läuft. Das Verhältniß von Frankreich zu Paris und das von England zu London ist hiermit gar nicht zu vergleichen. Beide Städte, ins Besondere Paris, üben in der That, außer der politischen, auch eine geistige Suprematie aus. Daß aber weder Berlin, noch irgend eine andere deutsche Stadt etwas Aehnliches besitzt, darin liegt durchaus kein Vorwurf. Es kam mir nur einzig darauf an, den wirklichen Thatbestand festzusetzen und das hoffentlich zum allgemeinen Frommen, denn nichts verführt so leicht zu falschen Schritten und unangenehmen Enttäuschungen, als wenn man seine eigene Bedeutung überschätzt und so auf Streitkräfte rechnet, die man nur in der Einbildung besitzt. Daß aber in diesem Stücke die Einbildungskraft der Berliner eben nicht gering ist, und große Elastizität gegen die Lehren der Erfahrung besitzt, davon gibt Ihnen jeder Tag die Beweise.

Was aber ist, so fragen Sie vielleicht, der Grund, daß weder Berlin noch eine andere Stadt größern Einfluß gewinnen konnte? Das ist leicht zu deuten. Einmal tritt uns als ein charakteristischer Zug unseres Volkes und seiner Geschichte von ihrem frühesten Beginnen an, die Behauptung der individuellen Freiheit gegen die Centralisation der Macht, entgegen. Wir finden die alten Germanen nicht nur in ewigen Kriegen gegen das römische Joch, sondern auch für die Selbstständigkeit der einzelnen Stämme unter einander stets zum Kampfe bereit. Sie vereinigen sich in Zeiten der Gefahr zu größeren oder kleineren Völkerbünden, ohne daß sie einem Stamme die allgemeine Oberherrschaft gestatteten. Und auch später, als viele der edelsten und kräftigsten Stämme in den römischen

Kriegen, in innern Kämpfen und in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen waren, bewahrte doch die Nation auch in ihrem geschwächten Zustande diese Liebe für die einzelne Selbstständigkeit so fest, daß sie aus dem Kaiserthum ein Wahlreich machte, dessen Haupt die Stammfürsten in freier Wahl kürten, und zwar so, daß die Krone im Laufe der Jahrhunderte von Stamm zu Stamm in der Reihe umgieng. Aus diesem Gefühl war alsdann auch der deutsche Rechtsgrundsatz hervorgegangen, daß der Sieger dem Ueberwundenen in seinen eigenen Angelegenheiten sein eigenes Recht und Herkommen ungekränkt ließ. Daher denn jene Unzahl von Particularrechten, die zum Theil noch bis in die neueste Zeit bestanden haben. Hiermit steht ohne Zweifel auch im engsten Zusammenhang die reiche Entfaltung unserer Sprache in so viele einzelne Mundarten, deren so manche sich noch bis auf den heutigen Tag in ihrer ganzen ursprünglichen Reinheit erhalten haben. Nicht minder ist auch die eigenthümliche politische Gestaltung unseres Vaterlandes, als eines Bundesstaates, so vieler in ihren innern Angelegenheiten selbstständiger Glieder eine Frucht dieses noch immer lebendigen Sinnes. Bei einem so tief gewurzelten Hange nach Selbstständigkeit im Rechte und in der Sprache, darf es darum Niemand Wunder nehmen, wenn sich die gleiche Erscheinung auch auf dem Gebiete der Intelligenz zeigt, und hier die Eigenthümlichkeit der einzelnen Stämme und Provinzen in ihrer geistigen Ausbildung gegen jede Diktatur irgend einer Stadt protestirt und sich in keine Uniform der wechselnden Mode einzwängen läßt.

Dies ist aber nur der eine Grund, der mit unserem Nationalcharakter zusammenhängt, ein anderer liegt in dem Charakter unserer Zeit. Diese ist eine in sich selbst zerrissene und gespaltene, die aller Autorität widerstrebt, indem Jeder sich so viel wie möglich auf sich selbst setzt und von hier aus den Nachbarn bekämpft und niederreißt, was dieser oder sein Vorgänger aufgebaut. So spaltet sich Alles und das Gespaltene versplittert sich abermals. Wie nach den Berechnungen

der Statistiker auf eine gewisse Anzahl von Seelen ein Bäcker und ein Schlächter kömmt, so haben sie auch ihren eigenen Philosophen und Theologen und Dichter und ihre besondere Dorfzeitung. Wo Alles sich aber also isolirt, wie schwer wird da irgend eine universelle Wirkung. Jeder Schriftsteller hat gegenwärtig in Deutschland seinen Leser und jeder Leser wieder seinen Schriftsteller und so bleibt auch den großen verhältnißmäßig nur ein kleiner Kreis von Zuhörern; und Der muß in der That mit der Stimme des Donners reden, wenn die in ihre babylonische Conversation vertieften Zeitgenossen einen Augenblick, statt auf sich, auf ihn hören sollen. Wären also auch die Berliner Docenten andere Propheten, als sie wirklich sind, so müßten sie doch mit diesem harthörigen Geschlechte große Geduld haben. Ohne Zweifel wissen sie dies auch selbst, sie lassen es aber doch nicht an Predigen fehlen nach dem Vorbilde des heiligen Antonius, der den Fischen und des Beda Venerabilis der den Steinen gepredigt, nur fehlt ihnen die Heiligkeit und so bleiben umgekehrt die, denen sie predigen, stumm wie die Fische und unbeweglich wie die Steine.

Deutschland ist mithin nichts weniger als ein Miniaturbild von Berlin, mit größerem Rechte könnte man vielleicht sagen: Berlin sey ein Miniaturbild von Deutschland. Aber es ist, wie ich Ihnen in einem folgenden Briefe zeigen werde, ein im hohen Grade unvollständiges. Denn Manches, was die einzelnen deutschen Provinzen im Großen besitzen, besitzt Berlin nicht einmal im Kleinen, so daß auch diese Vorstellung unrichtig scheint. Wenn es demnach eine lächerliche Täuschung ist, zu glauben, Berlin beherrsche die deutsche Gesinnung, so ist es doch nichtsdestoweniger im höchsten Grade wichtig, die Berliner Gesinnung zu kennen. Denn Berlin ist jedenfalls der politische Mittelpunkt desjenigen von den deutschen Bundesstaaten, der die meisten Deutschen in sich befaßt. Seine Stimmung über innere und äußere Angelegenheiten, die sich unwillkührlich den höchsten Gewalten, deren geistige Atmos-

sphäre sie bildet, wenn nicht mittheilt, doch auf sie einwirkt, wird daher immer in der Schicksalswage unseres Vaterlandes von schwerem Gewichte seyn. Dann ist Berlin die größte Stadt des protestantischen Deutschlands und welche Stellung es der katholischen Kirche gegenüber einnimmt, dies wird nicht ohne Rückwirkung auf die übrigen Protestanten seyn. Endlich ist die Hauptstadt Preußens auch einer der ersten Sitze deutscher Wissenschaft, wie nahe aber unser Geschick in jeder Beziehung auch mit dem Gange unserer Wissenschaft verknüpft sey, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Der Friede, der Wohlstand und die Ehre von Deutschland ist daher in mancher Beziehung in seine Hand gegeben. Dieß leugnen zu wollen, wäre eine nicht minder beklagenswerthe Illusion, als die der Berliner, wenn sie glauben sollten, unser Vaterland würde nur den Aussprüchen ihrer militärischen Laune blindlings folgen und ein anderes Gericht, als das der Gerechtigkeit, anerkennen oder im Geistigen einer anderen Autorität huldigen, als die, welche von dem Geiste und nicht von einer geistreichen Frivolität ihre Weihe empfangen.

Doch ich muß schließen, nachdem ich Ihnen auf ihre eigentlichen Fragen noch so gut wie nichts gesagt. Nächstens werden Sie aber mehr von mir hören. Zwar sollen die Wege in gegenwärtiger Jahreszeit schlecht seyn und die Postwagen oft umschlagen, ich hoffe indeßen doch, daß dieser Brief an seine Adresse gelangt. Damit ihn aber das Frankfurter Journal nicht etwa ungesetzlicher Weise aus den Händen der Justiz in die Publicität einschmuggelt, so lassen Sie ihn in die historisch=politischen Blätter aufnehmen.

Gott befohlen.

Ihr ergebenster

******

XX.

Weltlage.

Die politische Begründung der früheren Ordnung.

(Schluß.)

2.

Das Römische Element.

Anders wie um die germanische Ordnung ist es um die römische bestellt. Das römische Wesen war von Anfang an und durch und durch ein städtisches Wesen, und ruhte als Solches auf dem Gewerk, und selbst nur auf dem Ackerbau, in wiefern auch er die Natur eines Gewerkes hat. Rom aber war keine Stadt wie andere Städte, es strebte vom Ursprung herein die Städtestadt zu werden; so ließ es die Gewerke, die in's Leben gehen, zur Seite liegen, und pflegte sich Jene, die diesem seinem Zwecke entsprachen. Das römische Gewerk war vor Allem das der Herrschaft, d. i. der Durchsetzung des eigenen Machtgebots; dann um dazu zu gelangen, der Krieg, d. i. die Siegesfindung; neben diesem zuletzt die Gerichtshegung, für die Rechtsfindung und Rechtsweisung, damit das Gewonnene auch behauptet werde. Der Krieg aber fordert Führer, die da leiten, und Heeresmassen, die da streiten; das Gericht solche, die da als Richter das Recht sagen, und Partheien, die es sich gesagt seyn lassen; die Herrschaft endlich Gewalthaber, von denen dies Machtgebot ausgeht, und Unterthanen, die es sich gefallen lassen. Die städtische Innung hat sich also in Meister und Gesellen, Patrizier und Plebejer getheilt; jene haben ursprünglich die Führer, Richter und Gebieter, diese die militärisch, juristisch und politisch in Unter=

würfigkeit arbeitsamen Bürger in sich beschlossen. Die patrizische Einheit sohin, und die jeder solchen Einheit zugetheilte Vielheit der Plebejer, bilden die beiden wurzelhaften Elemente römischer Ordnung; die also eine wesentlich und bis zum tiefsten Grunde Gezweite ist.

Der Patrizier, das erste Glied in dieser Ordnung, erbaut nun sein Haus auf römischer Erde. Er fühlt sich nicht, in seiner Eigenschaft als Naturproduct, ein Erzeugniß dieser Erde; er ist anderwärts oben im Gebürge bei Reate Aboriginer gewesen, und gelöst von diesem seinem ursprünglichen Standort, hat er sich in die Siebenhügelstadt verpflanzt. Das Forum ist jetzt sein eigentlicher Boden, an ihn ist er in seiner Eigenschaft als Urbürger gewiesen; er siedelt daher auf städtischer Domaine, und treibt nun von Klein-Rom, seiner Hausburg, die er innerhalb der Umhegung seines Antheils sich erbaut, seine Wurzeln in den Naturboden hinab. Ist die Burg errichtet, dann besetzt er sie mit Sclaven und Knechten, in die beiden Familien, die urbana und rustica in ihren Ordnungen getheilt, damit sie ihm den städtischen und den Felddienst besorgen mögen. Ist das Alles wohl bestellt, dann läßt er die Braut sich zuführen, damit sie als mater familias ihm, dem pater familias, zur Seite trete, und das neugebaute Haus, durch Kinder, die sie ihm gebährt, bevölkere. Und so nun, als Quirite mit der Lanze bewehrt, am Heerde niedersitzend, herrscht er von da als Hausvater mit unbedingter Macht. Verschleiert, gegürtet, die Spindel in der Hand, ist aber die Gattin Caja ihm dem Cajus, von dem Brautführer zugeführt worden. Die kleine Quirinlanze hat der Quiritin zuvor das Haar gestrählt; auf dem Schaafsfell stehend hat sie dann von ihm, nachdem sie durch Salbung der Thüre bösen Zauber abgewiesen, von ihm die Schlüsselgewalt erlangt; darauf hat sie als Speisemeisterin in der Confarreatio mit ihm vom Kuchen gekostet; in Gegenwart der Priester haben beide gemeinsam ihre Symbole, Feuer und Wasser berührt, und so ist sie als die Domina dem Dominus

angetraut. Aber ihre Herrschaft ist nur eine übertragene; denn das Feuer duldet keines andern Elementes Gewalt neben sich; sie ist daher in des Mannes Obergewalt gegeben, er straft als Richter ihre Vergehen, und mag mit der Strafbaren, unter wenig Beschränkungen, nach Willkühr verfahren. Größer noch ist die Gewalt, die er über die Kinder und ihre ganze Deszendenz ausübt; sey es, daß er durch Adoption sie angenommen, oder daß er, wenn sie die Gattin ihm geboren, dadurch, daß er sie an die Brust gelegt, sie als die Seinigen anerkannt. Er kann sie aussetzen, einkerkern, peitschen, dreimal nacheinander verkaufen, ja, nach eigenem Urtheil tödten, wenn er strafbar sie gefunden. Am unbeschränktesten endlich ist die Macht, die er über Sclaven und Knechte übt: als Sachen, Gegenstände des Besitzes, werden sie verkauft, verpfändet nach Wohlgefallen; er übt Strafrecht vom Peitschen bis zum Blutbann über sie und die Ihrigen; sie können nur ihm erwerben, und ohne seinen Willen nichts besitzen, noch vererben, und sind rechtlos um und um.

Dies Klein-Rom, also geordnet in seinem Hausstand als Element des größeren, wird aber nun auch als kleine Civitas, Element des großen städtischen Gemeinwesens, durch den Zutritt einer Anzahl von Plebejern, die durch das Band des Patronates und der Clientel mit ihm geeinigt sind. Der Client macht nämlich kein eigenes Haus, er gehört zum Hause des Patrons, in dessen Atrium er seine Stelle hat; er führt also auch ursprünglich nicht eigenen, sondern dessen Namen, dem er sich im gegenseitigen Wohlwollen verbunden findet. Er ehrt ihn mit Liebe und dient ihm mit Eifer; schont auch seines Vermögens nicht, um seiner Noth entgegen zu kommen, oder seine Würde aufrecht zu erhalten; besucht daneben die Seinen mit kleinen Geschenken, und erhält dagegen vom Herrn, als dem Speisemeister und Quästor im Hause, reichliche Gabe in Geld und Lebensmitteln, wird auch wohl zu seinem Tische gezogen. Also schon im Oekonomischen Ehreuglied seines Hausstandes, steht die Masse der

Clienten in der kleinen Civitas als die häusliche Plebs, dem patrizischen Hausherrn, Anfangs ohne die Möglichkeit eines Connubiums, auch politisch gegenüber. Der Hausherr, ausschließlich im Besitz der Rechtsformeln und der gebotenen und erlaubten Gerichtstage, findet, und weist daher dem Clienten das Recht als Prätor; er ist sein Feldherr und Führer in aller bürgerlichen Fehde, im Gesetze strenger Disziplin; er ist sein Censor, in wiefern er ihm Classe und häuslichen Rang bestimmt, den Sclaven freigebend, und den Freigelassenen nun unter die Clienten aufnehmend, nun den Undankbaren wieder zum Sclaven erniedrigend. Er ist endlich sein Herrscher, sein Dictator und sein König; als Solchen begrüßt er ihn früh Morgens, ihm Huldigung bringend, und begleitet ihn bei allem öffentlichen Erscheinen. Das Haus ist aber nicht blos Rathhaus, es ist endlich auch Tempel; es hat seine Schutzgötter, in den Laren, die, den wachsamen Hund zur Seite, im Lararium, am Hausaltare dem Heerde, ihre Stelle finden; und dann in den höhern Penaten, im Tiefinnersten des Gebäudes weilend; während der Hausherr selber, im Guten wie im Bösen, von seinem Genius sich umschwebt findet. Das ist nun die häusliche Kirche, der Patron ist pontifex maximus und rex sacrorum in dieser Kirche; die Matrona Priesterin und Hüterin des Feuers auf dem Hausaltare. Die Clientel aber selbst ohne eigenthümlich Heiligthum, ist dem des Hauses verpflichtet; an die Auspizien des Hausherrn angewiesen, und somit auch durch die Bande der Religion mit ihm verknüpft.

Aus solchen Elementen hat sich nun ins Große hinaus Rom in dem gleichen Typus erbaut. Die zunächst verwandten patrizischen Familien haben sich in ein Geschlecht, eine gens verbunden, mit gemeinsamen Heiligthümern, Rechten, Gewalten und Herkommen; alle Geschlechter rücken in dreißig Curien zusammen, die zuletzt in die drei Tribus sich einigen. Der Heerd der Stadt wird nun im kreisrunden Tempel erbaut, das heilige Feuer von den Vestalinen auf ihm gezün=

det, und der Vesta, der Schirmherrin des Gemeinwesens, geweiht. Darauf werden die Laren Roma's und ihre Wächter, die einheimischen Götter, insbesondere Mars Quirinus aufgestellt; während Jupiter und Juno, pater und mater patriae, in Mitte des Götterrathes, der hohen Consentes und der Dii majorum und minorum gentium, als Penaten der Stadt in ihrem Innersten, im cavum aedium, dem Capitole, ihren Sitz gefunden. Die Curien unter ihren Curionen, und die Tribus unter ihren Tribunen einigen sich dann in die Comitia curiata. Bei diesen sind im ältesten Rom alle Auspizien und Augurien; die Quelle aller Herrschaft und alles Rechtes, weil aus den einzelnen Brunnen in sie zusammenfließend, ist in ihnen geborgen; alle gesetzgebende und richterliche Gewalt findet in ihnen sich beschlossen. Die Priester also zuerst, sofort die Magistrate, der Senat vor Allen; dann früher die Könige, später die Consulen, Dictatoren, Zwischenkönige, Prätoren; Alle werden durch sie und aus ihrer Mitte gewählt, und eben so die Feldherren über das Heer bestellt.

Aber auch die Clientel hat ihrerseits zur Plebs, in gleicher ansteigender Verbindung, sich im Atrium der Stadt gesammelt; und da sie die Masse des Heeres bildet, und theils Zugebrachtes theils im Kriege Erbeutetes ihr allmählich zunehmende Bedeutung gewonnen, hat sie, schon unter dem sechsten König, mit den patrizischen Geschlechtern in die Theilung der Gewalt einzugehen angefangen, und diese gemeinsam mit ihnen in den Comitien nach Centurien ausgeübt. Der Census hat in diesen als Maaßstab zu der sechsfachen Classengliederung gedient; die Waffenart und die Streitesweise, zu Roß und zu Fuß, hat die Ritter, den Adel der Plebs, von der Masse der Gemeinen ausgeschieden; die Untertheilung des Heeres hat sich in den Centurien wiederhohlt. Dort nun wird im Verlauf der Zeit immer zunehmender Antheil an der Gewalt ausgeübt; insbesondere aber die Wahl der, ihrer Stufe in der Ordnung der Gewalten, entsprechenden Priester, Ma-

gistrate, Censoren und der Heertribunen, bald auch anstrebend der Consuln und höheren Magistrate vorgenommen. Es ist das wehrhafte Gesammtvolk, das sich hier im Heerlager des Friedens, wie dort im Felde, in dem des Krieges, in beiden Fällen also bewaffnet, zusammenfindet; nur mit dem Unterschiede, daß die Consulen, seine Feldherren, in der einen Versammlung ihm dienen, es aber ihnen in der andern unter der Schärfe der Kriegsgesetze dienstbar ist. Die Plebs, in solcher Weise zur Mitherrschaft einmal zugelassen, hat sich in ihr bald wohl zu befestigen gewußt, und im Gefühle immer steigender Kraft haben die Plebejer bald eigene Comitien, die dritten in der Ordnung, Comitia tributa, sich gewonnen; in denen sie unter Tribunen ihrer eigenen Wahl in ihre Tribus geordnet, nach und nach alle bürgerlichen Rechte: Stimmrecht, Wahlrecht, Ehrenrecht, Besitzesrecht, Priesterrecht und mit dem Connubium auch die der Gentilität sich erstritten, und bald auch die frühere Aristocratie in beinahe schrankenlose Democratie umgewandelt. Nun aber geht der ständische Kampf in Partheikampf über, der zu einzelnen Persönlichkeiten hält; die Bürgerkriege beginnen und enden mit dem Absolutism der Imperatoren, die, zugleich Consulen und Tribune, Oberfeldherrn wie Oberpriester, Censoren und Oberrichter, alle Gewalten in ihrer Hand vereinigen; während das Volk in die zinspflichtige Masse, unter den Publicanern gesammelt, und die streitbare unter dem Praefectus praetorio zusammengegangen.

Rom aber will nicht blos für sich bestehen, sondern Hauptstadt eines ganzen Reiches seyn, und dies Reich ist wieder auf demselben Grunde und in dem gleichen Gesetze, wie die Hauptstadt selbst erbaut. Rom hatte sich als Herz in Mitte dieses Reiches gesetzt; ein Herz, das da giebt und nimmt, und gebend und nehmend die Aneignung des Ungleichartigen vollbringt. So hat die Stadt in immer erweitertem Kreise die Bevölkerung ihrer Umgegend, Latiums, Italiens, der Provinzen an sich gezogen; oder zur Gleichheit der Rechte zuge-

lassen; und in abgeführten Colonien sie dann wieder in umgekehrter Bewegung in diesen Umgebungen angesiedelt, und so mit Munizipien und Colonien sich allumher umgeben. Diese, in Mitte ihrer in Bundesgenossenschaft oder Unterthänigkeit gehaltenen Provinzen hervorgerufen, und gleich ihrem Vorbild in Verbindung mit einem städtischen Landgebiet, eine eigene kleine Republik, die Diöcese darstellend, bilden allesammt zu vollkommenen Abbildern jenes Vorbildes ausgestaltet, ein durch das ganze Reich vertheiltes Städtesystem, in dessen Mitte Rom als Stadt der Städte, umgeben von diesen ihren natürlichen und adoptirten Kindern, allgebietend steht, und in dem sie den Weltkreis beherrscht. Der Stamm der Bürgerschaft ist in diesen Städten im Stande der Curie dargestellt, die aus dort ansäßigen größeren Landeigenthümern als Curialen gebildet, theils durch Erbfolge in den Geschlechtern dieser Curialen, theils durch ergänzende Wahlen aus Solchen, die mehr als 25 Morgen Landes besitzen, und gleich viele Jahre alt geworden, sich erhält. Wählend und wählbar zu allen städtischen Aemtern, sind ihre Versammlungen das, was die Comitien nach Centurien in Rom; und wie in diesen Patrizier und Ritter, als Höchstbesteuerte, zur Ausübung der Macht zusammenwirken, so tritt auch hier eine gleiche Wechselwirkung hervor. In der Curie und über ihr setzt nämlich noch eine sehr edle Curie, ein sehr glänzender Stand der Senatoren, aus Solchen sich zusammen, die als Erbadel ihre Würde von der alten städtischen Nobilität ableiten; oder sie als Ehrenadel durch die Imperatoren überkommen; oder endlich als Beamtenadel nach Durchlaufung aller städtischen Aemter am Ziele ihrer Laufbahn sie gefunden. Diese angesehenen und berühmten Senatoren also bilden das Patriziat in Mitte der Curie, die in ihrem Umkreise aus den Decurionen oder Curialen sich zusammensetzt, welche also analog den Rittern entsprechen. Beide nun, wenn auch in verschiedener Weise, der Curie hörig, und dem Staate für die Bezahlung der Auflagen pflichtig, wäh-

len in gemeinsamen Versammlungen, wie alle städtischen Magistrate und Beamten, so auch die Priester, insgesammt. Zuvörderst also die Duumvirn, den Consuln entsprechend; weiter die zehn Vorzüglichsten, als Verwaltungsbehörde den Vollziehungsrath der Curie bildend; endlich die städtischen Curatoren, etwa den Censoren analog. Die Plebs dann begreifend die größeren Eigenthümer, die nicht der Curie angehören, und die kleineren, die sie nicht aufnehmen konnte; dann auch gewissermassen die Colonen, die als Hintersassen den Größeren die Ackerlose bebauen; weiter neben den Beamteten, Lehrern, Künstlern und Handelsleuten, die verschiedenen Gewerke, die unter ihren Patronen in geschlossene Körperschaften, mit bestimmten Rechten und Verpflichtungen, eigene Glieder der politischen Ordnung bilden, und in Gemeinschaft mit der Curie im Comitium tributum, versammelt, außerhalb dem Stande der Curialen, den plebejischen Tribun, den Defensor der Stadt erwählen. Alles aber ist hörig in dieser Ordnung: der Colone seinem Ackerlose, jeglicher Handwerker der Innung, der Decurione der Curie und seinem Grundbesitz, der Cohortale seiner Waffe; Alles erbt castenartig vom Vater zum Sohne fort. Das also geordnete Gemeindewesen aber ist wieder in gleicher Hörigkeit mit Rom verbunden, und die Civitas Civitatum, die Waffenehre ihren Legionen, die Oberherrschaft und die Verfügung über allen Besitz, ihren Agenten vorbehaltend, lenkt, früher Beides verknüpfend, später, seit Constantin, das Militärische vom Bürgerlichen trennend, dies ganze Städtesystem, und in ihm alle Provinzen, zugewandte wie verbündete, durch jene Hierarchie, die von dem Präfecten, oder Dux der Stadt beginnend, durch den Comes zum Proconsul ansteigt, und im Praefectus praetorio sich in engster Einheit sammelt.

Solcher Art ist das Römerwerk gewesen; betrachten wir uns nun das Verhältniß näher, in dem es zu dem Germanischen gestanden, dann wird uns klar, daß, während das Letztere ein im Geist und Blut Gewachsenes gewesen, das Un-

dere als ein Erbautes diesem zur Seite steht. Wie im Mutterleibe sich die Seele im Aus und Ein, äußerlich durch die Doppelströmung im Blute ausgedrückt, ihren Leib, und sich an ihm vergliedert; so ist die deutsche Ordnung, gleich jeder primitiven, in einer gleichen Doppelbewegung zu Stande gekommen. Die Römische dagegen, eine dieser Aehnliche schon vorfindend und voraussetzend, hat aus ihr und über ihr zu einem Kunstwerk sich aufgebaut, das daher wohl in der Erde gründet, aber nicht wurzelt in ihr in dem Maaße, wie das Andere. Denn Künstlichkeit ist eben Charakter alles Städtischen; das wilde Gestein wird darum aus seiner Lagerstätte ausgebrochen, und der grünende Baum gefällt, um Haus und Mauer zu erbauen. Aus der Zusammenziehung der zwölf attischen Flecken ist Athen hervorgegangen; in ähnlicher Weise Rom. Die Altgeschlechter vom Gebürge, als sie in die Stadt hergesiedelt, und dort in Gilden sich zusammengethan, haben dadurch sich zu einem adelichen Volke für sich constituirt; das als Solches nach dem Gesetze des Erbrechts und freien Personenrechtes sich beherrscht. Ein Theil des Landvolkes ist nachgewandert, auch seinerseits das gewachsene Geschlecht in die kunstrecht gefügte Gilde überführend, und auch in sich die Anfänge eines Volkes bildend. Dies neue, zweite künstlichere Volk kann nun nicht in die früheren Naturverhältnisse zu dem vorgefundenen Ersten treten; es muß sich ein Neues, Zusammengesetztes bilden. Das patrizische Volk besteht gleichsam aus lauter Mittelpunkten, und Erbrecht und persönliches Recht wohnen ihm in einer centralen Weise ein; während das Plebejische aus lauter Bruchtheilen des Umkreises, in gleichsam peripherischen Rechten und Kräften, sich zusammenfügt. Das Letztere dem Ersten nothwendig untergeordnet, wird daher mit ihm zu einem zweifach zusammengesetzten Ganzen sich einigen. Jedes der beiden Elemente ist nämlich schon in einem Aus und Ein, das Höhere nur tiefer, das Untere flacher gefügt; jetzt verbinden Beide sich in demselben Gesetze eines, der Potenz nach gesteigerten Aus und Ein, auch zu ei-

nem gesteigerten Gebilde, so, daß also die römische Ordnung gleichsam das Quadratische zum Linienhaften in germanischer Gestaltung wird. Diese Verbindung hat zwischen den patrizischen Naturgöttern und den plebejischen späteren Abstracten statt gefunden; im Connubium hat sich in gleicher Weise auch das Geblüt verbunden; in der politischen Ordnung sind endlich die Comitien nach Centurien Ausdruck des einenden Bandes geworden; während in den Comitien nach Curien das patrizische Element nach oben, in denen nach Tribus aber das Plebejische nach unten vorwiegend erscheint.

3.

Verbindung und Durchdringung des Römischen mit dem Germanischen.

Im 640sten Jahre der Stadt, sagt Tacitus, hat sich zuerst der cimbrische Waffenlärm erhoben; von da bis zum zweiten Consulate des Imperator Trajanus zählen sich nah 210 Jahre; so lange Zeit wird schon an Germanien überwunden. Um die Mitte dieses Zeitraums war dies Germanien in der Weise seiner Ordnung durch Bundesgenossenschaften seine Stämme dahin gelangt, daß es seine Gesammtkraft unter zwei Häuptern, Armin und Marbod, gesammelt, und da durch der starken Roma auf der Höhe ihrer Kraft mit Glück das Gleichgewicht gehalten. Als aber beide Heergenossenschaften aneinander zerschellt, da löste sich wieder jene Gesammteinigung in kleinere Bündnisse; Germanien dadurch in seiner Kraft geschwächt, mußte zwei andere Jahrhunderte Streites durchgehen, in denen die Wage der Entscheidung ungewiß hin- und herüber wankte. Endlich am Ende dieses Zeitraums war der Kampf ausgestritten. Rom erlag, und wurde bis zur Beendigung des Lombardenzugs, fast wieder zwei Jahrhunderte lang, überwunden, und durch die Uebersiedelung der Sieger in's besiegte Land germanisirt. Beinahe der ganze Norden hatte sich über das Westreich ausge-

gossen, die germanische Ordnung also auch über die Romanische; und indem in dem großen Bildungsprozesse, der nun begann, die Eine die Andere durchdrungen, ist daraus eine neue dritte Ordnung der Dinge hervorgegangen, die also, da in ihr wieder ein neuer höherer Exponent an die frühere angetreten, gleichfalls unsere nähere Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Neues Blut wurde zum Alten zugegossen; sollte es zu einer dauerhaften Verbindung gedeihen, dann mußte es also zu einem neuen Connubium kommen. Das aber war nicht leichte Sache; der Stolz der Sieger, die Abneigung, das wehrhafte Blut mit dem dienstbaren zu vermischen, mußte erst überwunden seyn, ehe eine solche Verbindung möglich wurde. Diese Abneigung hatte z. B. im westgothischen Spanien das Gesetz hervorgerufen, das die Ehen zwischen Gothen und Römern förmlich verbot. Zwei Jahrhunderte hindurch hatte das Gesetz sich in Kraft erhalten; die Gothen mußten dadurch in der Halbinsel zu einem zahlreichen Volke erwachsen seyn, als Recared I. gegen Ende des sechsten Jahrhunderts es aufgehoben. Aber so groß war die wirksame Macht der Gewohnheit, daß das Gesetz unter den Nachfolgern wieder aufgelebt; erst, nachdem Chindaswinth die Verschiedenheit des Rechtes nach Verschiedenheit der Abkunft aufgehoben, wurde es von Receswinth auf immer abgeschafft. In ähnlicher Weise ist es im Langobardenreiche in Italien und dem der Westsachsen in Britannien zugegangen, ob auch in dem der Franken, scheint ungewiß. Im Momente des Eintritts des Connubiums hat aber überall die wechselseitige Aneignung angehoben, und es ist aus ihr ein dreifach zusammengesetzter Mittelschlag, das eigentlich vorherrschende Volk der neuern Zeit, hervorgegangen; und selbst das Stammland, besonders in seinen westlich und südlich angränzenden Gebieten, hat sich dieser Mischung nicht entzogen.

Eine gleiche Verbindung oder Durchdringung hat nun auch im Politischen statt gefunden. Ueber eine, schon aus

zweien Grundelementen zusammengesetzte Ordnung, hat ein drittes sich hergewälzt, und wie jene Ersten eine organische Verbindung miteinander eingegangen; so soll jetzt das Dritte mit diesem, also Geeinigten, eine neue, lebendig vergliederte Verbindung bilden. Es wiederholt sich also der Prozeß, der zuvor zwischen den beiden Bestandtheilen des Erstzusammengesetzten statt gefunden, jetzt zwischen diesem und dem Dritten hinzutretenden, damit ein Zweitzusammengesetztes daraus erwachse, in dem mit den Kräften auch die Gebilde künstlicher sich verschlingen. Als Resultat gehen dann an der ganzen Gestaltniß wieder drei Hauptmomente hervor, in deren Erstem das neue Germanische, im Andern das an Ort und Stätte hergebrachte Altromanische sich überwiegend zeigt, während im Dritten das dritte höhere Band für Beide gegeben ist.

Durch die Heergefolge oder durch den Heerbann hat die Eroberung sich gemacht, bisweilen hat sie mit dem Ersten angefangen, und mit dem Andern sich vollführt; ein Anderesmal sind die Zurückgebliebenen vereinzelt nachgewandert. Die Sieger, die Waffen niederlegend, haben nach der Römer Art einen Theil des gewonnenen Landes sich einräumen lassen: die Westgothen zwei Dritttheile, die Burgundionen eben so, dazu noch die Hälfte aller Gärten, Wälder und ein Dritttheil aller Sclaven; während Langobarden und Angelsachsen Alles in Anspruch nahmen. Das war nun die neue deutsche Erde im romanischen Ausland, und in sie wird das Heergefolge, und was von den Seßhaften durch des Führers Vermittlung zum Besitz gelangt, eingepflanzt. Nach den Gesetzen der Gefolgeschaft, wie Tacitus sie ausgelegt, ist es das Sacrament der Heergesellen, den Herzog zu schirmen, zu schützen und ihre Thaten in seinen Ruhm aufgehen zu machen; der Herzog streitet um den Sieg, sie aber um des Herzogs wegen. Sie also haben auch ihm die neue deutsche Erde erstritten, auf die Bedingung jedoch, daß, wie er sie früher mit dem Waffengeschmeide ausgezeichnet, so auch jetzt ihnen

auf dem Erstrittenen, je nach ihrer Stellung, eine Stätte einräume. Das Gewächs von jenseits wird also, auf den Grund dieser Uebereinkunft, wie mit seinem Wipfel in die neue Erde hinübergepflanzt; die Lebensbewegungen in ihm werden sohin eine allgemeine Umkehr erfahren. Denn wie dies Gewächs der Sippe zuletzt in das Kriegsgewerk des Comitates übergegangen; so hebt dieses, seinerseits wieder in der fremden Erde wurzelnd, aufs neue an zu grünen, und allmählich in einen Sippenbaum sich umzubilden. Die Uebersiedlung geschieht aber nun in derselben Gliederung, in der die Eroberung gelungen; das Feldlager hat sich nur über das neugewonnene Land ausgetheilt. Je nach Tausenden in Tiufadien, Fünfhunderten, Hunderten und Zehnungen, wie bei den Westgothen, oder in der Folge anderer Zahlen bei andern Stämmen, wandern die neuen Gäste in ihren Besitzstand ein; die Führer dieser Abtheilungen sind Häupter kleinerer Gefolgschaften, von diesen Zahlen umschrieben, die selbst wieder das engere Heergefolge des Oberführers bilden: also jedoch, daß Alle, bis zum Untersten hinunter, diesem in Unmittelbarkeit sich verbunden finden. Die Gemeinfreien, die außer dem Comitate mitgezogen, und sich gleichfalls freien Besitz, entweder durch das Schwert erkämpft, oder ihn durch Schenkung oder auch Kauf und Besitznahme ödgelegter Striche erworben, stellen sich, fortdauernd durch Immunität nach alter Art gefreit, auch nach heimathlich althergebrachter Weise, in der Fremde neben diesen auf. Das ist das eine Moment unter den dreien, in denen die neue Ordnung beginnt.

Das zweite wird durch das gebildet, was von der altromanischen Ordnung unverrückt geblieben, und fortdauernd haftet in dem Theile des alten Grundes, den die Eroberer ihm gelassen. Es bleibt also die frühere Eintheilung nach Provinzen; die alten Diöcesen um die Städte her werden in ihrem Bestand erhalten, und die Grundbesitzer im Reste ihres vorigen Besitzes gehandhabt; das Verhältniß der Knechtschaft, in dem ihre Leibeigenen, das der Hörigkeit, in dem

an die Wehrhaftigkeit des herrschenden Volkes die Fortdauer des Besitzstandes geknüpft erschien; während das Andere durch seine Geschmeidigkeit und Unterwürfigkeit, die rasche Schnelle, mit der in ihm das Machtgebot zum Vollzuge kam, und überhaupt durch die leichte Befriedigung, die die Centralisation der Herrschaft gewährt, ihnen sich empfahl. Diese zweiartige Solizitation mußte unausbleiblich und allmählich zu einer gegenseitigen Durchdringung der beiden Formen führen, so zwar, daß das germanische Element auf der einen Seite bis zu einem gewissen Grade sich romanisirte, während hinwiederum das Romanische am Anderen sich germanisirte. Diese gegenseitige Durchdringung mußte von der Mitte her, vom Königshofe, ihren Ausgang nehmen; weil dort die Brennpuncte der beiden Ordnungen sich am nächsten standen, und die gedrängtesten Interessen sich wechselweise mit Lebhaftigkeit fordernd, am frühesten eine solche Durcheinanderwirkung herbeiführen mußten. Von dort aus hat die Bewegung dann durch die untergeordneten Mittelpuncte durchgehend, bis zum Umkreis hinaus sich ausgebreitet, und so das Ganze allmählich in Mitleidenschaft hineingezogen.

Die Rückwirkung des Romanischen auf das Germanische hat aber nun in diesem zuerst das Lehnsystem hervorgerufen. Das Comitat, wie es eingezogen ins Römerland, ist rein germanische Institution gewesen. Des Königs Gefährten sind ursprünglich nicht durch Conscription zu ihm gezwungen worden, und haben daher auch nicht unter dem Zwange einer aufgelegten, harten Disciplin gestanden. Sie sind vielmehr freiwillig zu ihm getreten, und Treue gegen Huld zusagend, und in ein ganz persönliches Verhältniß sich zu ihm setzend, haben sie diese Disciplin sich selber aufgelegt; und indem jeder unter den Augen des Andern seine Handlungsweise offen am Tage hielt, haben sie den Vollzug der übernommenen Verpflichtung unter die Huth der Gesammtehre gestellt. Bei der Ueberwanderung ist nun zu diesem Elemente, die römische Idee der Abtretung eines Landestheiles und der Colonisirung

der Uebergewanderten auf ihm, hinzugekommen, und in der Verbindung beider Elemente ist die gemischte Idee hervorgegangen, das Abgetretene, vor Allem dem Haupte, dann aber auch der gesammten Genossenschaft anheimgefallen, sey zugleich öffentliche Domäne und Privateigenthum. Die Vermittlung dieses Widerspruches mogte nicht durch eine mechanische Theilung geschehen; sie konnte nur in einer lebendigen Durchdringung und einer dadurch begründeten, gradweise abgestuften, organischen Abgliederung sich vollziehen. Vom Haupte als der vorherrschenden Einheit geht diese Vergliederung aus; der König verträgt sich mit den andern Häuptern der Heergesellen über die Theilung des Besitzes, je nach größeren Loosen; und jeden mit seinem Antheil beleihend, überläßt er es ihm, mit seiner näheren Umgebung auf zweiter Stufe das Gleiche vorzunehmen, und die von ihnen Beliehenen wieder in ihre Loose einzuweisen: auf die Bedingung, daß sie nun wieder ihrerseits das Gleiche in noch engerem Umkreise wiederholen mögen, bis die Theilung endlich ihr Aeußerstes erreicht. Indem nun an die Verleihungen auch gewisse Leistungen und Verpflichtungen sich knüpfen, und also in der ganzen Reihenfolge jeder nach oben dient, nach unten gebietet; in der einen Richtung besitzt, in der andern besessen wird, hat sich das persönliche, bewegliche Verhältniß in einem stehenden Grundverhältniß consolidirt, ohne sich dadurch aufzuheben. Der Herzog im Comitate ist zu einem König geworden, herrschend über das Land, wie über die Leute; die Heergesellen aber haben sich in Vasallen und Genossen des Reiches umgewandelt.

Hinwiederum aber wird nun auch der nebenan liegende romanische Theil der Rückwirkung des germanischen sich nicht entziehen, und der Einfluß, den er von dort erfährt, wird sich durch alle Kreise, wenn auch nur allmählich, als ein Befreiender erweisen. Alle Romanen sind zwar unter denselben Verhältnissen der Dienstbarkeit übernommen worden, in denen die Einwandernden sie gefunden, und die Eroberung hat selbst

die früher Freien noch überhin zu ihr herabgedrückt. Aber das deutsche Prinzip, leben und leben lassen, schon allein mußte sich bald geltend machen. Ein erster Strahl der Freiheit fällt daher selbst in die umnachteten Regionen alter Leibeigenschaft hinunter. Der Herr darf den Sclaven wenigstens nicht mehr stümmeln und tödten, die Freilassungen werden häufiger, und die Gesetze tragen Sorge, daß die Freigelassenen nicht wieder unter schlechten Vorwänden zur Hörigkeit erniedrigt werden. Selbst ein Anfang der Waffenfähigkeit ist zugelassen in dem westgothischen Gesetze, das den freien Besitzern den achten Theil ihrer Sclaven zum Heerbann mitzubringen gebietet. Die römischen Colonen, die früher an das Gut der Besitzherren gefesselt, ihnen dasselbe bebauen mußten, werden jetzt von der Schölle gelöst, und in germanische Pächter, unter Bedingungen, wie schon Tacitus sie ausgelegt, umgewandelt. Gleiche Veränderung geht allmählig auch in den Städten vor. Wie die Erber in den Decurionen von der Curie entlassen werden; so hören auch die Werber und die Handwerker allmählich auf, dem Gewerke gebunden zu seyn, und indem das Kastenartige sich verliert, bilden sich die alten Collegien langsam in freie Zünfte um.

Vorzüglich um die Person des Fürsten her schreitet diese Umbildung in rascher Beschleunigung vor. Wie er seinem engeren Gefolge, dem Hofgesinde, den römischen König in nächster Nähe entgegenkehrt, und dadurch die Consolidirung am schnellsten bewirkt; so wendet er Allem, was von Romanischem ihm naht, den Herzog zu, und dieser wirkt alsdann befreiend und erhebend auf das Genahte ein. Selbst also die Hörigen, die in diesen Umkreis eingegangen, erhalten in der Berührung mit der Majestät eine Standesehre, in der die unteren Hofämter ihnen zugänglich werden; sie können Zeugniß geben und selbst wieder Hörige beherrschen. Die angeseheneren, einheimischen Geschlechter wurden ihrerseits schon früher zu jenem Hofgesinde zugelassen, und sind gleichfalls dadurch um einen Grad gesteigert worden in ihrer Geltung; und minder Ange=

schene, die sich ihnen angeschlossen, werden bald in dieselbe Steigerung aufgenommen. Das alte Patronatsrecht setzt sich nur in ihnen fort, und reicht bis zum obersten Gebieter hinauf: der alle in seiner Clientel befaßt. Dies Patronat, in immer weiteren Kreisen auch über die Freigelassenen sich ausbreitend, bildet, mehr und mehr germanisirt, zuerst das ganz persönliche Verhältniß in das von Dienstmannschaft zum Dienstherren um; das dann allmählich ins Lehnsverhältniß übergehend, zuletzt die beiden Arten des engeren Comitates, das germanische und romanische, zusammenschmelzt. Was am Oberhofe sich also angefangen, setzt sich durch die Unterhöfe fort, und gewinnt in dieser Weise allgemeine Ausbreitung durch das gesammte Reich. In demselben Maaße, wie im Oberhaupte der römische König und der deutsche Comitatsherr, in den andern Lehnsherrn aber der königliche Beamte und der Heergeselle zusammenwachsen, — im Fränkischen Reiche also zu oberst der römische praefectus praetorio mit dem zweiten Comitatshaupte im major domus, der praetor mit dem Oberrichter desselben im Pfalzgrafen; endlich die romanischen comites und duces mit den deutschen Caldormen und Centgrafen, — ebenso verbinden auch die beiden Völkerschaften politisch sich enger, und immer enger und Alles wird bald zu einem Guße, in dem, was früher in Widerwärtigkeit sich abgestoßen, sich jetzt in einem Dritthöheren zusammenfindet.

So hat sich dieses Werk in einer neuen, zusammengesetzteren Architectonik, nach einem anderen Princip, in einer neuen Säulenordnung und einer neuen Bogenstellung, in anders gefaßter Verbindung der verschiedenen Theile, allmählich ausgebaut. Man sieht, in der allgemeinen, historischen Folge dieser verschiedenen Ordnungen ist der Geist auf denselben Wegen vorangegangen, auf denen auch früher die Natur in ihren Bildungen hingeschritten. In diesem allmählichen Vorschritte hat diese nämlich erst die Gestaltungen der untersten Steinreiche hervorgerufen, in denen durchgängig je zwei und

zwei Grundelemente in einfachster Weise sich verknüpfen. Diesem ihrem urersten Wirken ist am nächsten zu vergleichen, was in jener ersten germanischen Urordnung bildend gewirkt. Darauf begegnen uns im Pflanzenreiche schon künstlichere Bildungen, in denen die Grundelemente je zu drei und drei, unter einem höher gesteigerten Exponenten, sich verbunden. Diese Gestaltungen sind aus einem Bildungstriebe hervorgegangen, welcher zunächst jenem vergleichbar ist, der in der römischen großen Städteeinigung gewaltet. Endlich, indem noch ein Grundelement als vierter Faden sich in die Webe eingeschlagen, und noch einmal ein höherer Exponent dem Triebe sich zugetheilt, hat er, wie dort in den animalischen Typen, so hier in den Formen, die aus der Verbindung des Germanisch-landschaftlichen mit dem Römisch-städtischen hervorgegangen, eine neue vierfach zusammengesetzte Ordnung angetreten, die wir als die Neugermanische nun kennen gelernt.

XXI.

Das rothe Buch.

Es ist uns neuerdings eine Schrift zu Gesicht gekommen, die den Titel führt: „*Le Livre rouge* ou Entretiens de quelques paysans des provinces rhenanes, sur les persecutions contre les catholiques, traduits de l'Allemand, à l'occasion de l'affaire de l'archevêque de Cologne et précédées d'une préface de la lettre attribuée à cet archevêque par le docteur J. H...... de Strasbourg. Paris 1838.“ Wenn wir uns mit Abscheu und Entrüstung gegen die Verbrüderung der verschiedenen Nüancen des religiösen und politischen Protestantismus zu dem gemeinsamen Zwecke der Verleumdung und Befehdung der Kirche ausgesprochen haben, so dürfen unsere Gegner von uns mit gutem Fuge auch eine eben so unpartheiische Würdigung solcher Erscheinungen fordern, wie das eben genannte Buch, von welchem wir nicht leugnen wollen, daß wir es von ganzem Herzen aus der katholischen Polemik der Gegenwart wegwünschen, weil wir, selbst wenn wir ihm die mildeste Auslegung geben, es für einen, aus großem Mißverstande hervorgegangenen, die wahren Interessen der Kirche benachtheiligenden Mißgriff halten, von dem sich voraussehen lassen mußte, daß Vorurtheil und übler Wille der Gegner sich nur zu bald und zu gern darauf berufen würden, um die allergehäßigsten Folgerungen gegen die katholische Sache überhaupt daraus abzuleiten.

Das genannte Buch ist, wie beim ersten Anblick erhellt, und in der Vorrede selbst angeführt wird, ein auf die untern Volksklassen berechneter Auszug aus den bekannten „Beiträgen der Kirchengeschichte des 19ten Jahrhunderts“, welcher in Belgien in deutscher Sprache verfaßt, und unter dem Titel:

„Abendunterhaltungen katholischer Landleute in Rheinpreußen" gedruckt seyn soll. Diese deutsche Bearbeitung liegt uns nicht vor, wir können selbst nicht einmal die Genauigkeit des eben angeführten Titels verbürgen, — ob also das oben genannte französische Büchlein wirklich nichts als eine bloße Uebersetzung aus dem Deutschen sey, — oder ob die Uebertragung an einigen Stellen durch eine französische Feder amplificirt worden, — sind wir außer Stande, zu entscheiden.

Zur Beurtheilung dieses populären Auszuges aber ist es nothwendig, auf jene berühmten und berüchtigten „Beiträge" als auf die erste Quelle zurückzugehen. — Wir werden uns dabei auf den Standpunkt der Billigkeit stellen, bitten aber auch zugleich unsere Gegner, uns diejenige Freimüthigkeit in der Discussion einräumen zu wollen, auf welche sie täglich und stündlich provoziren, und ohne welche sich allerdings über diesen, wie über so viele andere Punkte gar nicht auf eine ersprießliche Weise verhandeln läßt. — Wir sind keine Beschützer der Preßlicenz und des groben Mißbrauches der Druck- und Redefreiheit; — aber so wie es ein empörendes Unrecht wäre, den Vertretern der katholischen Sache allein das Wort nicht gönnen zu wollen, so wäre andererseits auch ein solcher Versuch: in unsern Tagen und bei der thatsächlichen Macht der Presse mißfällige Verhandlungen von vornherein durch äußere Gewalt zu ersticken, unangenehme Wahrheiten durch Verbote oder rohe Schmähungen venaler Blätter zu überpochen, heute Niemanden nachtheiliger, als demjenigen, der hierin etwa sein Heil suchen wollte. — Die Möglichkeit einer freien, aber ruhigen, gemäßigten, leidenschaftslosen Verhandlung ist das, was wir nicht bloß im Interesse der Kirche, sondern fast noch mehr in dem des preußischen Staats auch in Betreff jener „Beiträge" in Anspruch nehmen, deren bloße Erwähnung freilich bei manchen Polizeibehörden schon als ein Versuch des Landesverrathes gelten mag.

Das erwähnte Buch erschien im Spätsommer des Jahres 1835, und war die erste Klage katholischer Unterthanen

in Preußen über Schmälerung ihrer kirchlichen Rechte und Beeinträchtigung der paritätischen Stellung der Kirche, die zu öffentlicher Kunde gedieh. — Die ungeheure Verbreitung, die diese Schrift trotz aller dagegen ergriffenen Maaßregeln in kurzer Frist gewann, gab ihr eine gewisse Wichtigkeit für ganz Deutschland. — Dieß, und die Art und Weise, wie sie überall von der katholischen Bevölkerung aufgenommen wurde, hätte damals schon kundigen und unpartheiischen Beobachtern als ein Vorzeichen großer Stürme gelten können, die in der nächsten Zukunft den Frieden zwischen Kirche und Staat bedrohen würden.

Sollen wir vom katholischen Standpunkte aus unser aufrichtiges und unpartheiisches Urtheil über jene Beiträge aussprechen, so dürfte es folgender Gestalt lauten:

Dieß Buch verräth auf höchst bedauerliche Weise an vielen Stellen nicht bloß eine ungeübte Feder und einen hohen Grad von schriftstellerischer Tactlosigkeit, — sondern eine Befangenheit und Leidenschaftlichkeit, die nirgends, am wenigsten in der Verhandlung so schwieriger und zarter Verhältnisse, zum Ziele führen kann. — Billiger Weise darf man einer Schrift solcher Art keinen andern Zweck unterlegen, als den: vorhandene Beschwerden zur Kenntniß der Regierung zu bringen, und durch die, auf diesem Wege herbeigeführte, öffentliche Verhandlung jene über die etwa verkannten Rechte ihrer katholischen Unterthanen, über deren Lage und Stimmung, so wie über ihre eigenen wahren Interessen aufzuklären. — War aber die Absicht hierauf gerichtet, — und jeder andere Zweck wäre von vornherein verwerflich gewesen, — so mußten herbe, höhnische, ungerechte und für die preußische Regierung ohne Noth beleidigende Aeußerungen, wie z. B. die wahrhaft absurden Bemerkungen über die preußische Armee von 1806 und ihre damalige Verfassung, — geradezu zweckwidrig erscheinen. — Waltete bei der Regierung wirklich eine ungünstige Stimmung gegen ihre katholischen Unterthanen vor, so konnte sie durch hämische Insinuationen solcher

Art nur vermehrt werden: — und wohin sollte die Erörterung führen, wenn sie mit so plumpen, keiner Erwiderung fähigen Stachelreden begann? — Wozu ferner, wenn der Verfasser nichts weiter, als den Schutz der katholischen Kirchenfreiheit in Preußen im Auge hatte, jene mit oberflächlichem Spotte gewürzten Angriffe auf die Union und Agende, — über deren innere Verhältnisse zu urtheilen keineswegs die Aufgabe und der Beruf des Verfassers dieser ausschließlich katholischen Interessen gewidmeten Schrift seyn konnte, die sich durch solche Streifzüge auf fremdes Gebiet von ihrem Standpunkte entfernte und unvermeidlich gehäßige Recriminationen gegen katholische Interessen und Einrichtungen nach sich ziehen mußte! Endlich konnte auch die Beimischung reinpolitischer, von einem nichts weniger als umfassenden Gesichtskreise zeugender Beschwerden, die mit geringen Modificationen im Ausdrucke mit eben so vielem Rechte oder Unrechte in jedem andern Staate von Europa ebenfalls erhoben werden könnten, der in den „Beiträgen" verfochtenen Sache der Kirche bei den Andersgläubigen nur ungünstig seyn. — Die einfachste Klugheit hätte dem Verfasser gebieten müssen, selbst wenn die drückendsten Beschwerden auf dem weltlichen Gebiete vorlagen, — was in Preußen, wie bemerkt, nicht mehr als in allen übrigen Ländern, seit dem Beginne der Geschichte der Fall war, — diese, bloß irdische Interessen betreffenden Klagen in einer Zeit, wo die politische Atmosphäre von ganz Europa mit revolutionärem Stoffe geschwängert ist, zurückzuhalten, um nicht einerseits den Feinden der Monarchie einen Berührungspunkt darzubieten, andererseits den Feinden der Kirche einen, wenn auch ungerechten und des guten Glaubens ermangelnden Vorwand zu der Anklage zu leihen: als liege irgend eine politische Aufregung in der Absicht oder dem Interesse der treuen Anhänger ihres Glaubens und ihrer Kirche. —

In allen diesen Punkten kann kein unbefangener und un-

partheiischer Beurtheiler leugnen, daß die erwähnten „Beiträge“ mannigfachen Tadel verdienen.

Anderer Seits erfordert es aber auch die Gerechtigkeit, daß wir bei einer Schrift dieser Art die gereizte Stimmung in Betracht ziehen müssen, welche religiöse Differenzen, die zuletzt den Erzbischof von Köln nach Minden geführt haben und den Bischof von Posen mit dem nämlichen Schicksal bedrohen, nothwendig hervorbringen werden. Allerdings lehrt das Christenthum, daß wir dem, der uns auf die Wange schlägt, die andere hinhalten sollen, allein nur wenige, die wir darum als Heilige verehren, werden diese Selbstverleugnung erlangen und auch in ihren Klagen über vermeintliche oder wirkliche Mißhandlungen und Bedrückungen in ihrem theuersten Interesse nur die Sprache der Geduld und der Liebe reden. Ein billiger Beurtheiler wird in dieser Beziehung um so nachsichtiger seyn, wenn er bedenkt, wie die katholische Kirche, ihr Oberhaupt und ihre Bekenner seit lange den Gegnern als vogelfrei gelten und wie diese jede Waffe der Verleumdung, des Hohnes und Spottes und jede Drohung gegen sie sich in öffentlichen Blättern und Schriften erlaubt haben. Wenn wir daher die gereizte Sprache des genannten Buches tadeln, so können wir diesen Gegnern doch keineswegs das gleiche Recht zugestehen, da auf sie zum mindesten der gleiche Tadel fällt. Ja sie sind Schuld daran, wenn wir dem Verfasser dafür danken müssen, daß er ungeschreckt von diesem literarischen Terrorism und seinen brutalen Drohungen zu einer Zeit seine Stimme erhob, wo die meisten schwiegen.

Neben den gerügten Auswüchsen und Mißgriffen findet sich nämlich in denselben eine sehr bestimmte, mit Beziehung auf Thatsachen und Aktenstücke erhobene Anklage der preußischen Regierung auf Untergrabung und Beeinträchtigung, auf heimliche und öffentliche Befehdung der katholischen Kirche und ihrer legitimen Interessen. —

Es kann nicht unsere Absicht seyn auf wenigen Blättern diese Klagen im Einzelnen prüfen zu wollen. — Hat, wie

dem in der Form unbedeutenden, im Inhalte mit vielfachen Blößen behafteten Buche durch den Reiz des Verbotenen einen Erfolg verschaffte, wie ihn in neueren Zeiten nicht leicht eine andere Schrift gehabt. Nachdem diese Tendenz, den Schaden zu verheimlichen, zwei Jahre hindurch ohne Frucht verfolgt worden, trat endlich im verwichenen Spätsommer in Rudolstadt eine Widerlegung hervor, die allerdings manche irrigen Angaben im Einzelnen berichtigte, in der Hauptsache aber beinahe mehr zugab, als der Gegner behauptet hatte. — Es hatte sich, wenn dabei nicht anders eine plumpe Mystifikation obwaltet, ein „Katholik" zu dieser Polemik hergegeben, — dem, nach dem Geiste, der in dieser Arbeit weht, zur offenen Apostasie von seiner Kirche nichts als das letzte Wort einer freien Erklärung fehlen dürfte. — Unter solchen Händen war dann freilich der Streit gegen die unbillige Verdächtigung der preußischen Regierung zu einer Fehde gegen den Geist der katholischen Kirche geworden, mithin angeblich im Namen der Regierung und mit halbamtlicher Miene eben jener Kampf, in den Friedrichs des Großen praktische Weisheit niemals sich einzulassen gewagt und den der Politiker von Florenz vielleicht zu führen, niemals aber durch so ungeschickte Werkzeuge dem Blicke der Welt bloß zu stellen gerathen haben würde, in demselben Augenblicke eröffnet, wo man ihn ableugnete. Lautete die Anklage dahin: daß man in Preußen den Versuch mache die Katholiken zu Gunsten des Indifferentismus ihrem alten Glauben mit heimlicher List zu entfremden, so konnte denen, die denselben Glauben zu schenken geneigt waren, nichts gelegener kommen, als eine Schrift, wie die in Rudolstadt erschienene, weil diese gerade als ein vielleicht unwillkührliches, aber desto glaubwürdigeres Zeugniß für jene Behauptung geltend gemacht werden konnte. — Wirkliche Beschwerden mögen allerdings in einigen Punkten abgestellt seyn, wie denn z. B. das katholische Militär eigene Feldgeistliche erhielt und von manchen Seiten her die Versicherung erfolgte, daß der periodisch wiederkehrende Zwang desselben zur Anhörung protestantischer

Predigten nicht mehr angewendet werde, — andererseits haben die neuern, welthistorisch gewordenen Ereignisse jede, auch die kühnste Anklage des „rothen Buches“ in Schatten gestellt. — Seit der Verhaftung des Erzbischofs von Köln und dem Streite mit dem Erzbischofe von Gnesen wird sich kein Gegner Preußens mehr die Mühe geben, die Motive seiner Vorwürfe aus dieser Streitschrift herzuholen.

Wir haben hier der Mißgriffe, die unsrer Ueberzeugung nach in Hinsicht dieses Buches begangen worden, freimüthig Erwähnung gethan. — So sey es uns also auch vergönnt, mit derselben Offenheit den beklagenswerthen Irrthum oder Frevel Derer zu rügen, die aus der oben geschilderten Schrift einen Auszug zum Gebrauche der untersten Volksklassen in den Rheinprovinzen veranstalteten, diesen als „Abendunterhaltungen rheinpreußischer Landleute“ zu einem eigentlichen Volksbuche zu machen und eben diesen in vielen tausend Exemplaren von Belgien aus in den benachbarten Rheinlanden zu verbreiten suchten. — Was immer auch mit großem Rechte gegen die „Beiträge“ eingewendet werden kann, sie sind wenigstens an jenes Publikum gerichtet, welches zu lesen pflegt und mithin von den allerverschiedensten Seiten her seine Eindrücke empfangend, aus den sich widersprechenden Meinungen wohl oder übel sich sein eigenes Urtheil bilden kann. — Vor diesem Tribunal hat, zumal in unsern Zeiten, Jeder ein Recht, seine Stimme zu erheben und es ist schon öfters bemerklich gemacht, daß nicht abzusehen sey, warum die von den protestirenden Gegnern ohne Unterlaß hart und lieblos Angeschuldigten vor demselben Richterstuhle der öffentlichen Meinung nicht auch ihre Klage sollten erheben dürfen. Anders aber verhält es sich mit einer Schrift, die ihrem Zwecke und ihrer Fassung nach den alleruntersten Volksklassen gewidmet ist, bei denen Reife des Urtheils und umsichtige, billige Erwägung der von beiden Seiten vorzubringenden Gründe oder überhaupt ein Urtheil nicht vorausgesetzt und wohl nur als seltene Ausnahme erwartet werden darf. — Vor diesem Publikum hat

der zuerst Sprechende, wenn er den rechten Ton zu treffen, wenn er vielleicht wirkliche Beschwerden hervorzuheben oder materiellen Antipathien und Vorurtheilen zu schmeicheln weiß, immer Recht und eine Widerlegung durch anders lautende Schriften ist bei solchen Lesern unmöglich. — Kömmt dazu noch vielleicht, wie grade im vorliegenden Falle, ein strenges, selbst den Besitz der incriminirten Schrift mit harter Ahndung bedrohendes Verbot, so ist keine Macht der Erde im Stande, dem Bauern den Glauben zu nehmen, daß das arg verfolgte Büchlein einen kostbaren Schatz geheimer Wissenschaft verwahre. — Aber wir fragen mit Recht: wer ist berufen, sich solcher Wege zu bedienen und in solcher Weise vor diesen Volksklassen als Redner aufzutreten? — Es muß mit Recht behauptet werden, daß das Apostelamt der Kirche von keiner irdischen Bewilligung und Erlaubniß abhängen dürfe, — hier aber ist es nicht die Kirche, die da spricht, sondern ein unbekannter Bearbeiter der Schrift eines unbekannten Verfassers, welcher einen kirchlichen Ursprung zuzuschreiben oder einen kirchlichen Charakter beizulegen noch Niemanden eingefallen ist. — Ist es nöthig, den Landmann vor den Kunstgriffen der Feinde der Kirche zu warnen, so ist es wiederum die lehrende Kirche, es sind die Pfarrer, die Bischöfe, endlich der Papst, die dazu, jeder in seinem amtlichen Kreise, allein das Recht und die Pflicht haben; der Laie, der in dieses Amt der Lehre und Warnung eingreift und statt zu den wissenschaftlich Gebildeten zu reden, was ihm innerhalb der kirchlichen Gränzen frei steht, sich unmittelbar an die Armen im Geiste wendet, läuft nicht bloß Gefahr, gegen den Sinn und Geist der Kirche zu lehren, — sondern er stellt sich durch das Factum seiner Einmischung selbst außerhalb der kirchlichen Ordnung und Hierarchie. —

Dies ist zunächst gegen die Competenz der oder des Bearbeiters der oben besprochenen „Beiträge" für das Landvolk zu erinnern. — Noch schwerere Klage muß aber gerade vom kirchlichen Standpunkte aus gegen den Inhalt dieser „Abendun-

terhaltungen" erhoben werden. — Selbst durch die dort abgehandelten, kirchlichen Beschwerden geht, abgesehen von dem Grunde oder Ungrunde derselben, ein Ton der Bitterkeit und Gehäßigkeit gegen die Regierung, von dem auch der geringste Grad von kirchlicher Gesinnung dem Verfasser sagen müßte, daß er in einer an das Landvolk gerichteten Schrift noch weniger als in jeder andern an seinem Platze sey. — Endlich und hauptsächlich muß es, aus mehr als einem Grunde, gerazu gewissenslos genannt werden, wenn einerseits zwar von Gewalt und Empörung abgemahnt und die Zuflucht zum Gebete empfohlen wird, andrerseits aber reinpolitische Gravamina, über große Auflagen, Militärpflicht, Begünstigung der Städte vor dem platten Lande, der Reichen vor den Armen, der Unzulänglichkeit der provinzialständischen Verfassung u. s. w., in diese Verbindung mit Religionsbeschwerden gebracht und in dieser Form dem niedern Volke in einer Zeit in den Mund gelegt worden, wo es heilige Pflicht jedes redlichen Mannes und insbesondere jedes rechtgläubigen Christen ist, die rechtmäßige Obrigkeit eben so sehr gegen den Geist der Auflehnung wider jede Autorität auf Erden als gegen thatsächliche Empörung schirmen zu helfen. Sehnsüchtige Erinnerungen der dort redend eingeführten rheinischen Landleute an die französische Zeit wollen wir, bis wir das deutsche Original gesehen haben werden, auf Rechnung des französischen Uebersetzers schreiben.

Wenn wir uns gegen diese Schrift und die Tendenz, die sich in derselben ausspricht, mit der entschiedensten Mißbilligung und Verwerfung erklären, so ist es möglich, daß uns in heutiger Zeit, wo große Aufregung und Entrüstung bei allen Theilen an der Tagesordnung ist, von katholischer Seite mit folgender Entgegnung geantwortet werden könnte: Wohl mag es seyn, daß jene Schrift unklug, ja selbst gefährlich und somit allerdings zu mißbilligen ist; — aber wenn darin eine gefährliche Hinneigung zu den irrigen, politischen Tendenzen der Gegenwart laut wird, — so sind auch die aller-

verfänglichsten Aeußerungen dieser Art, die dort vorkommen, doch immer nur als milde Scherzrede neben jenem unverhohlenen Fraternisiren der antikatholischen und revolutionären Parthei zu betrachten, wovon auch in dieser Zeitschrift schon Beweise geliefert wurden.

Klagt man, daß jene Gespräche zur Erregung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Rheinländer gegen ihre protestantische Regierung dienen könnten, so vergesse man nicht, daß dieselbe Parthei, welche jetzt diese Beschwerde erhebt, Jahre lang im umgekehrten Sinne an Tyrol und Ungarn weit stärker aufregende Mittel versuchte und auch heute noch, mitten unter ihren Wehklagen über die „belgischen Umtriebe," das, was sie an Andern tadelt, in bei weitem großartigern Maaßstabe, wie ein erlaubtes und ehrbares Geschäft, über das ganze katholische Europa auszudehnen sich bemüht und selbst den Kirchenstaat mit ihren Umtrieben nicht verschont. — Dieß und Aehnliches könnte, sagen wir den Beschwerden über jene „Abendunterhaltungen" von manchen Katholiken entgegengesetzt werden; wir aber würden ihnen antworten, daß gerade der Umstand, daß die Feinde unseres Glaubens sich vorzugsweise dieser Mittel bedienen, uns überzeugen müßte, daß sie schlecht und verabscheuungswerth sind. — Ihnen liegt die Zerstörung am Herzen, uns die Erhaltung und das Aufbauen; so wolle also Niemand hierzu dieselben Werkzeuge anwenden, die beim Abbrechen dienlich seyn mögen.

Das Verderbliche jener unbesonnenen Schrift hat übrigens schon jetzt die Erfahrung sattsam erprobt. — Obgleich jeder Billigdenkende wird zugeben müssen, daß es das Uebermaaß der Ungerechtigkeit sey, — in einem Lande, wo absolute Preßfreiheit herrscht, für irgend eine dort erscheinende Schrift den Episcopat, die gesammte Geistlichkeit, ja das ganze Land solidarisch verantwortlich machen zu wollen, — so hat dennoch das Mährchen von der großen belgisch-irländisch-bayrisch-österreichisch-römisch-katholischen Verschwörung, welches die Arglist erzeugt und die beschränkteste Leichtgläu-

bigkeit groß gesäugt hat, — bereits seine Früchte getragen. Hierbei hat sich jedoch eine Erscheinung gezeigt, die der ernstesten Erwägung würdig ist. — Man begreift, daß die Regierung ein Interesse hat, die Allianz des politischen Liberalismus mit dem Mißvergnügen der Katholiken auf jede Weise zu hindern, zu trennen, sie als strafbar und gefährlich zu betrachten. — Was aber schlechthin unbegreiflich erscheint, ist das offene Partheiwesen mancher Organe der Regierung für die Sache des Liberalismus, der unverholene Kampf derselben gegen die Vertheidiger des Rechts und der Monarchie, die unredliche Verdächtigung der Gegner der Revolution. Die berüchtigte Schrift: „Die Wahrheit in der hermesischen Sache," welche der Parthei, in deren Interesse sie geschrieben, schon so üble Dienste geleistet hat, denunciirt das Berliner Wochenblatt, — dasselbe Journal, welches den Kampf gegen La Mennais und O'Connell als eine seiner Hauptaufgaben betrachtete, — als das Organ einer Fraction, welche auf die Revolution hinarbeite. Ein Aufsatz in der allgemeinen Zeitung, der gegen La Mennais und gegen jedwede Verschwisterung katholischer und revolutionärer Interessen gerichtet war, wird mit Verschweigung dieses Umstandes und gaunerhafter Verdrehung der Worte als das Manifest dieser verderblichen Parthei geschmäht, die Julirevolution mit tiefer Verneigung venerirt. — Es ist gut, daß diejenigen, die sich als so eifrige Vertheidiger der Rechte des „Staats" geberden, zuweilen in unbewachten Momenten aus der Rolle fallend, einen Blick in die wahren Motive gestatten, die hinter ihrem angeblich polizeilichen Eifer lauern, und den Beweis liefern, wie wenig ihnen mit wahrhafter und ehrlich gemeinter Abneigung gegen die Prinzipien und Thatsachen der Revolution gedient sey. — Von der entschiedensten Abneigung dieser Art war bekanntlich auch der Erzbischof von Köln beseelt, — den jetzt, gerade deswegen, dieselbe schlecht verkappte Rotte serviler Jakobiner, den ein Gutzkow, ein Frankfurter deutsches Journal, ein Verfasser jener „Wahrheit" als ge-

heimen Revolutionär verdächtigen. Darüber wird sich Niemand wundern; daß aber neuerdings noch, selbst in amtlichen Blättern monarchischer Regierungen, der, von verbrecherischen geheimen Verbindungen in einigen belgischen Städten angeregte Aufruhr der Hefe des Radikalismus gegen die Redemptoristen statt mit entschiedenem Tadel mit kaum verhaltenem Beifall begrüßt wurde, dürfte Stoff zu dem ernstlichen Wunsch aller redlichen Freunde des Königsthums in Europa erwecken, daß eine so erleuchtete Regierung, wie die preußische, diese Mißgriffe untergeordneter Werkzeuge ihrer ernstlichsten Aufmerksamkeit würdigen möge *).

Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß in Preußen Männer leben, deren natürlicher Scharfblick schon jetzt die wahre Lage der Sache durchschaut, und denen Gott über kurz oder lang den Beruf und die Mittel geben wird, die Umtriebe einer Faction zu vernichten, die sich in neuester Zeit als das wahre und wirkliche Preußen geltend machen möchte, deren vollständigen Sieg Gott aber in Gnaden von jenem Lande und seinem edeln Fürstenhause abwenden möge.

Bis der künstliche Nebel, den jene erregt, gefallen seyn werde, sey aber unsere Bitte an alle Katholiken jenes Landes gerichtet: gerade um der Kirche und des Glaubens willen jeder, auch der leisesten Versuchung sich in die Wege der Revolution zu werfen, standhaften Widerstand zu leisten. —

*) Die Leipziger Allgemeine Zeitung vom 24. April meldet in einem Artikel aus Berlin vom 21. desselben M. Folgendes: „Selten mag es sich treffen, wie in dieser“ (die Unruhen in Tilffs betreffenden) „Sache, daß unsere Staatszeitung nur den entschiedensten Oppositionsblättern folgt, welche allerdings die Ereignisse bei Lüttich in etwas zu grellen Farben schildern mögen. Doch kennt man die Parthei“ (welche? die freimaurerisch-republikanische?) „und ihre Bestrebungen, und es scheint, als ob ihr“ (wem? der Parthei oder der Staatszeitung?) „Alles daran läge, daß man sie jetzt einmal wieder ganz und unverschleiert erkennen möge.“

Nicht bloß die offene Gewalt und Rebellion ist es, vor der wir warnen, auch die verführerische Lehre von der Souveränität des Volkes, die Verheißung eines neuen Heils, welches ihnen aus den Machwerken des falschen Liberalismus, aus Schwächung der Monarchie, aus demokratischen Institutionen erblühen würde, auch diese sollen sie gerade deswegen, weil die Feinde der Kirche selbst mit jenen Götzen der Tagesmeinung buhlen, beharrlich von sich weisen und eifersüchtig den Ruhm bewahren, in geistlichen Dingen lebendige Glieder der einen, allein wahren Kirche, in allen weltlichen aber des Königs getreueste Unterthanen zu seyn, troz aller Mühe, die sich die Widersacher geben, sie durch den empörendsten Spott und die ungerechteste Verläumdung dessen, was ihnen das Heiligste ist, aus dem Gleise ihrer Pflicht zu werfen. — Möge man es auch als Verbrechen betrachten, wenn sie der Stimme des obersten Hirten ihrer Kirche gehorchen, dennoch sollen sie nicht vergessen, daß dieselbe Stimme es ist, die sie ermahnt hat, „jene Lehren zu fliehen, welche die schuldige Treue gegen die weltliche Obrigkeit untergraben.“ Ihre Hülfe ist heute allein im Namen des Herrn, dessen Rechte nicht verkürzt ist, und der der Prüfung, die er jezt verhängt, zur bescheidenen Zeit ein Ziel zu setzen wissen wird. — Bestehen sie diese Prüfung, so ist sie ihnen ein Mittel des Heils für alle Zukunft; wer aber dem wahren Gott und dem Baal der Revolution zugleich dienen will, der wird in der gefährlichen Brandung dieses Zeitstromes ohne Hülfe untergehen. —

---

heimen Revolutionär verdächtigen. Darüber wird sich Niemand wundern; daß aber neuerdings noch, selbst in amtlichen Blättern monarchischer Regierungen, der, von verbrecherischen geheimen Verbindungen in einigen belgischen Städten angeregte Aufruhr der Hefe des Radikalismus gegen die Redemptoristen statt mit entschiedenem Tadel mit kaum verhaltenem Beifall begrüßt wurde, dürfte Stoff zu dem ernstlichen Wunsch aller redlichen Freunde des Königsthums in Europa erwecken, daß eine so erleuchtete Regierung, wie die preußische, diese Mißgriffe untergeordneter Werkzeuge ihrer ernstlichsten Aufmerksamkeit würdigen möge *).

Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß in Preußen Männer leben, deren natürlicher Scharfblick schon jetzt die wahre Lage der Sache durchschaut, und denen Gott über kurz oder lang den Beruf und die Mittel geben wird, die Umtriebe einer Faction zu vernichten, die sich in neuester Zeit als das wahre und wirkliche Preußen geltend machen möchte, deren vollständigen Sieg Gott aber in Gnaden von jenem Lande und seinem edeln Fürstenhause abwenden möge.

Bis der künstliche Nebel, den jene erregt, gefallen seyn werde, sey aber unsere Bitte an alle Katholiken jenes Landes gerichtet: gerade um der Kirche und des Glaubens willen jeder, auch der leisesten Versuchung sich in die Wege der Revolution zu werfen, standhaften Widerstand zu leisten. —

*) Die Leipziger Allgemeine Zeitung vom 24. April meldet in einem Artikel aus Berlin vom 21. desselben M. Folgendes: „Selten mag es sich treffen, wie in dieser“ (die Unruhen in Tilffs betreffenden) „Sache, daß unsere Staatszeitung nur den entschiedensten Oppositionsblättern folgt, welche allerdings die Ereignisse bei Lüttich in etwas zu grellen Farben schildern mögen. Doch kennt man die Parthei“ (welche? die freimaurerisch-republikanische?) „und ihre Bestrebungen, und es scheint, als ob ihr“ (wem? der Parthei oder der Staatszeitung?) „Alles daran läge, daß man sie jetzt einmal wieder ganz und unverschleiert erkennen möge.“

Nicht bloß die offene Gewalt und Rebellion ist es, vor der wir warnen, auch die verführerische Lehre von der Souveränität des Volkes, die Verheißung eines neuen Heils, welches ihnen aus den Machwerken des falschen Liberalismus, aus Schwächung der Monarchie, aus demokratischen Institutionen erblühen würde, auch diese sollen sie gerade deswegen, weil die Feinde der Kirche selbst mit jenen Götzen der Tagesmeinung buhlen, beharrlich von sich weisen und eifersüchtig den Ruhm bewahren, in geistlichen Dingen lebendige Glieder der einen, allein wahren Kirche, in allen weltlichen aber des Königs getreueste Unterthanen zu seyn, trotz aller Mühe, die sich die Widersacher geben, sie durch den empörendsten Spott und die ungerechteste Verläumdung dessen, was ihnen das Heiligste ist, aus dem Gleise ihrer Pflicht zu werfen. — Möge man es auch als Verbrechen betrachten, wenn sie der Stimme des obersten Hirten ihrer Kirche gehorchen, dennoch sollen sie nicht vergessen, daß dieselbe Stimme es ist, die sie ermahnt hat, „jene Lehren zu fliehen, welche die schuldige Treue gegen die weltliche Obrigkeit untergraben." Ihre Hülfe ist heute allein im Namen des Herrn, dessen Rechte nicht verkürzt ist, und der der Prüfung, die er jetzt verhängt, zur bescheidenen Zeit ein Ziel zu setzen wissen wird. — Bestehen sie diese Prüfung, so ist sie ihnen ein Mittel des Heils für alle Zukunft; wer aber dem wahren Gott und dem Baal der Revolution zugleich dienen will, der wird in der gefährlichen Brandung dieses Zeitstromes ohne Hülfe untergehen. —

---

heimen Revolutionär verdächtigen. Darüber wird sich Niemand wundern; daß aber neuerdings noch, selbst in amtlichen Blättern monarchischer Regierungen, der, von verbrecherischen geheimen Verbindungen in einigen belgischen Städten angeregte Aufruhr der Hefe des Radikalismus gegen die Redemptoristen statt mit entschiedenem Tadel mit kaum verhaltenem Beifall begrüßt wurde, dürfte Stoff zu dem ernstlichen Wunsch aller redlichen Freunde des Königsthums in Europa erwecken, daß eine so erleuchtete Regierung, wie die preußische, diese Mißgriffe untergeordneter Werkzeuge ihrer ernstlichsten Aufmerksamkeit würdigen möge *).

Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß in Preußen Männer leben, deren natürlicher Scharfblick schon jetzt die wahre Lage der Sache durchschaut, und denen Gott über kurz oder lang den Beruf und die Mittel geben wird, die Umtriebe einer Faction zu vernichten, die sich in neuester Zeit als das wahre und wirkliche Preußen geltend machen möchte, deren vollständigen Sieg Gott aber in Gnaden von jenem Lande und seinem edeln Fürstenhause abwenden möge.

Bis der künstliche Nebel, den jene erregt, gefallen seyn werde, sey aber unsere Bitte an alle Katholiken jenes Landes gerichtet: gerade um der Kirche und des Glaubens willen jeder, auch der leisesten Versuchung sich in die Wege der Revolution zu werfen, standhaften Widerstand zu leisten. —

*) Die Leipziger Allgemeine Zeitung vom 24. April meldet in einem Artikel aus Berlin vom 21. desselben M. Folgendes: „Selten mag es sich treffen, wie in dieser“ (die Unruhen in Tilffs betreffenden) „Sache, daß unsere Staatszeitung nur den entschiedensten Oppositionsblättern folgt, welche allerdings die Ereignisse bei Lüttich in etwas zu grellen Farben schildern mögen. Doch kennt man die Parthei“ (welche? die freimaurerisch-republikanische?) „und ihre Bestrebungen, und es scheint, als ob ihr“ (wem? der Parthei oder der Staatszeitung?) „Alles daran läge, daß man sie jetzt einmal wieder ganz und unverschleiert erkennen möge.“

Nicht bloß die offene Gewalt und Rebellion ist es, vor der wir warnen, auch die verführerische Lehre von der Souveränität des Volkes, die Verheißung eines neuen Heils, welches ihnen aus den Machwerken des falschen Liberalismus, aus Schwächung der Monarchie, aus demokratischen Institutionen erblühen würde, auch diese sollen sie gerade deßwegen, weil die Feinde der Kirche selbst mit jenen Götzen der Tagesmeinung buhlen, beharrlich von sich weisen und eifersüchtig den Ruhm bewahren, in geistlichen Dingen lebendige Glieder der einen, allein wahren Kirche, in allen weltlichen aber des Königs getreueste Unterthanen zu seyn, trotz aller Mühe, die sich die Widersacher geben, sie durch den empörendsten Spott und die ungerechteste Verläumdung dessen, was ihnen das Heiligste ist, aus dem Gleise ihrer Pflicht zu werfen. — Möge man es auch als Verbrechen betrachten, wenn sie der Stimme des obersten Hirten ihrer Kirche gehorchen, dennoch sollen sie nicht vergessen, daß dieselbe Stimme es ist, die sie ermahnt hat, „jene Lehren zu fliehen, welche die schuldige Treue gegen die weltliche Obrigkeit untergraben." Ihre Hülfe ist heute allein im Namen des Herrn, dessen Rechte nicht verkürzt ist, und der der Prüfung, die er jetzt verhängt, zur bescheidenen Zeit ein Ziel zu setzen wissen wird. — Bestehen sie diese Prüfung, so ist sie ihnen ein Mittel des Heils für alle Zukunft; wer aber dem wahren Gott und dem Baal der Revolution zugleich dienen will, der wird in der gefährlichen Brandung dieses Zeitstromes ohne Hülfe untergehen. —

heimen Revolutionär verdächtigen. Darüber wird sich Niemand wundern; daß aber neuerdings noch, selbst in amtlichen Blättern monarchischer Regierungen, der, von verbrecherischen geheimen Verbindungen in einigen belgischen Städten angeregte Aufruhr der Hefe des Radikalismus gegen die Redemptoristen statt mit entschiedenem Tadel mit kaum verhaltenem Beifall begrüßt wurde, dürfte Stoff zu dem ernstlichen Wunsch aller redlichen Freunde des Königsthums in Europa erwecken, daß eine so erleuchtete Regierung, wie die preußische, diese Mißgriffe untergeordneter Werkzeuge ihrer ernstlichsten Aufmerksamkeit würdigen möge *).

Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß in Preußen Männer leben, deren natürlicher Scharfblick schon jetzt die wahre Lage der Sache durchschaut, und denen Gott über kurz oder lang den Beruf und die Mittel geben wird, die Umtriebe einer Faction zu vernichten, die sich in neuester Zeit als das wahre und wirkliche Preüßen geltend machen möchte, deren vollständigen Sieg Gott aber in Gnaden von jenem Lande und seinem edeln Fürstenhause abwenden möge.

Bis der künstliche Nebel, den jene erregt, gefallen seyn werde, sey aber unsere Bitte an alle Katholiken jenes Landes gerichtet: gerade um der Kirche und des Glaubens willen jeder, auch der leisesten Versuchung sich in die Wege der Revolution zu werfen, standhaften Widerstand zu leisten. —

*) Die Leipziger Allgemeine Zeitung vom 24. April meldet in einem Artikel aus Berlin vom 21. desselben M. Folgendes: „Selten mag es sich treffen, wie in dieser" (die Unruhen in Tilsfs betreffenden) „Sache, daß unsere Staatszeitung nur den entschiedensten Oppositionsblättern folgt, welche allerdings die Ereignisse bei Lüttich in etwas zu grellen Farben schildern mögen. Doch kennt man die Parthei" (welche? die freimaurerisch-republikanische?) „und ihre Bestrebungen, und es scheint, als ob ihr" (wem? der Parthei oder der Staatszeitung?) „Alles daran läge, daß man sie jetzt einmal wieder ganz und unverschleiert erkennen möge."

Nicht bloß die offene Gewalt und Rebellion ist es, vor der wir warnen, auch die verführerische Lehre von der Souveränität des Volkes, die Verheißung eines neuen Heils, welches ihnen aus den Machwerken des falschen Liberalismus, aus Schwächung der Monarchie, aus demokratischen Institutionen erblühen würde, auch diese sollen sie gerade deswegen, weil die Feinde der Kirche selbst mit jenen Götzen der Tagesmeinung buhlen, beharrlich von sich weisen und eifersüchtig den Ruhm bewahren, in geistlichen Dingen lebendige Glieder der einen, allein wahren Kirche, in allen weltlichen aber des Königs getreueste Unterthanen zu seyn, trotz aller Mühe, die sich die Widersacher geben, sie durch den empörendsten Spott und die ungerechteste Verläumdung dessen, was ihnen das Heiligste ist, aus dem Gleise ihrer Pflicht zu werfen. — Möge man es auch als Verbrechen betrachten, wenn sie der Stimme des obersten Hirten ihrer Kirche gehorchen, dennoch sollen sie nicht vergessen, daß dieselbe Stimme es ist, die sie ermahnt hat, „jene Lehren zu fliehen, welche die schuldige Treue gegen die weltliche Obrigkeit untergraben." Ihre Hülfe ist heute allein im Namen des Herrn, dessen Rechte nicht verkürzt ist, und der der Prüfung, die er jetzt verhängt, zur bescheidenen Zeit ein Ziel zu setzen wissen wird. — Bestehen sie diese Prüfung, so ist sie ihnen ein Mittel des Heils für alle Zukunft; wer aber dem wahren Gott und dem Baal der Revolution zugleich dienen will, der wird in der gefährlichen Brandung dieses Zeitstromes ohne Hülfe untergehen. —

heimen Revolutionär verdächtigen. Darüber wird sich Niemand wundern; daß aber neuerdings noch, selbst in amtlichen Blättern monarchischer Regierungen, der, von verbrecherischen geheimen Verbindungen in einigen belgischen Städten angeregte Aufruhr der Hefe des Radikalismus gegen die Redemptoristen statt mit entschiedenem Tadel mit kaum verhaltenem Beifall begrüßt wurde, dürfte Stoff zu dem ernstlichen Wunsch aller redlichen Freunde des Königsthums in Europa erwecken, daß eine so erleuchtete Regierung, wie die preußische, diese Mißgriffe untergeordneter Werkzeuge ihrer ernstlichsten Aufmerksamkeit würdigen möge *).

Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß in Preußen Männer leben, deren natürlicher Scharfblick schon jetzt die wahre Lage der Sache durchschaut, und denen Gott über kurz oder lang den Beruf und die Mittel geben wird, die Umtriebe einer Faction zu vernichten, die sich in neuester Zeit als das wahre und wirkliche Preußen geltend machen möchte, deren vollständigen Sieg Gott aber in Gnaden von jenem Lande und seinem edeln Fürstenhause abwenden möge.

Bis der künstliche Nebel, den jene erregt, gefallen seyn werde, sey aber unsere Bitte an alle Katholiken jenes Landes gerichtet: gerade um der Kirche und des Glaubens willen jeder, auch der leisesten Versuchung sich in die Wege der Revolution zu werfen, standhaften Widerstand zu leisten. —

*) Die Leipziger Allgemeine Zeitung vom 24. April meldet in einem Artikel aus Berlin vom 21. desselben M. Folgendes: „Selten mag es sich treffen, wie in dieser" (die Unruhen in Tilffs betreffenden) „Sache, daß unsere Staatszeitung nur den entschiedensten Oppositionsblättern folgt, welche allerdings die Ereignisse bei Lüttich in etwas zu grellen Farben schildern mögen. Doch kennt man die Parthei" (welche? die freimaurerisch-republikanische?) „und ihre Bestrebungen, und es scheint, als ob ihr" (wem? der Parthei oder der Staatszeitung?) „Alles daran läge, daß man sie jetzt einmal wieder ganz und unverschleiert erkennen möge."

Nicht bloß die offene Gewalt und Rebellion ist es, vor der wir warnen, auch die verführerische Lehre von der Souveränität des Volkes, die Verheißung eines neuen Heils, welches ihnen aus den Machwerken des falschen Liberalismus, aus Schwächung der Monarchie, aus demokratischen Institutionen erblühen würde, auch diese sollen sie gerade deßwegen, weil die Feinde der Kirche selbst mit jenen Götzen der Tagesmeinung buhlen, beharrlich von sich weisen und eifersüchtig den Ruhm bewahren, in geistlichen Dingen lebendige Glieder der einen, allein wahren Kirche, in allen weltlichen aber des Königs getreueste Unterthanen zu seyn, trotz aller Mühe, die sich die Widersacher geben, sie durch den empörendsten Spott und die ungerechteste Verläumdung dessen, was ihnen das Heiligste ist, aus dem Gleise ihrer Pflicht zu werfen. — Möge man es auch als Verbrechen betrachten, wenn sie der Stimme des obersten Hirten ihrer Kirche gehorchen, dennoch sollen sie nicht vergessen, daß dieselbe Stimme es ist, die sie ermahnt hat, „jene Lehren zu fliehen, welche die schuldige Treue gegen die weltliche Obrigkeit untergraben." Ihre Hülfe ist heute allein im Namen des Herrn, dessen Rechte nicht verkürzt ist, und der der Prüfung, die er jetzt verhängt, zur bescheidenen Zeit ein Ziel zu setzen wissen wird. — Bestehen sie diese Prüfung, so ist sie ihnen ein Mittel des Heils für alle Zukunft; wer aber dem wahren Gott und dem Baal der Revolution zugleich dienen will, der wird in der gefährlichen Brandung dieses Zeitstromes ohne Hülfe untergehen. —

XXII.

Ueber die Gründung der Erzbisthümer Posen und Gnesen.

Da die vereinigten Erzbisthümer Posen und Gnesen für die neueste Zeitgeschichte eine unerwartete Wichtigkeit gewonnen haben, so wird es für unsere Leser nicht uninteressant seyn, einige Mittheilungen über die Gründung derselben zu erhalten.

Nach dem Berichte späterer polnischer Schriftsteller würde die Errichtung der genannten Bisthümer in das Jahr 965 fallen, und zwar soll es sich damit in folgender Weise zugetragen haben: „Der heidnische Herzog Mieczislaw bewarb sich um die Hand der frommen Prinzessin Dabrowka, Tochter des Herzogs Boleslaus von Böhmen. Diese aber stellte ihrem Freier die Bedingung, daß er sich mit seinem Volke zur Kirche Christi bekennen solle. Mieciślaw war dazu bereit, ließ sich vor Eingehung der Ehe mit Dabrowka taufen, gab sodann ein Gesetz, daß binnen Jahresfrist in seinem ganzen Lande die christliche Religion angenommen werden müsse; befahl ferner, daß alle Götzenbilder zerstört und in das Wasser geworfen werden sollten, und gründete zugleich zwei Erzbisthümer, darunter Gnesen, und sieben Bisthümer, zu welchen Posen gehörte; ein päpstlicher Legat, Aegidius mit Namen, half vorzüglich zur Anordnung dieser Verhältnisse mit, auch wurden lauter italienische Geistliche auf die polnischen Bischofssitze erhoben". — Es wäre vermessen, wenn man nicht glauben wollte, daß die göttlichen Offenbarungen Jesu Christi durch ein Wunder bei einem ganzen, bis dahin im Heidenthume lebenden Volke, binnen kurzer Zeit, also auch binnen

Jahresfrist, nicht sollten Eingang finden können, denn vor Gott ist kein Ding unmöglich. Allein die Nachrichten über die Bekehrung der Polen zum Christenthume und über die Errichtung der Episcopate in ihrem Lande, welche wir andern zuverlässigeren Schriftstellern, als denjenigen entnehmen, aus welchen obige Erzählung geschöpft ist, lassen keinem Zweifel Raum, daß es bei jenen Begebenheiten ganz anders hergegangen sey.

Unter allen jenen Bisthümern ist es zunächst nur Posen allein, welches auf ein so hohes Alter Anspruch machen kann; dasselbe ist allerdings in jener Zeit, aber nicht von Herzog Mieczislaw, sondern von Otto I., dem Großen, gegründet worden; die Anwesenheit eines päpstlichen Legaten ist jedoch nicht ganz ausgemacht, wohl aber, daß Dabrowka nach Eingehung ihrer Ehe zuerst an der Bekehrung ihres Gemahls, dann an der Verbreitung des Christenthums bei den Polen überhaupt einen wesentlichen Antheil gehabt hat. Gott hat sich ihrer als eines Werkzeuges bedient, wie einst der burgundischen Königstochter Chlotildis, welche die Kirche bei den Franken begründen half, und wie ihrer Enkelin, Chariberts Tochter, Bertha, die Aethelbert, dem Könige von Kent, ihre Hand gereicht hatte, und das Werk des vom heiligen Gregorius zu den Angelsachsen gesendeten Augustinus durch ihren Eifer und ihre Liebe segensreich beförderte. Es lastete eine Schuld auf ihrem Stamme, welche Dabrowka zu fühnen bestimmt war; auch bei den Böhmen war das Christenthum noch nicht gar lange angepflanzt, der heilige Wenzel war durch seines eigenen Bruders Hand, Dabrowka's Vater, als Märtyrer für Christus gefallen; ihm zu Ehren ward zu Krakau eine Kirche gegründet. —

Wunderbar erscheinen, wenn man in die Geschichte zurückblickt, die Wege, auf welchen Gott den Völkern seine Offenbarungen hat zuführen lassen. Die Reihe frommer Frauen, deren erstes Glied Chlotildis war, ließe noch weiter sich verfolgen, denn aus dem Schooße der fränkischen Königstochter

Bertha entsproß wiederum Aethelburg, welche durch ihre Ehe mit König Edwin zu den Northumbriern das Christenthum brachte. So wurde ferner nicht durch Franken, wie menschlicher Weise es zu vermuthen gewesen wäre, sondern vorzüglich durch Glaubensboten, welche von den britischen Inseln ausgingen, theils Iren, theils Angelsachsen, das Panier des Kreuzes bei den meisten nichtsächsischen Deutschen aufgepflanzt. Karl der Große gründete die Kirche bei den Sachsen; die ihm blutsverwandte heilige Ida, Karl Martells Enkelin, vermählte er an Egbert, und gab ihm das Herzogsamt in Sachsen. Aus diesem Stamme ging Otto der Große hervor, der, was Karl für die Sachsen geworden, den Slaven werden sollte. Weit umher hatte sich bereits des großen Königs Macht verbreitet; sein tapferer Arm und das Schwert seines getreuen Gero, des Markgrafen, schlug alle seine Feinde zu Boden, und wo zuvor die Heiden ihre Götzen angebetet, da ward der Altar aufgerichtet, auf welchem Christi Leib und Blut zur Versöhnung des Menschengeschlechts dargebracht wurde. Ueberall in den Landen der Sorben und Wenden, der Heveller und Rhedarier erstanden Bisthümer, und wie Otto vom Anbeginn seiner Regierung darauf bedacht gewesen war, die königliche Pflicht: die Kirche Gottes zu fördern, gewissenhaft zu erfüllen, so war es vorzüglich, seitdem er zu Rom die kaiserliche Krone empfangen, sein Augenmerk geworden, selbst den noch entfernteren Völkern die Segnungen des Christenthums zuzuführen. Auch die Polen an der Weichsel Strand erkannten ihn als ihren Oberherrn, und so konnte es durch ihn geschehen, daß, nachdem der Herzog selbst die heilige Taufe empfangen hatte, Posen als das erste Bisthum gegründet wurde. Wenn auch nicht in einem Jahre, so ist doch die Bekehrung der Polen, die für alle folgenden Jahrhunderte eine große und treue Anhänglichkeit an die Kirche bewahrt haben, rasch erfolgt. Schon damals soll bei ihnen der Gebrauch entstanden seyn, daß, bei Verlesung des Evangeliums in der heiligen Messe, der Adel — wie im deutschen

Reiche der Kaiser — das Schwert entblößte, damit bezeugend, er wolle Christi Wort mit Gut und Blut vertheidigen.

Das neue Bisthum Posen, dessen erster Bischof Jordan anfänglich dem Nachfolger des heil. Bonifacius, dem Metropolitan von Mainz, dann im Jahre 970 dem Erzbisthume von Magdeburg, ebenfalls eine Schöpfung Otto's, untergeordnet wurde, war für ganz Polen bestimmt. Erst im Jahre 1000 wurde Gnesen von Otto III. nicht nur zu gleicher, sondern noch höherer Würde auserkohren; die Andacht und Verehrung zu dem heil. Adalbert hatte den jugendlichen aber hochbegabten Kaiser in jene Gegenden geführt. —

Beseelt von dem Eifer, den Heiden das Evangelium zu verkünden, war der heil. Adalbert, Bischof von Prag, in Begleitung treuer Gefährten — unter diesen sein Bruder Gaudentius — zu den Preußen gegangen. Nachdem es ihm gelungen, in viele Seelen die Worte des Heiles zu pflanzen, ward ihm die Gnade zu Theil, für Den, welchem er gelebt, zu sterben. Ihn erschlugen, wie den heil. Bonifacius, im Jahre 997 Diejenigen, zu deren Befreiung von dem ewigen Tode er ausgegangen. Noch in später Zeit ward dankbar die Stätte geehrt, wo der Apostel der Preußen seinen Tod gefunden. Ein frommer Ritter, der Ordensmarschall Ludwig von Lanse, gründete im Jahre 1422 eine Kapelle und machte eine Stiftung, wornach „vier Priester die Kirche mit Gesängen und Gottesdienst also halten sollten, daß man durchs Jahr hindurch singen solle die Zeiten von unserer lieben Frauen und die Messe anheben früh um vier Uhr". Nachmals verarmte die Kapelle, aber noch einmal erwachte in dem letzten preußischen Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, der Gedanke: „die alte Stiftung des heil. Himmelsfürsten St. Albrechts mehr anzupflanzen und zu erhöhen". Doch so frommes Vorhaben ward durch des Hochmeisters Abfall von der Kirche verhindert; die Kapelle war schon ihrem Untergange nahe, als im Jahre 1669 ein mächtiger Sturm sie umstürzte; noch gewahrt man an dem Meeresstrande die letzten Trümmer. —

Mehrere Jahrhunderte hindurch hatte Preußen das Andenken an seinen Apostel bewahrt, den heiligen Leib desselben hatten aber die Heiden an den Sohn jenes Herzogs MieciSlaw, Boleslaus, verkauft. Kaiser Otto, dem Adalbert persönlich bekannt gewesen war, vernahm mit Rührung die Kunde von seinem Tode. Von Rom nach Deutschland heimgekehrt, begann er eine heilige Fahrt nach den äußersten Gränzen seines Reiches, gen Osten und gen Westen, nach dem Grabe des heil. Adalbert und nach der Ruhestätte des großen Karl, der noch unverwest auf seinem Kaiserstuhle — das Schwert in der Hand — thronte. Es war im Jahre 1000, als Otto zu Posen eintraf; hier ward er feierlich von dem Herzoge empfangen und wanderte dann sieben Meilen weit zu Fuße nach Gnesen, wo Adalberts Gebeine ruheten. An dem Grabe des Heiligen ergoß sich der kaiserliche Jüngling in Thränen der Andacht, und erhob zu Ehren desselben den Ort zu einem Erzbisthume; Gaudentius, dem Bruder des heil. Märtyrers, ward das Oberhirtenamt hier anvertraut. „Möchte dieß ganz ohne Unrecht geschehen seyn", bemerkt ein gleichzeitiger Schriftsteller; eine Aeußerung, die sich auf das Bisthum Posen bezieht, zu dessen Sprengel Gnesen bis dahin gehört hatte. Der damalige Bischof, Unger, widersprach auch solchem Verfahren, und seine Diöcese blieb daher noch bis in das zwölfte Jahrhundert in der bisherigen Verbindung mit Magdeburg; dann wurde sie in das natürlichere Verhältniß zu Gnesen gestellt. Nach mehr als acht Jahrhunderten ist auch Posen durch des heil. Vaters Bulle De salute animarum (16. Juli 1821) zu einem Erzbisthume erhoben, und in Verbindung mit Gnesen einem Metropolitan verliehen worden. —

XXIII.

Ueber Eisenbahnen und ihre militärische Benutzung.

Daß Eisenbahnen und Dampfwagen viel Gutes und Nützliches leisten, wenn sie am rechten Ort und im rechten Maaße angewendet werden, steht außer Frage. Dagegen sollten sie sich vor jenen überschwänglichen Freunden hüten, die ihnen eine Art von Omnipptenz, gleichsam eine radicale Weltumwandlungsfähigkeit zuschreiben. Erleidet ja sogar die bekannte Omnipotenz des englischen Parlaments bei gewissen Kleinigkeiten eine Ausnahme, indem es z. B. aus Unrecht kein Recht, aus einem Manne kein Weib machen kann. Sollten sich also nicht auch die Eisenbahnen eine gewisse Beschränkung ihrer Wirksamkeit gefallen lassen, und selbst mit Bescheidenheit eingestehen, daß es ihnen leichter werden möge, einige Reiche arm, als alle Arme reich zu machen? — Jedes Falls scheint es nicht überflüßig, die verschiedenen Beziehungen derselben auf das Leben etwas genauer zu prüfen, und dazu gehört denn auch ihre Bedeutung für den Krieg, die man bald als eine unermeßliche, bald als eine durchaus unwesentliche verkündet. Darüber besitzen wir aber von competenten Männern sehr specielle Berechnungen*), und daraus ergiebt sich, zur flüchtigen Uebersicht, Folgendes. Indem wir die Bemerkung vorausschicken, daß die Vortheile, welche die Eisenbahnen im Vergleich mit der gewöhnlichen Art der Truppenmärsche und Materialtransporte gewähren, im Verhältnisse der Bahnlänge zunehmen, denken wir uns eine bestehende Bahnstrecke von

*) Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs. Berlin. Jahrgang 1837.

240 Stunden, welche einen Centralplatz mit einem strategischen Punkte der Gränze verbindet. Anf dieser Strecke seyen nun bloß die, zum gewöhnlichen bürgerlichen und commerciellen Verkehr bestimmten Transportmittel disponibel, und diese bestehen auf jeder, 12 Stunden langen Station in 3 Locomotiven, wovon eine als Reserve dient, 6 Personenwagen jeder zu 24 Mann und 10 Lastwagen, woron jeder zur Aufnahme von 12 Mann eingerichtet ist. Dies beträgt für die 20 Stationen 40 thätige Locomotive, 120 Personenwagen zu 24 Mann und 200 Lastwagen zu 12 Mann, welche wir am Abfahrtsorte vereinigt voraussetzen, und damit 5280 Mann; ohne Reitpferde und Fuhrwerke, fortschaffen können. Es geht übrigens aus den eigenthümlichen Rücksichten und Erfordernissen von Truppentransporten hervor, daß nur bei Tage gefahren, der Tag zu 15 Stunden angenommen und die Geschwindigkeit so gemässigt werde, daß mit Einrechnung der, zum Einnehmen des Wassers, des Brennmaterials, zum Abkühlen der erhitzten Maschinentheile und zur Beseitigung etwaiger Hindernisse und Reparaturen nothwendigen Zeit, die innerhalb dieser 15 Zeitstunden täglich zurückzulegende Strecke nur auf 36 Wegstunden bestimmt werden darf. Nach diesem Maaßstabe erreichen jene 5280 Mann am 7ten Tage ihr Ziel; und wenn auf der leeren Rückfahrt täglich 48 Wegstunden zurückgelegt werden, so können am 14ten Tage vom ersten Aufbruche an abermals 5280 Mann an jenem strategischen Grenzpunkte eintreffen, was sich dann immer von zwölf zu zwölf Tagen mit derselben Truppenzahl wiederholen wird.

Auf diese Art gelangen in 43 Tagen 21120 Mann mittelst der Eisenbahn aus dem Innern an die Grenze; jedoch, weil ohne Reitpferde und Fuhrwerke, nur für gewisse Zwecke verwendbar: während ein Corps Infanterie von derselben Stärke mit allen seinen Reitpferden und bespannten Fahrzeugen, also zu jeglichem Kriegsgebrauche täglich dieselbe Wegstrecke von 240 Stunden nach dem gewöhnlichen Marschreglement in 45 Tagen zurücklegen wird. —

Setzen wir nun auf derselben Bahnstrecke, außer den eben erwähnten Transportmitteln, auch noch besondere, für den Kriegszweck berechnete voraus. Wir werden hierzu durch die Betrachtung gezwungen, daß mit den Mitteln der, bloß zu bürgerlichen Zwecken eingerichteten Eisenbahnen nur Infanterie, nicht aber Kavallerie und Feldartillerie, fortgeschafft werden kann, und daß auch von dieser nur kleine Truppenhaufen und mit beschränkter Dienstbarkeit ihren Bestimmungsort früher erreichen, als dies mittelst gewöhnlicher Märsche möglich wird.

Als Minimum für eine, nur einigermaaßen entscheidende Einwirkung auf Kriegsoperationen darf vielleicht noch ein Korps von 1200 Mann Fußvolk, 700 Reitern und 24 Geschützen angenommen werden. Es sind demnach mit einem Male zu transportiren: 12400 Mann (Infanterie-, Artillerie-, Kavallerieoffiziere und Stabspersonal) 1304 Pferde, 48 Fuhrwerke, (Geschütze, Munitionswagen, Feldschmieden, Vorrathswagen) wobei angenommen ist, daß alle berittenen Unteroffiziere und Gemeine nicht eigens gezählt, sondern mit den Pferden auf die Pferdewagen eingetheilt werden. Die oben bezeichneten Transportmittel fassen 5280 Mann; wir bedürfen demnach noch Fahrzeuge für die Pferde, Fuhrwerke und 7120 Mann.

Indem wir nun eine verbesserte, ausschließlich auf den beabsichtigten Gebrauch berechnete Instruktion der Locomotive, so wie der verschiedenen Wagengattungen voraussetzen, ergiebt sich als das günstigste Resultat, daß wir den bereits auf der Bahn disponibeln 40 Locomotiven, 120 Personenwagen und 200 Lastwagen einen neuen Kriegspark von 55 Locomotiven, 234 Personenwagen, 342 Pferdewagen und 50 Fuhrwerkswagen beifügen müssen, um damit jenes Korps von nur 1200 Infanterie, 700 Reitern und 24 6Pfündergeschützen in sieben Tagen an das Ziel zu bringen, und die Möglichkeit zu gewähren, daß immer nach zwölf Tagen eine gleiche Verstärkung in die Linie nachrücke.

Ueberblicken wir jedoch die hauptsächlichsten Schwierig-

keiten und Umstände, die mit einer solchen militärischen Benutzung der Eisenbahnen und Dampfwagen unvermeidlich verbunden sind, nämlich: die Anschaffungs- und Unterhaltungskosten des Materials auch im Frieden; die permanenten örtlichen Einrichtungen und ungeheuern Territorialacquisitionen für die Ab- und Aufladungsplätze, Seitenbahnen, Brunnen, Magazine längs der 240 Stunden betragenden Bahnstrecke; die regelmäßige Nahrung und Tränkung der Menschen und Pferde, die verschiedenen Zufälle hinsichtlich der letzteren; die Bequartierung der Truppen; die Beschädigung der Waffen und Kleidung; der Mangel der so nützlichen Kriegsvorübungen bei gewöhnlichen Marschverhältnissen; die Auflockerung des Compagnie- und Bataillons-Verbandes, und dadurch der disciplinarischen Einheit: so darf man gewiß mit gutem Grunde die Ansicht festhalten, daß die militärischen Vortheile, welche dieser Wagenzug, der in ruhiger Aufstellung eine Linie von einer Meile, in der Bewegung von mehr als drei Meilen einnimmt, gewährt, nicht als allgemein gültig und entscheidend, sondern nur als sehr bedingt und beschränkt anzuerkennen sind, und daß darum die Antwort auf die Frage: ob die Kosten und Schwierigkeiten durch den Erfolg aufgewogen werden, nicht im Allgemeinen gegeben, sondern nur an spezielle Fälle geknüpft, und von bestimmten Verhältnissen abhängig gemacht werden kann.

XXIV.

Sittliche Freiheit, Gewissensfreiheit, politische Freiheit.

Jeder Erörterung, auf dem politischen wie auf dem religiösen Gebiete, muß eine Erklärung und Feststellung der Grundbegriffe vorhergehen, über welche gestritten wird, ehe von deren Anwendung im praktischen Leben die Rede seyn kann. — Fehlt diese gegenseitige Verständigung über die Ausdrücke, die im Verkehr der Geister als Münze dienen sollen, und liegt auf jeder von beiden Seiten den Schlagworten um die sich der Streit der Partheien dreht, eine andere Bedeutung zum Grunde, so müssen sich nothwendig Verwirrung und Mißverstand bis auf einen Grad steigern, wo der Austausch der Gründe aufhört und die Polemik der Leidenschaften beginnt, von der sich eine friedliche und vernünftige Schlichtung des Streites nicht mehr erwarten läßt.

Insbesondere finden diese Bemerkungen ihre Anwendung auf den Begriff der Freiheit, welchen wir im Folgenden so scharf als möglich in seinen verschiedenen Beziehungen festzustellen beabsichtigen.

I.

Freiheit in ihrer allgemeinsten und umfassendsten Bedeutung ist nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche Unabhängigkeit von fremder Herrschaft; sie ist die Fähigkeit, sich selbst zu bestimmen, und unbehindert von fremdem Befehle eine Entscheidung zu fällen, eine Verfügung zu treffen, eine Herrschaft auszuüben.

Natürlich ist ein endliches und erschaffenes Wesen niemals, im absoluten Sinne, frei und unabhängig. — Wer den Grund

seines Daseyns in einem andern, höhern Willen hat, ist und bleibt immer von diesem abhängig; — der Mensch ist und kann daher niemals von Gott unabhängig seyn; er muß, stets und in allen Beziehungen als ein Werk seines Schöpfers, seine Abhängigkeit von dem Urquell aller Wesen anerkennen. Volle und uneingeschränkte Freiheit im oben angegebenen, absoluten und eminenten Sinne des Wortes kömmt nur dem Herrn der Welt zu, der seines Daseyns Grund und Ursache in sich selbst trägt. —

Allein auch Gott hat den Menschen eine Sphäre angewiesen, in Beziehung auf welche er sich seines Rechtes, ihn als sein Geschöpf lediglich nach seinem Willen zu bestimmen, begeben und ihm die Fähigkeit sich selbst zu entscheiden verliehen hat. — Diese Sphäre ist der sittliche Wille des Menschen; die Fähigkeit der Entscheidung auf diesem Gebiete ist die sittliche Freiheit. Sie besteht also in der Möglichkeit einer Wahl zwischen dem Guten und Bösen, in der Fähigkeit, sich in seinem Herzen dem Gesetze Gottes gemäß zu entscheiden, oder demselben seine innere Zustimmung, seinen Gehorsam, seine Unterwerfung zu verweigern. — Gott fordert den Menschen zu dieser Entscheidung auf durch die Stimme seines Gewissens, während der Versucher sich an die niedere sinnliche Hälfte des Menschen, oder an seinen Hochmuth wendend, ihn zum Abfall oder zur Empörung zu verlocken sucht. — Aber von keiner von beiden Seiten her wird der Mensch gezwungen; die Entscheidung: ob er mit seinem Herzen dem Gewissen oder der Versuchung folgen, der Diener Gottes oder des Bösen seyn will, ist sein. Hierin liegt seine Freiheit, und diese ist, wie sie einerseits die Grundbedingung und Voraussetzung aller Tugend und Sittlichkeit ist, andererseits auch das wahre und wesentliche Unterscheidungszeichen zwischen dem Thiere und dem Menschen, und das eigentlich charakteristische, geistige Merkmal, der eigentliche Adelsbrief unseres Geschlechtes. —

Die sittliche Freiheit in diesem Sinne ist eine wesentliche

und angeborne Eigenschaft der menschlichen Natur. — Wo sie aufhört, — im Schlafe, im Wahnsinn, in allen Zuständen der Bewußtlosigkeit, — erlischt auch die Zurechnung und sittliche Verantwortlichkeit des Menschen, und somit die hauptsächlichste aller Bedingungen, unter deren Voraussetzung er als menschliches Wesen erscheint. — Dagegen kann aber auch diese Freiheit des Menschen demselben niemals durch irgend einen Zustand der irdischen Abhängigkeit und Dienstbarkeit entzogen werden. — Der Mensch ist und bleibt in diesem Sinne frei, und wenn er in der allerdrückendsten Sklaverei geboren wäre, — und die empörendste und tiefgreifendste Tyrannei ist selbst durch die unerhörtesten Martern, diese Freiheit ihm zu rauben, schlechthin unvermögend. Beweis dessen sind die christlichen Märtyrer aller Jahrhunderte. —

II.

Die Freiheit in diesem Sinne ist mithin eine von der Freiheit im rechtlichen und politischen Sinne völlig verschiedene Sphäre. — Daraus, daß des Menschen Wille auf dem sittlichen Gebiete frei und unabhängig ist von irgend einem Zwange der Natur oder einer höhern Macht, — möge diese von Gott oder dem Geiste der Verneinung ausgehen, — folgt noch keineswegs weder der Begriff, noch das Maaß seiner Freiheit im Verhältnisse zu andern Menschen. —

Auch in dieser letztern Beziehung ist die allgemeine Bedeutung der Freiheit die oben angegebene: Unabhängigkeit von fremder Herrschaft. — Nun sind aber die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft also geordnet, daß die bei weitem überwiegende Mehrheit aller Menschen, kraft der unabänderlichen Natur der Dinge auf Erden, nach unten hin über Andere herrscht, nach oben hin dagegen der Gewalt und dem Befehle Anderer unterworfen ist. Nur Jene, welche keines andern Diener sind, und keinem höhern Herrn, als Gott allein, in irgend einer Beziehung gehorchen, sind frei, im vollen Sinne des Wortes. — Diese aber werden als die höchsten Freien, Un-

abhängigen, souverain genannt, und es bedarf für Jeden, der auf dem Boden der Geschichte steht, keines Beweises, daß diese souveraine Freiheit seit Erschaffung der Welt immer nur das Loos weniger Sterblichen gewesen ist. —

Wer also nicht als souverain erscheint, steht unter der Herrschaft, unter dem Befehle, in der Abhängigkeit von dem Willen eines fremden Herrn.

Ist aber diese Herrschaft und Gewalt nothwendig absolut? — Erstreckt sie sich über alle und jede denkbaren, menschlichen Handlungen, Aeußerungen und Bewegungen? Ist der Mensch immer und in allen Beziehungen mit seiner ganzen Habe, seinem ganzen materiellen und geistigen Vermögen, in allen seinen Verhältnissen, als Individuum, als Gatte, als Vater, als Eigenthümer der höhern Gewalt und dem Willen seines Herrn unterworfen? Wenn wir die tägliche Erfahrung zu Hülfe nehmen und einen Blick in die Geschichte werfen, findet es sich, daß eine solche Abhängigkeit, selten und genau genommen, selbst nicht im Zustande der völligen Sklaverei, weder statt findet, noch statt finden kann. Das wirkliche Leben zeigt, daß der, welcher einem Herrn in gewissen Beziehungen gehorcht, in andern sein eigener Herr, d. h., dem Befehle seines Herrn nicht unterworfen ist. —

Diese Sphäre nun, wo der Dienende selbst Herr ist, wo er sich selbst nach seinem besten Wissen und Gewissen entscheidet, wo er also einem höhern Herrn nicht gehorcht und dieser ihm nichts zu befehlen hat, ist die Sphäre seiner Freiheit. — Innerhalb dieser ist der Mensch, wie abhängig er auch in andern Beziehungen seyn möge, in seinem Rechte, und in der uneingeschränkten, unbeirrten Herrschaft über das eigene Recht besteht die Freiheit. — Beide also, Freiheit und Recht, sind insofern identisch, als letzteres ein Besitz, eine Herrschaft, eine Befugniß ist, worauf Niemand bessern Anspruch hat, die Freiheit aber in dem Zustande der Unabhängigkeit eben dieser Rechtssphäre von jeder fremden Willkühr besteht.

III.

Hieraus ergiebt sich, daß jede Freiheit in diesem Sinne keine absolute, sondern eine relative ist, so wie daß es keine abstracte, sondern immer nur eine bestimmte, positive, concrete Freiheit giebt. Die Sphäre der eigenen Herrschaft kann weiter und enger gezogen seyn, sie kann sich auf diesen oder jenen Gegenstand beziehen, sie kann diesen oder jenen bestimmten Inhalt haben. — Wer hundert Tage im Jahre dienen muß, und an den übrigen 265 Tagen frei ist, vereinigt in seiner Person Abhängigkeit und Freiheit. Dieß ist in der einen oder andern Form bei den meisten Menschen der Fall. — Es versteht sich dabei von selbst, daß, wenn ihm von dieser Dienstzeit 90 Tage erlassen werden, seine Freiheit wächst. Meistentheils wird auch wohl nur die Art und der Name des Dienstes oder die Person des Dienstherrn gewechselt, und der edlere Dienst bei dem vornehmern Herrn Freiheit genannt. — So wurde in früherer Zeit der Lehrbursche nach ausgestandenen Lehrjahren frei gesprochen, — aber nur von der bestimmten Abhängigkeit von seinem Meister, nicht auch von der Unterthänigkeit gegen den Landesherrn, oder dem Gehorsame gegen die Stadtobrigkeit, oder der Unterordnung unter die Aeltesten der Zunft. — In diesem Sinne hat man mit vollem Rechte gesagt, daß man in früherer Zeit nur Freiheiten, keine Freiheit gekannt habe. — Es darf hierzu, — um den bannalgewordenen Ausspruch zu vervollständigen, — nur noch hinzugesetzt werden: daß mit dem Untergange der Freiheiten und ihres bestimmten, positiven Inhalts die abstracte Freiheit nur leere, wesenlose Illusion, ein hohles Wort geworden ist, mit dem der schneidendste Despotismus im praktischen Leben nur allzuwohl verträglich ist.

Aus dem oben bezeichneten Verhältniß von Recht und Freiheit ergiebt sich aber auch naturgemäß die Gränze der letztern. — Sie geht so weit, wie das Recht, und hört auf, wo das Recht und die Freiheit des Andern anfängt. — Des-

halb ist also die wahre Freiheit eine rechtliche, d. h., vom Rechte unzertrennliche. — Stellt sie sich auf das Feld des Unrechts, greift sie in eine Rechtssphäre hinüber, so ist sie kein Recht mehr, sondern rohe Gewalt und keine Freiheit, sondern frevelhafte Licenz, die vielleicht sich thatsächlich geltend zu machen, die Mittel, aber auf Achtung und Heilighaltung keinen Anspruch mehr hat. — Dieß ist ohne weiteres klar, jedoch ist hierbei eine große, und praktisch über allen Ausdruck gefährliche Verwechselung zu beseitigen, — die des Rechts mit dem Gesetze. — Geht man nämlich davon aus, daß das Recht auf dem Gesetze (des s. g. Staats oder der weltlichen Macht) beruhe, und aus diesem seinen Ursprung nehme, und definirt man die Freiheit, durch die Macht Alles zu thun, was die Gesetze nicht verbieten, so wird der omnipotente „Staat", der die Gesetze giebt, zum Schöpfer des Rechts wie der Freiheit gemacht, und es bedarf dann keines besondern Scharfsinnes, um einzusehen: einerseits, daß diese Freiheit auch unter Tiber und Caligula gegolten habe, andererseits, daß Jeder sich nur so lange eines Rechts oder einer Freiheit getrösten könne, als das „Gesetz" ihm dieselbe nicht zu entziehen für gut gefunden hat. — Dieß wäre dann die schneidendste, tiefgreifendste, zerstörendste unter allen Formen des Absolutismus; die Tyrannei des absoluten Staats und derselbe despotisme de la loi, der als das eigentliche Grundübel unserer Zeit angesehen werden muß. — Daß hiergegen ein willkührlicher Vorbehalt irgend eines besondern Rechts oder einer singulären Befugniß, z. B. der Glaubens- oder Gewissensfreiheit, gänzlich nichtig und bedeutungslos sey, weil er im Widerspruche mit der Grundlage und ersten Voraussetzung — der Identification des Rechts mit dem Gesetze — stünde, würde jedem Unbefangenen einleuchten, auch wenn die Geschichte nicht die Belege lieferte, wie die Gewissensfreiheit unter den Flügeln der Idee des omnipoten Staates gedeiht, und wie der Satz: daß die Gränze der Freiheit durch das Gesetz bestimmt werde, wenn man ihn als das oberste Prin-

cipium annimmt, sofort auch gegen die Gewissensfreiheit geltend gemacht wird, — sobald sie dem absoluten Staate mißfällt. — Im Gegentheil also: das Recht und die Freiheit entstehen unabhängig von der Staatsgewalt durch die Fügung Gottes. — Wie der Einzelne seinen Leib und seine Glieder ohne alles Dazuthun und ohne irgend eine Verfügung des „Staats" erhält, so auch alle einzelnen, seine Person oder sein Eigenthum betreffenden Rechte, Befugnisse, Freiheiten, die dann in ihrer Gesammtheit seine Rechts- und Freiheitssphäre bilden. — Diese hat ihm die Staatsgewalt nicht gegeben, und ist ihm solche ohne sein Verschulden durch ihre Gesetze auch nicht zu nehmen befugt; — die letztern haben vielmehr, in so fern sie nicht eine Verfügung des Gesetzgebers über seine eigenen Rechte sind, hauptsächlich und wesentlich nur den Zweck, jedes gute Recht und jede wahre rechtliche Freiheit gegen rechtswidrige Eingriffe und Verletzungen zu schützen.

IV.

In dem eben Gesagten liegt zugleich die Definition der politischen Freiheit. — Es ist ein gefährlicher Irrthum, dieselbe in politischen Formen zu suchen; ein noch gefährlicherer aber, zu glauben, sie bestehe darin: daß Jeder berechtigt sey, für Alle Gesetze zu geben. Im Gegentheil: sie besteht darin, daß jedes Privatrecht und jede rechtliche Privatfreiheit auch der Staatsgewalt und ihren Gesetzen gegenüber heilig und unverletzlich ist. — Politische Freiheit ist demnach nichts, als die Freiheit in ihrer oben gegebenen Bedeutung, aber in Beziehung auf das Verhältniß des Unterthans zur souverainen Gewalt gefaßt. — Alles Uebrige, die ständische Verfassung oder die Theilnahme und Mitwirkung der verschiedenen ständischen Corporationen an der Ausübung der Regierungsgewalt, die Einwilligung derselben bei der Erlassung neuer Gesetze, die Zustimmung zu der Erhebung neuer Steuern, — sind nicht die politische Freiheit selbst, sondern

eine geschichtliche und thatsächliche Folge und Wirkung des Princips derselben. — Wo diese Grundlage fehlt, wo der Absolutismus des Staats herrscht, und das im Namen des Gemeinwohls oder der Staatsidee erlassene Gesetz dem Rechte untergeschoben und diesem Gesetze die Privatfreiheit untergeordnet wird, — da ist, — welcher verhüllenden Formen man sich auch bedienen möge, wahrer Absolutismus, mithin der Gegensatz aller politischen Freiheit, vorhanden. — Die letztere kann überhaupt auch ohne alle Form statt finden, welche man in unsern Tagen für den eigentlichen Sitz derselben anzusehen pflegt, wiewohl der Nutzen, ja die Nothwendigkeit derselben unter gewissen Voraussetzungen nicht geleugnet werden soll, während umgekehrt die Formen ohne das Princip und die Wurzel der Freiheit: Achtung des Privatrechts und der Privatfreiheit, nichts als eine leere Hülle, und ein gefährliches und kostbares Spielzeug sind. —

V.

Dieß sind die Grundlagen, auf welchen unsere Ansicht von der Glaubens- und Gewissensfreiheit ruht. Um jedes mögliche Mißverständniß von vornherein abzuschneiden, erwähnen wir hier vor aller weitern Erörterung, was kaum einer Erwähnung bedarf: daß die Freiheit des Glaubens oder die Möglichkeit zu glauben und nicht zu glauben, im Gewissen dieses oder jenes für wahr oder falsch, für gut oder schlecht zu halten, — als eine Thatsache des innern Lebens weder eines Beweises, noch einer Concession bedarf, und somit außer allem Streite liegt. — Hätte der Mensch die innere Freiheit nicht der ihm verkündeten, wirklichen oder angeblichen Glaubenswahrheit seinen freien Beifall und die Zustimmung des Herzens zu schenken oder zu verweigern, — wie wäre dann der Glaube ein Verdienst, wie wäre seine freie Annahme und sein Bekenntniß eine Tugend? — selbst die göttliche Gnade, ohne welche der Mensch die Himmelsgabe des Glaubens nicht anerkennen kann, hebt diese Freiheit nicht

auf. Daß sie wie die Freiheit des bloßen Gedankens oder die des sittlichen Willens, jedem äußern, materiellen Zwange entzogen ist, — daß keine menschliche Macht ihren Arm in dieses Gebiet des innern Lebens hineinstrecken könne, ist eine Wahrheit, die bereits das populäre deutsche Sprüchwort anerkennt, die den Gedanken, — so lange sie unsichtbar in der stillen Brust des Denkers beschlossen bleiben, — die Zollfreiheit zugesteht. — Von einer Beschränkung dieser Gewissensfreiheit, — die eine einfache Thatsache des Bewußtseyns ist, — kann also eben so wenig die Rede seyn, als eine solche jemals irgend versucht worden ist. Eine ganz andere Frage ist es: wie weit über jenes bloß thatsächliche Gebiet hinaus ein Recht des Einzelnen sich geständigermaaßen dem Glauben gewisser Wahrheiten zu entziehen, oder einen abweichenden Glauben öffentlich zu bekennen, zu lehren und zu verbreiten behauptet und nachgewiesen werden könne.

Die Entscheidung hierauf wird verschieden seyn, je nachdem man von dem Standpunkte ausgeht, daß es einen festen und über alle Einwendung gewissen, geoffenbarten Glauben gebe, und daß dieser eine nothwendige Bedingung des ewigen Heils sey, oder je nachdem man umgekehrt die Religion für ein Werk des menschlichen Wahnes, oder wenn es hoch kommt, des Scharfsinns, der Phantasie, der politischen und poetischen Conceptionen jedes Zeitalters ansieht, jede Offenbarung aber leugnet oder dahin gestellt seyn läßt, oder die Unterscheidung des Irrthums von der Wahrheit in Religionssachen als für menschliche Kräfte unerreichbar ansieht, und jedem Glauben höchstens eine subjective Geltung für das Individuum einräumt, das ihn hegt. Geht man von solchen obersten Grundsätzen aus, so hat jeder Mensch ein heiliges, angebornes und natürliches Recht, jedweden möglichen Glauben nicht bloß zu hegen, sondern auch durch Lehre und Schrift auszusprechen, zu bekennen, zu verbreiten, Anhänger dafür zu sammeln, und wenigstens in so weit es sich bloß um Lehre

und Gottesdienst handelt, — hiernach auch sein äußeres Leben einzurichten.

So lautet in der That die Theorie skeptischer, im Indifferentismus verkommener, von aller lebendigen Beziehung zur unsichtbaren Welt abgewendeter Zeitalter, wie etwa die letzten Jahrhunderte der heidnisch-antiken Welt sie sich ausgebildet hatten, oder wie in mittelbarer, erst jetzt allmählig hervortretender Folge der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts ein großer Theil der christlichen Welt sie auf's Neue sich angeeignet hat. — Damals wie jetzt ist aber diese Theorie niemals in die Praxis übergegangen. — Die heidnischen Philosophen, welche die sterilste Gleichgültigkeit gegen jeden Gottesglauben zur Schau trugen, waren zugleich die ingrimmigsten Feinde des Christenthums, grade so wie heute diejenigen, auf deren Lippen die Toleranz, die Geistesfreiheit, die allgemeine Emancipation aller möglichen Glaubensformen liegt, — sich einem bis zur wirklichen Raserei gesteigerten Zorne ergeben, wo sie einem positiven Glauben irgend einer Art begegnen, der sich den Anforderungen des herrschenden Indifferentismus nicht fügen will. Von welcher Art und Beschaffenheit die Gewissensfreiheit sey, welche die Feinde der Religion und des positiven Kirchenthums in unsern Tagen predigen, davon giebt die Polemik gegen die katholische Kirche ein eben so unzweideutiges Zeugniß, als die Maaßregeln, welche von den Feinden der letztern gelobt, empfohlen, herbeigewünscht werden. — Niemand wähne, daß dieß bloß der alte Kampf der Confessionen sey. Denn eben dieselben begeisterten Freunde der vermeintlichen Reformation verfolgen die letzten Reste des Protestantismus (im historischen Sinne des Wortes), das alte Lutherthum, oder, wie in Holland, den seinen symbolischen Büchern gläubig anhangenden Calvinismus mit einer Erbitterung und einer, jeder Achtung vor fremde Ueberzeugung spottenden Gewaltthätigkeit, die den praktischen Commentar zu ihrer Theorie der Gewissensfreiheit liefert. Der Schlüssel zu diesen Räthseln liegt darin, daß sie bewußt oder unbewußt den

menschlichen Willen in die Stelle des göttlichen setzen wollen. — Deshalb wollen sie allerdings die Freiheit, aber nur die des Unglaubens, der Negation, der Zerstörung und dieß ist auch der Grund, weshalb sie keiner Religion und Kirche, die noch irgend eine, wenn auch noch so sehr geschwächte, positive Grundlage hat, sobald es ihr mit ihrem Bekenntnisse Ernst ist, irgend eine rechtliche Freiheit zuerkennen können. Alles Uebrige ist Selbsttäuschung oder heuchlerischer Trug. — Von diesem Grundsatze gehen sie mit mehr oder weniger Offenheit nicht bloß auf dem Gebiete der Literatur, der Wissenschaft, des kirchlichen Lebens aus, sie übertragen ihn mit grösserer oder geringerer Consequenz auch auf das Gebiet des Staats. — Jedweder soll der Staatsgewalt gegenüber das Recht haben, zu glauben, was er irgend will, — nur wird, wie ein unschuldiges, sich von selbst verstehendes Anhängsel, gewöhnlich die Clausel beigefügt, daß die Lehre, der Gottesdienst, die Kirchenzucht jeder Religionsgemeinschaft durch die „Staatsgesetze“ bestimmt werde. Strafbar wird dabei der Einzelne nur dann, wenn er etwa die den „Gesetzen“ widersprechende Ueberzeugung seiner Kirche mündlich oder schriftlich ausspricht oder sich den Verdacht zuzieht, kirchliche Gesinnungen zu hegen, die dem jedesmaligen administrativen, scientifischen und industriellen Stande der Dinge nicht gemäß sind. — Sonst und mit Ausnahme dieser Stücke ist das Gewissen frei wie der Gedanke und Jedweder kann in seinem Innern glauben oder nicht glauben, wie es sein Herz begehrt.

Dieß ist die Lehre und Praxis, die der Indifferentismus im Bunde mit dem absoluten Staate im neunzehnten Jahrhunderte den Völkern Europa's als Gewissensfreiheit aufzudringen sich bemüht, die er als ächte Freiheit preis't und wegen welcher er mit schnöder Verachtung die allgemeine Kirche mißhandelt, weil sie zu solcher Höhe der freisinnigen Erkenntniß sich niemals habe emporschwingen mögen.

VI.

Dem eben geschilderten Systeme der Heuchelei, des Absolutismus und der Gottesleugnung gegenüber beruht die Lehre der allgemeinen, christlichen Kirche in Betreff der Gewissensfreiheit auf folgenden einfachen Grundsätzen. —

Es giebt nur einen wahren Glauben, wie es nur einen Gott, eine Taufe, einen Erlöser giebt. — Diese wahre Religion ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen; vor Christo bestand sie in der Hoffnung auf das künftige Heil, nach der Geburt und dem Tode des Herrn in der Erfüllung der Verheißung, die dem ersten Stammvater und den Erzvätern unsers Geschlechtes geworden war und von der die Propheten gezeugt hatten. — Dieser Glaube wird, zusammt der Gewalt zu lösen und zu binden und den übrigen Mitteln des Heils in der Kirche Christi bewahrt, zu deren sichtbarem Haupte er den Apostel Petrus und dessen rechtmäßige Nachfolger verordnete und welcher er den Geist der Wahrheit verhieß, der sie in alle Wahrheit leitet, bis ans Ende der Tage. —

Da jeder Mensch ohne alle Ausnahme zum ewigen Leben berufen ist, so hat Jedweder durch das einfache Factum seiner Existenz das ihm unmittelbar von Gott verliehene, auf seiner vornehmsten und heiligsten Pflicht beruhende Recht, den wahren Glauben anzunehmen, ihn im Leben zu bekennen, sich der allein wahren Kirche zu unterwerfen und ihren rechtmäßigen Oberen denjenigen Gehorsam zu leisten, den er ihnen nach den Gesetzen der Kirche schuldig ist. —

Hieran einen Menschen, — welches Standes, Herkommens, Geschlechtes oder Alters er immer auch seyn möge, durch List oder Gewalt zu hindern, ist schwerer wie Mord und Menschenraub und eins der größten Verbrechen gegen die menschliche Persönlichkeit, das irgend begangen oder ersonnen werden kann.

Im Gegentheil hat Jeder, in dessen Hände Gott irgend eine Gewalt gelegt hat, — sey es als Vater, Dienstherr, Obrigkeit irgend einer Art oder Landesfürst die heilige Pflicht

zu sorgen, daß Alles geschehe, was zur Förderung, Befestigung und Ausbreitung des wahren Glaubens dienen mag, und daß jeder Irrglaube, jede falsche Lehre, jede Spaltung von den Gläubigen fern gehalten werde. Wer dergleichen erregt, erscheint nicht nur als Frevler an der von Gott geoffenbarten Wahrheit, sondern wegen der unvermeidlichen Folgen jeder Religionsirrung auch als ein Verbrecher an dem gemeinen Frieden des Landes und der weltlichen Ordnung des Staates. —

Hiernach hat also nur die Wahrheit und wer sich zu ihr bekennt politische Gewissensfreiheit; — der Irrthum in Religionssachen kann an und für sich und ohne besondere gleich zu erwähnende Umstände gar kein Recht auf Existenz oder Duldung irgend einer Art in Anspruch nehmen. Ueber die Frage: was Wahrheit oder Irrthum in Religionssachen sey, kann wie natürlich nur die Kirche entscheiden, der es zukommt, den Glauben zu bewahren und die Heerde Christi unter dem Beistande des heiligen Geistes zu weiden.

So lange nun die Träger der Staatsgewalt und das Volk sich gleichmäßig zur allgemeinen Kirche bekennen, hat dieses ganze System auch in seiner Anwendung keine Schwierigkeit und es ist mit wenigen Abweichungen bis in das 17te und größtentheils noch bis tief in das 18te Jahrhundert hinein in allen katholischen Ländern Europa's praktisch gehandhabt und angewendet worden. Verwickeltere Verhältnisse treten erst mit der Entstehung der von der Kirche getrennten Glaubensgenossenschaften des 16ten Jahrhunderts ein. Jedoch bedarf es für den Geschichtskundigen keines Beweises, daß der Protestantismus nichts weniger als die allgemeine Gewissensfreiheit zum Ausgangspunkte nahm. — Mit der äußersten Gewalt suchte er die Lehre der sogenannten Reformatoren denen aufzudringen, die am Glauben der allgemeinen Kirche festhielten, und ahndete den Widerspruch gegen seine Symbole oder den Abfall von denselben mit blutiger Strenge. — Sein System in Betreff der Gewissensfreiheit war bis zu dem Zeitpunkte, wo

der Indifferentismus über die protestantische Orthodoxie den Sieg davon trug, dasselbe wie es in katholischen Ländern von jeher gegolten hatte, freilich mit dem Unterschiede: daß in die Stelle der von Gott geoffenbarten unabänderlichen Lehre der katholischen Kirche, Bekenntnißschriften Derer traten, die von der Kirche getrennt, die Auslegung der Lehre ihrer eigenen Autorität anheimgaben.

Wo nun die Regierung eines Landes der einen und ein Theil ihrer Unterthanen der andern kirchlichen Lehre angehörte, da trat kraft der unabweislichen Natur der Dinge die Folge ein, daß die erstere den Glauben, den sie für den irrigen hielt, durch alle ihre zu Gebote stehenden Mittel auszurotten suchte. Eine Entscheidung der Kirche konnte aber aus dem einfachen Grunde nicht gedacht werden, weil derjenige von beiden den Theilen, der sich von der Kirche losgesagt, folgerecht auch die richterliche Autorität derselben nicht mehr anerkannte. Natürlich konnte hier nur das weltliche Recht auf dem Wege des Vertrages eine Vermittelung und Schlichtung herbeiführen. Dieß geschah aber in der doppelten Weise, entweder daß die Kirche oder die Gesammtheit ihrer Glieder in dem Lande eines ihr nicht angehörigen Regenten das Recht der freien Existenz und Uebung ihres Glaubens, oder daß umgekehrt eine von der Kirche getrennte Religionsgesellschaft dasselbe Recht von der katholischen Staatsgewalt erwarb. —

Verträge solcher Art haben in vielen europäischen Ländern in Folge der Religionskriege stattgefunden, welche die Glaubesspaltung des 16ten Jahrhunderts nach sich zog. — Die hierdurch herbeigeführte Gewissensfreiheit, die sich z. B. im deutschen Reiche bis zur wirklichen Parität beider Religionstheile erstreckte, war hiernach aber immer eine bedingte. Die Duldung oder gleiche Berechtigung war nicht bloß auf die Anhänger bestimmter Bekenntnisse beschränkt, sondern es waren auch die Rechte, welche der von dem Glauben der Regierung abweichenden Confession zustehen sollten, mit großer Genauigkeit specificirt, die Freiheiten derselben so bestimmt wie mög-

lich definirt, jeder Anlaß zu einem künftigen Streite so weit als es menschlichen Kräften möglich, im Voraus durch unzweideutige Stipulationen beseitigt. — Erst viel später, als Wirkung der indifferentistischen Lehren des 18ten und 19ten Jahrhunderts ward die Gewissensfreiheit als eine ganz abstracte und allgemeine gefaßt, zugleich aber auch wie oben nachgewiesen worden, durch den Staatsabsolutismus in vielen Fällen illusorisch gemacht. —

Für uns entsteht aber die Frage, was von dem einen wie von dem andern System der Gewissensfreiheit, vom Standpunkte des katholischen Glaubens aus zu halten sey? —

Die katholische Kirche leitet ihr Recht und ihre Freiheit nicht aus diesem oder jenem menschlichen Vertrage, sondern aus dem Willen und der Verleihung des Herrn der Welt ab, von dem sie gegründet worden. — Sie nimmt die Anerkennung dieser ihrer Freiheit als ein ihr von Anfang her gebührendes, ihr von Gott verliehenes und mithin göttliches Recht in Anspruch. — Wird ihr diese Anerkennung verweigert, so enthält sie sich, dem Gebote des göttlichen Heilandes gemäß, der Gewalt und trägt, wie derjenige, der sich willig in die Hände der Sünder gab und gehorsam war bis zum Tode des Kreuzes, „ihre Herrschaft auf ihrer Schulter," aber ein Recht der weltlichen Macht, ihr die Predigt des göttlichen Wortes und die freie Uebung ihres Glaubens zu versagen, kann sie der Natur der Dinge nach, ohne sich selbst aufzugeben, niemals anerkennen. —

Eben so wenig wird sie jemals das Princip aufgeben, daß jede weltliche Macht die heilige Pflicht habe, den wahren Glauben zu fördern, den Irrthum aber nach besten Kräften, auch durch weltliche Mittel auszuschließen und unschädlich zu machen. —

Allein die unerforschliche Fügung Gottes kann Ausnahmen von diesem Princip nothwendig machen, welche abzuwenden außer dem Bereiche menschlicher Kräfte liegt. —

Hat eine weltliche Gewalt das Ihrige gethan, dem Irrthume und seiner Verbreitung in ihrem Lande Gränzen zu setzen und zeigt sich, daß diese Bemühungen umsonst gewesen sind, und daß vielmehr die Duldung sogar ein Mittel ist, größeres Unheil abzuwenden und die Kirche vor dem Eindringen des ihr feindlichen Elementes zu schützen, so kann und darf in solchem Falle auch die katholische Regierung mit gutem Gewissen sich der Sorge für das Seelenheil derer entschlagen, die sie zur Kirche zurückzuführen weder die Macht noch die Mittel hat. — Sie darf diesen innerhalb gewisser Gränzen und so lange sie an ihren eigenen Bekenntnißschriften festhalten, freie Uebung ihrer Religion und einige oder alle politischen Rechte gestatten. — Diese Gewissensfreiheit ist dann ein gutes Recht wie jedes andere, — welches auch der katholischen Obrigkeit heilig seyn muß.

Sind endlich in einem Lande die Verhältnisse so gestellt, daß die jenen Confessionen gestattete Gewissensfreiheit das alleinige Mittel ist, dasselbe Recht auch für die katholische Kirche in Anspruch zu nehmen, — so würde schon die gewöhnliche Klugheit den Bekennern der letztern gebieten, die vertragsmäßig festgestellte Parität trotz aller Mißbilligung der von der Wahrheit abweichenden Glaubensgrundsätze aufrichtig und mit großer Entschiedenheit zu verfechten. — Dasselbe kann sogar unter derselben Voraussetzung von der ganz allgemeinen und absoluten Gewissensfreiheit gelten, wo diese ein geringeres Uebel ist, als eine von der weltlichen Regierung ausgeübte Ausschließung oder kirchliche Aufsicht irgend einer Art. — Daß ein Zustand solcher Art durch das weltliche Recht begründet und sogar unter gewissen Umständen als eine länger oder kürzer dauernde Periode des Uebergangs seinen Nutzen für die Wahrheit haben könne, wird auch der Katholik nicht in Abrede stellen. — Er wird sich ihm unterwerfen, wo er besteht, er wird sich auch zu seinen Gunsten darauf berufen, vielleicht auch die Ueberzeugung hegen, daß ein solcher Zustand der

gemeinen Losgebundenheit besser sey als die heimliche oder
entliche, den wahren Glauben ausschließende Herrschaft der
ge, der Heuchelei und des Irrglaubens — aber er wird die
rundsätze und Ideen nicht theilen, aus denen eben jener
stand hervorgegangen, er wird die absolute Gewissensfrei-
t nicht als ein dem Menschen angebornes, natürliches
echt verfechten, er wird die Anarchie der religiösen Mei-
ngen nicht als das Ideal des kirchlichen Zustandes eines
ndes preisen.

Dieß sind die Grundsätze über die Gewissensfreiheit, welche
r für die dem Glauben der allgemeinen Kirche entsprechen-
n halten.

XXV.

Friedrich's des Großen Verhältniß zur katholischen Kirche.

Es ist im vorigen Jahrhundert nicht selten geschehen, daß
tmüthige und leichtgläubige Katholiken den Mann, der der
gott eines großen Theiles seiner Zeitgenossen war, für ei-
n der Ihrigen hielten, und nur den Zwang bedauerten, den
sich habe anthun müssen: seine wahre, christ-katholische, im
tillen gehegte Ueberzeugung vor der Welt zu verbergen. —
o groß war der Zauber, den Friedrich — ein gebornes Herr-
ertalent, wie Wenige — über Alle übte, die in seine Nähe
men, oder Zeugen und Zeitgenossen seines Ruhmes waren,
ß auch dieser gutmüthige Wahn seine Anhänger finden
nnte, der nicht bloß den Katholiken schmeichelte, sondern
n so sehr beweist, wie Friedrich, trotz mancher Unbill, die

er ihnen zugefügt, auch ihre Liebe zu gewinnen gewußt haben müsse. Denn jene Sage hat nicht der Haß erfunden, sondern die Liebe, die dem verehrten Gegenstande neben der zeitlichen Glorie gerne auch die ewige sichern möchte. —

In neuern Zeiten hat freilich diese gute Meinung vor einer genauern Kenntniß der Thatsachen und einer unbefangenern Kritik nicht Stand halten können. — Es ist sogar die entgegengesetzte Ansicht im katholischen Deutschlande eine ziemlich verbreitete geworden, nach welcher Friedrich, — der Busenfreund der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, der Freidenker auf dem Throne, der Vater der vermeintlichen Aufklärung, die von Berlin aus sich über das gesammte nördliche Deutschland verbreitete, und selbst in katholischen Ländern Eingang fand, — für einen bewußten und besonnenen Gegner der katholischen Wahrheit gilt. —

Der Geschichte liegt es ob, unbeirrt von Gunst und Haß, den wahren Standpunkt des Herrschers zu ermitteln, der durch sein Beispiel, wie durch seine Schriften, allerdings in der Geschichte der geistigen Entwickelung unseres Vaterlandes Epoche macht.

Friedrich's religiöser Charakter im Allgemeinen läßt sich, wie Jedermann weiß, vollkommen aus seiner Erziehung erklären. — Der Calvinismus in seiner schroffsten und ungemildertsten Gestalt sollte ihm durch äußerliche Gewalt eingezwungen werden. Insbesondere besagt die Instruction, die sein königlicher Vater den Erziehern des Kronprinzen ertheilte, daß „Ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug auch unter denen selben“ (Irrungen und Secten) „gerechnet werden kann, so viel als immer möglich, ein Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen, und wohl zu imprimiren“ sey. — Diese eigenthümliche Methode der Erziehung hätte einen minder originellen Charakter vielleicht für immer in ihre

engen Geistesfesseln geschlagen, oder zum vollendeten Heuchler ausgebildet; — bei dem lebhaften Kronprinzen hatte sie den entgegengesetzten Erfolg. — Die Geistestyrannei, mit welcher er in die eigenmächtigen Satzungen der sogenannten Reformatoren eingeschlossen werden sollte, reizte seinen Widerspruch — frühzeitige Bekanntschaft mit der verbotenen Frucht französischer Freigeisterei that das Uebrige. — Friedrich lernte nicht blos das sich selbst widersprechende System der calvinischen Theologie mit seiner Prädestinationslehre, die sein Herz kalt und seinen Geist unbefriedigt ließ, aus tiefster Seele verachten, er übertrug auch dieselbe Geringschätzung, die er der ihm bekannt gewordenen einseitigen Auffassungsweise des Christenthums zu widmen sich gewöhnt hatte, auf das Original, welches in seiner vollen, reinen Schönheit niemals vor seinen Blick getreten war. — So läßt sich begreifen, wie jene ursprüngliche Empfänglichkeit für das Göttliche, die dem Menschen angeboren, und der nothwendige Anknüpfungspunkt für jede äussere religiöse Einwirkung ist, sich in seiner Seele bis auf einen Grad verdunkeln konnte, den wir mit Mitleid und Entsetzen aus vielen seiner Briefe und Gedichte kennen lernen. — Friedrich war Zweifler im vollen Sinne des Wortes; und als solcher stand er am Schluße eines Lebens voll Ruhm und weltlicher Erfolge vor dem traurigen Resultate: daß die so hoch und lautgepriesene Vernunft, in soweit sie bloß auf sich angewiesen, und nur aus sich zu schöpfen verurtheilt ist, — eben nichts wisse und nichts könne, als Alles dahingestellt seyn zu lassen. — Gott, Unsterblichkeit und Tugend waren ihm, so oft und gerne er sich auch darüber zu unterhalten liebte, ungelöste und unlösbare Probleme, und blieben es bis an sein Lebensende. Eine Offenbarung kannte er nicht, und wollte sie nicht kennen, und so mit stand er der positiven christlichen Lehre in einer Weise fremd gegenüber, die sich von der Auffassung der Moslemim, welche bekanntlich in Christo immer noch einen großen Propheten verehren, — höchstens nur durch größere Flachheit und Nüchternheit unterschied. — Man braucht bloß Friedrich's

Unterredung mit Sulzer, vom 31. Dec. 1777, und seine berühmte Epistel an Keith zu lesen, worin er die persönliche Fortdauer nach dem Tode mit sehr unzweideutigen Worten in Abrede stellt,*), um über das Religionssystem des großen Selbstherrschers im Reinen zu seyn. — In jenem äußerte er, man habe den Unsinn so weit getrieben: „d'admettre un Dieu, qui en a fait un second et que ces deux ensemble en ont produit un troisième. Als Sulzer ihm darauf erwiderte, daß die angeseheneren Berliner Prediger nicht mehr daran dächten, dergleichen abgeschmacktes Zeug vorzubringen, antwortete Friedrich ganz vergnügt: „cela est très bien et je suis le premier de respecter cela." — Sonstige blasphemische Spottreden über die Geburt des Heilandes und die heil. Jungfrau, die in seinen Briefen an Pöllnitz vorkommen, nehmen wir billig Anstand, hier zu wiederholen.

Niemand wird leugnen, daß ein von solcher Gesinnung beseelter Mann, der 46 Jahre lang nicht bloß auf dem Throne saß, sondern durch seine anderweitigen großen Eigenschaften der Welt imponirte, mehr als hinreichende Mittel gehabt habe, auf die Gesinnung seines Volkes in vieler Hinsicht einen tiefen dauerenden Einfluß zu üben. — Er hat dieß auch in vollem Maaße gethan. — Demnach ist es aber in einer Zeit, wie die unsrige, wo die servilste Anbetung des absoluten Staates mit der frechsten Verhöhnung alles Heiligen auf Erden unter dem Deckmantel der Freisinnigkeit ein Bündniß zur Verfolgung aller Andersdenkenden geschlossen hat, doppelt nothwendig zu zeigen, wie groß der Unterschied zwischen Friedrich dem Großen und den Myrmidonen sey, die heute be-

*) „Er" (der Mensch) „weiß, er wird unsterblich seyn in Wirkungen, die sich an seine Thaten reih'n. Dieß ist die einzige und wahre Unsterblichkeit, die nie der Tod zerstört. Was man von einer andern hört, kommt hier auf Erden nie in's Klare" u. s. w.

haupten, daß jede deutsche Regierung in seine Fußstapfen zu treten, die Verpflichtung habe *).

Wie tiefe Wurzel nämlich der Unglaube, ja die Verachtung des Christenthums auch in Friedrich's Seele geschlagen haben mochte, — ein scharfer, heller Verstand und eine angeborne Herrschergabe können ihm auch von seinen entschiedensten Gegnern nicht abgesprochen werden und beide milderten, in soweit dieß überhaupt möglich ist, den nachtheiligen Einfluß jener irreligiösen Stimmung, die nach Ausweis der Geschichte bei kleinen Geistern und beschränkten Köpfen viel verderblichern Erfolg gehabt hat. — Friedrich war ungläubig, aber er begnügte sich damit, den Glauben zu verachten, er verfolgte ihn nicht, weder als Privatmann, noch indem er das Gewicht seines Scepters in die Wagschaale legte. — In seinen Briefen spricht sich an vielen Stellen die Ueberzeugung aus, daß es nicht seines Amtes sey, den Theologen zu machen. Deshalb war auch Proselytenmacherei jeder Art, sowohl für irgend eine protestantische Secte, als für seinen Unglauben ihm völlig fremd, und dieß zwar theils aus wirklicher Gleichgültigkeit, theils weil er Scharfsinn genug besaß, um einzusehen, daß ein von oben herab getriebenes Entchristlichungssystem nicht minder wie der Versuch Fusionen zu bewirken oder *neue Staatskirchen zu gründen*, den *Unterthanen zwar den Glauben nehmen, aber schwerlich für den eingebüßten einen andern geben könne*, und daß die Zerstörung der im Volke vorhandenen Religion einerseits den Thron seiner wesentlichsten Stütze beraube, andererseits die königliche Gewalt mit einem Gegner, den welt-

*) Ein berüchtigter obscöner Schriftsteller fragt pathetisch: „ob die Prinzipien der preußischen Staatsweisheit in Friedrich's des Großen oder in Haller's Schriften zu suchen seyen"? Würden sie in den erstern gesucht, so wäre dieser Autor ohne Zweifel schon jetzt als Trommelschläger unter irgend ein Garnisonregiment gesteckt, da Friedrich sich solcher Bundesgenossen zuverlässig geschämt haben würde.

liche Waffen nicht verwunden können, in einen Kampf verwickele, in welchem jeder Sieg eine Niederlage ist. Der Glaube hatte allerdings über den Schüler Voltaire's keine Gewalt, aber auf dem Wege des Verstandes war ihm beizukommen, immer ist, wenn auch nur einer von Beiden vorhanden, eine Ausgleichung und Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses möglich.

Auf diesem Gebiete des scharfen, aber von jeder höhern Beziehung isolirten Verstandes, der rein weltlichen Staatsklugheit, der „vernünftigen Selbstliebe", — die bei Friedrich bekanntlich die Stelle eines Moralprinzips vertrat, — ist auch der Schlüssel zu seinem Verhältnisse zur katholischen Kirche zu suchen.

Er wollte von seinen katholischen Unterthanen, wie von allen übrigen, zunächst nur Geld und Rekruten. — Wurde beides ihm gewährt, so war ihm der Glaube als solcher völlig gleichgültig, in so weit nicht etwa wiederum das Bedürfniß des Geldes oder Geldeswerths, oder seine Rivalität gegen das katholische Oesterreich oder etwa die Prinzipien eines engherzigen Territorialsystems, welches die Verbindung des Inlandes mit andern Ländern nur ungern duldete, zu mancherlei Ausnahmen führten, die sämmtlich aber keineswegs ihren Grund in einer Abneigung gegen den katholischen Glauben als solchen hatten. Uebrigens darf hierbei nicht außer Acht gelassen werden, daß diese unpartheiische Gleichgültigkeit keineswegs die allgemein herrschende Stimmung innerhalb der damaligen preußischen Beamtenwelt war, in welcher sich nicht selten kleinliche Anfeindungen der Kirche hervorthaten, die der König entweder nicht erfuhr, oder denen zu wehren er nicht immer der Mühe werth hielt. Bei einer solchen Veranlassung war es, wo Friedrich ein Wort aussprach, welches seitdem ein Schiboleth des Indifferentismus geworden, und häufig, — nicht immer mit derselben Aufrichtigkeit, — wiederholt worden ist. — Der Minister der geistlichen Angelegenheiten hatte am 22. Juni 1740 eine Beschränkung der katholischen Soldatenschulen in Berlin in An-

trag gebracht. Friedrich antwortete ihm: „Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Fasson Selich werden“. Dies war des Königs wirkliche und ehrliche Meinung; eine Benutzung des Kriegsdienstes zur Proselytenmacherei, ein Zwang der katholischen Soldaten zum Anhören protestantischer Predigten würde er ohne alle Heuchelei und vollkommen aufrichtig mißbilligt haben, nicht etwa aus zarter Achtung vor der Gewissensfreiheit der Katholiken, sondern, weil er sehr wohl die nachtheilige Wirkung solcher Maaßregeln auf einen nicht unbedeutenden Theil seines Heeres berechnete — Daher mußte auch in den Feldlazarethen immer neben dem protestantischen Prediger ein katholischer Priester zum Beistande der Sterbenden vorhanden seyn, und das Reglement für die Husarenregimenter setzte fest, daß in Garnisonen, wo eine katholische Kirche wäre, die Katholiken mit einem Unteroffiziere dahingeschickt werden sollten. In demselben Sinne schrieb Friedrich den 15. August 1743 an den Chef des Kadettenkorps: „Mein lieber Oberster von Oelsnitz! Damit diejenigen jungen Leute von Adel, welche Römisch-Katholischer Religion seynd, und aus Oberschlesien oder sonsten anders woher unter das Corps Cadets kommen, die freie Uebung des Gottesdienstes nach der Religion, zu welcher sie sich bekennen, behalten und es nicht das Ansehn habe, als ob man selbige geniren wolle: So befehle ich hierdurch, daß solche nicht gezwungen werden sollen, den evangelischen Gottesdienst und Religionsübungen beizuwohnen, sondern daß solche die Freiheit haben sollen, dem Römisch-Katholischen Gottesdienst beizuwohnen, sich zu solcher Kirche zu halten und von einem Katholischen Prediger darunter besorgt zu werden und zwar auf gleiche Art und Weise, wie es darunter allhier bei den Regimentern mit den Soldaten, so Katholischer Religion seynd, gehalten wird“. — Den protestantischen Feldpredigern wurde in ihren Vokazionen zur beson-

dern Pflicht gemacht: „den Katholiken keinen Eintrag zu thun“. —

Wenn Friedrich allen Secten in seinem Lande freie Religionsausübung zugestand, so konnte er, ohne Verletzung seines Prinzips, die katholische Kirche von dieser Gunst unmöglich ausschließen. Die beschränkte Engherzigkeit anderer protestantischer Regenten seiner Zeit, welche den Bau einer neuen katholischen Kirche oder die Gestattung des katholischen Gottesdienstes in einer protestantischen Provinz für ein Verbrechen hielt, und dennoch auf den Ruhm milder Freisinnigkeit Anspruch zu machen nicht verschmähte, war ihm fremd. — Am 4. Dec. 1746 schrieb der Justizminister v. Cocceji an den König: „Ew. K. Majestät haben mir unterm 20. September a. c. allergnädigst befohlen, gründliche Nachricht einzuziehen, ob den katholischen Eingesessenen in Ostfriesland ein öffentlicher Gottesdienst und Haltung eines Paters gestattet werden könne, und ob solches nicht wider die Landesgesetze laufe? Nach eingezogener Nachricht findet sich, daß ohne Verletzung der Landesverfassung und der Conkordaten dem Gesuche nicht deferirt werden könne, und nicht einmal das privatum exercitium religionis (als welches durch kaiserliche Salve garde erst eingeführt worden) erlaubt sey. Ew. Majestät würden auch nicht das Geringste dabei profitiren, weil in dem Flecken Wehner mehrentheils schlechte Leute dadurch dahin gezogen werden dürften. Jedoch muß ich Alles lediglich Ew. K. Maj. allergnädigsten Resolution überlassen“. Der König schrieb dagegen an den Rand: „Ich erlaube ihnen das freie Exerssisse ihrer Religion, nebst Pater und was dazu gehört“. — So gestattete der König auch den Bau der St. Hedwigskirche in Berlin, und bewilligte derselben vollständige Parochialrechte. — Dabei wurde Allen und Jeden bei harter Strafe untersagt, die Katholiken im ruhigen Besitze dieser Rechte zu stören, und die Minister der geistlichen Angelegenheiten erhielten den Befehl, dahin zu sehen: daß die Katholiken in

Berlin und ihre Priester im Genusse aller dieser ihnen vergönnten Freiheiten keineswegs beeinträchtigt würden.

Es wäre jedoch ein großer Irrthum, wenn man aus diesen und vielen andern ähnlichen Zügen den voreiligen Schluß auf eine besondere Hinneigung des Königs zum katholischen Glauben ziehen wollte. — Nichts weniger! — Vorkommenden Falls ergoß er seinen meistens verwundenden Spott nicht minder über die Kirche und ihre Lehre, wie über die protestirenden Diener des Wortes, und es ist ein schlechter Trost, daß die letztern, — die er, wenn sie nicht zur Fahne der Aufklärung geschworen hatten, mit einem ihm eigenthümlichen Kunstausdruck: Schäker, Cheker, oder Mucker zu nennen pflegte, dabei in der Regel übler wegkamen, als die Priester, besonders wenn Haltung und Wesen derselben ihm imponirte. Denn wehe dem Prädikanten, der sich um Zulage oder einen bessern Dienst an den König wendete! Als der Hofprediger Cochius zu Potsdam um eine Stelle am Dom zu Berlin bat, erhielt er zur Antwort: „Jesus Saget, mein Reich ist nicht von dieser Welt. So müsen die prediger auch denken, dann predigen Sie nach Ihren Thodt im Duhm von Neuen Jerusalem“. — Das Gesuch des Prediger Pels in Bernau, um 150 Rthlr. jährliche Pension wurde folgender Weise erwidert: „Die aposteln Seindt nicht gewinn Süchtig gewessen Sie haben umb Sonst gepredigt, der herr Pels hat Keine apostolische Sehle und denket nicht das er alle gühter in der Welt vohr nichts ansehen mus“. — Dagegen erhielten die Dominikaner zu Neiße, als sie um die Erlaubniß baten, die dortige Garnison in geistlichen Angelegenheiten durch einige Priester besorgen lassen zu dürfen, den Bescheid: „bei der Garnisson können Sie gebraucht werden, aber verführen Sie die Soldaten zur desertion, mus sich der Vicarius gefallen lassen, daß sie gehangen werden“. — Bekannt ist die Aeußerung, die er einst in Breslau, nachdem er ein Hochamt mit angesehen, dem Kardinal Sinzendorf gethan: „Les Calvinistes traitent Dieu en serviteur, les Lutheriens en leur egal,

et les Catholiques en Dieu! — Umgekehrt aber kommen in seinen Schriften, wenn er gerade eine Phrase dieser Art brauchte, oder sich den Beifall der Encyklopädisten verdienen wollte, um deren Dank es ihm besonders zu thun war, die gewöhnlichen, unwürdigen Verleumdungen vor, die sich der Protestantismus gegen die Kirche erlaubt. So versichert der königliche Dilettant, das streng richtende Auge der Reformatoren habe die Väter auf dem Concilium von Trient zurückgehalten, als sie schon die heilige Jungfrau zur vierten Person in der Dreieinigkeit hätten machen wollen"; zur Entschädigung gaben sie ihr indeß den Titel: „Mutter Gottes" und „Königin des Himmels" *). Oft waren auch Aeußerungen solcher Art nichts Andres, als Product momentaner Laune. — Die Statuen des heil. Florian und des heil. Johannes v. Nepomuk, welche zur österreichischen Zeit auf den Wällen von Glatz aufgestellt gewesen waren, wurden bei der Erweiterung der dortigen Befestigungen weggenommen und aufbewahrt, bis der König nach Glatz kam. — Befragt: was damit geschehen sollte, erwiderte er: „Der Florian ist für's Feuer gut; indessen, mich geht er nichts an; aber den Schutzpatron von Böhmen müssen wir in Ehren halten. Es soll auf dem Schlosse ein Thurm gebaut und der heil. Nepomuk darauf gestellt werden". So entstand in den Werken der Festung Glatz der runde Thurm, dessen oberste Plattform die Statue des heil. Nepomuk einnimmt. Im nächsten Jahre sah der König den Heiligen mit Lächeln an und sagte: „es ist nicht recht, daß er das Gesicht nach Schlesien kehrt, hier hat er nichts zu thun." Nun kehrt er das Gesicht nach Böhmen **). Charakteristisch ist es auch, daß der König, der in der Industrie eine Quelle des Wohlstandes für seine Staaten zu besitzen glaubte, und deshalb gerne in die kleinsten Details des-

---

*) In der Vorrede zum Abrégé de l'histoire ecclesiastique de Fleury.

**) Preuß Friedrich der Große. Bd. I. S. 394.

fallsiger Maaßregeln einging, sich besonders für die Verfertigung kleiner Heiligenbilder interessirte, und am 10. Juli 1779 befahl, dieselben wohlfeil zu machen und sich zu erkundigen: „welche Heilige die Leute am Liebsten hätten, die müßten am meisten gemacht werden“.

Dieselbe industrielle Tendenz, verbunden mit dem Bestreben, das Geld im Lande zu behalten, den eigenen Unterthanen das Reisen in's Ausland möglichst zu erschweren, das Territorium so viel wie möglich gegen fremde Einflüße abzuschließen, wurde freilich auch die Quelle mancher Beschränkungen für Friedrich's katholische Unterthanen, obwohl der thörichte Gedanke, die Katholiken von dem Oberhaupte ihrer Kirche loszureißen, niemals in Friedrich's Seele gekommen ist, und seinem gesammten, in dem Bisherigen entwickelten Systeme nothwendig fremd bleiben mußte. — So wurde, da der König vor Allem Soldaten brauchte, der Eintritt in das Klosterleben, und in den geistlichen Stand überhaupt, möglichst erschwert; die Zahl der Feiertage, — um das Quantum der Arbeit zu vermehren, — verringert und deren Beobachtung mit äußerster Gewalt verhindert; den Geistlichen das Reisen außer Landes untersagt, — was freilich auch dem Adel in dem Maaße verboten war, daß ein Gesuch um die Erlaubniß zum Behufe eines fremden Bades fast unausbleiblich den Unwillen des Königs erregte und eine stachliche Kabinetsordre nach sich zog *); — deshalb mußte auch der Fürstbischof von Breslau, auf dringendes Ansuchen Friedrich's, vom Papste mit sehr ausgedehnten Vollmachten versehen seyn, um so viel wie möglich Alles im Lande beisammen zu haben. — Nichts destoweniger war der König weise genug, jede Einmischung in in=

*) Diejenigen, welche heute nicht müde werden, die Freisinnigkeit und Humanität des großen Königs zu preisen und sein Regiment wieder herbeizuwünschen, würden wohlthun, sich die Bescheide zu vergegenwärtigen, wodurch er seine Unterthanen, wenn sie, selbst der Gesundheit oder Geschäfte halber in's Ausland zu reisen wünschten, im Lande zu bleiben anwies.

nere Angelegenheiten der katholischen Disciplin auf das Entschiedenste von sich zu weisen. Ein Franziskaner in Schlesien war wegen des Bruches seiner Gelübde von seinem Ordensobern in Strafe genommen, und suchte den Schutz des Königs nach. — Eine zelotische oder minder einsichtsvolle Regierung hätte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als aus Mißverstand der Gewissensfreiheit und im vermeintlichen Interesse der Vernunft oder der Staatsintelligenz sich in diesem Falle eine richterliche Entscheidung anzumaßen, oder angeblich wegen Mißbrauchs geistlicher Macht den Renitenten gegen seine Oberen zu schützen. Friedrich dagegen ließ dem Bittsteller folgenden, vom 3. August 1785 datirten Bescheid zugehen: „Se. K. M. von Preußen laßen dem P. Franziskaner Pitzner auf dessen hier anderweit eingereichte Vorstellung und Gesuch hiermit zu erkennen geben, daß seine Sache schlechterdings vor den Weihbischof von Rothkirch zu Breslau gehört; denn allhier könnten dergleichen katholische Sachen, wie die seinige ist, nicht abgemacht werden, und wie können auch Ketzer davon urtheilen, was er mit dem Franziskanerkloster wegen übertretener Gelübde für Streit habe? — Es bleibt ihm also weiter nichts übrig, als bei dem Weihbischof von Rothkirch zu Breslau sich zu melden, wohin die Sache auch bereits gegangen". — In ähnlicher Weise spricht sich der König auch in einem neuerdings wieder in den Zeitungen vielfach erwähnten Rescripte an die Regierung zu Halberstadt aus *), welche sich für berechtigt gehalten hat, die dortigen Dominikaner zur Spendung der Sakramente an einen dasigen Einwohner zwingen zu wollen, der ohne kirchlichen Dispens, aber mit landesherrlicher Erlaubniß, eine nahe Verwandte geheirathet

*) Dieser königl. Erlaß wird in einem höchst merkwürdigen Erkenntnisse aus neuester Zeit citirt, welches in Hitzig's Zeitschrift für die Criminalrechtspflege in den preußischen Staaten, sechszehntes Heft, S. 269, Berlin 1828, abgedruckt ist.

hatte. „Indem sie“, sagt das königl. Rescript vom 1. April 1749, „gedachten **Berkmeier** die Absolution und das Abendmahl versagen, so geschieht ja dadurch kein **Eingriff** in unsere Rechte, welche uns, in Ansehung der Dispensation in Ehesachen, zustehen; sondern sie thun anders nichts, als daß sie den Supplikanten von einem Genusse ausschließen, dessen er sich durch seine, in der römischen Kirche verbotene Heirath selbst verlustig gemacht, und den er nicht verlangen kann, so lange er ein Mitglied dieser Kirche ist, wenn ihm anders die Grundsätze seiner Kirche und die Nothwendigkeit der päpstlichen Dispensation nicht unbekannt gewesen sind. Bei diesen Umständen können wir auf keine Weise gestatten, Euch einiger Zwangsmittel gegen die Dominikaner zu bedienen, oder Euch einzubilden, man könne ihnen damit drohn, daß sie ihre Freiheiten aus bloßer Gnade und Toleranz genößen. **Denn eines Theils hat man ihnen bei der Aufnahme alle Rechte eingeräumt, welche die übrigen Klöster dieses Fürstenthums haben, und die man ihnen nicht entziehen kann, so lange sich die Ordensleute dem bekannten Friedenstraktat gemäß bezeigen,** und dieses um so viel weniger, da es andern Theils offenbar ist, daß wir durch eine neue Begnadigung der Römisch-Katholischen in verschiedenen Gegenden unserer Herrschaft die freie Religionsübung auf eben die Art verstattet haben, als wenn sie schon in dem anno decretorio 1624 in dem Besitz derselben gewesen wären; und besonders, da wir überhaupt der Toleranz gewogen sind. Eure Anfragen und Vorschläge hätten daher mit Recht einen Verweis verdient. Wir wollen Euch aber noch für dießmal damit verschonen, und Euch nochmals ermahnen, daß ihr in dergleichen Fällen in Zukunft vorsichtiger handeln möget.“

Aber wie tolerant und günstig für die Kirche diese und ähnliche, nicht ohne Ostentation zur öffentlichen Kunde gebrachten Aeußerungen auch lauten mochten, und wie wenig auch die Absicht des Königs auf den Umsturz der katholischen

Kirche oder auf Erhebung einer protestantischen Quasihierarchie oder Cäsaropapie gerichtet war, so war dennoch die Lage der Katholiken, die dem neuen Scepter unterworfen worden, nichts weniger als glücklich, oder auch nur rechtlich gesichert zu nennen. — Die ihnen bewiesene Gunst floß weder aus der Anerkennung des ewigen göttlichen Gesetzes, noch aus jenem lebhaften, selten trügenden Naturgefühle für Recht und Billigkeit, welches in einfachen Gemüthern wohnt, sondern aus der klugen und richtigen Berechnung eines feinen, eigensüchtigen Verstandes. — Deswegen wich die den Katholiken günstige Kombination vorkommenden Falles auch ohne Anstoß einer entgegesetzten Berechnung, ja, das religiöse Interesse war dem philosophischen Könige, je nachdem es die Gelegenheit mit sich brachte, gleichzeitig nach den verschiedensten Seiten hin ein Mittel für seine politischen Zwecke. — Während den Katholiken die Toleranz des Königs gerühmt wurde und dem Papste gelegentlich vorgestellt ward, daß die Glieder seiner Heerde in Preußen nicht bloß geschützt, sondern sogar bevorzugt würden, ward anderer Seits auf dem Reichstage in Regensburg keine Gelegenheit versäumt, Preußen die oberste Stelle und den vorwiegenden Einfluß im Corpus Evangelicorum zu sichern. Zu diesem Ende ward dann nicht selten in offiziellen Erlassen und Rundschreiben ein Aufwand von Phrasen zu Gunsten der „evangelischen" Religion gemacht, der den König nichts kostete, und doch vielleicht hin und wieder noch eine kurzsichtige Leichtgläubigkeit täuschen konnte. — So wurden die Katholiken durch die Phrase begütigt, daß auch sie „nach ihrer Façon" seelig werden dürften, auf Erden aber empfing der Minister von Hoym die geheime Instruction, Spione bei den Geistlichen zu unterhalten *), und trotz der öffentlich gepredigten Toleranz schloßen geheime Verordnungen alle Katholiken, — wider die bestehenden Religionsverträge, — von einflußreichen und einträglichen Aem-

*) Preuß a. a. O. Band I. S. 199. Note 1.

tern in Schlesien, wie in Preußen aus *). Der Grund dieser Zurücksetzung lag damals vielleicht weniger in einem eigentlichen Religionshasse, sondern in der Besorgniß, daß katholische Beamte nach Oesterreich und Polen hinüberneigen könnten. — Hierin liegt auch der Schlüssel zu den Erklärungen des Königs, wodurch er jeden Mißgriff fremder Regierungen, in Beziehung auf die Kirche, schnell zu seinem Vortheile zu nützen suchte. —

Als auf Andringen der Rathgeber der Kaiserin Theresia und der Bourbonischen Höfe Clemens XIV. die Gesellschaft Jesu aufhob, suchte Friedrich das ganze Gewicht seines Einflusses für diesen Orden in Rom geltend zu machen **), — und als Joseph II. im Jahre 1782 mehrere hundert Klöster

*) Preuß a. a. O. S. 187, 188, 473. „höchstgedachte Königliche Majestät aber erachten zugleich nothwendig zu seyn, daß noch zur Zeit diese Dero Deklaration nicht publique gemacht, sondern bestens menagiret und niemanden communiciret werden soll; da diese nur Dero Feld-Krieges-Kommissariat und denen in der Schlesien nächstens zu errichtenden Krieges- und Domänen-Kammer zu ihrer Direction und Achtung dienen soll, wenn hinfüro rathhäusliche Bedingungen vacant werden, oder die jetzo vacanten wieder besetzt werden sollen". (Kabinetsordre vom 11. Oktober 1741.) Nachdem der obgedachte, durch seine servile Gesinnung über allen Verdacht der Partheilichkeit gegen Friedrich II. erhabene, Schriftsteller sogar den Text jener monita secreta geliefert hat, kann die Existenz derselben nicht füglich mehr bezweifelt werden. — Thatsächlich wurden dann von Zeit zu Zeit Ausnahmen von der Regel gemacht, um sich auf diese berufen zu können.

**) „Ich habe", schrieb er an seinen Geschäftsträger in Rom, „nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden." Eine höchst merkwürdige Correspondenz des Königs mit mehreren Jesuiten findet sich in dem schon oft allegirten Werke von Preuß. Der König conspirirte so zu sagen mit den Gliedern jenes Ordens zu dem Zwecke: den Papst zur Modifikation der Aufhebungsbulle zu vermögen.

in seinen Staaten einzog, erließ Friedrich II. folgende Erklärung an den apostolischen Vikar und Weihbischof von Rothkirch, welche die Art und Weise, wie er sein Verhältniß zur Kirche auffaßte, und sein Bestreben die Herzen seiner katholischen Unterthanen zu gewinnen, auf höchst charakteristische Weise bezeichnet: „Würdiger, vester, lieber Getreuer. Ich finde für nöthig, der katholischen Geistlichkeit, besonders in denen Stiftern und Klöstern eine Deklarazion in folgender Art zu machen; nämlich sie könnten versichert seyn, daß so lange sie sich wie treue und redlich gesinnte Unterthanen verhalten, sie von mir nichts zu befürchten hätten. Ich würde nie was rühren, und ändern in denen Sachen, wie es einmal eingerichtet wäre, außer was die zu bezahlende Kontribuzion sei, in der Art, wie das vorjetzt festgesetzt wäre, sonsten würde ich nicht das Mindeste weiter von irgend einem Stift und Kloster was verlangen, noch weniger etwas einziehen; dagegen müßten sie sich aber auch zu allen Zeiten als getreue, rechtschaffene Unterthanen betragen, und besonders in Kriegszeiten keine Untreue gegen mich und das Land bezeigen, widrigenfalls, und wo ich dergleichen gewahr werde, so würden sie es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn ich würde genöthiget sein, ein dergleichen Stift oder Kloster, in welchem sich dergleichen ungetreue Geistliche oder Mönche befänden, aufzuheben".

„Ich habe euch demnach hierdurch auftragen wollen, diese Deklarazion in meinem Namen sämmtlichen Stifts- und Klostergeistlichen auf eine Art, wie ihr es am Besten für gut befindet, öffentlich bekannt zu machen, und bin übrigens euer gnädiger König".

Er forderte politischen Gehorsam, — suchte aber andererseits auf jedwede Weise den Verdacht zu widerlegen, als wolle er das kirchliche Leben und den Glauben beeinträchtigen, weil er wohl wußte, daß ein geheimer oder öffentlicher Krieg gegen die Kirche seine politischen Zwecke für immer vereitelt haben würde.

Zum Schluße möge hier noch eines traurigen Vorfalles gedacht werden, in Betreff dessen das Urtheil jedes Unbefangenen, weß Glaubens er auch sey, nicht einen Augenblick zweifelhaft seyn kann. Im Mai 1757 ward ein Deserteur ergriffen, der unter Anderm bekannte: er habe den P. Faulhaber, einen Weltpriester in Glatz, gefragt, ob es wohl eine große Sünde sey, die nicht könne vergeben werden, wenn er zu entweichen Gelegenheit habe, der er doch katholisch und der König lutherisch sey? Darauf habe der Geistliche, die Achseln zuckend, gesagt: „Freilich wohl ist es eine große Sünde, aber doch nicht so groß, daß sie nicht könnte vergeben werden“. Faulhaber wurde darauf verhaftet, und bis nach der Schlacht von Leuthen im Gefängniß gehalten. — Ein Fall, wie dieser, mußte schon an sich den König, der gerade die Desertion seiner katholischen Soldaten am meisten fürchtete, heftig erbittern, und diese Aufregung scheint ein Feind des katholischen Glaubens, der Generallieutenant von Fouqué benutzt, und seinen Religionseifer durch Anschwärzung des Verhafteten gekühlt zu haben. Der Commandant von Glatz, d'O, bekam am 29. Dec. 1757 Abends 9 Uhr eine Kabinetsordre, die so anfing: „Mon Lieutenant Colonel! Vous avez á fair pendre le Père *Jesuite* Faulhaber sans lui laisser un confesseur“, — worauf der gefangene Priester am 30. wirklich gehenkt wurde. — Es war die Frage aufgeworfen, ob Friedrich den Justizmord, — denn es erhellt nicht, daß dem Angeschuldigten noch rechtliches Gehör und Vertheidigung gestattet worden sey! — befohlen haben würde, wenn ihm irgend Jemand vorgestellt hätte: daß allerdings nach den Grundsätzen nicht bloß der katholischen Religion, sondern auch der getrennten Confessionen, jedwede Sünde, ohne irgend eine Ausnahme, selbst nicht die der Desertion aus preußischen Kriegsdiensten, vergeben werden könne, daß aber nach der katholischen Lehre jede Vergebung einer Sünde nothwendig die richtige Disposition dessen, der sie begehrt, mithin Reue und Vorsatz der Besserung, als unerläßliche

Bedingung voraussetze, — daß es folglich ein Unsinn und ein innerer Widerspruch sey, wenn Jemand eine Sünde in der Hoffnung begehen wollte, — und daß folglich **mindestens** die höchste Wahrscheinlichkeit obwalte: daß entweder der Soldat nicht aufrichtig gefragt, oder die Antwort des Priesters nicht treulich berichtet, oder endlich den ganzen Vorfall erlogen habe. — Ob das beim Könige obwaltende Mißverständniß ihm zur Entschuldigung gereiche, und ob die Schuld nicht mehr auf die tückischen Anhetzer, als auf den Monarchen falle, ist eine Frage, über welche gestritten werden kann. Jedenfalls war es ein Irrthum, vielleicht nur ein Schreibfehler, daß Faulhaber in der angeführten Kabinetsordre **Jesuit** genannt wird, da es in Glatz, wie Preuß berichtet, schon seit dem März desselben Jahres keinen einzigen Jesuiten mehr gab, und aus dem vorher Berichteten erhellt, daß der König diesem von ihm so hoch belobten Orden den ganzen Vorgang in keiner Weise zur Last gelegt oder nachgetragen habe, wie er denn überhaupt niemals die, nur beschränkten Köpfen eigenthümliche Jesuitenfurcht getheilt hat. — Allein der eben genannte Kompilator, dem wir die traurige und für die Ehre des Königs nichts weniger als ersprießliche Geschichte nacherzählen, denkt gar nicht daran, den Gegenstand seiner Lobrede durch die eben angeführten Gründe entschuldigen zu wollen. — Er findet in dem Vorfall nichts Verwunderliches und bloß den deutlichen Beweis: „wie genau auch der König die Väter dieser Gesellschaft kannte“, und setzt, nachdem er die Geschichte zu Ende erzählt hat, quasi re bene gesta hinzu: „Also, aus Unkunde mit dem Jesuitismus schonte er“ (Friedrich d. Gr.) „des Ordens nicht“. — Wessen würde die Parthei, die mit diesem Aufwande von Verstand und Rechtsgefühl die Geschichte schreibt, fähig seyn, wenn je der Zorn Gottes das hinreichende Maaß der Gewalt in ihre Hände legte! —

XXV.

Ueber den kirchlichen Gehorsam.

Die erste Pflicht, deren Erfüllung der Vater von seinem Kinde, die Obrigkeit von dem ihr Untergebenen fordert, ist der Gehorsam; dieß ist auch in der Ordnung, denn Gott hat das Kind unter den Vater, den Unterthan unter die Obrigkeit gestellt. Auch ist es nicht Zufall, in dieser oder jener Familie, in diesem oder jenem Lande geboren zu seyn, sondern göttliche Anordnung ist es, die den Einzelnen gerade an diejenige Stelle gesetzt, auf welcher er sich befindet, und die ihm damit gerade hier zu erfüllende Pflichten, insbesondere die Pflicht des Gehorsams gegen eine bestimmte Obrigkeit, auferlegt. Wenn nun der Mensch sich dieser Ordnung fügt, wenn er den Gehorsam, den er schuldet, getreulich leistet, so sind ihm dafür große Belohnungen versprochen. Es kostet nur geringe Mühe, in den Schriften des alten und des neuen Bundes eine Menge von Stellen zu finden, in welchen dieser reiche Lohn zugesagt wird: „Erhörung seiner Bitten, Friede in seinem Innern, Sieg über seine Feinde, Befreiung vom ewigen Tode, Eintritt in das himmlische Reich" ist dem Gehorsamen verheißen. Allerdings kann die Erfüllung dieser Pflicht oft sehr schwierig seyn, und unter den drei Klostergelübden ist das der Obedienz gewiß das schwerste. Es ist auch in der That keine Kleinigkeit, unter einem vielleicht wunderlichen Oberen zu stehen, und dessen Launen und Einfällen sich fügen zu müssen, gleich Einem, wie Turrecremada sich ausdrückt, der sich unter den Händen eines ungeschickten Barbiers befindet, und von diesem sich das Haupt bald rechts und bald links drehen, das Kinn bald aufwärts, bald ab-

wärts bewegen lassen muß, und, trotz aller Lenksamkeit, doch nicht vor Verletzung sicher seyn kann. Dessenungeachtet ist es nicht nur ein klösterliches, sondern ein allgemeines Gebot, daß der Mensch seiner Obrigkeit, also auch der weltlichen, gehorchen soll, denn von Gott ist diese mit dem Schwerte bekleidet. Dieß Gebot wird dem Menschengeschlechte durch die Kirche, die sich hierin auf die allgemein bekannten und deshalb hier nicht zu wiederholenden Aussprüche Christi und der Apostel stützt, so nachdrücklich an das Herz gelegt, daß es vermessen und thöricht wäre, das Recht des Staates, von seinen Unterthanen Gehorsam zu fordern, leugnen zu wollen. Da nun in jedem einzelnen Lande die Bischöfe ebenfalls zu den Unterthanen gehören und die Treue gegen ihren Landesherrn auch noch ausdrücklich durch ihren Eid angeloben, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß auch sie, trotz ihrer hohen kirchlichen Stellung, zu dem Gehorsame gegen den Staat verbunden sind.

So dringend nun zwar die Kirche die Erfüllung dieser Pflicht fordert, so finden sich aber doch auch dergleichen Fälle zum öfteren vor, wo von ihr ein Ungehorsam gegen die Obrigkeit als Tugend, Gehorsam aber als Sünde bezeichnet wird, und diejenigen, welche in jenem Ungehorsame beharrten, von ihr gelobt und gepriesen worden sind; ja, die Kirche hat eine ganze Schaar von Märtyrern und Heiligen aufzuweisen, welche mit der Krone des ewigen Lebens gekrönt sind, die, wenn sie im Augenblicke der ihnen anheimgestellten Wahl zwischen Gehorsam und Ungehorsam gegen die weltliche Obrigkeit, sich für den ersteren erklärt hätten, muthmaaßlich jener himmlischen Ehren nicht theilhaftig geworden wären. So antwortete der heil. Cyprian, Bischof von Carthago, auf einen Befehl seiner Obrigkeit ganz ruhig: „das werde ich nicht thun“; er büßte diesen Ungehorsam mit seinem irdischen Leben und gewann dafür das himmlische.

Das Recht des Staates zum Gebieten wird Niemand in Abrede stellen, aber die Kirche gebietet auch; denn nicht eine,

sondern „zwei Gewalten sind es, durch welche diese Welt regiert wird, die heilige Würde der Bischöfe und die königliche Macht“, wie Papst Gelasius in einem Briefe an Anastasius schreibt, oder wie Papst Symmachus diesem Kaiser sagt: „der Kaiser sorgt für die menschlichen, der Papst für die göttlichen Dinge; Du ordnest die menschlichen, der Papst spendet die göttlichen; dieß ist, damit ich nicht sage eine höhere, so doch mindestens eine gleiche Würde“.

Von diesen beiden Gewalten gebietet nun aber die eine, die Kirche, den Gehorsam gegen die andere; sie erkennt die andere, die weltliche Obrigkeit, als von Gott gesetzt, an, und selbst den heidnischen Kaisern gegenüber lehrte sie ihre Mitglieder gehorchen. Ein Gleiches thaten diese Imperatoren nicht, sie geboten nicht, daß ihre Unterthanen den Vorschriften der Kirche zu folgen hätten. Soll aber eine christliche Obrigkeit es ihnen gleich thun? soll sie nicht, da sie einem kirchlichen Gebote vorzüglich die Treue ihrer Unterthanen dankt, die ihrer Leitung Anvertrauten zur Treue gegen die Kirche verpflichten? Aber eben hierin scheint ein Widerspruch zu liegen: wie könnte dann, wenn jede der beiden Gewalten den Gehorsam gegen die andere geböte, der Wille derjenigen erfüllt werden, die etwas dem Willen der andern Entgegengesetztes wollte? Gerade dieß ist der Punkt, auf den es ankommt; die beiden Gewalten sollen nicht etwas Entgegengesetztes wollen; sie sind zwar nicht Eines, aber dennoch sind sie unzertrennlich mit einander verbunden; die Principien, auf welchen ihre Autorität beruht, sind die nämlichen, daher die Grundsätze, welche auf den Umsturz der einen zielen, auch auf den Umsturz der andern gerichtet sind. Sehr klar erkannte dieß König Karl VII. von Frankreich, indem er sagte: „Wir können nicht glauben, daß diejenigen, welche nicht getreu gegen Gott, nicht untergeben ihren Hirten sind, gegen Uns treu seyn sollten. Wir können nicht begreifen, wie man ungehorsam in Dem, was die Religion und das Wohl der Kirche betrifft, den Gehorsam beobachten soll, den man Uns und Unsern Dienern schuldet.“ Es

sollen daher diese beiden Gewalten sich gegenseitig schützen, sie sollen sich gegenseitig helfen, um ihre Vorschriften zur Ausführung zu bringen, um sich die Liebe und Ehrfurcht der Völker zu bewahren, kurz, sie sollen stets im Einklange und Einverständnisse mit einander handeln. —

Ein solcher Zustand des völligen Einklanges beider Gewalten wäre freilich ein Ideal, welches auf Erden nie ganz erreicht worden ist, dem man sich nur auf Augenblicke genähert hat. Es läßt sich nicht leugnen, daß in keiner weltlichen Gesetzgebung diese Grundsätze der Harmonie der beiden Gewalten deutlicher ausgesprochen sind, als in der der Karolinger, und daß die Auffassung des Mittelalters von dem Verhältnisse des Kaisers zum Papste, jene Momente herbeigeführt hat. Nicht knechtisch war der Kaiser dem Papste unterthan, ja, obschon er diesem einen Eid leistete, so war er ihm doch nicht einmal in jener ritterlichen Art, wie ein getreuer Vasall dem Lehensherrn, untergeordnet; obschon er, zum Zeichen seiner Stellung zu dem Oberhirten der Christenheit, diesem zu „bescheidener" Zeit den Stegreif hielt, „um daß sich der Sattel nicht wende", so stand er doch in einem noch viel freieren Verhältnisse, als der Eid und diese symbolische Handlung auf den ersten Blick vermuthen lassen. Sein Eid war nur der der persönlichen Ehrerbietung, und enthielt das Versprechen des kaiserlichen Schutzes, nie aber empfing das weltliche Oberhaupt der Christenheit sein Reich als ein Lehn aus den Händen des Papstes. Allerdings ward Kaiser Lothar, nicht minder Friedrich II. Vasall des Papstes; dort aber war die Mathildinische Erbschaft, hier Sicilien das Lehn. Allein, so wie das Verhältniß zwischen dem von dem Kaiser zu leistenden Eide der Hulde (Juramentum fidelitatis) und dem Vasalleneide (Homagium) zu mehreren Malen von Päpsten verkannt seyn mag, so braucht auf der andern Seite nicht erst darauf hingewiesen zu werden, wie oft und wie gewaltsam die Kaiser ihre Stellung gegen die Kirche mißbraucht haben. So kommt denn freilich auf Erden der Fall gar oft

vor, daß jede der beiden Gewalten etwas dem Willen der andern Entgegenstehendes beabsichtigt, und hier entsteht dann die Frage: welcher Gewalt soll man gehorchen? oder insbesondere: darf der Christ seiner weltlichen Obrigkeit ungehorsam seyn?

Es ist eine allgemeine Regel bei der Auslegung der Gesetze, daß man, auf einen Widerspruch stoßend, zuerst prüfe, ob derselbe nicht bloß ein scheinbarer sey, daß man sich also bemühe, die Gesetze mit einander in Einklang zu bringen. Jedermann weiß, daß solche scheinbare Widersprüche unter den Gesetzen gar häufig vorkommen; stellte ja doch der gelehrte Gratian seine ganze große Sammlung von der Tendenz ausgehend zusammen, eine Ausgleichung der sich scheinbar widersprechenden Kirchengesetze zu bewirken, weshalb seiner Arbeit der Name Concordia discordantium canonum zu Theil geworden ist. So kann es auch möglicher Weise eintreten, daß ein Gebot des Staates nur scheinbar einem der Kirche zuwiderläuft; in solchen Fällen wird es nur auf eine gewissenhafte Prüfung ankommen. Ueberzeugt man sich durch diese davon, daß der Erfüllung jenes Gebotes Seitens der Kirche kein Hinderniß im Wege steht, so tritt dann sogleich das kirchliche Gebot in Kraft, daß man der weltlichen Obrigkeit gehorchen solle. Die Kirche baut hier, dem Princip der Liebe und des Friedens, so weit es möglich, folgend, eben durch jenes Gebot gleichsam selbst die Brücke zur Vermittlung und Vermeidung jeder Differenz, denn sie verbietet wenigstens den Widerstand gegen die weltliche Obrigkeit so gar in vielen Fällen, wo diese sich sichtlich und offenbar gegen ein göttliches Gebot verfehlt. So ist es das höchste Princip der Gerechtigkeit: „Jedem das Seinige zu lassen“, es ist die höchste Pflicht der Obrigkeit, die Gerechtigkeit zu handhaben, wenn sie aber befiehlt: der Unterthan solle das Seine hergeben, oder wenn sie sich gegen die Kirche selbst wendet und ihr das Ihrige nimmt, so lehrt diese doch: keinen Widerstand entgegenzusetzen. Wenn also z. B. gegen einen Bischof die

Staatsgewalt auftritt, und von ihm fordert: Gut und Blut, Leib und Leben, so befördert gleichsam die Kirche selbst hierin die Erfüllung des Willens der weltlichen Machthaber, und mit dem heil. Ambrosius mag Jener ausrufen: „Wollt ihr mein väterlich Erbtheil, so nehmt es; wollt ihr meinen Leib, ich komme euch entgegen; wollt ihr mich in Ketten werfen? wollt ihr mich zum Tode führen? Dieß ist mein Verlangen, und nicht werde ich mich umringen mit Volkshaufen, auch werde ich nicht die Altäre umfassen, um für mein Leben zu bitten, sondern für die Altäre den Todesstreich empfangen! Gegen Waffen und (gothische) Soldaten sind Thränen meine Waffen, denn das ist die Vertheidigung des Priesters, anders kann und darf ich nicht widerstehen".

Wenn also bis auf diesen Punkt hin eine Collision zwischen dem Willen der Kirche und dem des Staates vermieden wird, so bleiben nunmehr nur solche Fälle übrig, wo in Wahrheit keine andere Auskunft mehr möglich ist, wo der Christ, indem er handelt, entweder dem Gebote des Staates folgen und das der Kirche verlassen, oder jenem ungehorsam, diesem aber getreu seyn muß. Die Antwort versteht sich hier im Allgemeinen, sobald man die der Kirche von Christus übertragenen Vollmachten berücksichtigt, von selbst, doch möge auf die einzelnen, bei dem Verhältnisse zwischen Kirche und Staat denkbaren wirklichen Collisionsfälle noch näher eingegangen werden. —

Es ist bereits bemerkt, wie innig die beiden Gewalten aneinander gebunden sind; ohne Religion kann keine Regierung bestehen, durch Aufrechthaltung der Ordnung und Handhabung der Gerechtigkeit sorgt aber diese für die Religion. Freiwilligen Gehorsam fordert für ihre Gebote die Kirche, durch äußere Macht zwingt der Staat zur Beobachtung der seinigen. Dieser unterdrückt Verbrechen, ordnet das Aeußere der Sitten und bereitet die Gemüther für das Wort der Kirche, welche die Laster ausrotten, die Tugenden pflanzen und die Menschen heiligen will. Beide Gewalten haben daher ei-

nen verschiedenen Wirkungskreis; keine soll darum auch die Gränzen überschreiten, die ihr gewiesen sind; insonderheit wäre es ein nicht sehr zu dankender Schutz, welchen der Staat der Kirche angedeihen ließe, wenn er sich das Recht der Gesetzgebung in Dingen anmaaßte, welche lediglich die Kirche angehen. Ohne uns hier auf eine Prüfung und Widerlegung der einzelnen Ansichten einzulassen, welche über die Gränze der verschiedenen Wirkungskreise, der Kirche und des Staates, aufgestellt worden sind, möge hier nur auf ein Wort des berühmten Gerson hingewiesen werden, welcher von der geistlichen Gewalt sagt: „sie ist eine unmittelbar von Christus eingesetzte Gewalt, welche geistliche Dinge zu ihrem Gegenstande und einen übernatürlichen Zweck hat". Es gehört demnach der Kirche alles Dasjenige an, was eine unmittelbare Beziehung auf die Religion hat, und dem Staate Dasjenige, was unmittelbar die bürgerliche Ordnung betrifft, oder mit andern Worten, jeder Gewalt ist Dasjenige zugewiesen, wozu sie von Gott beauftragt worden ist. Die Vollmachten der Kirche, die ihr Christus ertheilt hat, sind dreifach, nämlich: Lehre (Magisterium), Spendung der Sakramente (Ministerium) und Handhabung der kirchlichen Ordnung (Jurisdictio). Demgemäß hat die Kirche sich allein, und mit Ausschluß des Staates, mit der Lehre und der Verbreitung derselben zu befassen. Sie, nicht der Staat, hat die Mission zur Verkündigung des Evangeliums; es ist der Bischöfe Amt, das Wort des Heils zu predigen. Dem Staate steht es daher nicht zu, zu bestimmen, was die wahre Lehre sey und Dogmen festzustellen. Lehrte er also wirklich etwas im Gegensatze zu der Kirche, oder beföhle gar einem Bischofe, diesen Lehrsatz anzunehmen und zu verkünden, so muß derselbe dem Staate nicht gehorchen, denn er ist verantwortlich für die ihm anvertraute Heerde. Die Kirche hat ferner von Christus die Vollmacht zur Spendung der Sakramente erhalten; sie hat daher auch zu beurtheilen, in welcher Weise dieselben rechtmäßig gespendet werden können.

Wenn also z. B. der Bischof einem Sünder, weil er außer dem Stande der Gnade sich befindet, die heil. Communion verweigert, so kann der Staat nicht jenen Sünder zum Empfange des Sakraments für würdig erklären, und dem Bischof befehlen, er solle die Administration vollziehen; hier muß der Bischof dem Staate ungehorsam seyn. Insbesondere wichtig wird hier aber für das Verhältniß zwischen Kirche und Staat das Sakrament der Ehe, weil an diese sich auch bürgerliche Wirkungen anschließen, und daher dieselbe in so weit in das Bereich der Staatsgesetze fallen muß. Hier ist dann aber gerade die kirchliche und die bürgerliche Seite der Ehe zu unterscheiden. Alles, was das Sakrament und die kirchliche Anerkennung der Ehe anbetrifft, gehört der Kirche an, und der Staat kann von keinem Bischofe fordern, daß derselbe in dieser Hinsicht von den kirchlichen Vorschriften abweiche; in Betreff der bürgerlichen Wirkungen der Ehe steht es beim Staate, die, seinem Bedürfnisse entsprechenden, Bestimmungen festzustellen. Nicht minder hat die Kirche von Christus die Vollmacht zur Handhabung der kirchlichen Disciplin erhalten; es ist mithin diese dem Wirkungskreise des Staates eben so entzogen, als ihm dagegen die Handhabung weltlicher Disciplin allein zusteht. Der Staat kann daher von einem Bischofe nicht fordern, — sondern der Bischof muß, wenn dieß geschieht, ungehorsam seyn, — daß derselbe verheirathete Personen zu Priestern weihe, eben so wenig als die Kirche um die Cölibatsgesetze des Staats in Betreff des Militärs sich zu kümmern hat. —

Die Geschichte weiset vielfältige Belege dafür auf, wie die Kirche dem Staate gegenüber diesen Standpunkt zu bewahren gewußt hat, und es sind manche denkwürdige Zeugnisse der Art der Nachwelt überliefert worden. So sagt der heil. Johannes von Damascus: „dem Edicte des Kaisers, welches den Gebrauch der Väter vernichten will, ist nicht zu gehorchen; über diese Dinge etwas zu beschließen, ist nicht Sache der Kaiser, sondern der Concilien; die Gewalt zu bin-

den und zu lösen hat Christus nicht den Königen übertragen, sondern den Aposteln und deren Nachfolgern.“ Wenn, wie du o Kaiser sagst, sprach Aemilianus, der Bischof von Cyzicus, auf einer Synode zu Leo dem Armenier, „wenn dieß eine kirchliche Frage ist, so muß sie, wie es Sitte ist, von der Kirche untersucht werden“. Nach ihm nahm der heil. Theodorus das Wort: „Dir, o Kaiser, ist die bürgerliche Gesellschaft und das Heer übertragen, dafür also sorge, die Kirche aber überlasse, wie der Apostel spricht, den Hirten und Lehrer.“

Aus den Vollmachten, welche die Kirche empfangen hat, folgt aber auch die Verbindlichkeit aller Christen, den Geboten Gottes, die durch die Kirche verkündigt werden, zu folgen. Während dem Staate die Handhabung der Gerechtigkeit übertragen ist — und in so weit sind die Könige in Wahrheit Stellvertreter Gottes auf Erden — so besteht doch der göttliche Wille, dieser höchste Ursprung alles Rechtes, nicht in der Gerechtigkeit allein; aus ihm fließt auch das Gebot der Liebe; beide in geheimnißvollem Bunde bilden das höchste Sittengesetz, durch dessen Erfüllung der Mensch zum ewigen Heile geführt wird. Der Kirche ist es anvertraut, den Menschen den Weg zu weisen, der zu jenem Ziele führt; sie also ist es, welche stets die göttlichen Gesetze zu befolgen lehrt, welche aber auch lehrt, daß diese vor den menschlichen den Vorzug haben. Ist es daher schon die Pflicht eines gegen das Christenthum an sich gleichgültigen Staates, der Kirche wenigstens die gewöhnliche Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, welche jeder Private in Anspruch nehmen kann, um wie viel höher steigert sich hier die Pflicht eines christlichen Staates, um wie viel höher dann, wenn über sein Verhältniß zur Kirche feierliche Verträge abgeschlossen sind. Das Christenthum soll alle Lebensverhältnisse durchdringen, in dem ganzen Leben und Wirken des Staates soll sich das höchste Sittengesetz kund geben; hat ja doch jede bürgerliche Tugend nur in dem Christenthume

ein wahres Fundament, wie muß es daher die heiligste Pflicht des Staates seyn, die Kirche nach allen seinen Kräften zu fördern. Sobald er dieses thut, giebt auch er Gott, was Gottes ist; dann wird er auch seinen Unterthanen nicht befehlen, daß sie, was Gottes ist, Gott entziehen; nur wenn er dieses fordert, darf der Gehorsam verweigert werden; in jedem andern Falle aber muß dem Staate gehorcht werden, denn es ist ein göttliches Gebot: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“.

XXVII.

Literatur.

Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen. Durch Friedrich Hurter. Dritter Band. Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1838.

„Die katholische Kirche in allen ihren einzelnen Theilen, wie in ihrer ganzen Entwickelung ist gegründet auf einen lebendigen, persönlichen, wesenhaft klar und bestimmt erkannten und geglaubten, ins Fleisch gekommenen und zur Herrlichkeit des Vaters zurückgekehrten Christus. An diesen ist sie mit ehernen Ketten gekettet; mit dem Augenblick, da er ihr hinweggenommen und durch einen bloß historischen, oder gar nur durch einen mythischen Christus ersetzt, die Thatsache der Welterlösung am Kreuze in eine bloß bildliche Redensart verwandelt, Christi Sühnopfer in einen standhaften Tod für eigene Ueberzeugung verkehrt werden könnte, müßte alsbald ihr ganzes Gebäude in Trümmer zusammenbrechen. Mag man dem Inbegriff katholischer Lehre die Anfügung von Fremdartigem vorwerfen; mag man in den Gebräuchen manches Willkührliche oder Ueberflüßige erblicken; mag man selbst das Pontifikat als eine durch Menschentand und bloß kluge Benutzung der Weltverhältnisse ausgebildete Entstellung der ursprünglich einfachen Thatsache verwerfen! mitten durch alles Angefüge und heraus aus aller noch so kunstreichen oder entbehrlichen Fassung strahlt der Glaube an den Gott-

menschen, als Weltheiland, in seinem durch den Lauf aller Jahrhunderte unveränderten Glanze; und der wirkliche oder der vermeinte Werth der Umgebung desselben, der ächte oder bloß trügerische Schimmer sinkt alsbald in nichts zurück, sobald jener Glaube untergraben, genommen, ja nur an demselben gemäkelt werden wollte. In Beziehung auf diesen innersten Kern, auf diesen von Gott gelegten Eckstein alles Christenglaubens muß die katholische Kirche ein Pfeiler und eine Grundveste bleiben, denn sobald sie diesen in seiner klar ausgebildeten Bestimmtheit aufgäbe, gäbe sie sich selbst auf. Daß diesen Zeiten, von denen wir schreiben, und einem Papst, wie Innocenz, Christus, der eingeborne, fleischgewordene, gekreuzigte, auferstandene, zum Himmel zurückgekehrte Gottessohn, das Erlösungswerk zugleich die aus dem Erbarmen des Dreieinigen hervorgegangene Begründung eines Himmel und Erde in ungetrennter Verbindung umfassenden Gottesreiches seyn mußte, darf wohl so wenig befremden, als eines besondern Beweises erfordern."

Dieß ist das Zeugniß, welches ein Schriftsteller protestantischer Confession für die katholische Kirche ablegt; ein mehr anerkennendes, ein billigeres kann in der That von einem Manne, der ihr nicht angehört, nicht gefordert werden; ein solches Zeugniß giebt er, während so viele katholische Schriftsteller sich nicht entblöden, die Braut Christi zu lästern und zu schmähen. So hat denn zu unsrer Freude Hurters vortreffliches Werk, aus welchem wir die obige Stelle entnommen und worüber das Urtheil des Publikums schon fest begründet steht, nunmehr in dem dritten Bande eine Fortsetzung erhalten, die den beiden früheren Theilen nicht nur würdig zur Seite steht, sondern sie fast noch übertrifft. Der Stoff, der sich hier bietet, ist so reich, die Ausführung so großartig, daß wir glauben, Allen, die einen Sinn für solche Erscheinungen auf dem Gebiete unsrer Literatur haben und denen dieser Theil des Buches noch nicht bekannt geworden ist, einen besonderen Dienst zu erweisen, wenn wir sie in den Inhalt desselben hineinführen.

In den beiden ersten Bänden war Innocenzens Lebensgeschichte auf eine überaus gründliche und doch so anziehende

Weise geschildert worden, daß wir nur schwer der Versuchung widerstehen, auch auf jene zurückblickend Einiges aus denselben hervorzuheben, besonders da der erste Band bereits eine zweite Auflage erlebt und mehrere Zusätze erhalten hat. Allein der Raum, welcher in unsern Blättern der Literatur gewidmet werden kann, will es uns nicht erlauben, auf mehr als auf die allerneuesten und dem größten Theile des Publikums noch unbekannten Erscheinungen einzugehen. Dieser dritte Band enthält nun aber eine solche Fülle von interessanten Gegenständen, daß wir selbst hier nur Einzelnes auswählen können, indessen wollen wir uns nicht bescheiden, seinen Inhalt jetzt zum ersten und letzten Male zu berühren, sondern er wird uns auch für die Folge ein ergiebiges Material zur Beurtheilung und Entwicklung kirchlicher Verhältnisse liefern.

Wir haben bisher in dem meisterhaften und der Natur getreuen Bilde, welches Hurter uns vor Augen gestellt hat, die Thaten des großen Papstes Innocenz III. von seiner Jugend bis zu seinem Tode geschaut. Wir haben ihn gesehen als den wißbegierigen Jüngling auf den hohen Schulen zu Paris und Bologna, als den Gott geweihten Priester, den eifrigen Diener der Kirche, den der Herr zu der höchsten irdischen Würde ausersehen hatte. Im kräftigsten Mannesalter — er zählte sieben und dreißig Jahre — bestieg er den päpstlichen Stuhl und wenn je Besorgnisse ungegründet gewesen sind, so waren es die, welche Walther von der Vogelweide in den Versen sang:

> O we! der babst ist ze jung
> Hilf Herre diner Christenheit!

denn in Innocenz „vereinigten sich alle Eigenschaften eines vortrefflichen Mannes, eines großen Regenten, eines ausgezeichneten Hauptes der Christenheit, eines ächten obersten Bischofes derselben.“

Strenge genommen wäre nun, wie der Verfasser bemerkt, die Geschichte Innocenzens mit dem zweiten Bande geschlos-

sen; was Jener mit dem dritten Bande gewollt, das spricht er in der Vorrede mit folgenden Worten aus:

„Aber es dürfte auch sein Anziehendes haben, um das Bild, welches plastisch im Vordergrunde heraustritt, alle jene mannigfachen Gestaltungen gruppirt zu sehen, die von den nächsten und engsten Beziehungen bis an den äußersten Saum des Gesammtlebens in die allgemeinsten sich verlaufen; als wodurch die Züge des Bildes sich noch in ausgeprägterer Schärfe hervorheben, zugleich die Einwirkung desselben auf jene Gestaltungen und diese hinwiederum auf das Hauptbild sichtbar wird.“

Diese unsäglich schwere Aufgabe hat nun der Verfasser in einem Grade gelöst, daß uns Aehnliches kaum vorgekommen ist. Mit der größten Genauigkeit und Sorgsamkeit ist Alles — vorzüglich Innocenzens Briefe und Predigten — durchlesen und durchforscht; herbeigezogen ist Alles, was nur irgend zur Entwerfung des Bildes jener Zeit und zur Characteristik der Ansichten, welche dieselben belebten, sich dargeboten hat. Jedes Wörtchen, welches Innocenz in Schriften niedergelegt und von der Kanzel verkündigt hat, ist benützt und am passenden Orte eingefügt, um den Schmuck und die Zier des Ganzen zu erhöhen. Aber unter so gewissenhafter und ängstlicher Forschung ist nie der Geist jener Zeit aus dem Auge verloren worden, gerade in diesen ist der Verfasser tief eingedrungen. Eben dadurch ist auch sein Werk zu einem wahren Schatze, zu einer Leuchte für den Historiker geworden! ja es wird in diesen trüben Zeiten zu einem Troste für Viele werden.

Es sind die Grundlagen der Kirchenverfassung, vorzüglich die einzelnen Stufen der Hierarchie, welche den Gegenstand dieses Bandes bilden. Zu der historischen Begründung und Entwickelung der Institute giebt der Verfasser eine Einleitung, welche eine Darstellung der Theologie Innocenzens enthält, wie sie aus dessen Schriften zu entnehmen ist. Hier finden wir nun von dem großen Papste und an

dessen leitender Hand von unserm Autor das Christenthum auf eine überaus erhabene Weise aufgefaßt. Die oberste Spitze der positiv=christlichen Ansicht, wie sie in Innocenz lebte, ist der Pontifikat, „als die Lichtfülle, worin die Gesammtoffenbarung in ihrer verschiedenen Strahlenbrechung, in Lehre, Dienst, äußerer Gestaltung, Einwirkung auf die Menschen, in Ordnung und Durchdringung aller Verhältnisse vom scheinbar Unbedeutendsten bis zum Wichtigsten, wieder zu einem Strahle sich vereinigend, zurückglänzte."

Wie muß nun wohl nach dieser Auffassung des Pontifikats, als des bloß stellvertretenden Amtes, Derjenige erscheinen, von welchem jene Offenbarungen selbst ausgegangen sind?! Wahrlich hier hat der Verfasser einen Gesichtspunkt gefunden, der nicht fest genug im Auge behalten werden kann. Wie unzählige Male bedienen wir Alle uns für Christus des Ausdruckes: „der Stifter der christlichen Religion," ohne zu ahnden, daß „wir Ihm damit nur ein beschränktes und menschliches Wirken zugestehen, daß wir Ihn dadurch hinabziehen und Ihn Seiner Herrlichkeit und Hoheit entkleiden." Das menschgewordene Wort ist nicht ein Religionsstifter in dem Sinne, wie man gewöhnlich diesen Ausdruck nimmt und womit wir Christus „denjenigen Sterblichen an die Seite stellen, welche irgend eine, über weiten Raum oder auf lange Zeit die Lebensverhältnisse vieler Menschen bedingende Institution gründeten;" Er ist nicht bloßer Religionsstifter. Er ist der Weltheiland, Er ist im Innern und Aeußern der Kirche der Eckstein, auf welchem Alles ruht; Er ist die in ihr wirkende Lebenskraft. Allerdings sagt Christus selbst zum heiligen Apostel Petrus: „Auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche gründen," Wohl, nennen wir Christus den Gründer der Kirche. Was aber ist Kirche? Giebt es neben der Kirche im wahren und eigentlichen Sinne des Wortes etwa eine heidnische, eine jüdische, eine muhamedanische Kirche? Ist Kirche etwa jede Gemeinschaft derer, die dasselbe glauben oder dasselbe nicht glauben? Mit Nichten, die Kirche ist nur da, wo Christus,

der Weg, die Wahrheit und das Leben, ist, sie ist nur die Gemeinschaft, welche die Bestimmung hat, alle Menschen in sich aufzunehmen und alle zum ewigen Heile zu führen, die Kirche ist das Gottesreich, welches „Himmel und Erde und Unterwelt umfaßt,“ die Kirche kennt nur Ein Panier, es ist das Panier des gekreuzigten Heilandes! Daher haben zwar Viele die verschiedenartigsten Glaubensgenossenschaften, aber nur Christus hat die Kirche gründen können und darum giebt es nur Eine Kirche, darum giebt es zwar viele Religionsstifter, aber es giebt nur Einen Heiland der Welt, nur Einen Gründer der Kirche. Diese Kirche ist das Haus, welches seit seiner Gründung aller Zeiten und Völker Menschen in sich aufgenommen hat, sie ist die Lehrerin, welche allen Jahrhunderten stets die eine und dieselbe Wahrheit verkündet hat und bis an das Ende der Zeiten verkünden wird. Das wahre innere Leben der Kirche ist Jesu Christi Lehre; an diese ist sie fest gebunden und gekettet; aber „neben dieser Gebundenheit an die göttlichen Offenbarungen hat sie, eingetreten in die Welt, die Freiheit, sich anzueignen im Aeußeren, was dienlich ist. Gerade hierin mußte sich auf eine überaus deutliche Weise die Bestimmung des Christenthums zur Weltreligion aussprechen“. Ueberall, wo diese verkündet wurde, mußte die Lüge und der Trug vor ihr weichen, aber nicht ward schonungslos der Völker Sitte und Gewohnheit, so weit sie mit christlicher Lehre vereinbar war, zerstört, sondern gerade im Gegentheil, die Kirche nahm bei ihren äußeren Einrichtungen Vieles davon auf. Es bedurfte nicht des Umsturzes heidnischer Tempel, wie es nicht des leiblichen Todes des Menschen bedurfte, der für Gott gewonnen werden sollte. Sobald der Tempel für die Verehrung des wahren Gottes dient, so hat er seine Bestimmung erreicht und es ist nur nöthig, daß die falschen Götzen und ihre Bildniße hinausgeschafft werden. So nimmt auch die Kirche den einzelnen Menschen mit allen seinen natürlichen Eigenschaften auf, aber sie will, daß er mit ihrer Hülfe seine Natur veredle, seine Leidenschaften be=

wältige und so zu einem wahren Tempel des wahren Gottes werde. Daher darf man keinen Anstoß daran nehmen, wenn von der Kirche auf die Tage heidnischer Feste die Verehrung christlicher Heiligen angeordnet wurden, wenn man an die Stelle der im Heidenthume als heilig verehrten Bäume Kreuze aufrichtete, wenn man den heidnischen Sagen eine christliche Beimischung gab, kurz dasjenige, was sich aus dem Heidenthume erhalten ließ, gleichsam christianisirte. Ganz vorzüglich schön spricht sich über diesen Punkt der heilige Papst Gregor I. zu dem Bischof Mellitus von London in einem Briefe aus, welcher besonderer Aufmerksamkeit werth ist.

Ueberhaupt wäre es wohl zu wünschen, daß man in neuerer Zeit, wo man so viel Gewicht auf das Studium der Geschichte legt, die Kirche etwas mehr in wahrhaft historischem Sinne beurtheilte; dann würde man auch die historische Entwickelung der äußeren veränderlichen Seite der Kirche auf eine andere richtigere Weise erfassen, als es so häufig geschieht. Man würde nicht die Ausbildung derselben in einige Jahrhunderte zusammmenzwängen wollen, sondern den wahren und ihrer Bestimmung gemäßen Fortschritt erkennen. Wenn also auch der päpstliche Primat, dessen Träger zu dem Zeitpunkte als seit Christi Menschwerdung das zwölfte Jahrhundert zu Ende ging, der große Innocenz war, in den ersten Zeiten der Kirche, nicht in jener Fülle späterer Menschenalter, hervortrat, wenn dem heiligen Petrus auch noch nicht der Kirchenstaat gehörte, so mag es freilich zugestanden werden, daß die höchste Würde der Christenheit nicht an diesen weltlichen Besitz geknüpft ist, daß dieser, wie so manche andere historisch erworbenen Rechte des Papstes wiederum verloren gegangen sind, auch verloren gehen kann, denn weder diese Art von Rechten noch jener Besitz gehören zum Wesen des Primats. Darum aber die Nothwendigkeit des Primates selbst oder wohl gar seine Existenz in den ersten Jahrhunderten der Kirche in Abrede stellen zu wollen, hieße leugnen, daß der Blüthenkelch nicht die ganze Blume in sich schlöße. Wollen wir

uns aber zu Gleichnissen in der Geschichte wenden, so möge auf ein Wort von Johannes Müller hingewiesen werden, welcher sagt: „Sobald Kaiser Joseph II. seyn wird, wie Einer der Jünger, wird Papst Pius VI. das Abendmahl halten, wie Christus, unser Herr. Zu derselben Zeit wird der Mundkoch nicht mehr credenzen,“ und an einer andern Stelle: „Was ist der Papst? Man sagt, er ist ein Bischof. Eben so wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, Ludwig XVI. ein Graf zu Paris, der Held von Roßbach und Leuthen einer von Zollern. Man weiß, welcher Papst Karl den Großen zum ersten Kaiser gekrönt; wer hat aber den ersten Papst gemacht?

Ueber alle diese Punkte, insonderheit über die Bedeutung des Primates, hat uns der Verfasser eine Mehrzahl von Aeußerungen Innocenzens mitgetheilt; so weit sich dieselben auf die veränderliche Seite der Kirche beziehen, sind auch sie ein Beweis für die Freiheit des Sinnes, mit welcher Innocenz diese Verhältnisse betrachtete, wie man denn überhaupt in allen diesen Stücken der Kirche einen Mangel an Nachgiebigkeit nicht zum Vorwurfe machen kann; man bedenke nur, wie weit sind denn diejenigen Gegenden von Rom entfernt, in welchen der Ambrosianische Ritus in Gebrauch ist? Aber desto fester muß auch die Kirche an der Lehre halten, desto fester da auf ihrem Rechte beharren, sobald in irgend einem Verhältnisse diese verletzt zu werden droht. Sehr dankenswerth ist gerade hier die vom Verfasser gegebene Darlegung der Gesinnungen Innocenzens über einzelne Glaubenssätze und Anwendungen in der Kirche. Ueberall zeigt sich in den Aeußerungen des Papstes die größte Kenntniß der heil. Schrift, und zugleich die tiefste Ehrfurcht vor derselben. Ueberhaupt aber bietet uns dieser Abschnitt (der Schluß des 1sten Kapitels im 21sten Buche) eine Sammlung der gedankenreichsten Aussprüche Innocenzens über die Dogmen und kirchlichen Institute; wir verweisen hier insbesondere auf seine Worte über das Sacrament der Buße und das des Altars. Von dem

letzteren sagt er unter Anderm: „Eine Verwandlung geht vor, damit das Verdienst des Glaubens darin, wofür menschliche Erfahrung kein Beispiel an die Seite stellt, erhöht, der Sinn welcher vor menschlichem Fleisch und Blut zurückschaudern würde, in der sichtbaren Gestalt Beruhigung finde. Hierbei wirkt die Kraft jenes Wortes, welches Mensch ward und unter uns wohnte voll Gnade und Wahrheit. Ist es doch weit mehr, daß Gott Mensch ward, ohne aufzuhören Gott zu seyn, als daß Brod Fleisch wird und Brod zu seyn aufhört". Von dem Priester, von welchem Innocenz „den Glanz des Lebens, um durch das Vorbild und den Glanz des Wissens, um durch das Zeugniß zu leuchten" fordert, sagt er in Beziehung auf dessen Unwürdigkeit zur Administration des Sakraments: es walte zwischen diesem und ihm dasselbe Verhältniß ob, wie zwischen der Arznei und dem Arzte; der Verfasser aber führt in der Note eine sehr passende Stelle aus Gervas. Tilber. an, welcher vergleichungsweise den Irrthum Derer zurückweist, die die Sonne verachten, weil sie auch unreine Orte bescheint.

Insbesondere warnt auch Innocenz vor dem möglichen Mißverständnisse in der Lehre der Heiligen; er trennt die ihnen zu erweisende Ehrerbietung scharf von der Anbetung, die nur Gott allein gebühre, und bemerkt von der Verehrung der Bilder, namentlich der Crucifixe, an einer andern Stelle: „Die Bilder Christi ehren wir nicht ihrer selbst wegen, die nichts vermögen, sondern des Abgebildeten wegen, der durch sich selbst alles kann; nicht, damit wir, die wir nach Gottes Bilde geschaffen sind, uns diesen Bildern, die wir nach uns gebildet haben, gleich achten; sondern, daß wir uns Gottes wegen, der sich um unsertwillen erniedrigte und Knechtsgestalt angenommen hat, beugen. Wir beugen uns bei ihrem Anblicke nicht, weil wir eine Hoffnung auf sie bauen, sondern weil sie uns die Ehrerbietung, die wir zu Gott im Herzen tragen, ins Gedächtniß rufen, damit wir dieselbe durch die That zeigen. Wir beten Gott vor dem Bilde, nicht das Bild vor

Gott an". Man sollte doch meinen, diese Aeußerungen eines so papistischen Papstes, wie Innocenz war, diese Worte gesprochen in der tiefsten Dunkelheit des barbarischen Mittelalters, seyen doch ziemlich klar und deutlich, und dessenungeachtet wird die katholische Kirche noch tagtäglich wegen ihrer vermeintlichen *) Idolatrie geschmäht, während man über den Aufwand von Scharfsinn staunen muß, den so manche neuere Schriftsteller an den Tag legen, indem sie die Heiden gegen den Vorwurf der Klötze-Anbetung zu vertheidigen sich bemühen, und hier sehr wohl herausfinden, sie hätten nicht den Stein oder das Holz, sondern den Gott verehrt, dessen Bild sie sich geformt.

Den übrigen Gegenstand des Buches bilden die einzelnen Stufen der Hierarchie der Jurisdiction; zuerst der Papst mit seinen Gehülfen, den Cardinälen und Legaten, dann die Patriarchen, Primaten und Erzbischöfe, die Bischöfe und der übrige Clerus, endlich ist in dem letzten Kapitel dieses Bandes von den Klöstern die Rede. Indem alle jene Stufen der Hierarchie ihrer Bedeutung und historischen Ausbildung nach charakterisirt werden, geht der Verfasser regelmäßig auf einzelne Personalitäten jener Zeit ein; insbesondere stellt er bei den Erzbischöfen und Bischöfen die Gegensätze zwischen solchen Männern heraus, welche der hohen Würde ihres Amtes entsprachen, und solchen, bei welchen dieses nicht der Fall war. Die Erzbischöfe Absalon von Lund und

*) Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf einige Verse bei Ermoldus Nigellus, einem Dichter des neunten Jahrhunderts, hinzuweisen, welcher (Carmin. Lib. IV. v. 713 sqq.) sagt:

Quis nam idiota ferat demens, non corpora patrum
  Sanctorum merito rure colenda fore:
Cum Deus in famulis merito veneretur amatis,
  Quorum nos precibus scandimus alta poli.
Non Deus est Petrus, sed Petri credo precatu
  Noxa delicti posse carere mei.

Wilhelm von Bourges bildeten solche Contraste, so auch die Bischöfe Hugo von Lincoln, Mauriz von Paris, Wilhelm von Auxerre und sein Bruder Manesse von Orleans auf der einen, Jaroslaw von Breslau, Waldemar von Schleswig, Rudolf von Lisieux auf der andern Seite. In gleicher Weise zeigt das sechste Kapitel die Tugenden des Clerus jener Zeit, und die Verirrungen Einzelner, das siebente das Bild eines wohlgeordneten Klosters und eines wackern Ordensmannes neben dem Verfall in andern Klöstern und Züge der Unwürdigkeit mehrerer Religiosen. Eine sehr schöne Episode bildet die Stiftung des Klosters Trebnitz welches Herzog Heinrich dem Bärtigen von Schlesien seinen Ursprung dankt. Es konnte nicht fehlen, daß bei der Darstellung dieser Verhältnisse der Verfasser auch auf die Geschichte und die Bedeutung des Cölibats der Geistlichen eingehen mußte. Er unterscheidet hierbei die äußeren und inneren Beweggründe, welche die Ehelosigkeit des Clerus zum Kirchengesetze erhoben haben. Wenn er von jenen sagt, daß sich auch von ihnen nicht leugnen lasse, daß sie in dem Wesen der Kirche jener Zeit ihre Rechtfertigung fänden, so kann man hieraus von selbst entnehmen, daß wir an ihm den billigen Beurtheiler der inneren Motive jener kirchlichen Vorschrift nicht vermissen werden. So läßt derselbe den Päpsten Gregor VII. und Innocenz III. auch in dieser Hinsicht alle Gerechtigkeit widerfahren, und sagt mit großer Anerkennung des ersteren:

„neben dem Pfründenkauf, hielt Gregor VII. diese Verbindungen für den andern Krebsschaden, welcher zuletzt die Kirche ganz zerstören würde. Wenn er alle beweibte Priester ihres Amtes zu entsetzen befahl, allen Laien den Gottesdienst bei solchen untersagte, so führte er nicht, wie wohl von manchen behauptet worden ist, etwas Neues ein, sondern verlieh in seinem antiken Ernst nur einer uralten, erst freiwillig befolgten, dann zur Vorschrift gewordenen Uebung bindende Gesetzeskraft. Nicht ein Nebenzweck, wie oft vorgegeben wird, sondern die innigste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Maaßregel, daß so nur der Kirche zu ihrer ehemaligen Würde zu verhelfen sey, wappnete ihn mit eiserner Festigkeit, unbesiegt durch Hinderniß, unbekümmert um Schmachreden, und eben so wenig bestochen durch gezollten Beifall, sein Vorhaben durchzusetzen. Daß Gregor bei dieser Verfügung kalt sollte berechnet haben,

wie die Geistlichkeit hiedurch dem apostolischen Stuhl ergebener werden würde, ist eine Einbildung neuerer Zeit, welche keine tieferen Motive anzuerkennen fähig ist. Ihn bewegte wahrscheinlich nur der große Gedanke, die Kirche äußerlich und innerlich über die irdischen Verhältnisse zu erheben. Aber auch jene höchst untergeordnete Absicht angenommen, müßte man Gregorn eine starke Seele nennen, die sich nicht scheute, dem Haß der Zeitgenossen sich entgegenzuwerfen, um den Nachfolgern eine größere Macht zu bereiten".

Haben wir nun über alle diese so ungemein interessanten Gegenstände, kurz andeutend, schnell hinweggehen müssen, so nehmen wir hiemit doch nicht Abschied von unserm Verfasser; theils werden wir, wie bemerkt, noch häufig Veranlassung finden, auf die hier berührten kirchlichen Institute einzugehen, und dann uns der Hülfe dieses Buches bedienen; theils hat uns der Autor noch einen vierten Band verheißen. Dieser soll von der Stellung und dem Walten der Aebte in den Klöstern, von den Schirmvögten und von den einzelnen Orden handeln; vorzüglich werden es die Franziskaner und Dominikaner seyn, die, da ihre Entstehung in diese Zeit fällt, hier eine nähere Berücksichtigung finden werden; einige Züge aus dem allgemeinen Leben sollen das Ganze schließen.

Möge es dem Verfasser gelingen, dieß Werk zur Ehre Gottes zu vollenden; es wird ihm die Bahn des Heiles seyn; möge der Geist, der in diesem Buche weht, die Herzen Vieler beleben.

XXVIII.

Miscelle *).

Als ich die Grenzen des Baskenlandes überschritt, fühlte ich mit einem Male, daß ich in einem freien Lande sey, und unter einem Menschenschlage, der Freiheit besaß und sie zu

*) Vergl. Berghaus, Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. 1837. Bd. 3. S. 295.

besitzen verdiente. Die aufrechte, nicht hochmüthige Haltung, der kräftige Tritt, der freie, männliche und doch ehrerbietige Gruß und das ganze Wesen zeigten von einer lang genossenen, wohlverstandenen, nicht mißbrauchten Freiheit.

So sind die Basken, welchen durch Jahrhunderte einer selbstständigen Regierung die Gewohnheit des Selbstvertrauens zur Natur geworden, freie Leute der Sache, nicht dem Namen nach, und sie haben mit der Muttermilch die Liebe zur Gerechtigkeit und die Achtung vor den Gesetzen eingesogen. So sind die Basken, von gemäßigten aber unabhängigen Ansichten und durchaus furchtlos, die Furcht vor dem Bösen ausgenommen, Muster aller guten Sitten, und sehr häufig Musterbilder männlicher Schönheit; treue Freunde, freigebige Wirthe, einfach, aber unverbrüchlich ihrem Worte getreu, dem Glauben ihrer Väter mit Inbrunst, aber ohne Unduldsamkeit nachlebend: so sind sie die Tyroler Spaniens und man darf hinzufügen, die Blüthe Europa's. Lämmer im Frieden, aber Löwen im Kampfe, gehen bei ihnen häusliche Duldsamkeit und Vaterlandsliebe Hand in Hand; bei ihnen ist der Tapferste der Mildeste, es sind die sanftesten und stolzesten Tugenden verbunden. Nie gab es vielleicht einen vollständigern Verein der Eigenschaften, welche ein Volk schmücken sollen: die Anbetung der Freiheit, welche den Schweizer überall kenntlich macht, und die unüberwindliche Anhänglichkeit des Tyrolers an sein angestammtes Herrscherhaus sind in der glücklichsten und ungewöhnlichsten Mischung in den Basken vereinigt.

XXIX.

Briefe eines Rheinländers über Berlin.

Zweiter Brief.

Wenn ich Ihnen, um Berlin zu charakterisiren, schreibe: Berlin ist eine Stadt, so werden Sie, Verehrtester, vielleicht lächeln, und denken, daß Sie hiezu meiner Weisheit nicht bedurft hätten. Ich zweifle auch nicht im mindesten, daß Sie noch aus ihrer kleinen Kinder-Geographie wissen, Berlin sey eine Stadt, und zwar die zweitgrößte Stadt in Deutschland; ob Sie aber wissen, was eine Stadt, und namentlich eine Haupt- und Residenzstadt sey, dies ist mir nicht eben so bekannt, wenigstens erinnere ich mich nicht, in irgend einer Geographie auch für Erwachsene hierüber eine genügende Auskunft gefunden zu haben.

Hierüber dürfen Sie sich nicht wundern. Es begegnen uns in der That zu Zeiten Erscheinungen in der Geschichte, die für die Entwickelung eines Volkes oder einer Epoche im höchsten Grade entscheidend sind, und die nichtsdestoweniger von den Zeitgenossen kaum beachtet, viel weniger besprochen werden. Das allgemeine Zeit- und Volksbewußtseyn hat sich so sehr in sie hinein gelebt und mit ihnen so lebendig verbunden, sie sind in solchem Grade den Zeitgenossen zur anderen Natur geworden, daß Jeder glaubt, dieß verstehe sich von selbst und es könne durchaus nicht anders seyn.

Das umfassendste Beispiel hiervon bietet uns das Christenthum selbst dar. Seine Lehre hat so tief unsere ganze Gesinnung und Gefühlsweise durchdrungen, daß selbst seine Gegner in seiner Bekämpfung sich seines Einflusses nicht erwehren können, und häufig von Axiomen ausgehen, die sie

ihm ursprünglich zu verdanken haben. Es wäre ein Leichtes, von vielen Sätzen, die man in neuerer Zeit aus dem sogenannten Natur- und Menschenrechte ableiten will, nachzuweisen, daß sie aus dem Christenthum in die allgemeine Gesinnung der Völker übergegangen sind, und daß die Philanthropie oder ein irreligiöser Liberalismus sie nur mißverstanden hat, oder ihnen eine falsche Anwendung geben will. Nur weil sie die gesammte Gesinnung beherrschen, nur darum scheinen sie gegenwärtig natürlich und sucht man dieselben aus unserer gesunkenen, menschlichen Natur, ohne Rücksicht auf Gott und seine Offenbarung, hinten nach auf eine abstrakte Weise abzuleiten. Daß sie aber nichts weniger als unserer Natur, die von Jugend an sich zum Bösen neigt, natürlich sind, beweist das heidnische Alterthum, das von der Offenbarung losgetrennt, der bloßen Natur näher stand und in manchem Sinne von ihr beherrscht wurde. Dies urtheilte über manche Fragen, die Allen gegenwärtig natürlich und keinem Zweifel zugänglich scheinen, ganz anders als wir.

Um hier nur ein einziges Beispiel Ihnen anzuführen. Was scheint uns einfacher und naturgemäßer, als daß das Kind seinen Eltern gegenüber ein Recht an das Leben hat, daß sie nach Kräften zu seiner Erhaltung verpflichtet sind, und es nicht nach Willkühr tödten dürfen. Besäße der neugeborne Staatsbürger dieses Recht nicht, dann liefe ja der Naturrechtslehrer die doppelte Gefahr, zu einer Zeit, wo eine allgemein einreißende Demoralisation den Instinkt der Elternliebe erstickte, keine Zuhörer mehr zu haben, anderer Seits aber fände sich seine eigene Existenz schon gleich bei der Geburt auf eine höchst bedenkliche Weise in Frage gestellt. Demgemäß wird es wohl Niemand wagen, den Kindermord als ein unveräußerliches Natur- und Menschenrecht in Schutz zu nehmen. Nichts destoweniger aber war die Denkungsweise des heidnischen Alterthums fast einstimmig der unsrigen schnurstraks entgegen. Seinen Gesetzen nach hatte das neugeborne Kind kein Recht an das Leben, der Vater keine Verpflich-

tung zu seiner Erhaltung, wohl aber das Recht, ihm den Tod zu geben. Und in diesem Sinne dachten und handelten nicht die Wilden der Vorzeit, nein, die gebildetsten Völker, deren Geisteswerke noch heut zu Tage nach Jahrtausenden die Mittel unserer eigenen Bildung und Erziehung sind. Der Vater hatte nicht nur das Recht, sein Kind zu tödten, ja, in gewissen Fällen wurde ihm dies selbst von dem Staatsgesetze als eine Bürgerpflicht geboten, so in Rom, wo es in den zwölf Tafeln heißt: Pater insignem ob deformitatem puerum cito necato. Ebenso entriß die Staatsgewalt zu Sparta den neugebornen Staatsbürger den Armen seiner Mutter, und wenn seine physische Constitution dies erste Staatsexamen nicht bestand, so wurde er vom Taigetos in einen Abgrund geworfen.

Aristoteles, von dem die Neueren, wie Sie wissen, Vieles, aber noch nicht Alles gelernt haben, billigt in der Republik diese Grundsätze. Daß wir anders hierüber denken, verdanken wir dem Christenthum, das alle Menschen für Brüder und Kinder Gottes erklärt, und dem die ganze Schöpfung heilig ist als ein Werk Gottes. Es ist seine unsichtbare, die Geister beherrschende Gewalt, der Jeder gehorcht.

Etwas Aehnliches, nur in einem unvergleichlich kleineren Maaßstabe, findet auch mit den Städten statt. Auch sie haben mit ihrem besonderen Geiste und Interesse auf den Entwickelungsgang der neueren Societät den allerentschiedensten Einfluß geübt und üben ihn noch täglich, ohne daß es sonderlich auffällt, oder Jemand etwas dabei zu erinnern hätte, während man doch immer noch nicht müde geworden ist, Adel und Geistlichkeit um des Einflusses willen zu bekämpfen, den sie einst besessen haben. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung ist leicht erklärbar. Da nämlich die, welche das Regiment in Händen haben, oder das große Wort führen und durch die Presse die Leitung der öffentlichen Meinung sich angeeignet haben, der Natur der Sache nach, selbst den Städten angehören, so haben sie mit diesen entweder das gleiche

gegenüber den Städten vertreten, in denen das Princip einer Alles nivellirenden Gleichheit seine Verfechter findet. Nur tritt hier noch das als ein Charakterzug für beide Partheien hinzu, daß die Städte zunächst die Politik des Handels durchfechten, während in den Grafschaften der Grundbesitz den stürmischen Fluthen der Neuerungen seine Dämme entgegenzusetzen sucht.

Welche Rolle Paris seit dem Beginne der ersten Revolution in der französischen Geschichte spielt, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, alle Welt weiß es. Zu spät erkannte Ludwig XVI., daß die souveräne Gewalt an die begünstigte Hauptstadt übergegangen sey, und verlegte die Nationalversammlung nach Versailles. Sie brachten ihn aber im Triumphe nach Paris zurück, und damit war sein Schicksal entschieden; Paris wurde erst sein Gefängniß und dann seine Gerichtsstätte, und in seinen Mauern spielte die Tragödie der Revolution sich nach allen ihren Akten durch. Ihr Ende aber war wieder die Befestigung der eigenen Herrschaft durch die Ausbildung der Napoleonischen Bureaukratie. Vergeblich legte der Eroberer den Zauber seines Namens und die glorreichen Erinnerungen der Kaiserzeit gegen Paris in die Wagschaale; als es in den Händen der Fremden war, da war auch wieder sein und Frankreichs Schicksal entschieden. Der Thron des Kaisers stürzte in das Nichts, aus dem er emporgestiegen, die Erbin seiner Macht aber über Frankreich war Paris, und die Bourbonen wagten es nicht, die Rechte der übermächtigen Herrin in Zweifel zu ziehen. Sie aber hatte für ihren durch fremde Waffen gedemüthigten Stolz Rache zu nehmen und so waren es denn wieder die Pflastersteine von Paris, die das legitime Königthum in den Julitagen steinigten; die Deputirtenkammer und die Pairs aber hatten dabei nichts weiter zu thun, als das vollstreckte Urtheil, ohne daß sie von irgend einem Menschen hiezu den Auftrag gehabt hätten, zu ratificiren.

Das übrige Frankreich spielte bei allen diesen Verän-

derungen keine andere Rolle, als daß es eben die Dekrete, die ihm von der Hauptstadt zugeschickt wurden, auf das pünktlichste zu vollstrecken hatte. Und auch hier sind, wie in Spanien, die Provinzen, die noch einigen Widerstand leisteten, die Vendee und Bretagne, gerade wieder diejenigen, worin die Städte in den Hintergrund treten. Denn die übrigen Städte des Reiches sind mehr oder minder nichts anders als die Vorstädte der Hauptstadt und partizipiren vollkommen an ihrem Geiste. Louis Philipp ist König unter der Bedingung, daß er diese Oberherrlichkeit anerkennt. All seiner Schlauheit ist es auch noch nicht gelungen, seiner Gebieterin durch die detachirten Forts ein Collier anzulegen, das er nach Zeit und Umständen in eine seidene Schnur verwandeln könnte. Alles, was man in der jüngsten Zeit gegen seinen Thron unternahm, wurde entweder in Paris ausgeführt, wie alle Mordversuche gegen Louis Philipp, oder es wurde zu Paris beschloßen und von hier aus geleitet, oder es scheiterte in der Geburt, weil es von hier aus hintertrieben wurde. Aus dieser Autokratie macht darum auch Niemand ein Geheimniß. Sie werden daher vielleicht bemerkt haben, wie neulich bei der Frage der Rentenconversion das Journal des Debats ohne allen Anstand erklärte, wie die Deputirten wohl zu beachten hätten, daß es sich hier eigentlich um das Interesse von Paris handle, das vorzüglich im Besitze dieser Renten sey und daß also das Land nichts zu thun habe, als diese Sinecuren der Pariser Capitalisten zu zahlen. Dies stolze Gefühl der Herrschaft lebt nicht nur in den Büreaux der Pariser Großadministratoren, von ihm sind nicht nur die Pariser Journalisten durchdrungen und die reichen Bewohner der Chaussée d'Antin erfüllt, ja die wüthendsten Republikaner in ihren Lumpen und mit ihrem Fanatism für Freiheit hängen an ihm voll Eifersucht und verehren es als das Unterpfand ihres künftigen Sieges. Daher fechten ihre Blätter für die Centralisation und hiermit nicht zufrieden unterdrücken die geheimen Gesellschaften von Paris jede andere geheime Gesellschaft in den

Provinzen, die Miene machen will, mit einem Scheine von Selbstständigkeit aufzutreten. Sie, die Feinde aller Monopole und Privilegien, sehen das Recht Revolutionen zu machen und Throne zu stürzen und neue Herrscher einzusetzen als das theuerste Vorrecht von Paris an; denn nur aus den Händen von Paris soll Frankreich ihre blutige Freiheit empfangen und sie in altgewohnter Unterwürfigkeit anbetend hinnehmen. Doch nicht allein über das politische und geistige Gebiet erstreckt sich diese Domination der belle Ville, ihr verderblicher Einfluß äußert sich in den geringsten Details des materiellen Lebens. Niemand darf hoffen, mit irgend einer Erfindung, welcher Art sie immer sey, Glück zu machen, wenn sich nicht ein Pariser Haus oder ein Pariser Journal dafür interessirt. Jede Schrift bleibt in der Regel unbeachtet, hat sie nicht ein Pariser Buchhändler verlegt. Und wehe der Unternehmung, worüber Paris sein Verdammungsurtheil ausgesprochen oder wodurch es sich in seinem Interesse angegriffen fühlte. Dies geht soweit, daß man die Waaren, die in einer Provinzialstadt gemacht werden, nach Paris schickt und von dort wieder in dieselbe Stadt zurückkommen läßt, weil sie nun erst durch den Anblick der petite Maîtresse als Pariser Waare die große Naturalisation und Cours und Werth erlangt haben. Daß den Provinzen hiedurch jede Eigenthümlichkeit, jedes selbstständige Leben entzogen und ihre physischen und geistigen Kräfte in dem großen Schlunde absorbirt werden, leuchtet ein; mit Recht hat man daher auch Frankreich einem mageren, schwindsüchtigen Menschen mit einem ungeheuren Wasserkopf verglichen und von dem nimmersatten Appetit dieser Stadt gilt, was man in England dem jungen John Bull in der Wiege zum Einschlafen von Robin, dem Vielfraß, singt:

Robin, the Bobbin, the big-bellied Ben,
He eat more meat than four-score men;
He eat a cow — he eat a calf,
He eat a butcher and a half;

He eat a church — he eat a steeple,
He eat the preest and all the people.

Daß Belgien, welches namentlich durch seine französisch redenden Provinzen in mancher Beziehung so enge mit Frankreich verknüpft ist, keine Ausnahme macht, würde sich von selbst verstehen, lägen uns auch keine bestimmten Daten hierüber vor. Es ist das Land, von dem ein neuerer französischer Schriftsteller bemerkt, daß es hier Jedem klarer als irgendwo werden muß, wie wenig es denen, die einen atheistischen Liberalismus mit dem Haße gegen das Christenthum verbinden, wirklich um Freiheit zu thun ist. Nachdem ihnen die Katholiken, die doch in der entschiedensten Majorität sind, das größtmöglichste Maaß von politischer und religiöser Freiheit in der Verfassung zugestanden haben, so hätte man billig erwarten dürfen, läge ihnen wirklich die Freiheit am Herzen, daß sie ruhig die ihnen gewährten Rechte genießen und Andere nicht im Genuße der ihrigen stören würden. Hier aber, wie überall, haben sie wieder an die rohe Gewalt appellirt und durch Straßenaufstände und Charivaris die freie Ausübung des Glaubens und die Sicherheit der Person bedroht und gestört. Mit dergleichen Demonstrationen aber nicht zufrieden, suchte die Opposition in der diesjährigen Sitzung die Axt an die Wurzel zu legen durch eine fundamentale Reform des Wahlgesetzes. Die Städte Brüssel und Lüttich sind, wie Sie wissen, der vorzügliche Schauplatz gewesen, wo jene Straßendemonstrationen vorfielen, und consequent mit Allem, was ich Ihnen über den Geist der Städte schrieb, suchte die Opposition das bestehende Wahlgesetz zu Gunsten der Städte umzustürzen. Hier, wie anderwärts, gebrauchte jener falsche Liberalism die alte Taktik wieder, indem er unter dem Vorwande einer gleisnerischen allgemeinen Gleichheit in der That alle Gerechtigkeit und Freiheit vernichten und sich alle Macht aneignen wollte. Das bestehende Wahlgesetz berücksichtigte bei Ansetzung des Wahlcensus die Bevölkerung und den Vermögensstand sowohl der verschiedenen Provinzen, als auch de-

Städte und der Landgemeinden, damit so viel wie immer möglich keine Provinz und keine Bürgerklasse der Vertretung ihrer Interessen in der Nationalversammlung entbehrte. Nichtsdestoweniger war aber das Verhältniß ganz zum Vortheil der Städte gestellt. Die Städte mit nur 968,227 Einwohnern, also nicht einer vollen Million, besitzen 14,835 Wähler, während das Land, dessen Bevölkerung drei Millionen übersteigt (nämlich 3,103,555), deren nur 33,018 hat, so daß in den Städten auf je 64 Einwohner, hier aber nur auf je 94 ein Wähler trifft. Allein mit diesem Vorzug begnügten sich die nicht, welche aus der Freiheit ein Monopol machen wollen, sie verlangten Gleichstellung des Census. Da nun die ärmeren Provinzen, so wie die Landgemeinden überhaupt und die kleineren Städte hierbei nicht hätten concurriren können, so wäre alle Macht einigen wenigen großen Städten, und namentlich Brüssel und Lüttich, zugefallen. Die Straßenaufwiegler hätten bald in der Kammer und im Senat gesessen, und um Recht und Freiheit wäre es diesen unumschränkten Souverainen gegenüber bei aller äußeren Gleichheit geschehen gewesen. Sie begreifen leicht, daß unter der Leitung einer solchen revolutionären städtischen Oligarchie Belgien sich schnell in einen Vulkan der Revolution umwandeln würde, der Europa beständig mit einem allgemeinen Brande bedrohte. Nur der ruhige, gesunde, religiöse Sinn des Landes, der dort herrschende Einfluß der Geistlichkeit und eines Adels, der durch Erziehung und Interesse an Gesetzlichkeit und Ordnung geknüpft ist, haben Belgien und Europa vor diesem Unglück bisher bewahrt. Im höchsten Grade unbegreiflich ist es daher auch, wie die Berliner Staatszeitung von den Kreuzstürmereien und Charivaris angefangen, bis zu den Wahlen in Lüttich und Brüssel jene Ultraliberalen als die wahrhaft Freisinnigen, gegen die Katholiken, als die Ultramontanen, in Schutz nehmen und gleichsam gemeine Sache mit ihnen machen konnte. Es wäre ja ein Leichtes, aus den Dogmen jener Parthei einen kleinen Katechism zu verfassen, wobei aber Nie-

mand schlimmer, als die Staatszeitung, und die, deren Interesse sie zu vertreten hat, wegkämen. Denn daß die Ultraliberalen Belgiens, Freunde des legitimen Königthums wären, davon konnte bis jetzt auch das schärfste Auge noch nicht das Mindeste entdecken.

Unvermerkt sind wir also auf unserem großen Periplus in Berlin angelangt, und Sie werden jetzt vielleicht besser verstehen, warum ich im Eingange meines Briefes ein so großes Gewicht auf die Worte legte, Berlin ist eine Stadt. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß Alles, was die Schwester=Hauptstädte zur Realisirung ihrer Begriffe von Freiheit thaten, bei den Berlinern eine nicht geringe Sympathie fand; namentlich im Beginne, ehe noch die kläglichen Resultate den Enthusiasmus etwas herabstimmten. Bekannt ist es auch, welche warme Theilnahme in den literarischen Kreisen, trotz der offiziellen Mißbilligung, die Produkte und Schicksale des jungen Deutschlandes erweckten. Sie haben an dem Beispiele von Paris gesehen, wie sehr in dem Interesse einer Hauptstadt ein Liberalismus liegt, der an die Spitze des Staates als oberstes Prinzip die Volkssouverainität setzt, und in ihrem Namen alsdann eine Administration über alle Interessen des Landes schalten läßt, unter der Bedingung, daß sie selbst, die Hauptstadt nämlich, die Mitte dieser allgewaltigen Administration sey, daß dieselbe unter ihrer Controlle stehe und von ihr nach ihrem Interessen gelenkt werde. Nun gilt aber in Preußen nichts weniger als der Grundsatz der Volkssouverainität; allein auch diejenigen, welche sonst eben nicht geneigt sind, seine Institutionen allzu günstig zu beurtheilen, müssen doch eingestehen, daß Preußen eine im höchsten Grade ausgebildete und vortrefflich geregelte Beamtenhierarchie besitzt, die das Kleinste wie das Größte, im materiellen wie im geistigen Gebiete, administrirt, und in ihrer musterhaften, gewissermaßen militärisch geordneten Disziplin nicht leicht das Geringste übersieht, und Alles in ihre Akten ad referendum einträgt. Was ihre Wirksamkeit und Allge=

genwart betrifft, so dürfte sie der französischen nicht nachstehen, ihr aber in unermüdlichem Fleiß und vor allem in einer strengen Rechtlichkeit in Betreff der Fiskalität weit vorangehen. Alle Fäden dieser Administration laufen aber, wie dort in Paris, so hier in Berlin zusammen, alle Staatsdiener müssen in Berlin erscheinen, um dort ihr drittes Staatsexamen zu bestehen, ja selbst die Telegraphen fehlen nicht zur Beschleunigung der Mittheilungen, und die Eisenbahnen werden nicht lange auf sich warten lassen. Unter diesen Umständen begreift es sich, welchen Einfluß die Gesinnung von Berlin auf die Leitung der Angelegenheiten äußern muß. Nehmen ja die, welche als Minister und höhere Glieder der Hierarchie an der Spitze der Geschäfte stehen, ihre Maaßregeln unter den Augen der Berliner, und sind wieder die Berliner die ersten, welche die ausgeführten beurtheilen. Kurz, die Berliner sind es, mit denen sie vorher und nachher verkehren, und deren Urtheil ihnen willkührlich oder unwillkührlich überall begegnet und stets beachtet seyn will. Hierdurch erhalten denn auch die besondern Interessen und Vorurtheile, welche die Berliner selbst in ihrem Urtheil bestimmen, und überhaupt Alles, was auf dasselbe einwirkt, eine viel größere Bedeutung, als es mit jeder anderen preußischen Stadt der Fall ist.

Bei dem immensen Einfluß, den die Hauptstädte durch die Einführung der modernen Centralisation auf das Schicksal der Länder gewonnen haben, wäre es im Interesse aller sogenannten Administrirten, um uns eines Ausdruckes der hierarchischen Staatssprache zu bedienen, sehr zu wünschen, daß in der Zusammensetzung der Hauptstadt und ihrem hieraus hervorgehenden Urtheile und Interesse alle Interessen des Landes vertreten wären, denn nur so würde ihr Urtheil mit dem des Landes übereinstimmen, nur so könnten die Minister einigermaaßen den Eindruck zu ergreifender Maaßregeln im voraus berechnen, und würden minder Gefahr laufen, die Gefühle und Interessen einzelner Provinzen oder Unterthanenklassen zu

verletzen, und statt des Beifalles, wie sie nach dem Urtheile der Hauptstädter gehofft, den bittersten Tadel einzuerndten.

Setzen Sie nur den Fall, es wäre der Handel in einer Hauptstadt vorherrschend, wird alsdann nicht eine Regierung unwillkührlich dahin geleitet werden, in der Führung des Landes Alles dem materiellen Interesse und der Handelspolitik aufzuopfern, oder dies Element wenigstens ungebührlich zu begünstigen. Dasselbe wird eintreten, wenn eine reiche, vollkräftige Aristokratie den Sitz der Regierung erfüllt, ihre Tendenz wird sich unvermerkt in der Leitung der Geschäfte sichtbar machen. Einen dritten Fall bietet endlich die Sprache und Bildung. Ein Beispiel davon findet gegenwärtig in Belgien statt, wo die flamändischen Provinzen über Zurücksetzung gegen die französischen klagen, denen der Sitz der obersten Verwaltung angehört, während früher Belgien im Allgemeinen gegen Holland dieselbe Klage führte.

Die Erhebung einer Stadt zur Hauptstadt ist in der Regel nicht der freien Wahl eines Monarchen anheimgegeben, sondern meist das Ergebniß einer Reihe von historischen Umständen, welche die kurzsichtige Ohnmacht des sterblichen Menschen weder voraussehen, noch nach ihrer Willkühr lenken konnte. Auch lassen sich Hauptstädte, wenn sie nicht mehr als das Herz der Länder in des Reiches Mitte liegen, noch die Gesammtheit seiner Bewohner repräsentiren, nicht wie Kleider wechseln, die wir ausgewachsen haben. Aber den Folgen eines also historisch gegebenen Mißverhältnisses entgegenzuwirken und sie unschädlich zu machen, das ist die Aufgabe einer weisen und gerechten Regierung.

So hat denn auch die preußische Administration in Berlin die schwierige Aufgabe, mit einem durch die Geschichte der Monarchie bedingten Mißverhältniß zu kämpfen. Und dies verdient um so mehr ihre volle Berücksichtigung, da es ein Gebiet berührt, worin Irrthümer nur gar zu leicht von unheilbaren und nicht zu berechnenden Folgen begleitet sind.

Sie werden errathen, daß ich von den religiösen Ver-

hältnissen rede. Hier tritt nämlich der Fall ein, den man, wie mir scheint, noch gar zu wenig beachtet hat, daß die Interessen und Gesinnungen der preußischen Katholiken in dem Urtheile der Hauptstädter, der protestantischen Berliner nämlich, unmöglicher Weise eine angemessene Vertretung finden können. Ist ja doch ihre Zahl und ihr Einfluß so gering, daß sie es immer noch nicht einmal dahin haben bringen können, daß man ihnen eine zweite Kirche zugestände. Die eine, welche sie dermalen besitzen, verdanken sie Friedrich dem Großen zu einer Zeit, wo Berlin die Hauptstadt eines fast ganz protestantischen Landes war, und nicht einer Monarchie, die mehr als fünf Millionen Katholiken umfaßt. Daß sie gegenwärtig ihren Bedürfnissen nicht mehr entspricht, ist so ziemlich anerkannt, indessen haben sie die Errichtung einer zweiten immer noch nicht durchsetzen können. Wie ist es nun da zu erwarten, daß man auf ihr Urtheil über die Verwaltung katholischer Interessen und Provinzen irgend ein Gewicht legen sollte, oder daß sie es auch nur wagten, irgend eine, dem herrschenden Geiste ihrer protestantischen Mitbürger entschieden widersprechende Meinung jemals laut zu äußern.

Sie wissen, mit welcher Abgeschlossenheit sich der Protestantism im Allgemeinen der katholischen Kirche gegenüber stellt, und welche unglaubliche Unkenntniß über unseren Glauben und unsere Sinnesweise bei den meisten seiner Bekenner herrschen. Welche Vorstellung hat man hier nicht über unsere sogenannte Anbetung der Heiligen oder über unser Verhältniß zum Papst, oder die Feier unseres Gottesdienstes. Der Einfluß der katholischen Literatur zur Beseitigung dieser Irrthümer ist hier so gut wie gar nicht zu rechnen. Die Meisten gehen ja davon aus, daß sie von einem Katholiken unmöglich etwas lernen können, da die Katholiken ja selbst ihre kümmerliche Bildung nur ihnen zu verdanken hätten.

Diese Unwissenheit und Befangenheit ihrer Glaubensbrüder theilen die Berliner in vollem Maaße. Und Sie können sich kaum einen Begriff davon machen, welche lächerliche Ur-

theile sie hier, von dem Pöbel ganz zu schweigen, in den Gesellschaften der sogenannten gebildeten Klassen hören können oder müssen. Gibt es ja doch hier nicht wenige, die in ihrem engen Kopfe nur zwei Rubriken für einen katholischen Menschen haben, er ist nämlich entweder ein schwacher Dummkopf oder ein schlauer Heuchler. Glauben Sie nicht, dieß sey eine Uebertreibung. Wie man über uns in Schriften urtheilt, davon habe ich Ihnen ja in meinem vorigen Briefe hinreichende Beispiele gegeben, daß man aber im Wechsel des lebendigen Wortes, und namentlich, wenn man unter sich zu seyn glaubt, noch rücksichtsloser seines Herzens Meinung ausspricht, leuchtet von selbst ein. Folgendes ist einmal einem meiner Freunde begegnet. Er befand sich als einziger Katholik in einer Gesellschaft, und da er etwas gelernt hatte und in äußerer Bildung den gebildeten Berlinern nicht nachstand, so wäre es von den Guten im hohen Grade unhöflich gewesen, wenn sie ihn im Verdacht gehabt hätten, er wäre ein Katholik. Da nun die Rede zufällig auf die katholische Kirche kam, so hatte er es diesem Umstande zu verdanken, daß einer der Gegenwärtigen über ihre Bekenner, mir nichts dir nichts, folgendes Urtheil äußerte: „von hundert Katholiken würde ich neun und neunzig nicht trauen und kurzen Prozeß mit ihnen machen, den Hundertsten aber würde ich vorher in ein scharfes Examen nehmen, ehe er Gnade vor meinen Augen fände“. Mein Freund ließ ihm nun die Wahl, ob er ihn zu den neun und neunzig oder in Gnaden zu dem Hundertsten rechnen wollte. Solche Urtheile der plebecula elegans werden Sie nicht mehr so unglaublich finden, wenn sie bedenken, daß Hegel, der zwar ein Berliner Professor, aber kein geborner Berliner war, in seinen Vorlesungen über Philosophie der Geschichte sagen konnte: „Die katholische Confession, obgleich mit der protestantischen gemeinschaftlich innerhalb der christlichen Religion, läßt die innere Gerechtigkeit und Sittlichkeit des Staates nicht zu, die in der Innigkeit des protestantischen Prinzips liegt“. Und ferner, wenn derselbe

Staatsphilosoph von der „Reformationszeit“ also sich vernehmen läßt: „Es wurde jetzt der Gehorsam gegen die Staatsgesetze als die Vernunft des Wollens und des Thuns zum Prinzip gemacht.... Die Fürsten können zwar noch immer schlecht seyn, aber sie werden nicht mehr dazu von Seiten des religiösen Gewissens berechtigt und aufgefordert. (!!!) In der katholischen Kirche dagegen kann das Gewissen sehr wohl den Staatsgesetzen entgegengesetzt werden. Königsmorde, Staatsverschwörungen und dergleichen sind von den Priestern oft unterstützt und ausgeführt worden.“ Sie sehen hieraus, daß wir Katholiken keine Ursache haben, einem unphilosophischen Berliner auch das härteste Urtheil über uns übel zu nehmen, wenn ihre größte Staatsintelligenz der preußischen Jugend darüber Vorlesungen hält, daß die Kirche von fünf Millionen preußischer Unterthanen eine solche sey, die die Fürsten schlecht zu seyn berechtige und auffordere, und sich mit Königsmorden und Staatsverschwörungen gar wohl vertrage.

Verwundern dürfen Sie sich daher auch nicht, wenn es in Berlin eine sehr zahlreiche Klasse solcher gibt, die mit dieser völligen Unkenntniß des katholischen Geistes einen gründlichen Haß verbinden. Diese Gattung von Eifern war mit den Kölner Maaßregeln der Regierung nichts weniger als zufrieden, sie werfen ihr übergroße Milde und eine Geduld vor, die in Schwäche ausarte. Sie lebten schon in der frohen Hoffnung, an einem schönen Morgen würde der Pabst und das ganze Pabstthum selig eingeschlummert seyn, und die Römer in ihrem, beinahe zweitausendjährigen Schlaf durch den Morgengruß aus dem Munde eines Predigers der evangelischen Mission auf dem heiligen Stuhle in der St. Peterskirche geweckt werden. Da wurden sie durch das Kölner Ereigniß sehr unangenehm aus ihren Träumen aufgeweckt. Sie meinten, hätte man gleich den ersten besten evangelischen Predigtamtskandidaten in den Dom nach Köln geschickt und nebenbei

Jeden, der zu murren gewagt, beim Kragen gefaßt, so sey die ganze Historie in kürzester Kürze zu Ende gewesen. Daß sie aber nun eine so fatale Wendung genommen, daran seyen blos die schonenden, halben Maaßregeln der Minister schuld. Lesen diese Leute nun einen Artikel in der Allgemeinen Zeitung, der in aller Bescheidenheit die Rechte der Gegner wahrt und das Geweb von halben und ganzen Unrichtigkeiten aufdeckt, dann möchten sie, unbeschadet ihrer sonstigen Freisinnigkeit, ohne Weiteres das ganze Blatt im gesammten Umfange der Monarchie verboten wissen. Die Aufnahme eines solchen Artikels können sie sich auch gar nicht anders denken, als es habe irgend eine katholische Macht, Bayern oder Oesterreich, die Redaktion, die sonst gegen jeden ihrer Winke so willfährig gewesen, hierzu gezwungen, wie dies ein Berliner Correspondent in dem Frankfurter Journal auch unverholen zu verstehen gab. Denn nach den Vorstellungen dieser Gestrengen sollten sie von Rechtswegen die Einzigen seyn, denen das Wort in der Allgemeinen Zeitung zukömmt, die Katholiken aber haben als die Hörigen darauf zu horchen und vor Allem zu gehorchen. Rührt nun gar ein solcher zurechtweisender Artikel aus der Feder eines Eingebornen her, dann schreien sie alsbald: Hochverrath! und verlangen, daß man ihn einkerkere und ihm den Prozeß mache, oder ihn mindestens so lange auf einer Festung sitzen lasse, bis ihm Lust und Kraft zum Schreiben vergangen ist. Nichts würde daher mehr ihre Billigung erhalten, als wenn man mit rücksichtsloser Härte die Hegelsche Vernunft des Wollens und des Thuns im religiösen Gebiete, wo die Staatsgesetze nicht hinreichen, in Posen erzwänge und in diesem Sinne gegen die ihrem Bischof und dem heiligen Stuhl gehorsame Geistlichkeit verführe. Zurücksetzung, Suspendirung und Arrest wären hierzu ein guter Anfang, meinen sie. Die Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit solcher Maaßregeln bei der feierlich anerkannten Verpflichtung der ungekränkten Aufrechthaltung und freien Uebung der katholischen Religion, die den Staatsgesetzen zu

Grunde liegen muß, macht ihrer toleranten Logik nicht das mindeste Bedenken. Sie schließen kurz und bündig also: Jeder Unterthan muß vor Allem und in Allem allen Landesgesetzen gehorchen; Landesgesetz aber ist wieder Alles, was der König befiehlt, daß es Landesgesetz sey, und befehlen kann er Alles, was er will: mithin soll er nur befehlen und uns die Ausführung übertragen, für den Gehorsam wollen wir schon sorgen.

Fragt man sie aber, mit welchen Mitteln sie alle diese abentheuerlichen Maaßregeln, worunter auch die Lostrennung vom päbstlichen Stuhl und die Errichtung eines preußischen Patriarchats gehören, ausführen wollen, so meinen sie, mit einigen Regimentern lasse sich erstaunlich viel leisten, und reichten diese nicht hin, so würde es an mehreren nicht fehlen. Daß sie von den übrigen Mächten hierin, im vorgeblichen Interesse ihrer Souverainität Rom gegenüber unterstützt würden, das denken sie, verstünde sich von selbst. Zeigt sich nun Oesterreich etwas reservirt, so klagen sie, es verstehe sein Interesse nicht, wie der aufgeklärte große Joseph II. es verstanden, sie werfen ihm vor, es wolle zu seinem eigenen Unglück im Trüben fischen. Keinen Begriff aber können Sie sich davon machen, in welche Ungnade Bayern, und namentlich München, bei dieser Gattung von Eiferern gefallen ist. Ihre Vorstellungen von Land und Leuten und dem ganzen dortigen Wesen sind mehr als abentheuerlich. Daß es seiner verdienten Strafe nicht entgehen könne, davon sind sie so fest überzeugt, wie von dem Untergange von Sodom und Gomorrha. Aber wenn auch von Oesterreich nicht unterstützt und von Bayern verrathen, so glauben sie doch, auf die angegebene Weise Alles ausführen zu können. Und wenn sie die Regimenter der Garde, der Linie und der Landwehre mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen, alle in gleich vortrefflicher Haltung, Mann an Mann in Einem Takte zum Brandenburger Thor hinaus zur Revüe ausrücken sehen, dann glauben sie, dies Argument sey unumstößlich und unbesieglich.

Hätte die Regierung das Unglück, dem Rathe dieser albernen Fanatiker Folge zu leisten, so sehen Sie wohl, die preußische Monarchie würde sich alsbald in zwei Hälften spalten. Die eine würde in der anderen nichts denn Hochverräther nnd staatsgefährliche Menschen sehen, die nach den Worten Hegels Königsmorde und Staatsverschwörungen mit ihrem Gewissen wohl verträglich fänden; einer hätte den anderen auszuspioniren, zu bewachen, einzukerkern und im Nothfall zu exequiren, und däs Alles unbeschadet des Rechtes, der Toleranz und der Gewissensfreiheit. Die Gemüther würden sich gegenseitig in einem Grade erbittern, daß es beim Eintritte der ersten europäischen Katastrophe, wozu Gelegenheit allenthalben vorhanden ist, von den unheilvollsten Folgen für Preußen und Deutschland wäre. Denn leider erinnert die Sprache dieser prahlenden Thoren nur gar zu sehr an jene unglücklichen Zeiten, die den französischen Siegen vorhergingen, und in dem Herzen jedes Deutschen nur traurige Erinnerungen erwecken.

Allerdings ist zum Glück von Preußen und Deutschland dieß nicht die allgemeine Meinung in Berlin. Ja, es gibt vielleicht keine Stadt in Deutschland, die in der Weise, wie Berlin, Anhänger der allerverschiedensten, geistigen Richtungen und Bestrebungen aufzuweisen hätte. Und so finden sich denn auch hier Leute genug, die hinlänglichen Verstand und Gerechtigkeitssinn besitzen, und eine solche zu Gunsten des Fanatismus im Namen der Gesetze auszuübende Willkühr von Herzen mißbilligen und ihre unheilvollen Folgen für die Monarchie sehr wohl einsehen. Nichtsdestoweniger aber wird das Urtheil Aller, und selbst der Gemäßigsten, immer ein protestantisches und ein im protestantischen Interesse ausgesprochenes seyn; aus dem einfachen Grunde, weil die Berliner ja sonst aufhören müßten, Protestanten zu seyn. Wäre dies nicht der Fall, so würde man sich in Berlin nicht so unangenehm über die Resultate des Kölner Ereignisses getäuscht

haben. Auch hier ging man wieder von dem protestantischen Gesichtspunkte aus. Gewöhnt, die eigenen, durch des Königs Willen neugeschaffenen Bischöfe als Staatsdiener anzusehen, wie konnte man da von der Bedeutung und Würde eines katholischen Bischofs und seinen Pflichten gegen den heiligen Stuhl und die Kirche eine klare Vorstellung haben. Sein Ungehorsam galt daher als ein schweres Vergehen in Dienstsachen von Seiten eines alten, bis zur Verstocktheit eigensinnigen Mannes, der seinen Kopf den Staatsgesetzen entgegensetzen und mehr seyn wolle als andere Staatsdiener, dadurch aber das schlimmste Beispiel des Ungehorsams gebe. Daß die Gefangennehmnng in Preußen, in Deutschland oder gar in der ganzen katholischen Welt einen solchen Eindruck machen würde; daß sechs Monate darauf über diesen, bei jedem andern Staatsdiener unbeachtet gebliebenen Vorfall mehr als hundert Schriften erschienen seyn würden; daß er die wichtigsten Interessen des Landes gefährden und die Rathgeber der Krone in ein Labyrinth verwickeln würde, wo dem schärfsten Auge jeder Ausweg entschwinden will, wenn man auf der betretenen Bahn fortschreitet, dies hatte man in Berlin nicht im Traume geahndet. Eben aus keinem andern Grunde, als weil man die, mit denen man zu thun hatte, entweder gar nicht oder nur aus Berichten von Solchen, die von den gleichen Vorurtheilen befangen sind, kannte. Man hatte geglaubt, am Rheine, wo man ganz der Industrie lebe und das Leben zu genießen wisse, seyen nur noch höchstens die untersten Klassen blind der katholischen Kirche und ihrem Oberhaupte ergeben, die höheren, aufgeklärten aber würden entweder jeder „energischen" Maaßregel vollkommen beistimmen, oder sich, wenn das erste Spektakel vorüber sey, schnell beschwichtigen lassen, da ein solches Verfahren ja auch in ihrem Interesse sey.

Doch wie schwer es einer Regierung auch immer werden mag, umgeben von einer protestantischen Hauptstadt, eine

richtige Einsicht in die Gesinnungen und die Bedürfnisse ihrer katholischen Unterthanen zu erhalten: Täuschungen, wie die erwähnte, würden doch minder leicht möglich seyn, wenn man die Katholiken bei Anstellungen in der Administration selbst, im Verhältniß ihrer Anzahl zur Bevölkerung, mehr beachtete. Wie sollen z. B. drei Räthe im Ministerium des Kultus und des Unterrichtes die Interessen der Katholiken den zahlreichen Mitgliedern protestantischer Confession gegenüber auf eine angemessene Weise vertreten können, und namentlich, wenn alle höheren Aemter in den protestantischen und katholischen Provinzen, mit wenigen Ausnahmen, in den Händen von Protestanten sind, und nur Protestanten als Minister an den Stufen des Thrones stehen. Ist es dann zu verwundern, wenn wir demgemäß auch die Lehrstellen an den Universitäten auf eine so unverhältnißmäßig ungleiche Weise zwischen den beiden Confessionen getheilt sehen. Sind diese Klagen ungerecht und ungegründet, so darf die Regierung, zum Besten der Eintracht, nur einen allgemeinen Beamten-Schematismus bekannt machen, in dem sie zeigte, daß die Anstellungen nach dem Verhältniß der Confessionen vertheilt sind, oder daß in den Prüfungen die Katholiken minder gut, als die Protestanten bestanden haben. Sind es aber gegründete Beschwerden, dann würde es sicher klüger seyn, ihnen sobald als möglich abzuhelfen, als sich dem Glauben hinzugeben, die öffentliche Meinung würde sich damit zufrieden geben, wenn man die Schriften und die Person derer zum Gegenstande polizeilicher Maaßregeln mache, die den Muth haben, die Rathgeber der Krone an ihre Pflicht zu mahnen, und auf einen nicht unwichtigen Grund steter Unzufriedenheit aufmerksam zu machen. Daß wir aber in einer Zeit, wo die Anarchie überall die Feßeln zu zerbrechen droht, kein Gut heiliger halten sollen, als das Vertrauen und die Liebe von Fürst und Volk, ist dem Blinden heute wohl klar, nicht minder aber auch der Spruch: justitia regnorum fundamentum. Dieß sind die Bedingun-

gen unseres Heiles, Gott gebe, daß sie für Deutschland in Erfüllung gehen.

Ihr ergebenster
******.

XXX.

Welchen Einfluß hat die Erziehung der heutigen Jugend auf die Zukunft Europa's?

(Aus dem Schreiben eines deutschen Staatsmannes. Geschrieben im Jahre 1821.)

..... Ich bitte Sie, das Werk, welches ich Ihnen hierbei übersende*), bloß als den ersten Versuch einer Anwendung der politischen Doctrin, die ich für die allein richtige halte, auf die gegenwärtig obwaltenden Umstände anzusehen. Alles, was da besteht und was wir in Europa sahen, hat sich durch die Wirksamkeit des Christenthums und der Zeit entwickelt. Ohne das Christenthum und ohne die Zeit ist es unmöglich, wiederaufzubauen, ja man wird selbst das nicht, was uns bleibt, in Ruhe genießen können. So lange sich die antireligiösen und antisocialen Doctrinen in Opposition mit den alten Einrichtungen der Staaten und den alten Gewohnheiten der Gesellschaft fanden, — hielten jene Einrichtungen und Gewohnheiten den Strom der falschen und gefährlichen Meinungen auf. — Die Wirksamkeit derselben beschränkte sich auf den Lärm, den sie machten. — Aber seitdem die Wächter

*) Es ist seitdem dem Publikum als eine der gediegensten und tiefgedachtesten Schriften bekannt geworden, deren sich unsere Literatur rühmen kann. Anmerkung des Einsenders.

selbst, seitdem alle Autoritäten die Dämme untergraben haben, seitdem sie durch eine, von innen und von außen zusammenwirkende Thätigkeit durchbrochen worden sind, überschwemmt die falsche Lehre Alles und ist überall. Alle Versuche derselben, sich ein Bett zu graben, sich Ufer zu schaffen und einen geregelten Lauf zu geben, sind jedoch fruchtlos gewesen und werden es bleiben.

Man muß die Revolutionärs unserer Tage nicht hassen, man muß sie bedauern, — sie sind mehr verblendet und verführt, als daß sie mit bösem Willen den Irrthum und die Verkehrtheit festhielten. Wenn man sieht, wie sie blind auf dem falschen Wege vorwärts stürzen, den Andere vor ihnen eröffnet haben, so begreift man wohl, daß mehr daran gelegen ist, sie zurückzuführen, als sie zu bekämpfen. Es ist nicht mehr jene Kraft des Geistes und jenes falsche Wissen der ersten Häupter des Aufruhrs, wodurch die Umwälzung fortdauert, es ist die Masse und der blinde große Haufe, der davon fortgerissen ist und täglich fortgerissen wird.

Denke ich an die heutige Jugend, die nach dem Gesetze der Natur uns ersetzen soll, und deren guter Wille unser Loos entscheiden wird, wenn unsere Reihen durch die Zeit gelichtet und unsere Kräfte durch das Alter geschwächt seyn werden, so blutet mein Herz. Diese Jugend ist von denselben schlechten und falschen Doctrinen angesteckt, die man ihren Vätern darbot, aber sie wird nicht mehr wie diese, weder im Staate noch in der Gesellschaft, die alten Gewohnheiten und Einrichtungen antreffen, die ein Gegengewicht gegen die Wirksamkeit der falschen Lehre waren, und die durch ihre Kraft der Trägheit und des Widerstandes der Jugend die Zeit gaben, zu bedenken, bis das Alter der Leidenschaften vorüber war, und tausend unsichtbare Hände dem entgegenstreckten, der zurückkommen oder sich zur Wahrheit zurückführen lassen wollte. — Alles dieß ist anders geworden; das praktische Leben

verbessert nicht mehr die Irrthümer des Unterrichts, das unermeßliche Kapital der Gewohnheiten und Institutionen ist nicht mehr da, um die Thorheiten des Augenblicks und der Anmaßung zu decken. — Wir leben in der Zeit der moralischen wie der finanziellen Budgets, nichts ist im Voraus dotirt; jeder Augenblick muß das produziren, was nöthig ist, alle unsere Bedürfnisse zu befriedigen, und zugleich alle Lasten und Schulden zu decken, die uns die Vergangenheit statt des Vermögens hinterlassen hat. — Leider! Es ist Alles anders geworden. Der junge Mensch geht aus der Schule hervor, wo er eine feste Lehre weder hören sollte noch konnte, um in eine Welt einzutreten, wo er nichts als provisorische Einrichtungen sieht. — Er hat in der Schule gehört, daß der Mensch die Doctrinen schafft und wieder abschafft; in der Welt wird er sehen, daß der Mensch die Institutionen macht und zerstört. — Die Doctrinen, die er empfängt, sind voll Haß, die Einrichtungen, unter denen er lebt, voll Unterdrückung, — er wird also nichts lieben. Das, was er in der Schule gehört hat, bewegt ihn an Allem zu zweifeln, das, was er in der Welt sieht, Alles zu versuchen. Statt sich mit dem zu begnügen, was er hat, weiß er nichts und achtet nichts.

So ist unsere Jugend. Aber hat sie sich etwa zufällig und von selbst so gebildet und erzogen? Nein! Wir haben sie so gemacht. — Wir haben ihr Lehren gegeben, um sie zweifeln zu lehren, und wir gaben ihr provisorische Institutionen und Experimente, um auch sie zu Versuchen einzuladen, wenn die Reihe an sie gekommen seyn wird.

Ich wiederhole es: das Herz blutet mir, wenn ich einen jungen Menschen sehe. Ich beklage ihn, er gehört einer Generation an, die für ihre eigenen und für die Fehler der Vergangenheit büßen und nichts als Schulden und Irrthümer erben wird. Ich beklage ihn, aber ich kann ihm nicht schmeicheln.

So lange der Zweifel in der Schule herrscht und das Provisorium in der Welt, so lange werden wir sehen, daß Crise auf Crise folgt. Man hat widerstanden und wird für den Augenblick widerstehen dem, was verdorben ist, durch das, was noch nicht verdorben ist, — aber wer sagt uns, daß das, was uns heute dienen konnte, weil es von der allgemeinen Ansteckung noch nicht ergriffen war, auch morgen noch dieselben Dienste leisten wird?

Ein Geschlecht, welches durch die Erziehung keine Ausstattung von festen Regeln für sein Verhalten bekommen hat, und was in eine Welt geworfen wird, wo es sich nicht mehr von Gewohnheiten und Einrichtungen beherrscht sieht, die es selbst wider Willen leiten und retten, muß aus einem Irrthume in den andern fallen, von einem Versuche auf den andern, von einem Extrem auf das andere springen. — Nicht den bösen Willen desselben muß man anklagen. — Ach! diese Generation ist voll von einem guten, aber ohnmächtigen, fluchbeladenen Willen, der Alles befleckt, entheiligt und umbringt, was er berührt.

Das ist der Punkt, wo wir stehen; — die Ereignisse schreien es uns zu. Jedes Jahr wirft einen neuen Schub junger Leute in das praktische Leben, der das Heer der Zerstörung größer macht. — Sie haben nur den Zweifel gelernt und werden durch die Kraft und Festigkeit der Institutionen und Gewohnheiten nicht mehr zurückgeführt, sie sehen nur Versuche und die Ruinen von Versuchen, — provisorische Zustände und Trümmer provisorischer Zustände. — So wenden sie auch die ganze Gluth ihres Alters an, um ihrerseits die Irrthümer in's Leben zu rufen, welche sie mit uns theilen, die wir älter sind als sie und die wir die Zukunft sichern wollten, indem wir die Irrthümer und die Uebel, die wir, wie sie, in unserer Jugend eingesogen, stationär machten.

Eine einfache arithmetische Formel kann uns anzeigen, in wie langer Zeit die kleine Zahl derer, die noch Positives im Staate und in der Gesellschaft gesehen und Positives durch

ihre Erziehung empfangen haben, völlig erloschen und durch jene ersetzt seyn wird, denen man nur Problematisches gelehrt hat, damit sie ein Provisorium versuchen möchten. Sie werden mich fragen: warum ich immer auf diesen Gedanken zurückkomme, warum derselbe sich in Allem findet, was ich sage und schreibe? — Der Grund liegt darin, daß ich diesen Zustand für die Quelle aller unserer Leiden halte. Der Mensch der, statt das zu achten, zu erhalten und zu vervollkommnen, was ihm gegeben und anvertraut ist, selbst die Bedingungen seiner Existenz fixiren will, ist ein Revolutionär und wird, wer er auch sey, und auf welcher Stufe der Gesellschaft er auch stehe, das traurige Opfer seiner Irrthümer.

Es giebt hiergegen nur ein einziges, freilich langsames aber sicheres Heilmittel. — Für diejenigen, die nur an den Zweifel glauben und sich nur mit dem Provisorischen beschäftigen, giebt es kein Heil mehr; dieß ist der Typus der Nation und der Menschen, die fertig sind. — Aber wer den Zweifel lehrt, das ist der öffentliche Unterricht, und die Regierungen sind es, die die provisorischen Zustände schaffen. Dort ist also der Punkt, wo das Uebel angegriffen werden muß. — Es giebt zwei Arten der Erziehung, — die Schule für die Jugend, die Ereignisse und das Unglück für die Männer, deren Erziehung vollendet ist, und für die Nationen. — Die eine ist den Menschen anvertraut, denn man muß annehmen, daß der Mensch seine Nachkommen liebe *); die andere Art der Erziehung nimmt die Vorsehung auf sich, und zwar in unserer Zeit auf sichtbarere Weise, als je. — So giebt es auch zwei Arten der Regierung; die eines einzelnen Volkes, — und diese liegt den Fürsten dieser Erde ob, — und die der Nationen in ihren gegenseitigen Beziehungen, welche sich die Vorsehung vorbehalten hat.

---

*) Im französischen Original: parceque l'homme est *censé* aimer ses petits. Aus den Anstalten zur Erziehung ist dieß nicht immer zu folgern. Anmerkung des Einsenders.

Die Entwickelung dieser Idee würde hier zu weit führen. — Aber wo ist der Mensch, dem noch ein Rest von gesundem Verstande geblieben ist, der nicht von aller unverdauten und ungesunden Wissenschaft geheilt wäre, die man ihn verschlucken ließ, um ihn gegen jede Autorität einzunehmen und ihn bis zu dem Grade zu schwächen, daß er kaum noch eine ertragen konnte; wo ist der vernünftige Mensch, der nicht von dem thörichten Vertrauen auf jene Versuche zur Verwirklichung eines politischen Utopiens geheilt wäre, die mit der Licenz der Bacchanalien beginnen und mit Tyrannei, Elend und Thränen endigen? Es ist nicht mehr die Stabilität und die Kraft der alten Institutionen und Gewohnheiten, welche einst die schlechte Erziehung unserer Väter verbesserten, — es ist die Unbeständigkeit, die Thorheit, das Kindische der modernen Einrichtungen und Gewohnheiten, die heute unsere politische Erziehung machen und uns lehren müssen an dem Zweifel zu zweifeln und jeglicher Experimental-Politik zu entsagen. — In diese Schule muß man heute die Menschen führen, damit sie wieder aufbauen können, — (denn wir sind tief genug heruntergekommen, um zu wissen, wo man die Fundamente legen muß;) — gerade so wie man früher, die theoretischen Ideen der Menschen durch das Studium der bestehenden Institutionen und Gewohnheiten berichtigen und sie dadurch zu ihrer Erhaltung und Vertheidigung erziehen konnte. — Nicht Diejenigen, welche der Irrthum noch nicht berührt hat, sondern jene, die ihn durchlaufen haben und jetzt zurückkommen, sind es, die von der Hand der Vorsehung die Erziehung erhalten haben, die sie zu den Geschäften tauglich macht.

Das Nächste ist dann, daß man die Schulen wieder herstellt, daß man Lehrer, die das Wissen lehren, an die Stelle Derer setzt, die den Zweifel predigen. — Man muß die schlechten Bücher durch gute ersetzen, — aber nicht etwa suchen, alle Bücher zu verbannen, oder was noch schlimmer wäre, ihre Zahl zu vermindern, und das Gift, welches sie verschließen,

zu concentriren. — Man muß den Feind auf seinem Gebiete angreifen, man muß ihm die Zufuhr abschneiden, indem man ihm die Schulen entreißt. — Man muß denselben Weg verfolgen, den die Gegner einschlugen. — Hat man nicht die Hülfe der Staatsgewalt in Anspruch genommen, um den Clerus aus den Schulen zu verjagen? — Aber man muß besser und besser lehren, sich der Jugend durch die Schulen bemächtigen, und sich ein Reservecorps sichern, welches freilich erst in zehn, vielleicht erst in zwanzig Jahren, dann aber mit unwiderstehlicher Gewalt erscheinen und von Stunde zu Stunde sich vermehren wird. — So würde es sich also nur um die Streitkräfte handeln, die der Feind schon unter den Waffen hat, und bis dahin noch erhalten wird. — Aber unter seinen Streitern sind Viele, die an dem Zweifel und an dem Erfolg ihrer Sache zweifeln. — Wenn wir ihnen entgegen kommen, werden Viele von denen, die wir unkluger Weise schlecht erzogen haben, und deren Erziehung durch die Vorsehung berichtigt wird, zu uns übergehen. Die Jugend gut erziehen, und diejenigen, die aufrichtig vom Irrthume zurückkehren, gut empfangen, dieß ist die Politik aller Zeiten und aller Regierungen, die nicht ihren Untergang wollen, vornämlich aber muß es die Politik unserer Zeit seyn, wo es sich darum handelt, wieder zu erbauen, was ohne Baumaterialien und ohne Arme nicht möglich ist.

XXXI.

Ueber die Bedeutung der Volkssagen für die Geschichte.

In neueren Zeiten hat der wiedererwachte Geist historischer Forschung auch den Werth der Sage gerechter würdigen gelernt; Manches aus ihrem Gebiete, was früher für ein Mährchen gegolten, hat sich durch neugeöffnete Quellen oder durch ein genaueres Prüfen und tieferes Verständniß der vorhandenen als geschichtliche Wahrheit erwiesen. Nichtsdestoweniger blicken immer noch Viele mit einer gewissen Verachtung und Scheu auf dies zweideutige, nebelhafte Reich. Seine Bewohner erscheinen ihnen wie luftige Schattengebilde; es selbst ohne festen Grund und Boden aus Dunst und Duft erbaut. Aller gebahnten Straßen und Pfade ermangele es, und seine Nacht werde nur von einigen Irrlichtern erhellt, die den Wanderer plötzlich, von Finsterniß umgeben, im Sumpfe und in der Wildniß neckisch stecken ließen, wenn er auf guten Glauben hin ihnen sich anvertraue. Sie sind daher der Meinung, das Beachten der Sagen sey nicht nur eines ernsten Mannes unwürdig, sondern auch für die Wissenschaft höchst gefährlich. Dies Feld müsse man allenfalls den Poeten überlassen, bei denen Verstöße gegen Chronologie, Geographie und vidimirte Urkunden nicht sonderlich viel auf sich hätten, da sie ja überhaupt nicht auf die Wirklichkeit, sondern auf das Nebelreich der Einbildungskraft angewiesen seyen, während die ernstere Geschichte vor Allem darauf zu sehen habe, daß das Ueberlieferte auch wirklich geschehen und faktisch richtig sey.

Es ist allgemein bekannt, wie man in diesem Eifer für die faktische Wahrheit sich nicht mit dem bloßen Ausscheiden der Sage aus der Geschichte und ihrer feierlichen Verrufung

begnügte, sondern daß man bei dem Inventarium der Verlassenschaft unserer Vorfahren ein Stück der Geschichte selbst nach dem andern mit dem kritischen Stempel des Fabelhaften bezeichnete und es, als in Gnaden entlassen, in das weite Reich der Sage verwies. Und so möchte es, wenn wir mit den Legenden anfangen, und mit der neuesten mythischen Auslegung der Evangelien aufhören, kaum ein einziges Faktum in der ganzen Geschichte geben, welches nicht von der einen oder der anderen Seite dieses Schicksal erfahren hätte. Die Zeit ist noch nicht gar so lange her, wo man die Berichte Herodots, den man gegenwärtig wieder den Vater der Geschichte nennt, großentheils für ägyptische Priestererfindungen und Ammenmährchen erklärte. Bekannt ist es ebenfalls, wie ein ausgezeichneter und verdienstvoller französischer Gelehrte, der selbst einem geistlichen Orden angehörte, von der ganzen alten Literatur, der heiligen wie der profanen, nichts für echt hielt, als die Schriften des Cicero, des Plinius, Horaz und die Georgica des Virgil, alles Uebrige aber für gelehrte Betrügereien des 13ten Jahrhunderts erklärte *). Uebertroffen wurde er noch von einem Deutschen, der nicht nur die Klassiker, sondern auch die Chroniken, Capitularen, Bullen, Rechtsverhandlungen u. s. w. des Mittelalters als Produkte der Fabriken von den Klöstern St. Denys und Monte Kassino erklärte.

Man wird vielleicht diese Verirrungen belächeln, allein man sollte doch nicht vergessen, daß Vielen, welche gegenwärtig heller sehen, noch in ihrer Jugend, nach dem ungläubigen Geiste jener Zeit, die gothische Sprache nichts Andres

*) Hardouin prolusio chronologica de numis Herodiadum. Parisiis 1693. Auf ihn verfaßte bekanntlich der Bischof von Rochester, Franz Atterbury, eine Grabschrift, die man, mit Ausnahme des frommen Glaubens, den Hardouin nicht verleugnete, auf so viele gelehrte Skeptiker der neuesten Zeit anwenden könnte: „orbis litterati portentum, venerandae antiquitatis cultor et destructor, docte febricitans; somnia et inaudita commenta vigilans edidit, scepticum pie egit, credulitate puer, audacia juvenis, deliriis senex“.

war, als eine Erfindung müßiger Mönche, die Sagenkreise unserer altteutschen Dichtungen, eine Ausgeburt der Phantasie des Mittelalters und die ganze großartige nordische Mythologie, die als das geistige Produkt vieler Geschlechter und Jahrhunderte vor unsern Augen offen liegt, nichts anders war, als das zusammengestoppelte Werk einiger Stubengelehrten, die nicht einmal so viel Geschicklichkeit besaßen, um den Diebstahl zu verbergen, den sie an der Mythologie des klassischen Alterthums begangen.

Da man indessen von jenem Irrthume einer beschränkten Skeptik vielfältig zurückgekommen und die Zweifel in dem Maaße geschwunden sind, als der Blick sich erweitert hat, dürfte es wohl an der Zeit seyn, sich darüber zu verständigen, in wie weit die Sagen auch für die Geschichte von Wichtigkeit sind und ihr Züge leihen können, um daraus das Bild vergangener Zeiten mit größerer Wahrheit und Vollständigkeit, als es sonst möglich wäre, darzustellen.

Ein flüchtiger Blick auf das Gebiet unserer deutschen Volkssagen, von denen hier zunächst die Rede ist, zeigt, daß sie dem Gange unserer Geschichte und geistigen Bildung gemäß, aus einer zwiefachen Würzel entsprungen sind, deren Flechtwerk aber vielfältig sich unauflösbar in einander geschlungen und lebendig verwachsen.

Wie die Quellen des Nil in unbetretenen Regionen, so birgt ein Theil derselben den Ursprung im grauesten Alterthume. Hoch hinauf lassen sie sich verfolgen, ohne daß es der Wissenschaft möglich wäre, die Veranlassung ihrer ersten Entstehung und den historischen Grund anzugeben. Sie tragen äußerlich ein fremdartiges Gepräge, es spricht ein anderer Geist aus ihnen, und oft tritt das Heidenthum, das sie geboren, nackt und unverkennbar hervor. Von ihnen verschieden sind die anderen, die dem Mittelalter oder der neueren Zeit entsprungen sind; sie knüpfen sich an bekannte Namen und Orte, so wie die Gefühle und Gedanken, die sie aussprechen, uns verständlicher sind. Oft kann auch die Geschichte mit Bestimmt-

heit die Veranlassung angeben, der sie ihren Ursprung verdanken und das nachweisen, was sie von historischer Wahrheit enthalten. Die ersteren gehören vorzüglich der heidnischen Götter- und der Heldensage an, die andern vorzüglich dem Ritterthume und den romantischen Verhältnissen des Mittelalters, so wie einzelnen Ereignissen und Charakteren der späteren Zeit, die einen bleibenden Eindruck auf den Geist des Volkes machten. Beide haben Werth für die Geschichte, aber in verschiedener Weise, die ersteren jedoch in einem höhern Grade, als die letzteren, und ihnen sollen zunächst die folgenden Worte gelten.

Es ist hinlänglich bekannt, wie spärlich, lückenhaft und ungenügend die Nachrichten sind, die uns die Geschichte über unsere früheste Vorzeit und das germanische Heidenthum aufbewahrt hat. Dem Geiste des römischen Eroberers war es nicht gegeben, das Gemüth unseres Volkes, oder überhaupt eines fremden Volkes zu verstehen. Auf das Praktische gerichtet, pflegte er nur die militärische Stärke und Schwäche der Völker zu erspähen, um den Gewinn danach zu berechnen, den ihre Bezwingung der Weltbeherrscherin bringen würde, und die Mittel der Gewalt und List vorzubereiten, den Erfolg der Eroberung zu sichern. Was den Geist des Volkes bewegte, seine Kunst, seine Wissenschaft, seine Poesie, seine Gesetzgebung, seine Religion kümmerte ihn nicht weiter, da es ja gerade seine Absicht war, diesem Allem das römische Gepräge aufzudrücken. Sein Genie war das eines militärischen Gesetzgebers; mit den Waffen bezwang das alte Rom die Völker, mit seinen Gesetzen band es sie, um ihnen dann das römische Gewand überzuwerfen, und ihnen römische Sprache und Gesinnung, Geistescultur und Civilisation beizubringen. So galten ihnen die Völker, wie die Urwälder, die sie mit der Axt betraten, um sie mit ihrem Straßensysteme zu durchschneiden, ihre reißenden freien Ströme mit Brücken zu unterjochen, und alle Zugänge mit römischen Kastellen zu versicheren, von denen aus sie das umliegende Land nach rö-

mischer Weise bebauten. Das einzige Volk, welches sie nicht den Barbaren zuzählten und dessen geistige Bildung ihnen das Gegengewicht hielt, waren die Griechen. Aber auch hier zeigte sich wieder das Exclusive des römischen Wesens; es war ihnen auch hier nicht möglich, mit Freiheit und Unbefangenheit den griechischen Geist zu beurtheilen und in seine Entwickelung einzugehen. Die Einen, die Römer von altem Schrot und Korn, verachteten die griechische Bildung mit einem stolzen Selbstgefühle, das gemischt war mit militärischem Hochmuthe, altväterischer Schlichtheit und Unwissenheit und moderner Affektirtheit; die Andern dagegen ließen sich von dem Glanze jener Bildung so sehr blenden und unterjochen, daß sie ihren eigenen Charakter und selbst ihre Sprache vergaßen, und die Lehrlinge griechischer Hofmeister wurden, in einer Weise, wie einst die edelsten Stände unseres Volkes von Paris aus sich gouvernantiren ließen, und jeden Morgen von dort die Ordre dü Jour für Conversation und Mode empfiengen. Auf die übrigen Völker dagegen blickten die Römer so ziemlich mit der gleichen Verachtung, und namentlich fanden sie an den Germanen nur das Schwert ihrer Beachtung würdig, dessen Schärfe sie so oft empfinden mußten. Sonst aber galten sie ihnen für nicht viel mehr, als ungeleckte Bären, die sie einige Jahrhunderte lang vergeblich sich bemühten, tanzen zu lehren, da die angeborne wilde Waldnatur ihre besten Stricke zerriß und mit scharfem Zahne dem Speere des Jägers auswich und ihn selbst auf den Tod verwundete. So ist es denn auch geschehen, daß, mit der einzigen Ausnahme des Tacitus, alle Nachrichten römischer Geschichtschreiber über die frühern Jahrhunderte der heidnischen Vorzeit sich fast einzig auf diese endlose Hetzjagd beschränken, und von nichts als Schlachten und Verwüstungen, von Feuer und Schwert zu erzählen wissen. Aber auch selbst bei Tacitus, dessen scharfen, durchdringenden Blick Niemand mit Recht bezweifeln kann, tritt doch immer der praktische Gesichtspunkt durchaus in den Vorgrund. Auch er recognoscirt, wie ein Feldherr

vor der Schlacht, mit prüfendem Blicke ein Volk, das mit dem seinen, dem waffenberühmtesten der alten Welt, einen zweihundertjährigen Kampf geführt, dessen Ausgang seine Brust mit Sorgen um sein Vaterland erfüllte. Was hiermit nicht in der nächsten Berührung steht, liegt ihm ferne, und er schenkt ihm kaum im Vorübereilen einen Blick. Neben diesen Besorgnissen um das künftige Geschick seines Vaterlandes war der ernste und edle Geist dieses großen Geschichtschreibers von Bitterkeit und Mißmuth über die tiefe Versunkenheit seines Volkes und seiner Zeit erfüllt. Den Auswurf des Menschengeschlechts sah er vergöttert auf dem Throne unumschränkter Willkühr, und im Staube vor ihnen auf den Knieen eine Schaar von Anbetern, die voll Angst jeden Blick des Tyrannen erspähten, um ihre maaßlose Niederträchtigkeit und Schmeichelei genau so abzumessen, daß ihr Herr sie zu jeder Schlechtigkeit und Verruchtheit bereit erkenne, und es doch vor der Welt den Anschein habe, als handelten sie wie freie Männer, deren dienstfertigen Ungestüm der Imperator zügeln und mit seiner Ungnade bedrohen müsse. So sah er ein Gesetz, das ursprünglich zur Verherrlichung des stolzen, weltherrschenden Volkes gegeben worden, in eine Schlange verwandelt, deren Pesthauch vergiftete und deren stechender Blick die Edelsten tödtete. Er sah die Kräfte in unnatürlichen Lüsten vergeudet, die Bande der Zucht und Sitten zerrissen, und den alten Geist mehr und mehr erlöschen. Und wenn er nun den Blick auf den Gegner in den germanischen Wäldern heftete, dann gewahrte er so Manches an ihm, was ihn an die alten Tugenden, die Tapferkeit, die Treue, die Einfalt und strenge Zucht erinnerte, die einst sein Volk groß gemacht. Diesem Gefühle des Zorns und der Wehmuth haben wir es zu verdanken, wenn er hie und da einen Blick in das innere Leben unseres Volkes wirft, um seinen versunkenen Zeitgenossen ein strafendes und warnendes Bild vorzuhalten. Was gerade Manche auf den Gedanken gebracht hat, seine Germania sey ein moralischer Roman, da doch die

strenge Wahrhaftigkeit seiner Erzählung und die Genauigkeit und Schärfe jedes seiner Ausdrücke täglich, je mehr sich unsere Kenntnisse erweiteren, auf das Glänzendste bestättigt wird.

Nichtsdestoweniger aber bleibt das, was wir von ihm über den geistigen Zustand unserer Vorfahren, ihre Geschichte, ihre Religion, ihre Gesetzgebung, ihre Poesie, ihre Sprache, ihr ganzes inneres Leben erfahren, höchst ungenügend, und beschränkt sich auf wenige allgemeine Winke.

Nach den Römern sind es vorzüglich die christlichen Missionäre, denen wir unsere Kenntniß jener Zeiten verdanken, und die auch in der That manches, vielleicht noch nicht hinlänglich Gewürdigte, enthalten. Allein abgesehen davon, daß sie selbst dem nothwendigen Gange der Geschichte gemäß ihre weltliche, gelehrte Bildung zunächst aus dem Munde und in der Sprache des römischen Heidenthums empfangen hatten, und daher auch den Einfluß jener exclusiven Denkungsart erfahren mußten, so fanden sie sich auch dem germanischen Heidenthum gegenüber in geistiger Beziehung fast in der gleichen Stellung, wie die Römer in weltlicher, nämlich als feindliche Eroberer. Sie sahen in den Urwäldern die blutigen Altäre der falschen Götter errichtet, sie sahen ein Volk, das von dem Zauber der Natur und der Sinnlichkeit befangen, den wahren Gott vergessen, und mit vollen Zügen den blutgefüllten Opferbecher trank, und von ihm berauscht das Schwert zu seinem Gotte machte und sich in die Schlacht stürzte, um Tausende seinen kriegerischen Göttern zu opfern und siegreich aus den Flammen des Scheiterhaufens in die Heldensäle Walhallas einzuziehen. Sie sahen den Geist der Liebe und des Erbarmens durch den wilden Grimm einer finsteren Blutrache verdrängt, und den Menschen in dem unseligen Wahne befangen, daß er die eigenen Sünden durch äußere fremde blutige Opfer abwaschen könne, und daß, wie es wenigstens im Norden der Glaube war, sein Verdienst und seine Ehre in jener Welt um so größer seyn werde, je höher die zerstörenden Flammen des Scheiterhaufens aufloderten, den er

sich aus dem Raube und den Leichen seiner erschlagenen Brüder aufgeschichtet. War es da zu verwundern, wenn sie taub für die Fragen eitler Wissenschaft, nur Ein Gefühl empfanden: die brennende Begier, die Seelen der gesunkenen Brüder um den Preis ihres Lebens und aller Entbehrungen und Martern zu erretten; die blutigen Altäre und die Götzen, deren Zauber den wahren Gott verdrängt, zu stürzen und seinen Altar auf den Trümmern aufzurichten; jede Erinnerung aber an den alten Naturdienst, der so tiefe Wurzeln im Herzen des Volkes geschlagen, daraus zu vertilgen. Dieß haben sie treulich gethan und kein Opfer dafür gescheut, und ihnen haben wir es zu verdanken, daß unser Volk nicht in einem zerstörerischen, kriegerischen Heidenthum, das sich, wie es scheint, längst selbst überlebt hatte, untergegangen ist, gleich den großen Heldengeschlechtern der Nibelungen, deren Tod durch Feuer und Schwert eben in jenem alten, blutigen Geiste einer Kampfreligion vorbildlich gedichtet ist, und die dieser Weltanschauung des Heidenthums ganz eigentlich ihren Ursprung verdanken.

So waren also auch sie heilige Eroberer, die Deutschland für den Himmel besiegen wollten, wie die Römer um irdischer Güter Gewinn; und sie, die Wehrlosen, haben gesiegt und nachdem den Männern des Schwertes die Waffe entfallen, haben sie den Hirtenstab des Friedens in der alten Weltstadt des Krieges zum Zeichen der Herrschaft eines neuen Reiches aufgerichtet. Dieß ist aber auch zugleich der Grund, warum die Nachrichten, welche sie uns über den früheren Glauben unseres Volkes geben, gleichfalls so ungenügend sind; sie wollten ihn ja nicht aufbewahren, sondern vertilgen, das Schöne und Gute, welches er vielfältig enthält, konnte sie nicht abhalten, da es noch zu eng und zu lebendig mit dem Irrthume verbunden war; für eine wissenschaftliche Betrachtung aber war die Zeit noch nicht gekommen. Die Geschichtschreiber, welche ihnen der Zeit nach zunächst folgten, folgten auch ihrem Beispiele. Den alten Liedern und Stamm- und Geschlechtssagen,

die in ihrer poetischen Form so viel Wunderbares und Unnatürliches enthielten, schenkten sie keinen Glauben, zum Theil verabscheuten sie dieselben auch, weil sie so enge mit den alten Göttern, ihrem Dienste und einer ganz heidnischen Gesinnung und Sittenlehre zusammenhiengen. Bis auf einzelne genealogische Namen und kurze Notizen, hingeworfene Winke und Anspielungen wurden sie ganz und gar aus der Geschichte und dem Bereiche der strengeren Gelehrsamkeit verbannt, und sie wären auch in der That bis auf die letzte Spur in der Erinnerung erloschen, hätten sie bei den Ungelehrten und beim Volke keine Zuflucht gefunden. Damit aber verhielt es sich folgendermaaßen.

Alles, was das germanische Heidenthum von der Vorzeit wußte, Alles, was es von der Gegenwart der Erinnerung werth hielt, das wurde in der Gestalt von Liedern durch seine Sänger von Mund zu Mund überliefert. Bei Opfermahlen, bei Hochzeitfesten und Leichenfeiern, vor der Schlacht, beim Sieg und im Unglück wurde es gesungen; den Muth der Söhne durch das Andenken ruhmvoller Vorfahren zu erwecken und zu stärken, oder um ihrer Freude, ihrem Schmerze, ihrem Zorne und ihrer Hoffnung Luft zu machen. So lernte Jeder die Lieder, die bei großen Volksfesten von dem Volke gesungen wurden, und brachte sie mit nach Hause, um damit die Stille des gewöhnlichen Lebens zu erheitern, und die Last und Noth und Arbeit des Tages sich zu erleichtern. Außer den großen allgemeinen Volkshelden hatte jedes Geschlecht und jede Familie ihre eigenen, auf deren Thaten ihr Stolz und Ruhm sich gründete, und deren Andenken sie in jenen Liedern, als eine Art Todtenfeier, heilig hielten und von Vater auf Sohn verpflanzten.

Als das Christenthum sich verbreitete, fand man in diesen Liedern manches Anstößige; denn abgesehen von jenen, die dem alten blutigen Opferwesen gedient, oder heidnische Glaubenslehren in dichterischem Gewande verkündeten, so bezogen sich auch die Heldenlieder mehr oder minder auf die

Götter, indem die großen Heldengeschlechter, und namentlich alle Königsgeschlechter, ihre Stammhelden unmittelbar von den Göttern ableiteten und darauf das Recht ihrer Herrschaft gründeten. Alles aber, was diese Helden vollbracht, wurde der Gunst und Ungunst ihrer Götter zugeschrieben, die vielfach in ihr Leben eingriffen. Ueberdieß zog sich durch viele, vielleicht die meisten von ihnen, der schwarze Faden heidnischer Blutrache hindurch, den das Christenthum mit Recht als eine Lehre des Satans bekämpfte, und der auch noch in viel späterer Zeit dem Umdichter der Nibelungenrache Gewissensunruhe machte. Auf der andern Seite aber konnte und wollte das Christenthum eine unschuldige Freude und althergebrachte Feste nicht unterdrücken. Und so wählte man denn, oder es bot sich vielmehr ein Mittelweg natürlicher Weise für die Lieder, wie für die Feste und alten Gebräuche dar.

Die dichterische Darstellung der Vorzeit, wie sie aus dem begeisterten Gefühl hervorgegangen, so mußte sie auch wieder begeisternd darauf wirken; sie besang daher vorzüglich solche Thaten, die das Gemüth des Hörers lebendig ergriffen, die sein Staunen, seine Bewunderung, seinen Haß, sein Mitleid oder seine Liebe weckten, und sie besang dieselben in einer lebendig ergreifenden Weise. Dadurch waren manche jener Sagen und ihre Helden dem Volke lieb und werth geworden; es führte ihre Namen und ihre Geschichte in Sprüchwörtern und bildlichen Reden stets im Munde, und lebte mit ihnen fast in einem täglichen vertraulichen Umgange. Dazu kam denn noch, daß das germanische Heidenthum, wie das Heidenthum überhaupt, eine Wurzel hatte, welche aufs Engste mit dem Christenthume zusammenhieng, indem sich hierin einerseits die unverwüstliche menschliche Natur kund gab, andererseits aber eine Saite der alten gemeinsamen Ueberlieferung nachklang. So kannte und verehrte auch der Glaube unserer Väter leuchtende Helden, die für das Licht gestritten, die die Drachen der Finsterniß bekämpft, die um den Bruder und den Freund Alles hingeopfert, die troz aller Verlockungen

den Eid und den geschwornen Bund treu bewahrt, und für ihr Volk keine Wunde und keinen Schmerz gescheut, die mild und freigebig, ein Herz und eine Seele mit den Ihren Leben und Grab getheilt. Er verherrlichte Frauen, die ihre Ehre und Reinheit höher als das Leben geachtet, die von einem Heldengeiste, wie ihre Männer, beseelt, in keiner Noth und Gefahr von ihrer Seite gewichen, jeder Versuchung widerstanden, um mit ihnen denselben qualvollen Tod zu theilen, oder die Mörder dem Schwerte gerechter Vergeltung zu überliefern. Wurden diese Thaten also von ihrer Verbindung mit den Göttern und dem alten Glauben getrennt, dann enthielten sie nichts, was verdammenswerth geschienen, und ein reines, menschliches Gefühl nicht angesprochen hätte. Dies geschah denn auch mit ihnen in der That mehr oder minder. Sie wurden noch immer von dem Volke und selbst von den Edeln bei Festen und Gelagen fortgesungen, aber mit Auslassung des Anstößigen und umgedichtet in einer dem christlichen Sinne mehr entsprechenden Weise. Auch selbst manches von dem Uebernatürlichen und Wunderbaren, welches die alten Götter und göttlichen Helden vollbracht, mochte man der Vergessenheit nicht anheimgeben, wenn es einem reinen, von der Heiligkeit und Allmacht der Gottheit durchdrungenen Gefühle entsprungen war, und der Verehrung und Anbetung ein würdiges Bild lieh, oder sie an das gütige und weise Walten Gottes in der Natur erinnerte. Was von den falschen Göttern gerühmt wurde, das übertrug man auf den wahren, den sie ohnehin verdrängt und dem auch ursprünglich jene Bilder gegolten. Eben so ließ man an die Stelle der göttlichen Helden die Heiligen treten. Aus dieser Umbildung sind denn, wie Grimm schon nachgewiesen, so manche jener Erzählungen von dem Wandel Gottes und seiner Apostel auf Erden entsprungen. Das Leben der älteren Heiligen, und namentlich das der Mutter Gottes, ist durch sie mit mancher schönen Legende bereichert worden. So sind mit dem Namen der Himmelskönigin mancher Ort, manche Pflanze

und Thiere und Sterne bezeichnet, und gleichsam umgetauft worden, während uns zum Theil noch ihr ursprünglicher Name aus der alten Sprache bekannt ist, der die Erinnerung an einen heidnischen Helden oder Gott enthält.

Dies war die Weise, wie das Volk die gute Lichtseite des Heidenthums in seinem Andenken bewahrte, es hatte aber auch eine dunkele Seite, die es der Betrachtung darbot, und die gleichfalls auf die Art der Ueberlieferung beim Volke eingewirkt.

Das Heidenthum nämlich und seine Götter war nicht blos ein Spiel, eine Verirrung des menschlichen Geistes, es hatte auch eine realere Seite. Der Geist der Finsterniß, der den Menschen zuerst durch Stolz und Sinnenlust in Schlangengestalt zum Abfall von dem wahren Gotte verlockt, und ihm so das erste Götzenbild vorgehalten, er war auch mit seinen Genossen im Götzendienst, der von dort seinen Ursprung genommen, fort und fort wirksam, und verschlang als Baal in Blut und Lust dreist seine Opfer. Ein Zug des Teufels geht daher durch das gesammte Heidenthum, und mit Recht sahen es die ersten Apostel des Glaubens daher auch von dieser Seite an; seine Götter hatten Gott verdrängt und hielten den Menschen gefangen, daß er in ihrem Dienste Frevel begieng, die vor Gott ein Gräuel sind. Dieser Gesinnung gemäß sang und erzählte nun das Volk Manches, was die Väter von den Göttern gesungen, immer noch fort, aber statt ihrer nannte es den Teufel und die Geister der Hölle. Und zwar geschah dies nicht blos bei dem Bösen, was die alte Naturreligion von ihren Naturgöttern überliefert, sondern es geschah auch häufig bei dem Guten, indem sie als Götter, sie mochten nun gute oder böse, weiße oder schwarze, hilfreiche oder feindliche seyn, vom Bösen waren. Ihre ganze Gestalt aber und ihr Thun ließ man in der Erzählung unverändert, indem man sich ohne Zweifel jene guten Götter, die im heidnischen Glauben in weißem Gewande, Gaben und Gnaden austheilend, mild und freundlich, schützend und wa-

chend erschienen, als böse Geister in Engelsgestalt dachte. Häufig aber wurden auch sie nach christlichen Vorstellungen umgestaltet; Einiges ihnen genommen, Anderes ihnen gegeben, und ihre Geschichte mit anderen Ueberlieferungen verknüpft.

Dies war die erste Umgestaltung, welche die Erinnerungen unserer Vorzeit unter dem Volke erfuhren; sie beschränkte sich hauptsächlich darauf, das Anstößige daraus zu entfernen, und das Ganze auf eine, mit der christlichen Gesinnung verträgliche Weise darzustellen. Daß diese Umgestaltung oft eine bloß äußerliche und gewaltsame war, und daß der historische Werth jener alten Dichtungen und Sagen als wirkliches Document der heidnischen Glaubenslehre und ältesten Geschichte der Stämme und Geschlechter vielfältig darunter litt, leuchtet wohl von selbst ein. Unmöglich konnten die ungeübten Augen des Volkes den inneren geistigen Zusammenhang durchschauen, es mußte nothwendig ihre bildliche Sprache mißverstehen, sie buchstäblich nehmend; ihre ganze Gefühlsweise war ihm mehr und mehr fremd geworden, und so riß es häufig nur das aus ihnen gewaltsam heraus, was ihm als Geschichte äußerlich außerordentlich schien und sein Gefühl anregte, das Uebrige überließ es der Vergessenheit, oder gestaltete es nach seiner Weise um. Die Gelehrten sahen ohnehin mit allgemeiner Verachtung auf diese ganze Mährchenwelt.

Da inzwischen diese Umgestaltung sich an eine bestimmte Gesinnung und Gefühlsweise knüpfte, so ist sie im Allgemeinen nicht so nachtheilig für die Entstellung des ursprünglichen Inhalts gewesen, als es scheinen könnte, und in vielen Fällen lassen sich die also ins Christliche umgebildeten Ueberlieferungen mit großer Sicherheit wieder in das Heidnische zurück übersetzen und ihr ursprünglicher Inhalt genau bestimmen. Unendlich nachtheiliger dagegen, weil an keine Gesetze gebunden, hat eine spätere Umarbeitung auf sie eingewirkt.

Nachdem nämlich das Heidenthum aus dem Leben vertilgt war, und nur noch als eine mehr und mehr erblassende histo-

rische Erinnerung im Geiste des Volkes lebte, und Furcht und Abscheu vor dem Leichnam des Hingeschiedenen sich beschwichtigt hatten, da wandte man auch wieder mit erneueter Lust und ungescheuter jenen Sagen und Liedern sich zu, die sich längst schon des Anstössigen entkleidet, und alles Gefährliche und zu den falschen Göttern Verlockende verloren hatten. Sie wurden jetzt wieder, wie es scheint, mehr wie früher der Gegenstand eines allgemeinen Volksgesanges, und von den untersten wie von den höchsten Ständen gleichmäßig gesungen. Die Sänger aber hatten nicht mehr jenen Glauben an sie und jene Scheu vor ihrer willkührlichen Entstellung, wovon die Vorfahren mit Recht durchdrungen waren. Wurde ja nach Tacitus ausdrücklichem Zeugniß bei den Germanen jede geschichtliche Erinnerung in Form von Liedern aufbewahrt, und sehen wir ferner an der nordischen Geschichte, daß eine Entstellung der historischen Wahrheit keineswegs an diese Form der Ueberlieferung nothwendig geknüpft ist, wofür auch unsere deutschen Reimchroniken des Mittelalters einen Beweis lieferen, die so gut, wie die prosaischen, eine Quelle der Geschichte sind. Diese Scheu nun vor den alten Ueberlieferungen, als historischer Wahrheit, war bei den Dichtern des Mittelalters mehr und mehr gewichen, man hatte nicht verstanden, ihren Inhalt mit dem in Harmonie zu bringen, was man für unbestrittene Wahrheit in der Heiligen- und Profangeschichte hielt. Die Anknüpfung an die Zerstörung von Troja und die Ableitung der Fürsten- und Heldengeschlechter von Priamus waren allerdings ein Versuch hierzu. Auch das Bestreben der alten einheimischen Genealogien, die auf die Götter zurückführten, an die mosaische Völkertafel anzuknüpfen, gehörte hierhin. Allein diese Versuche beschränkten sich zu sehr nur auf Gelehrte, als daß sie wirklich in die allgemeine Volksgesinnung übergegangen wären. So fanden denn die damaligen Sänger die Helden der alten Lieder außer allem Zusammenhange mit der wirklichen Geschichte wie wunderbare Nebelgestalten, von denen man nicht wußte, ob sie

dem Himmel oder der Erde, der Wahrheit oder der Dichtung angehörten. Der innere Zusammenhang, der Grundgedanke war mit dem Heidenthum unverständlich geworden oder längst verwischt. Es trat ihnen also hier nichts entgegen, was sie, wie es bei jedem andern historischen Gegenstande der Fall gewesen wäre, in gewissen, wenn auch noch so weiten Schranken gehalten hätte, wollten sie nicht den Eindruck ihrer Dichtung durch allzu grellen Widerspruch mit dem als historisch bekannten schwächen oder vernichten. Auf diese Weise fand sich der Inhalt der überlieferten Lieder in ihre völlige Willkühr gegeben, und sie fiengen nun an, die alten Helden, als seyen sie die Söhne ihrer eigenen Einbildungskraft, auszurüsten und auszuschmücken, wie es ihnen eben gut däuchte. Ihr Hauptaugenmerk war dabei nur darauf gerichtet, was ihre Zuhörer am meisten ergreifen und in Erstaunen setzen oder unterhalten würde. Die einzige schwache Schranke, welche sie indessen noch beachten mußten, war die, daß die Nation gewisse Lieblingshelden hatte, deren Name seit undenklichen Zeiten von Mund zu Mund mit Ehrfurcht genannt worden, und deren Schicksale alle Gemüther erschüttert hatten. Den Charakter dieser Helden durften sie nicht anzutasten wagen, es sey denn, um sie noch mehr zu verherrlichen, so wie andererseits gewisse Namen mit dem Fluch und dem Abscheu der Nation belegt waren, den sie achten und dem sie genügen mußten.

Doch auch selbst diese freiere Umdichtung war in den früheren Zeiten minder nachtheilig, der epische einfache Geist war noch lebendiger, die Gesinnung hatte mit der älteren eine noch lebendigere Verwandtschaft, auch hatte sich die ursprüngliche Gestalt der Sagen beim Volke reiner erhalten. Erst später, als mit der zunehmenden Civilisation die Verhältnisse des Lebens künstlicher, conventioneller und dem älteren, einfacheren Naturleben fremder wurden, als die verfeinerten Geister nur noch an dem Außerordentlichen, dem Künstlicheren und Uebertriebenen Geschmack fanden, erst da wurde die Will-

kühr in der Umdichtung immer maaß- und gesetzloser. Die französische Literatur bietet hierfür, abgesehen von der deutschen, die mannigfaltigsten Beispiele. Manche Sagen, die wir noch in ihrer einfachen und dürftigen, aber großartigen Balladenform besitzen, könnten wir Jahrhundert nach Jahrhundert durch eine Umarbeitung nach der anderen verfolgen, bis wir sie zuletzt zu großen Folianten angewachsen sehen, in denen vom Urgroßvater des Helden an bis zu seinem Ururenkel die ganze Geschichte des Geschlechts mit zahllosen Ausschmückungen, Zusätzen und Verwickelungen erzählt wird. Die Sage von den Nibelungen ist gleichfalls darum für uns so äußerst wichtig, weil wir auch sie von ihrer einfachen, heidnischen Gestalt durch so viele Umarbeitungen hindurch, die bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgehört haben, verfolgen können. Dem Geschmacke des späteren Mittelalters genügte die alte Einfachheit und Kürze nicht mehr, die Dichter flochten die einzelnen Sagenkreise oft auf die willkührlichste Weise in einander, indem sie alle berühmte Helden und Heldinnen zu Vettern und Basen machten, die sie Lanzen mit einander brechen oder sich zum Festmahle um eine Tafelrunde versammeln ließen. So schufen sie große epische Cyklen, die nur eine Wiederholung dessen sind, was schon in der frühesten Vorzeit sich mit diesen Liedern begeben; denn schon damals hatte man sie, nach einem inneren Gesetze des Geistes, zu Sagenkreisen vereinigt. Nur geschah dies jetzt, nachdem ihr Verständniß verloren, äußerlich, willkührlich und übertrieben. Nachdem endlich das Mittelalter und seine Ideen dem Geiste der neueren Zeiten zu weichen begonnen, während seine Formen noch fortbestanden, da trat zu dieser willkührlichen Mißhandlung des Ueberlieferten nun auch noch in den Meisterschulen die Verknöcherung hinzu. Man bemühte sich den alten Helden das lange, herabwallende, goldene Lockenhaar abzuschneiden und sie ihrer schweren Rüstung zu entkleiden, um sie dafür mit Perücken und mit dem Stoßdegen zu versehen. Während andererseits das

Uebertriebene der früheren Dichter als Reaktion die Ironie aufgeweckt hatte, die schon bei Ariost hervorgetreten war und im Don Quichote ihren glänzendsten Gipfel erreichte.

Dieß sind in allgemeinen Umrissen die Schicksale, welche unsere einheimischen Ueberlieferungen im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben. Der Gewinn, den die Geschichte von ihnen ziehen kann, ist demnach zweifach. Einmal, und hierauf werden wir vielleicht in einem folgenden Artikel zurückkommen, blickt, troz aller ihrer Umarbeitungen, immer noch die alte heidnische Weltanschauung und das Schicksal unserer frühesten Vorzeit hindurch. Sie enthalten noch Spuren eines Glaubens und einer Lebensweise, die uns gänzlich fremd geworden ist, und die ohne sie längst vergessen wäre. Viele Räthsel der alten Geschichte aber werden dadurch gelöst und die Gefühle uns verständlich, welche unsere Vorfahren zu ihren Thaten begeistert. Die Umgestaltungen aber, die sie im Laufe der Jahrhunderte erfahren, sind für sich selbst wieder ein Theil der Geschichte; sie sind Zeugnisse von der Entwicklung des Volksgeistes und lebendige Urkunden seiner Gesinnung. Obschon nun diese Umgestaltungen durch ihre Willkührlichkeit den inneren Zusammenhang der Sagenkreise im höchsten Grade und fast unauflöslich verwirrten, und dadurch ihren eigentlichen historischen Werth allerdings in vielen Fällen gänzlich vernichtet, in andern höchst zweideutig gemacht haben: so sind uns doch auch andererseits manche Sagen in einer verhältnißmäßig frühen Gestalt erhalten, und indem wir so die verschiedenen Umarbeitungen verfolgen können, ist es uns denn möglich, auf andere ähnliche Schlüße zu machen, so daß ihr historischer Gehalt immer noch, besonders da uns alle andern Quellen fehlen, höchst bedeutend ist.

Dies gilt nun zunächst von den Sagen, welche mehr an das Licht getreten sind und das Gemeingut der ganzen Nation wurden, und heute noch auf allen Jahrmärkten in den Volksbüchern feilgeboten werden. Neben ihnen gibt es aber noch viele andere, die sich bis jezt in abgelegenen, minder

betretenen Gegenden, in stillen Thälern, in armen Waldstrichen, bei Hirten, Jägern und Fischern oder in der Spinnstube erhalten haben. Sie sind nie aufgezeichnet worden, sondern nur von Mund zu Mund gegangen, haben also auch nicht den Einfluß der wechselnden Geistesbildung, wie die aufgezeichneten, erfahren, sondern ihre einfache, ursprüngliche Form, wenn auch kümmerlich, doch treu bewahrt. Daher ist denn auch ihr innerer historischer Werth häufig größer, als der der ersteren, und von ihnen behalten wir uns vor, bei einer andern Gelegenheit ausführlicher zu reden.

XXXII.

Karls des Großen Gesetze für Wittwen und Waisen, Arme und Reisende.

Das Mittelalter kannte keine große Erscheinung, die es nicht auf Karl den Großen zurückbezog, es war, als ob die dankbare Liebe des Volkes das Haupt dessen, der zuerst die Kaiserkrone deutscher Nation getragen, mit allem Glanze verherrlichen wollte, der dem von ihm gestifteten Kaiserthume im Laufe der Jahrhunderte zu Theil geworden. Und in der That war der Geist dieses ersten, und vielleicht größten der deutschen Kaiser ein so vielseitiger, allumfassender, daß es nicht schwer wäre, nachzuweisen, wie alle jene Richtungen und Bestrebungen, die das Mittelalter weiter ausbildete, schon von seiner Hand im Keime ihre Pflege erhielten, wenn auch nicht in der idealisirten Weise, wie es die spätere Sage will, die ihn z. B. selbst den ersten Kreuzzug zum Grabe des Erlösers vollbringen läßt, um den geliebten Helden an die Spitze aller Kreuzzüge und Kreuzfahrer zu stellen.

Wie mildthätig das Mittelalter durch unzählige Stiftun-

gen für die Armen sorgte, und wie es den Schutz der Wittwen und Waisen, der Schwachen und Bedrängten seinen Rittern zur Pflicht machte, und das Lob der Gastfreundschaft verherrlichte, ist allgemein bekannt. Und auch hierin hatte es in Karl dem Großen ein leuchtendes Vorbild. Obschon der siegreiche Kaiser die lange Zeit seiner Regierung hindurch fast jedes Jahr zu Felde zog, so vergaß er doch im Lärm der Schlachten den Hülferuf der Armen und Bedrängten nicht, und wahrhaft ein kriegerischer Kaiser führte er doch mit Recht den Beinamen des Friedfertigen (pacificus), weil er den Segen des Friedens der Christenheit geben wollte. Vielfältig sind daher seine Verfügungen, die er zu Gunsten der Schwachen und Armen entweder selbst erließ, oder indem er alte Vorschriften, namentlich Concilienbeschlüße, erneuerte. Immer kehrt diese Sorge seine ganze Regierungszeit hindurch als eine wahre Herzensangelegenheit bei ihm zurück.

Auf Dreierlei war dabei vorzüglich sein Augenmerk gerichtet. Die Armen sollten an allen geistlichen und zeitlichen Wohlthaten der Gesellschaft ihren Antheil haben; sie sollten vor dem Drucke der Reichen und Mächtigen, geistlichen oder weltlichen Standes, gesichert seyn; endlich sollte ihrer Noth die christliche Milde sich erbarmen, und zunächst die kirchliche Gewalt über die Verwendung der Almosen wachen. Jeder aber sollte an der Wohlthätigkeit des Kaisers ein Beispiel vor Augen haben.

Dem gemäß verordnet er in dem Capitulare für die Presbyter, damit Jedem der Empfang der Sacramente zugänglich sey [1]): „kein Presbyter soll für Taufe und Communion einen Lohn, weder von dem Geringsten noch von dem Größten, erzwingen, denn umsonst haben wir es empfangen, umsonst sollen wir es geben, und das Geschenk und die Gnade Gottes sollen sie nicht verkaufen". Zu ihren Gunsten verfügt ferner gleich im Beginne das Capitular, welches auf dem all-

1) Pertz monumenta Germaniae historica tom. II. Cap. de Presbyt.

gemeinen Tage der Sachsen 797 abgefaßt wurde [1]): „die Kirchen, Wittwen und Waisen und die Mindermächtigen sollen rechten und ruhigen Frieden haben und Niemand Raub, Gewalt und Brand im Vaterlande üben.“ Sie stehen also zunächst mit der Kirche, gleichsam als geheiligte Personen, unter dem gleichen Gottesfrieden. Und in diesem Geiste hatte er in dem Cap. generale von 789 [2]) geboten: „die Armen, die auf den Plätzen und Kreuzwegen liegen, sollen zur Kirche kommen“. Zugleich befahl er seinen Grafen, die Rechtshändel der Unmündigen und Waisen beim Gerichte zuerst vorzunehmen, und an dem Gerichtstage nicht auf die Jagd zu gehen. Sein Sohn Ludwig der Fromme wiederholte 827 diese Verordnung und bestimmte noch näher: die Prozesse und Klagen der Armen sollten noch vor Mittag untersucht werden und die Rechtshändel des Königs, der Kirche und der Großen erst am Nachmittag, weil, heißt es, Wittwen, Waisen und Arme keinen Unterhalt haben, um zu warten, bis man an ihre Sache kömmt und daher so vielfältige Klagen uns zu Ohren gekommen sind. [3]) Darum auch ermahnt er seine Richter zum öfteren auf das eindringlichste, gerecht zu richten. „Die, denen die Richtergewalt gegeben ist, sagt er, sollen gerecht richten, wie geschrieben steht: „richtet gerecht ihr Kinder der Menschen,“ nicht nach Geschenken, weil sie das Herz der Weisen blenden und das Wort der Gerechten verkehren. Nicht nach Schmeichelei noch nach dem Ansehen der Person; denn es heißt: richtet, wie es recht ist“. [4]) Hiermit in Uebereinstimmung gebietet ferner sein Paderborner Capit. von 785: „von einem Unschuldigen soll Keiner Geschenke nehmen, sonst löse er den Bann, ein Graf verliert dadurch seine Ehre.“ Weiter bestimmt er in dem langobardischen von 782: „Wittwen und Waisen sollen einen Vormund (Tutor) haben, weigert sich dessen Jemand, so soll der Richter einen gottesfürchtigen

---

1) Ibid. Cap. Saxonicum 797. 2) Ibid. Capit. Generale 789.
3) Capit. lib. II. C. 29 sqq. 4) Capit. Ecclesiast. 789.

Menschen dazu ausersehen." Namentlich aber untersagte er allen Mächtigen und Großen, geistlichen und weltlichen Standes, arme Gemeinfreie zu zwingen, ihr freies Eigenthum ihnen zu verkaufen oder zu übergeben, entweder durch langwierige Prozesse und Mißbrauch der richterlichen Gewalt, [1]) oder dadurch, daß sie dieselben vor anderen beständig zum Heerbanne und Feldzügen [2]) zwängen.

Gebot Karl der Große die unentgeldliche Ausspendung der Sacramente, so hielt er aber auch andererseits mit Gewissenhaftigkeit und Strenge auf der Entrichtung des Zehnten, und hinsichtlich seiner Verwendung gebot er, [3]) den kirchlichen Grundsatz zu beobachten, daß er in vier Theile getheilt werde; ein Theil für den Bischof, der zweite für die Geistlichen, der dritte für die Armen, der vierte endlich für die Kirchenfabrik. Auch hinsichtlich der Abgaben soll man die Armen berücksichtigen [4]) und die Unvermögenden, mit denen der Kaiser Nachsicht gehabt, wenn sie den Bann lösen sollen, die dürfen nicht von den Richtern, Grafen und Sendboten gezwungen werden. [5]) Keiner soll das den Armen Geopferte nehmen, [6]) dagegen sollen die Priester das Volk zu Almosen und Gebet ermahnen, der Drangsale wegen, die wir beständig um unserer Sünden willen erdulden." [7]) Daher heißt es weiter in den zu Reisbach und Freisingen verfaßten Statuten: „Wir sollen den Wittwen und Waisen, den Blinden und Lahmen, wie der Herr König befohlen, unseren Beistand und Schutz angedeihen lassen nach unseren Kräften." Für die öffentlichen Armenspenden wurden auch bestimmte Zeiten festgesetzt: „Zum Heile der Seele, sagen dieselben Statuten, sollen viermal im Jahr Almosen gegeben werden, am Samstag vor Palmsonntag, vor Pfingsten, dann am Samstag des siebenten Monats und endlich am nächsten Samstag vor Christi Geburt und zwar öffentlich, nicht des Eigenlobes wegen und um eitelen Ruhm zu gewinnen,

1) Ibid. Capit. Aquisgr. 805 et Divisio imperii 806. 2) Capp. missis dom. data 802. 3) Statut. Rhispac et Frising. 799. 4) Excerpta Can. 5) Cap. Aquisg. 802. 6) Cap. Eccles. 789. 6) Cap. Aquisg. 810.

sondern um der ewigen Belohnung willen und zum Beispiel für das christliche Volk, indem der Herr selbst im Evangelium sagt: so leuchte euer Licht vor den Menschen, daß sie euere guten Werke sehen und eueren Vater im Himmel preisen. Niemand soll es gegen seinen Willen und gezwungen thun, sondern jeder trage freiwillig und nach seinen Kräften bei, weil Gott nicht fragt, wie viel einer gegeben, sondern wie groß der Wille sey."

Hinsichtlich der Armen, die seinen Leuten zunächst angehörten, verfügte er: Wir wollen, daß jeder unserer Getreuen (fideles) einen Armen von seinem Lehen oder seiner Familie ernähre und nicht zugebe, daß er als Bettler herumstreife; findet man dergleichen Leute, so soll Niemand sich unterstehen, ihnen etwas zu geben, wenn sie keine Handarbeit verrichten. [1])

In Zeiten besonderer Noth erließ er auch noch besondere Verordnungen; so heißt es unter anderen: „In gegenwärtiger Hungersnoth soll jeder, der ein Lehen hat, davon und von seinem Eigenthum sein Hausgesind ernähren, wer etwas darüber hat und es verkaufen will, soll es zu folgenden bestimmten Preisen thun." [2]) Und wieder: „Keiner soll die Frucht im voraus kaufen, sondern in dem gegenwärtigen Jahre, der Hungersnoth wegen, seinen Sclaven und Freien unterstützen". [3]) Desgleichen wurde auch der Verkauf des Weines und der Frucht vor der Erndte untersagt, weil dies die Armuth vermehrt. Im Jahre 779, als Pest, Krieg und Hunger wüthete und die Franken im vorhergehenden Jahre die spanische Niederlage im Thale von Ronceval erlitten, schrieb der Kaiser sogar eine Armensteuer aus, indem er den Betrag für die weltlichen und geistlichen Großen bestimmte, und Alle zu Almosen aufforderte, außerdem aber noch verordnete, jeder Bischof und Abt und jede Aebtissin möchte während der Dauer dieser Noth vier arme Hungrige unterhalten. Wieder verordnete er 805, in Zeiten solcher Noth solle man mit

1) Cap. ad Niumagum. a. 806. 2) Cap. de presbyteris in Ansegiso lib. I. cap. 140—58. 3) Cap. ad Niumag. 802.

dem Gebet nicht auf sein Edict warten, die Frucht nicht theuer und nicht außer Landes verkaufen. Hinsichtlich der Ausspendung der Almosen verfügte er: „Gaben an Kirchen und Arme sollen von keinem ausgegeben werden, als von dem, den der Bischof dazu verordnet". [1])

Eine besondere Sorgfalt widmete er den Reisenden und Pilgern, und zum öftern schärfte er, Allen ohne Ausnahme, die Uebung der Gastfreundschaft ein. In dem Achener Capitulare von 802 sagte er: „Wir gebieten, daß in unserem ganzen Reiche, weder ein Reicher noch ein Armer, einem Pilger die gastliche Aufnahme zu verweigern wage, es sey nun ein Pilger, der um Gott durch das Land wandert, oder sonst ein Reisender. Um der Liebe Gottes und des Heiles seiner Seele willen soll ihm Niemand ein Obdach und den Heerd verweigern; will einer ihm aber noch mehr Gutes erweisen, so soll er wissen, daß er von Gott den besten Lohn dafür empfangen werde, wie er selbst gesagt hat: wer eines von den Kleinen meinetwegen aufgenommen, hat mich aufgenommen. Und wieder: ich war ein Fremdling, und ihr habt mich aufgenommen". In einem andern Capitulare findet sich eine Wiederholung dieser Verordnung: „Keiner soll denen", heißt es hier, „die in unseren Reichen reisen, die Aufnahme verweigern, sondern ihnen Obdach und Heerd und Weide geben". [2]) Fremde, die lange an einem Orte verheirathet sind, verfügt er ferner, sollen da bleiben, Diebe aber und flüchtige Sklaven zurückkehren. [3]) Desgleichen soll Niemand einen Zoll begehren, der dem Reisenden nicht eine Erleichterung gewährt. [4])

Nicht minder war auch seine Sorgfalt auf die gehörige Verwaltung der zur Unterkunft und Pflege für Arme und Reisende bestimmten Anstalten gerichtet. Schon 781 verordnete er die Herstellung der sogenannten Xenodochien oder Her-

1) Cap. Francofurt. 794. 2) Cap. pro pago Cenomannico addit. in cod. Blankenburg. 3) Divisio imperii 806. 4) Cap. Aquisgran. 805.

bergen. Das Capit. von 783 bestimmt weiter darüber: „Wer Xenodochien hält und darin die Armen pflegen und nähren will, dem Herkommen und der Ordnung gemäß, soll sie behalten, sonst soll er sie verlassen, damit sie in Zukunft von solchen Leuten verwaltet werden, die Gott und uns gefallen. Die Gäste, Fremde und Arme", heißt es in dem von 789, „sollen in verschiedenen Orten eine reguläre und kanonische Aufnahme haben, weil der Herr selbst bei der Lohnaustheilung am großen Gerichtstage sagen wird: Ich war ein Gast und ihr habt mich aufgenommen. Und der Apostel zum Lobe der Gastfreundschaft sprach: durch sie gefielen einige Gott, da sie die Engel gastlich aufgenommen".

Was nun den Gesetzgeber selbst betrifft, so sehen wir aus einer andern Verordnung, daß auch er in seinem eigenen Hauswesen für Arme große Sorge trug, und die Almosen, die sie hier empfiengen, unter regelmäßiger Aufsicht behielt. In der Verordnung nämlich, die er über seine Hofhaltung erließ, verfügt er: „Ueber die Bettler und Armen sollen Meister (magistri) gesetzt werden, die ihrer große Sorge haben und sich wohl vorsehen sollen, damit sich keine Heuchler darunter verbergen. Jeden Samstag sollen sie ihm hierüber berichten und auf seine Hand versprechen, daß sie die Wahrheit gesagt".

Aber auch da, als sein Ende nahte, vergaß der sterbende Kaiser die nicht, für die er so vielfältig im Leben gesorgt hatte. In seinem Testament nämlich verordnete er, daß alle seine Kostbarkeiten, die er an Gold und Silber und Edelsteinen besessen, in drei Theile sollten getheilt werden. Zwei davon vermachte er den ein und zwanzig Metropolitankirchen seines Reiches, der übrig bleibende dritte Theil aber sollte wieder in vier Theile getheilt werden, und nur einen von diesen sollten seine Söhne und Töchter und ihre Kinder erhalten, der zweite sollte, sammt allem geringeren Hausgeräthe, den Knechten und Mägden seines Pallastes zufallen; der dritte noch dem Antheile für die Kirchen beigefügt werden, der vierte aber als

Almosen in die Hand der Armen fließen, nach dem Gebrauche der Christen, wie er ausdrücklich hinzusetzt. Allein, hiermit noch nicht zufrieden, verordnete er auch, daß seine Bibliothek, die er selbst eine ansehnliche nennt, verkauft, und der Erlös ihnen gleichfalls eingehändigt werde. Endlich bestimmt er am Schluße seines Testamentes, daß man den kostbaren silbernen Tisch, auf dem die ganze Welt abgebildet war, und der an Gewicht und Schönheit der Arbeit zwei andere, die er den Kirchen vermachte, übertraf, sammt einem großen goldenen, zu einem Almosen verkaufe. Ein Kaiser, der auf eine so großartige Weise die Gotteshäuser und Armen seines Reiches zu Erben aller Schätze einsetzte, die eine lange, glorreiche Regierung von Siegen und Ehren in seinem Pallaste aufgehäuft hatte, kann wohl mit Recht der Große genannt werden. Geht hin und thut des Gleichen.

XXXIII.

Bilder und Gespräche aus Paris.

I.

Der Wegweiser durch Paris.

Ich hatte so Manches von Paris gehört, und was ich gehört, hatte mich mit Trauer und Abscheu vor dieser Stadt erfüllt. Ist es ja doch das Laster, welches sich überall, und vor Allem in den Hauptstädten, den großen Residenzen des Weltgeistes, schamlos vordrängt, und den Pfauenschweif der Welteitelkeit mit seinen tausend bunten Farben schillern läßt, und mit gellender Stimme den Vorübergehenden seine Reize anpreist; während das Gute in stiller Verborgenheit, in den

Hütten des Kummers und des Elendes, fern ab von dem Prunke und den geräuschvollen Festgelagen der Welt demüthig und geräuschlos sein Werk vollbringt.

So kam ich nach Paris. Und als ich dort die in allem Glanze berauschte Ausstellung von Lust und Laster sah, als die stete Variation desselben Lügenthums mich in unzähligen Tageblättern überall anschrie, so daß jeder den Sirenengesang der Verführung in seiner Lieblingsweise, seiner Mundart, ja im Takte seines eigenen Pulsschlags hören kann, da erwachte in mir, in einzelnen Momenten, das Gefühl, als stehe dieser Ort auf dünner Decke, wie auf einem Resonanzboden, über dem Abgrunde der Hölle, und könne jeden Augenblick in die Tiefe stürzen, wie ich als Kind in mancher schönen Sage von stolzen alten Schlössern und ihren gottlosen schwelgenden Herren gehört hatte.

Nachdem ich aber mit so manchen frommen und ernsten Männern bekannt geworden, da lernte ich an ihrer Hand auch Paris von einer andern Seite kennen, worauf der gewöhnliche Fremde freilich nicht durch die ungeheuren Anschlagzettel, die die Häuser in seinen besuchten Straßen bedecken, aufmerksam gemacht wird, so daß er Jahre lang dort weilen kann, ohne hievon irgend etwas zu gewahren. Denn Gott und die Welt haben hier ihr eigenes Reich, es giebt ein weltliches und ein geistliches Paris, und nur dann, wenn die Welt im Elende und in der Verzweiflung ist, geht sie zu den Dienern des andern Reiches, und läßt sich ihre Thränen trocknen, ihre Wunden heilen und ihren Hunger stillen, sonst aber gestattet sie ihnen kaum, sich mit dem Zeichen ihrer Würde, da, wo sie selbst in ihrem Glanze herrscht, offen zu zeigen.

Mit Staunen und Rührung gewahrte ich die große Anzahl der reichlichst ausgestatteten und meist von geistlichen Händen in der höchsten Vollkommenheit verwalteten milden Anstalten. Ich sah die Schaaren dieser Gott zur Armen- und Krankenpflege geweihten Jungfrauen der verschiedensten Orden, wie sie ihre schweren Pflichten mit Freudigkeit ver-

richteten; ich ward Zeuge von so unzähligen Beispielen der Aufopferung, Ueberwindung, Entsagung, Barmherzigkeit, Geduld und Menschenliebe um Jesu willen, daß ein anderes, an Bewunderung gränzendes Gefühl von Sicherheit mich erfüllte.

Die Fülle geistlicher Barmherzigkeit, welche ich hier helfen und heilen sah, verhielt sich zu den Anstrengungen der Welt Unheil zu stiften, als schaue eine Sonne voll Himmelslicht und Lebenswärme in eine trübe, dampfende, schmutzige Illumination des Palais royal und seinen betäubenden Lärm hinab. Ich fühlte lebendiger als je, daß wenige Menschen, die sich selbst um Jesu willen überwinden und verbinden, durch die Kraft seiner Gnade stärker sind, als große Schaaren der Heroen irgend einer Zeitparthei, die, um die Gelüste ihres Ichs zu befriedigen, in des Teufels Namen eins zu werden scheinen, und es doch nie werden noch werden können, weil nur jeder sich selbst sucht und findet.

Es war mir, als sähe ich das arme, gehetzte Weltvolk durch eine kleine Zahl helfender und betender Hände gegen die Räder aller Höllenmaschinen geschützt, die es fortwährend, selbst von ihnen getrieben, in wildem Rausche umtreibt. Ich fühlte die siegende Gegenarbeit des guten, auf Glauben, Hoffen und Lieben gegründeten Willens gegen alle unermüdet getriebenen Minen des bösen Willens, der wie die hohnlachende Verzweiflung arbeitete; und so kehrte ich beruhigt in Friede und Mitleid durch den babylonischen Triumph, der alle Straßen füllte, nach meiner Wohnung zurück.

Hier nahm ich meinen Wegweiser durch Paris zur Hand, den mir ein Freund in Deutschland auf die Reise geschenkt hatte. Auch er hatte meinen Abscheu und meine Furcht vor Paris getheilt und so entdeckte ich zuerst folgende Mentors-Verse, welche er mir warnend hineingeschrieben hatte:

Nimm hin den Faden durch das Labyrinth,
Das schrecklicher als jenes alte ist,
In dessen ausweglosem Pfadgewind
Ein scheuslich Ungeheu'r den Wandrer frißt,

Denn hier mein Freund! schreckt dich kein greulich Thier,
Hier trägt der Drache menschliche Gestalt;
Hier ist die Schlange Weib, der Teufel Cavalier;
Hier thut dir Glanz und Tanz und Farb und Duft Gewalt,
Hier ist die Sitte Kuppler, Freundschaft Seelverkäufer;
Die Treu Falschmünzer und die Unschuld Werber;
Der Busenfreund Spion, die Ehre Ueberläufer;
Die Lilie trägt am Hut hier der Verderber,
Mit Rosen deckt sich hier schaamlose Schande,
Von Veilchen duftet hier die feile Pest.
Der sichre Weg streift hier am Höllenrande
Und überm Abgrund schwebet hier der Tugend Nest.
Du wagst dich hin! Gott stärke dich zum Helden
Und mach' für Sünd' dich taub und blind und lahm;
Auf daß dieß Blatt er möge Lügen schelten,
Wenn besser er hinwegzieht als er kam.

Ich war so tief gerührt und so gründlich erbaut durch alle die christlichen Liebeswerke, welche ich eben von so vielen gottgeweihten Jungfrauen in stiller Emsigkeit hatte ausüben sehen, daß ich nicht umhin konnte, es darauf zu wagen und das Blatt meines Freundes jetzt schon mit folgender Unterschrift Lügen zu schelten:

Ich nahm das Kreuz und zog durchs Labyrinth,
Das wie ein Garten voll von Dornen war,
Drin saß das Mitleid, ein verschleiert Kind,
Und weihte sich als Opfer am Altar,
Erhob sich in jungfräulicher Gestalt,
Und war ein Engel und der Satan bebte,
Denn Huld und Treu und Fleiß that ihm Gewalt,
Wo die geweihte Jungfrau helfend schwebte.
Den Kreuzweg baute sie am Höllenrande,
Trug dornbekränzt ihr Kreuz dem Herren nach,
Die Rose lehrt erröthen da die Schande,
Der Lilie Reinheit theilte Sünder Schmach;
Da ward die Sitte Keuschheit, Freundschaft Jesusliebe,
Die Treue Christenthum, die Anmuth Himmelswerber,
Der Glaube Werk, Pflichtweihe ward zum Triebe,
Die Hand der Einfalt pfleget den Verderber,
Und führt Verzweiflung in die Kinderlehre,
Der Unschuld Thränen heilten feile Pest;
Um Jesu Kreuz und Schmach war ihre Ehre,
In seiner Seite war der Taube Nest.
Ihr sah ich zu und nicht den Tageshelden,
Für deren Glorie ward ich taub und blind und lahm,
Und konnte Freundes Drohung Lügen schelten,
Weil besser ich hinweggieng, als ich kam.

(Fortsetzung folgt.)

XXXIV.

Zeitläufte.

Während der Sturm der Verfolgung der katholischen Kirche in unserm deutschen Vaterlande eine Kraft verleiht, die sie seit den Tagen ihres irdischen Glanzes in den besten Zeiten des Mittelalters nicht besessen, — gehen kaum bemerkt von der Welt, ohne Ruhm und ohne sonderliche Anstrengung seiner Widersacher die letzten Reste des alten Lutherthums hoffnungslos und für immer zu Grabe. Wer da erwägt, daß einst dieselbe Lehre die Brandfackel der Zwietracht in das ehrwürdige Gebäude des heiligen Reiches deutscher Nation schleuderte, daß sie dann ein Jahrhundert voll von Krieg und Noth und allen Gräueln der Verwüstung auf unser Volk herabzog, daß sie es endlich war, die nicht bloß den völligen Untergang des römisch-deutschen Kaiserthums nothwendig und unvermeidlich machte, sondern überhaupt allen kirchlichen und politischen Umwälzungen der neuern Zeit zur Brücke diente, wer dieß Alles erwägt, müßte, wenn er sonst der thatsächlichen Verhältnissen unkundig wäre, vermuthen: — die Vernichtung dieser einst so übermächtigen und übermüthigen Parthei und ihrer Lehre habe nur in Folge einer tiefgreifenden, die Welt erschütternden Begebenheit gleichsam durch ein kirchlich-politisches Erdbeben eintreten können, wodurch das herbeigeführt wäre, was den Siegern von Mühlberg und am weißen Berge mißlang. — Nichtsweniger! Die wunderbare Fügung der göttlichen Gerechtigkeit, die der Sterbliche nur im Staube anbeten, deren Gründe aber kein endlicher Verstand durchschauen kann, hat es also geordnet, daß das Lutherthum, nachdem es neun Geschlechtsfolgen hindurch seine irdische Bahn zurückgelegt und das Ziel erreicht hatte, welches Gott ihm gesteckt,

das Loos jedes Menschenwerkes theilen muß, welches nicht auf dem Grunde des Felsens der ewigen Wahrheit, sondern auf dem lockern Flugsande der Menschenmeinung ruht. Heute geht es, nicht durch die Gewalt katholischer Fürsten, überhaupt nicht durch seine Feinde, sondern Kraft der innern Macht der Dinge, in Folge des naturgemäßen Processes seiner Verwesung und lange vorbereiteten Auflösung, ohne Sang und Klang, unbetrauert, ja unbemerkt von der Welt durch sich selbst in Vergessenheit unter. Des Protestantismus treueste Gönner und Freunde sind es, die dem Sterbenden das Kopfkissen unter dem Haupte wegziehen, um den Todeskampf zu verkürzen. Deutschland erhält kaum eine Kunde davon, und auch wir würden, wie unsere Zeitgenossen, vielleicht nicht einmal im Stande seyn, der verblichenen Irrlehre diese Todesanzeige zu widmen, wenn nicht ein halbunterdrückter Seufzer, den die Mehrzahl der Zeitgenossen überhört, zu unserm Ohre gelangt wäre. — Dieß ist Scheibel's Buch: Aktenmäßige Geschichte der neuesten Unternehmung einer Union zwischen der reformirten und lutherischen Kirche, vorzüglich durch gemeinschaftliche Agende in Deutschland, und besonders im preußischen Staate, 2 Thle. Leipzig 1834, — ein Werk, auf welches wir unsere Leser, als auf eine der merkwürdigsten Quellen der Kirchengeschichte des 19ten Jahrhunderts, in welchem es zugleich eins der wichtigsten Ereignisse ist, aufmerksam machen, und daß wir mit einigen zeitgemäßen Betrachtungen begleiten wollen.

Die eben genannte Schrift ist vom Anfang bis Ende eine heftige Anklage der preußischen Regierung, auf geflissentliche und aus der übelsten Absicht unternommene, mit List und offener Gewalt ins Werk gerichtete Unterdrückung und Vernichtung der lutherischen Kirche. Diese Vernichtung liegt als Thatsache offen vor den Augen aller Welt. Dagegen wird, was davon in der Unterstellung jener bösen Absichten übertrieben seyn oder auf handgreiflichem Mißverständnisse beruhen könnte, im Verlauf dieser Beleuchtung erhellen. — Wer aber

auch von dem Standpunkte des Verfassers und dessen, der besagten Regierung so überaus ungünstigen Voraussetzungen ausgehen wollte, die wir nicht theilen können, würde immer noch das Problem zu lösen haben: warum denn den preußischen Staatsbehörden dieser Exterminations- und Exstirpationsproceß gelungen sey, zu welchem bekanntlich die Mittel Karl's V. und Ferdinand's II. nicht ausreichten. —

Erst aus der neuen und neuesten Geschichte beider protestantischer Glaubensrichtungen wird es klar, daß jene nichts weniger als in feindlicher Absicht, und lediglich zu Gunsten des Protestantismus von der preußischen Regierung unternommenen Schritte, einerseits freilich das Todesurtheil über das alte Lutherthum aussprechen, andererseits aber nichts als der unbewußt hinzugefügte letzte Ring in einer großen Kette von Vordersätzen und factischen Voraussetzungen sind, die den Untergang der altlutherischen Parthei der Sache nach schon herbeigeführt hatten, lange bevor er durch die Union und Agende ausgesprochen war. — Die preußische Regierung hat in dieser Hinsicht nicht viel mehr gethan, als einen bereits lange vorher vorhandenen Zustand der Auflösung anzuerkennen, wobei es freilich eine andere Frage ist: ob die gegen die immer noch vorhandenen letzten Reste des Lutherthums ergriffenen Maaßregeln polizeilicher Strenge in rechtlicher Hinsicht gebilligt, die Grundsätze des Staats- und Kirchenrechts, auf welche sich diese stützen, vertreten werden können. — Dieß wäre eine Aufgabe, der wir uns eben so wenig unterziehen wollen, als der andern: eben jene energischen Proceduren von Seiten ihrer politischen Ersprießlichkeit und Klugheit zu rechtfertigen.

Bei unserm unvorgreiflichem Urtheil über jene Verhältnisse gehen wir aber von folgenden Gesichtspunkten aus:

Die gewöhnliche, in der heutigen protestantischen Welt mit wenigen Ausnahmen allgemein angenommene Meinung hält den Unterschied zwischen der lutherischen Lehre und dem Calvinismus für eine höchst unbedeutende Divergenz, die un-

ter vernünftigen, leidenschaftslosen Männern gar nicht der Rede werth sey, und mit der leichtesten Mühe schon beim Entstehen des Protestantismus hätte beseitigt werden können, wenn nicht Luther's eigensinnige Heftigkeit die friedliche Ausgleichung der Meinungsverschiedenheit beharrlich zurückgewiesen, und dadurch die so nahe liegende Vereinigung unmöglich gemacht hätte. —

Daß eine solche Meinung in dem Zeitalter des gedankenlosen Indifferentismus aufkommen konnte, der ein religiöses und dogmatisches Interesse gar nicht mehr versteht und noch weniger begreifen kann, wie jemals vernünftige Leute im wirklichen Ernste sich bis zu einem Streite über Glaubenspunkte haben vergessen können, von denen, so sagt man, die Gescheutesten doch nur das wissen, daß Niemand etwas Gewisses darüber weiß, — dieß darf Niemanden Wunder nehmen. — Nach eben derselben, im heutigen Protestantismus gemeinrechtlich gewordenen Ueberzeugung, ist ja überhaupt der Glaube, in Hinsicht seines speciellen Inhaltes, das gleichgültigste Ding von der Welt, — und höchstens in sofern ein Aufsehen zu haben, als sich irgend wo eine Annäherung an den Glauben der allgemeinen Kirche hervorthun könnte.

Daß diese Ansicht aber auch im Zeitalter der entstehenden Glaubensspaltung gegolten habe, könnte nur die absolute Unkunde der Geschichte zu behaupten wagen. — Die lutherische und die reformirte Richtung waren nichts weniger als bloße, in Nebenpunkten verschiedene Modalitäten einer und derselben Sache. — Freilich wird der Indifferentismus, der keine Offenbarung annimmt, und der Glaube, der sich auf eine wirkliche oder vermeintliche Offenbarung stützt, darüber schwerlich einer Meinung seyn, was Hauptpunkt oder Nebensache des Bekenntnisses sey. — Wer aber die Controverse zwischen Lutheranern und Reformirten für unerheblich hält, räumt dadurch zunächst ein, daß beide Religionsgesellschaften zweihundert Jahre lang mit dem tiefsten Ernste um gleichgültige Dinge

gestritten haben, — eine Annahme, die weiter führen dürfte, als denjenigen, die sie heute geltend machen, angenehm seyn möchte. — Insbesondere aber würde Luther hierdurch auf eine Weise verurtheilt, die es unerklärlich lassen müßte, wie seine heutigen Jünger ihm Denkmale setzen und die Erinnerungstage an sein Werk fortan noch feierlich begehen können.

Luther hat sich insbesondere über die Vereinigung beider Religionstheile auf das feierlichste und bestimmteste erklärt. Eine solche ward bereits bei seinen Lebzeiten zu Frankfurt am Main, und was das Seltsamste ist, unter denselben Bedingungen, wie heute, versucht. — Beide Theile sollten sich wechselseitig zum Genuße des Abendmahles zulassen, und das, was Jeder glauben wollte, ihm anheimgestellt seyn. — Als Luther durch Kaufleute, die von der Messe zurückkehrten, hiervon unterrichtet ward, erließ er (im Jahre 1533) ein Schreiben an Rath und Bürgerschaft zu Frankfurt, aus welchem wir folgende Stellen herausheben, deren kräftige, hier wörtlich wieder gegebene Wendungen der billig denkende Leser nicht uns zurechnen wird. —

„In Summa ist mir's erschrecklich zu hören, daß in einerley Kirchen, oder bei einerley Altar, solten beide Theil einerley Sakrament haben und empfahen, und ein Theil solt glauben, er empfahe eitel Brod und Wein, das ander Theil aber glauben, es empfahe den wahren Leyb und Blut Christi. Und oft zweifel ich, ob's zu glauben sey, daß ein Prediger oder Seelsorger, so verstockt und boshaftig seyn könnde, und hiezu still schweygen, und beide Theil also lassen gehn, ein jegliches in seinem Wahn, daß sie einerley Sakrament empfahen, ein jeglichs nach sein glauben. Ist aber etwa einer, der muß ein Herz haben, das da herter ist, denn kein stein, stahel noch Demand, der muß freilich ein Apostel des Zorns seyn. Denn Türken und Jüden sind viel besser, die unser Sakrament läugnen, und frey bekennen, denn damit bleiben wir unbetrogen von ihnen, und fallen in keine Abgötterey. Aber diese Gesellen müßten die wahre hohe Erzteufel seyn,

die mir eitel Brod und Wein geben, und ließen michs halten für den Leib und Blut Christi, und so jämmerlich betrögen, das wäre zu heiß und zu hart, da wird Gott zuschmeißen in kurzem; Darum wer solche Prediger hat, oder sich des zu inen versihet, der sey gewarnt für ihnen, als für den leibhaftigen Teufel selbs u. s. f. Wol ist es wahr, wo die Prediger eitel Brod und Wein reichen für das Sakrament, da liegt nicht viel an, wenn sie es reychen, oder was die können und glauben, die es empfahen. Da frißet eine Sau mit der andern, und sind solcher Mühe billig überhaben. Denn sie wöllen wüste tolle Heiligen haben, denken auch keine Christen zu erziehen, sondern wöllens also machen, daß über drey Jahre alles verstört sey, weder Gott noch Christus, noch Sakrament, noch Christen mehr bleibe. Aber weil wir gedenken, Christen zu erziehen, und hinder uns zu lassen, und im Sakrament Christus Leib und Blut reichen wöllen, und können wir solch Sakrament niemand nicht geben, er werde denn zuvor verhöret ꝛc. Denn wir wollen aus Christus Kirche nicht einen Sewstall machen, und einen jeden unverhört zum Sakrament, wie die Sau zum Troge laufen lassen. Solche Kirchen lassen wir den Schwermern u. s. f. Was soll doch solch falsch Heucheley und Lügen, darin sie nicht allein die Wahrheit läugnen, sondern dürfen auch nicht frey heraus bekennen, iren eigen Glauben. Darauf gehört eine doppelte Helle, eine daß sie wider Gottes Wort liegen, die andere daß sie ihre eigene Lere, welche sie Gottes Wort rühmen, leugnen und nicht frey bekennen. Hie gilts nicht, den Brey im Maul weltzen und Mum Mum sagen, man muß in nit leren, Glaube an Leib, den Christus meint, sondern den Brey ausspeyen, und das Mum Mum lassen, frey und dürre daher sagen, ob er mit dem Munde eitel Brod und Wein empfahe" ꝛc. ꝛc.

Dieselbe Verwahrung wiederholte er wenige Jahre vor seinem Tode (1544) in seinem „kurzen Bekenntniß vom Abendmahl", als von den Schweizer-Reformatoren einige Annäherungsversuche gemacht waren. Zwingli und Oekolampadius

werden hier als Seelenmörder und Ketzer verdammt, der Tod des erstern in der Schlacht als Strafgericht Gottes dargestellt, und von Seiten des sächsischen Religionsstifters die Erklärung hinzugefügt: daß er sich lieber hundertfältig zerreissen oder verbrennen lassen wolle, ehe er mit Schwenkfeld, Zwingli, Carlstadt, Oekolampadius „und wer sie mehr sind, die leidigen Schwärmer“, eines Sinnes oder eines Willens sey, oder in ihre Lehre willigen wolle, daß er sie fahren lasse und meide, als die muthwillig verdammt seyn wollen u. s. w.*) Wer also nicht gewöhnt ist, offenkundigen und unzweifelhaften Thatsachen und urkundlichen Zeugnissen in's Angesicht zu widersprechen, wird darüber, was der Stifter des augsburgischen Bekenntnisses von der Vereinigung seiner Parthei mit den Reformirten hielt, keinen Augenblick in Zweifel seyn. — Wird aber, wie dieß heute in der Regel von den Gönnern und Beförderern der Union zu geschehen pflegt, Luther's Abneigung gegen letztere für eine rein subjective, ganz unbegründete und unnöthige, eigenwillige Halsstarrigkeit erklärt, so sind wir, die wir in keiner Weise zu dessen Verehrern gezählt werden möchten, dieses Mal in dem eigenthümlichen Falle, ihn gegen seine eigenen Jünger in Schutz nehmen zu müssen. Obgleich Luther sich wegen seines Lieblingsirrthums von der Verwerflichkeit aller guten Werke und der Rechtfertigung durch den bloßen Glauben von der Kirche getrennt und folgerecht diejenigen Lehren angefochten hat, die seiner Meinung nach mehr oder weniger mit den von ihm bestrittenen zusammenhiengen, — so lag dennoch eine Leichtfertigkeit im Aufgeben anderer Glaubenssätze oder eine indifferentistische Auffassung des Dogma's überhaupt mit nichten in seinem Charakter; mit zäher Festigkeit hielt er an den sonstigen, das Grundprincip seines Irrthums nicht unmittelbar berührenden Lehren der Kirche fest, und argumentirte auf diesem Gebiete, den Irrlehrern gegenüber, die noch weiter gingen als er, völlig in der Weise der kirchlich rechtgläubigen Theologen. Ueber-

*) Menzel, neuere Geschichte der Deutschen. Bd. II. S. 411.

haupt war seine Richtung, — die auf einer im sittlichen Hochmuthe wurzelnden Ueberschätzung des bloßen Glaubens fußte, und auf diesem Felde gar keinen, auch nicht den handgreiflichsten Argumenten der Logik, durch die ihm der wahre Widerspruch mit sich selbst nachgewiesen ward, Gehör geben wollte, nicht bloß zufällig, sondern in ihrer Wurzel und in ihrem Princip den Tendenzen der Schweitzer Irrlehrer entgegengesetzt, deren Abfall von vorn herein eine rationalistische Färbung hatte, und aus dem Bestreben des isolirten endlichen Verstandes hervorging, das Dogma in den Kreis des Begreiflichen hinabzuziehen. Lutherthum und reformirte Lehre befehdeten sich daher nicht von ungefähr, sondern kraft ihres entgegengesetzten Ausgangspunktes, dessen die Partheien und ihre Führer sich instinctmäßig wohl bewußt waren. —

Von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich dann auch jene Erscheinung, die völlig unbegreiflich bliebe, wollte man mit den heutigen Stiftern der neuevangelischen Kirche den Grund der Trennung bloß in der Selbstsucht und Eitelkeit der Reformatoren des 16ten Jahrhunderts suchen, — daß nämlich der Hader der beiden Confessionen, auch nachdem diese allerdings vorhandenen Zufälligkeiten durch den Tod jener Männer beseitigt waren, mit noch vermehrter Heftigkeit und Bitterkeit bis in's 18te Jahrhundert hinein fortdauern konnte, wo endlich ein und dasselbe Grab der, weit über den Socinianismus hinausgehenden naturalistischen Neulehre die Leichen beider Kämpfer umschloß. — Hierbei konnte es nun der Natur der Sache nach nicht ausbleiben, daß zunächst das alte Lutherthum, — trotz seines Festhaltens an der Abendmahlslehre seines Stifters, dem mehr rationalistischen Calvinismus um so sicherer unterliegen mußte, als Luther sich in diesem Stücke, „dem Papstthume zum Trotz“, auch von der folgerechten katholischen Lehre entfernt, und somit einen Standpunkt in der Mitte zwischen Leugnen und Bekennen des wahren Leibes und Blutes Christi angenommen hatte, auf welchem von beiden Seiten her leicht zu besiegen war. Der

Calvinismus ward dann wieder stillschweigend durch Zwingli's Lehre verdrängt und es bewährte sich auch dieses Mal die tiefe Wahrheit jenes Ausspruches, den Luther selbst in der oben angeführten Schrift vom Abendmahl entgegengehalten hatte: „Wo das sollte gelten, das einem jeden ohne Schaden seyn müßte, so er einen Artikel möchte läugnen, weil er die andern alle für recht hielt (wiewohl im Grund solches unmöglich ist) so würde kein Ketzer nimmermehr verdammt, würde auch kein Ketzer seyn können auf Erden: denn alle Ketzer sind dieser Art, daß sie erstlich allein an einem Artikel anfahen: darnach müssen sie alle hernach und alle sammt verläugnet seyn; gleich wie der Ring, so er eine Borsten oder ein Ritz krieget, taugt er ganz und gar nicht mehr, und wo die Glocke an einem Orte berstet, klingt sie auch nicht mehr und ist ganz untüchtig.“

Scheibel selbst täuscht sich nicht über den Punkt, bis zu welchem das Lutherthum in Deutschland, schon lange vor der Einführung der Union und der neuen Agende herabgekommen war. Die erste Liebe (so nennt er die erste Zeit des frischen Hasses gegen die Kirche und gegen die andern von ihr getrennten Secten beim Beginn der Spaltung) sey verlassen worden. — Die ruhige Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, die bloß gelehrt und todt sich zeigende Theologie, der Mangel an frommer Aufsicht und Leitung der auf Universitäten Studirenden, der durch fromme Prediger nicht genügend bewachte Einfluß fremder Lüste und Sünden an den Höfen und unter dem Adel Deutschlands, der still wachsende Reichthum der deutschen Handelsstädte, dieß Alles habe mächtig den Abfall von dem ersten Leben des Glaubens gefördert. Durch Spener's und Zinzendorf's Betriebsamkeit seyen viele Tausende „erweckt“; „aber der Tod griff immer weiter um sich.“ — Nun sey „der Leuchter von der Stätte genommen.“ Theologen, Philosophen und Dichter hätten wetteifernd theoretisch und praktisch gegen Glauben und Gottesfurcht zu wirken gesucht. Die „elende Theologie“ habe es vorzüglich er-

zeugt, daß sich Wissenschaft und Kunst gegen geheiligte Lügner, aber zugleich auch gegen „genügend widrig gewordene Wahrheit“ erhoben hätten. Die Universitäten hätten sich mit ungläubigen Lehrern gefüllt, die zu aller Zügellosigkeit angeleiteten Jünglinge hätten entweihten Herzens die Kanzeln betreten“. — „Giebt es“, frägt derselbe Schriftsteller, „im Palais royal größere Zügellosigkeit als auf Deutschlands Universitäten?“ — „Hohe und Niedre versanken immer mehr im Leichtsinne, Sinnlichkeit, Vergnügungssucht; die Gemeine Gottes, das geistige Israel, ward Griechenlands Völkern, denen die Deutschen ohnehin gleichen, in der geistigen Bildung der alten Hellenen, aber auch in ihrer Entartung und heidnischem Wesen entschieden ähnlich und die theologische Literatur verlor immer mehr ihre Bedeutung.“ — Von seiner vaterländischen Provinz Schlesien berichtet derselbe Verfasser, der trotz seines scharfen Blicks für die Uebel der Gegenwart die in der vermeintlichen Reformation selbst liegende Wurzel des Unheils nicht als solche anerkennen will, daß die dortigen Lutheraner ihre künftigen Hirten von den preußischen Universitäten Halle, Frankfurt und Königsberg bekommen hätten, wo Semmler und seine Schule wirkten. — Um den dort herrschenden Geist zu characterisiren, kann ein von Scheibel citirtes Faktum genügen. Gewöhnlich stampften und trommelten 150 Theologie Studirende, wenn Knapp in Halle von der Gottheit Jesu, der Versöhnung durch Christum sprach. — „Die neue Breslauische Universität aber und das Consistorium hatte sich Fürderung des Rationalismus zum Hauptzweck gemacht.“—

War der Protestantismus der jüngstvergangenen Zeit aller christlichen Grundlagen in diesem Grade baar und ledig geworden, — so konnte wie jeder Unbefangene zugeben wird, — von einem kirchlichen Verbande und einem Festhalten an den alten lutherischen Bekenntnißschriften nicht mehr die Rede seyn. — Das Lutherthum war, wir wiederholen es, lange vor der Union nur noch als wesenloser Schein und bloß dem Namen nach vorhanden. Spärliche Reste einer verkümmerten,

christlichen Erinnerung lebten bloß in Einzelnen, oder in bitter gehaßten und verhöhnten, kleinen separatistischen Gemeinden fort.

Das Uebermaaß der geistigen Verkommenheit erzeugte endlich seit den großen, die Nation in ihren Grundtiefen aufregenden Kämpfen gegen Frankreich, eine Sehnsucht zum Bessern, ein Heimweh der Seele nach dem Glauben, den die Väter verlassen. — Dieß Faktum kann Niemand leugnen, der die Zeit beobachtet hat. — Aber es lag zugleich in der Natur der Dinge, daß diese, meistens in der Region des Gefühls sich bewegenden Velleitäten, diese zum großen Theile so unklaren und nichts weniger als scharfbegränzten Ueberzeugungen Einzelner, die sämmtlich vom Unglauben ihren Ausgangspunkt genommen, und unter sich freilich das Bedürfniß des Glaubens, aber kein gemeinschaftliches Ziel und Ende ihrer Bestrebungen gemein hatten, zu einem gemeinsamen kirchlichen Bekenntnisse weder geführt haben, noch führen konnten. — Galt doch bei allen diesen „christlichen Protestanten", mehr oder weniger bewußt, das Axiom: daß vor allen Dingen die Rückkehr zum allein wahren Glauben der allgemeinen Kirche vermieden und geflohen werden müsse. — Somit gab es für sie keine gemeinschaftlich anerkannte Autorität, und sie befanden sich in der Lage eines Schiffers, der mit Wind und Wellen um sein Leben kämpft, zugleich aber auch alle seine Kräfte aufbietet, um sich von dem sicheren Hafen, in dem er allein Schutz und Ruhe finden könnte, möglichst fern zu halten. Sollten jene der christlichen Richtung folgenden Protestanten jemals den Versuch machen, z. B. zum Behufe der strengen Abscheidung vom Rationalismus, den sie nach ihrer Behauptung verabscheuen, ein gemeinschaftliches, alle Punkte der christlichen Lehre umfassendes Bekenntniß zu formuliren, — sie würden sich vielleicht selbst durch die Entdeckung überrascht fühlen, daß auch unter ihnen mindestens eben so viel theologische Systeme und Ueberzeugungen gelten, als einzelne Köpfe auf solchem Concilium versammelt seyn würden.

Nichtsdestoweniger wäre es eine interessante Frage: wohin die christliche Richtung, mit welcher es trotz dessen Vielen aufrichtiger Ernst war, geführt haben würde, wenn nicht die preußische Regierung zur Rettung des Protestantismus, wie sie meinte, mit dem Versuche einer Union und der Einführung einer allgemeinen, protestantischen Agende dazwischen getreten wäre. — Der Gedanke dieser Maaßregel und die Ausführung derselben verdienen gleichmäßig unpartheiische Prüfung. — Hier, wie überall, wollen und können wir zunächst den katholischen Gesichtspunkt nicht verleugnen, aus welchem wir diese wie jede religiöse Angelegenheit zu beleuchten für unsere Pflicht halten. — Nach diesem aber hat freilich auch die weitere Frage ihr Recht: ob jene Schritte wirklich dem Interesse des Protestantismus (im ältern Sinne des Wortes) förderlich waren? —

Zuvörderst sey es uns also erlaubt, in Hinsicht des ersten Gesichtspunktes unsere einfache Ueberzeugung dahin auszusprechen: daß Niemand einen andern Grundstein legen kann, als den Felsen, auf den der Herr seine Kirche gegründet. — Wer dieß versucht, beginnt einen Bau, über welchem der Segen des Allerhöchsten nicht waltet, und dem die Hülfe des Geistes der Wahrheit, der die Gemüther der Gläubigen erweckt, heiliget und im rechten Glauben zusammenführt und erhält, nicht zur Seite steht. — Was demnach außer dem Gebiete der einen und allgemeinen Kirche, außerhalb welcher es keine wahre Gemeinschaft des Glaubens giebt, als kirchliche Gesellschaft zu Stande gebracht, was in dieser Beziehung vereinigt oder getrennt, durch Menschenwitz oder Gewalt erbaut oder über Nacht wieder zerstört werde, ist, vom kirchlichen Standpunkte aus betrachtet und abgesehen von dem etwaigen wissenschaftlichen und historischen Interesse, völlig gleichgültig. — Jedoch gestattet die Liebe den Wunsch, daß auch unsern getrennten Brüdern diejenigen Trümmer der christlichen Wahrheit erhalten werden mögen, welche sie vor drei Jahrhunderten bei dem Ausscheiden aus der Kirche mit

sich nahmen, und an welche dereinst vielleicht eine bessere Zeit ihre Befreiung aus den Banden des Irrthums anknüpfen könnte. — Dahin gehört vor Allem die Erhaltung der Taufe, die von den Meisten nicht gewürdigt und verstanden, ihnen als das einzige Mittel des Heils geblieben ist. Daß diese auch in den Gemeinden der Irrenden nicht untergehe, und nach der Einsetzung und dem Befehle Christi verwaltet werde, muß ein christlicher Wunsch jedes wahren Katholiken seyn.

Hiermit ist Alles, was vom katholischen Standpunkte aus über die kirchlichen Ereignisse auf protestantischem Gebiete gesagt werden kann, erschöpft. Wie nach unserer Lehre ein Versuch, die Irrlehren zu befestigen und die Trennung von der wahren Kirche zu vereinigen, beurtheilt werden muß, — denn auch dieß war einer der Hauptzwecke der Union, — bedarf unserer Erwähnung nicht. —

Es bleibt also nur noch die vom Standpunkte der Zuträglichkeit für den Protestantismus selbst anzustellende Erwägung übrig. — Natürlich ist hier das Resultat verschieden, je nach dem Begriffe des Protestantismus, von dem man ausgeht.

Faßt man die Religion überhaupt, wie dieß dem naturalistischen Rationalismus eigen ist, als Ergebniß dessen, was weise und edle Menschen dachten und fühlten, mithin als ein System menschlicher Meinungen, so ist hiermit zugleich die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit der successiven Aenderung eben jener theologischen Lehrmeinungen von selbst gegeben. — Dann hat eine Vereinigung der Reformirten mit den Lutheranern nicht die geringste Schwierigkeit, und ein zähes Festhalten an symbolischen Büchern, noch dazu an solchen, die vor mehrern hundert Jahren verfaßt wurden, erscheint nothwendig als ein nicht zu rechtfertigender, dünkelsüchtiger Eigensinn. — Dann würde aber auch, im Verfolg dieser Fortschritte auf der Bahn der Aufklärung, eine allmählige Vereinigung des Protestantismus mit der Lehre des Confucius

oder des Buddha weder ausbleiben, noch jemals, wenn sich die Gelegenheit darböte, abgelehnt werden können. —

Daß dieser Weg zur völligen Verflüchtigung und zur absoluten Vernichtung aller noch vorhandenen christlichen Elemente im Protestantismus führen muß, leuchtet selbst dem geringsten Grade des Nachdenkens ein. Allgemeiner Indifferentismus, und somit Verschwinden des Protestantismus aus der Reihe der kirchlichen Gesellschaften, ist das nothwendige und unvermeidliche letzte Ziel dieser Richtung.

Geht man dagegen von dem Grundsatze aus, daß die Religion eine göttliche Offenbarung sey, so kann von einem willkührlichen Nachgeben und Einräumen, von einem Markten und Handeln, überhaupt von einem Vergleiche in Glaubenssachen nicht die Rede seyn. — Dann frägt es sich aber freilich: wo der Protestantismus seine Norm und Regel des Glaubens habe? — Da sich nicht nur die einzelnen ältern protestantischen Secten, sondern auch die verschiedenen rationalistischen Nüancen des heutigen Protestantismus, nicht minder wie die Kirche selbst auf die heilige Schrift berufen, so kann diese, allein und für sich, unmöglich das praktische, unterscheidende Symbol und die Bekenntnißschrift seyn. — Es handelt sich darum, was Jeder vermittelst seiner Auslegung aus derselben abgeleitet und in ihr gefunden hat.

Sollte in dieser Beziehung also der weitern Verwesung des Protestantismus eine Gränze gesetzt werden, so war ein doppelter Weg des Verfahrens denkbar. Entweder mußten die alten symbolischen Bücher jeder Confession auf's Neue zur Regel des Glaubens erhoben, die Prediger auf's Neue auf dieselben verpflichtet, jede Abweichung von diesen historischen Bekenntnißschriften verboten und bestraft werden, — oder es war eine neue Formulirung gemeinsamer Symbole nothwendig, die in Zukunft als unverbrüchliche Regel des Glaubens zu gelten hätten.

In beiden Fällen war aber die Hauptschwierigkeit dieselbe. — Noch immer ist nämlich die unerläßliche Präliminar-

frage nicht beantwortet. Worauf beruht die verbindliche Kraft und Autorität protestantischer Symbole für das Gewissen der Prediger wie der übrigen Mitglieder jener kirchlichen Gesellschaften?

Scheibel hat in dem vorliegenden Buche den Knoten zerhauen, statt ihn zu lösen. „Ich sah," sagt er, „in mehreren Aesten des großen Lebensbaumes die christliche Kirche ausgebreitet, auch wie gesagt, in den einzelnen Mitgliedern falscher Kirchen, Aeste hineinranken, Zweige, Dämmerungen des Lichts; aber die Höhe des Geistes und seiner Leuchte gefiel Gott Luther's Kirche zu offenbaren." — Hiermit versucht freilich dieser Schriftsteller, indem er eine unmittelbare göttliche Offenbarung für seine lutherische Kirche in Anspruch nimmt, sich auf den Standpunkt der katholischen Lehre zu stellen, spricht aber eben dadurch das Verdammungsurtheil aus über seine Parthei, da er der mißlichen Folgerung nicht entgehen kann, daß wenn einmal eine Offenbarung außer der heiligen Schrift angenommen wird, die katholische Kirche, welche den fortdauernden Beistand des heiligen Geistes von den Zeiten der Apostel her und bis ans Ende der Zeiten mit viel schlagendern Gründen für sich in Anspruch nimmt, ohne Zweifel größeres Recht auf Glauben und Unterwerfung habe. — Klügere Verfechter des Protestantismus haben sich deshalb auch zu allen Zeiten gehütet, den Symbolen ihrer kirchlichen Gesellschaft einen auf göttliche Offenbarung gegründeten Werth beizulegen. — Das Symbol, sagten sie, ist der Ausdruck unsers gemeinschaftlichen Glaubens. Wer sich zu unserer Gemeinde bekennen will, muß diesen theilen; wer davon abweicht, scheidet der Sache nach von uns aus, in keinem Falle hat er dann noch ein Recht Lehrer der Gemeinde zu seyn. —

Diese Argumentation ist so folgerichtig, daß sich dagegen nichts einwenden läßt, sobald wirklich nur die Gemeinde den Glauben fortwährend hegt, der in den Symbolen ausgesprochen ist. — Da diese dann aber, — der eben ausgesprochenen

Ansicht zu Folge, — nichts mehr und nichts weniger als eine menschliche Meinung gewisser im 16ten Jahrhundert lebender Gelehrten sind, — so ist nicht abzusehen, warum nicht die Theologen des 19ten Jahrhunderts und die jetzt lebenden Gemeinden andere Ueberzeugungen hegen sollten. — Wenn Scheibel in der oben genannten Schrift das offene Bekenntniß ablegt, daß er im Jahre 1817 unter den 700 lutherischen Predigern Schlesiens der einzige gläubige Anhänger der lutherischen symbolischen Bücher gewesen, so erhellt zur Genüge der gegenwärtige Stand der Sache und außerdem die Unmöglichkeit, daß irgend eine irdische Macht jetzt oder jemals im Stande seyn werde, die Abgefallenen wieder zu jenen dogmatischen Bestimmungen zurückzuführen, denen eine innere, übernatürliche Autorität nach den eigenen Lehren des Protestantismus, der sich allein auf die Bibel zu stützen vorgiebt, nicht beiwohnen kann.

Noch größere Schwierigkeiten hätte endlich der Versuch: neue symbolische Bücher in unserer Zeit und für unsere Zeit zu entwerfen, begegnen müssen. — Sollten sie aus einer Berathung der gelehrten Theologen oder sämmtlicher Prediger hervorgehen, so mußte entweder eine unbedeutende supernaturalistische Minorität der immensen Mehrheit der Neugläubigen Gesetze vorschreiben, oder der Rationalismus obsiegen, sich in symbolischen Büchern verkörpern und legale Kraft gewinnen. Neu eingeführte, zum positiv Christlichen hinneigende, neuerdings und auf Betrieb der Regierung abgefaßte Bekenntnißschriften hätten, außer den Gründen, die gegen die alten Symbole sprechen, noch den bedeutenden Einwand gegen sich gehabt, daß sie von gestern her seyen.

So große Schwierigkeiten hätte jede Regierung von dem Geschäfte der Reconstruction des Protestantismus zurückschrecken müssen; der Eifer der preußischen, welche die Schutzherrschaft über letztere für ihren Beruf hielt, glaubte sich indessen sowohl dieser Aufgabe gewachsen, als zu ihrer Lösung ver-

pflichtet und wählte als Mittel zur Ergreifung dieses Zweckes die Union und die Agende.

Niemand wird leugnen, daß unter den Motiven, aus denen die Anwendung dieser Maaßregeln hervorging, höchst ehrenwerthe und aller Anerkennung würdige waren. — Es sollten die christlichen Elemente des Protestantismus vor dem völligen Untergange bewahrt, der noch zu rettende Theil der Bekenner desselben vor dem nahe bevorstehenden Versinken in ein modernes Heidenthum geschützt, der absoluten Willkühr der Prediger bei Abhaltung des öffentlichen Gottesdienstes und der immermehr überhandnehmenden Verflachung desselben gesteuert werden. Freilich mochten sich aber auch neben diesen achtbaren Tendenzen bei Andern ganz andere geltend machen.

Die Zeit hatte sich von der Behandlung kirchlicher und geistlicher Angelegenheiten entwöhnt, die Welt war militärisch geworden. — Die Kirche und ihr Heil wurde, wie jeder andere Zweig der Administration behandelt. — Selbst Scheibel, der, wie wir gesehen, keinen Anstand nimmt, sich zum Glauben an die göttliche Offenbarung des Lutherthums zu bekennen, kann sein Bedauern nicht unterdrücken, daß die Regierung dieser seiner Kirche lediglich in die Hände der weltlichen oft aus andersgläubigen Personen bestehenden Administrativbehörden (wie Luther sagte: „der Juristen") gekommen, deren fortwährende Erleuchtung durch den heiligen Geist er nicht zu behaupten wagt.*) —

*) „Nur Eins sagt er," — ich bekenne es frei, — „hätte ich längst noch meiner Kirche gewünscht. Mein großer, mein verehrter Esra hatte das Wort Gottes klar und deutlich erklärt, (Esra 7, 6. 7. 11. 12.) auch war in den symbolischen Büchern die rechte Kirchen-Verfassung ihren biblischen Principien nach offenbar angegeben. Aber die Verfassung selbst, die recht praktische Ausübung der Timotheus-Briefe, also: die von der Welt geschiedene Theokratie fehlt."

Von diesen wurde dann freilich die Schöpfung einer neuen vereinigten Staatskirche, von welcher der Regent, ähnlich etwa dem Papste in der katholischen, oder richtiger dem Könige von England in der anglikanischen, das Oberhaupt wäre, als ein wesentliches und hauptsächliches Mittel zur Verstärkung der absoluten Gewalt des „Staates" angesehen. — Galt aber dieser (rein politische) Zweck als die Hauptsache, so kam es auf den Glauben der neuen Kirche nicht sonderlich an; ja es konnte derselbe, der beliebten indifferentistischen Auffassungsweise der neueren Zeit gemäß, als etwas „Inneres" dem Belieben der Individuen füglich überlassen werden. Weit wesentlicher erschien dann die äußere liturgische Seite der neuen Kirche. — Wäre hier, so scheinen Manche geglaubt zu haben, Einheit und Einförmigkeit hergestellt und eine allgemeine Agende geschaffen, — so werde sich das Uebrige, die Einheit der Ueberzeugung, die Gemeinschaft des Glaubens, der Einklang der Herzen, der freilich erst eine Kirche zur Kirche macht, wohl von selbst finden. — Diese, allerdings dem militärischen Ideenkreise angehörende Vorstellung rief auch die Meinung hervor, daß die neue „evangelische" Kirche den Katholiken gegenüber eine besonders formidable Macht seyn werde; — wenn zwei Armeekorps von gleicher Stärke zusammenstoßen, sind sie nach den unumstößlichen Grundsätzen der Arithmetik gerade noch einmal so stark, wie vor der Vereinigung jedes einzelne für sich. — Inzwischen gelten auf dem theologischen und geistlichen Gebiete andere Principien der Beurtheilung; zwei verschiedene Confessionen, die sich vereinigen, ohne den Glauben, der nun der gemeinschaftliche seyn soll, auch nur zu definiren, und die sich folglich in die Unmöglichkeit versetzen, irgend einer Lehre Anerkennung und Geltung in den Gemüthern der Menschen zu verschaffen, werden dadurch nicht nur nicht noch einmal so stark, sondern sinken, als Kirche, zur absoluten Nullität herab. — Eine Vereinigung solcher Art gilt dann einem kirchlichen Selbstmorde gleich. —

Das dieß zur Zeit der Union von den am meisten Be-

theiligten nicht bemerkt und ernstlich von der öffentlichen Meinung gerügt worden, kann nur aus der unkirchlichen Stimmung der heutigen protestantischen Welt, aus der großen Macht des moralischen und religiösen Indifferentismus, und aus den bei der Mehrzahl der heutigen Protestanten in Blut und Leben übergegangenen, eben so revolutionären als absolutistisch-servilen Auffassung der kirchlichen Verhältnisse erklärt werden. — In diesen Ideenkreis unserer getrennten Brüder muß man sich eigens hineindenken, um das, was seit 1817 sich dort begeben, auch nur verstehen zu können.

„Die Union war," so sagt Scheibel selbst, „in der Entwickelung Deutschlands genügend vorbereitet. Die Professoren sind, wie einst die Philosophen in Griechenland, Deutschlands Päpste. Was ein gelehrter Exeget vom Katheder herabsagt oder drucken läßt, ist das heilige αὐτὸς ἔφα seiner Schüler. Lucas Erzählung (Act. XVII. 11.) hütet man sich wohl, den Zuhörern an's Herz zu legen. — Die Abendmahlslehre Luther's wird längst nicht mehr gelehrt. Storr und Reinhard waren ihre letzten Zeugen und auch diese erklärten sie für unerheblich." (Der geneigte Leser wolle hiemit Luther's oben citirtes Schreiben an die Frankfurter vergleichen.)" — — — Die Studenten und Candidaten, nichts als ihre Aphroditen im Kopf und Herzen, statt von Theologie, von irdischer Naturanschauung geleitet, konnten also schwerlich Lutheraner bleiben. Seit aber vollends die Professoren auch Consistorial-Räthe wurden und die Examina, und mit ihnen die Entscheidung über das künftige Schicksal der „(wie der Verfasser an einem andern Orte mit plastischer Wahrheit sagt: „nach Brot und Braut sehnsüchtigen") „Candidaten in ihre Hände bekommen, war von den evangelischen Theologen, die stets nur die Worte: Wahrheitsliebe und Toleranz im Munde führten, die Bahn des Jesuitismus (?) betreten."

Der Verfasser bemerkt hiezu sehr richtig: daß demnach die (dem Rationalismus mehr entsprechende) Lehre Calvin's und Zwingli's überall angenommen sey und daß auch die

„neuen, gläubigen Theologen“ Deutschlands von Jugend auf zu hellenisch gewesen seyen, um nicht ebenfalls dieser Lehre sich anzuschließen. „Hiezu,“ fährt er fort, „kam der Zustand der Gemeinen. Wie waren sie seit lange unterrichtet! Was hatten Göthe, Schiller und alle Dichter unseres neuhellenischen Parnasses, was herrschende Vergnügungssucht, was selbst die Elementarbildung der Jugend hervorgebracht? Einst lernten Knaben und Mädchen aus Evangelien und dazu Bibelsprüche, jetzt Deklamirbücher, aus jenen Dichtern gesammelt, unter andern Schiller's Kindesmörderin. Schon 1780 hatten die Räuber Schiller's sogar eine Räuberbande von Jünglingen in und bei Leipzig veranlaßt, „(ein Fall, der sich bis in unsern Tagen von Zeit zu Zeit wiederholt;)“ nur zu lebendig hörte man oft genug von Jünglingen und Knaben singen: „„Ein freies Leben führen wir.““ Wie sollte in solcher Zeit der Gesang: Schmücke dich, o liebe Seele rc., für etwas Anders als mystische Phantasterei gehalten werden.“ — Insbesondere giebt derselbe Schriftsteller über den Zustand der nach seiner Ueberzeugung auf specieller, göttlicher Offenbarung beruhenden lutherischen Kirche in der preußischen Monarchie eine interessante Notiz. „Die lutherische Kirche war in den preußischen Ländern, nachdem seit 1614 Churfürst Johann Siegmund von einem treulosen, ehemals Lutherischen Prediger verleitet, reformirt geworden, durch den westphälischen Frieden gesichert. Man kann aber nur sagen: so lange als es den Fürsten gefiel, die Garantien, die sie gegeben hatten, zu halten. Noch bestand sie daher äußerlich im 18ten Jahrhundert; dort war, seit Semmler in Halle lehrte, und Spalding und Teller durch den ganz dem Christenthum feindseligen Minister Zedlitz *) Ober-Consistorial-Räthe in

*) Scheibel berichtet von ihm die Aeußerung: „wenn nur Gerhard‘ (ein dortiger Prediger) „nicht wäre, würde er in Breslau schon Christum von den Kanzeln bringen.“

Berlin geworden waren, nur noch der Name der Kirche eigentlich übrig. Predigten, Gesangbücher wurden ganz heidnisch, ägyptisch gemacht, die alte Brandenburgische, Lutherische Agende wurde bei Seite gelegt.“ *)

Wir würden, wäre dieses Geständniß von einem Mitgliede eines andern Bekenntnisses ausgegangen, uns vielleicht versucht fühlen, die Farben des Gemäldes für zu grell zu halten. Da dasselbe aber von einem Gelehrten herrührt, dem einst die Nachwelt den Namen des „letzten Lutheraner's“ nicht versagen wird, so muß auch die schärfste, historische Kritik sich befriedigt erklären — und wir haben somit aus authentischer Quelle den Boden kennen gelernt, auf dem der Bau der neuen, unirten oder „evangelischen“ Kirche begann.

Den ersten Anstoß dazu gab ein an den Minister Freiherrn von Thulemeyer gerichtetes Promemoria des damaligen Oberconsistorial-Rathes Sack bereits im Jahre 1798. — Einer von Scheibel (Aktenstücke Nr. I.) mitgetheilten Cabinetsordre zufolge scheint dieser Vorschlag zu einer „verbesserten Liturgie“ für beide Confessionen damals im Interesse der „gereinigten Religionsbegriffe“ gemacht worden zu

*) Wie weit die auf diese Art von oben herab gepflanzte und großgezogene Aufklärung in Preußen damals gegangen, beweist der königliche Befehl vom 25ten Februar 1802, daß „der uralte, religiöse Gebrauch der christlichen Kirche: die Kinder zu taufen“ aufrecht erhalten werden solle. — Aufgeklärte Eltern hatten angefangen, die Beobachtung dieses „Gebrauches“ für überflüßig zu erachten. — Diese Kabinetsordre ist nicht bloß durch die Thatsachen merkwürdig, welche dieselbe veranlaßten, sondern fast noch mehr durch die Motive, auf welche sie den Befehl der Beibehaltung der Kindertaufe stützt. — Die Kindertaufe sey nämlich „mit der bürgerlichen Verfassung schon so innig verwebt, daß die Ausübung bürgerlicher Rechte und mehrere wichtige Verhältnisse im Staate wenigstens in Ansehung der Beglaubigung davon abhängen.“ —

seyn, — und es wird in derselben Cabinetsordre die Freude ausgedrückt: „beide Confessionen durch eine gemeinschaftliche Agende, der bleibenden Verschiedenheit der Meinungen ungeachtet, einander näher zu bringen und dadurch selbst den unaufgeklärten Theil der kirchlichen Gemeinden immer mehr und mehr zu überzeugen, daß Friede, Liebe und Duldung die einzigen nöthigsten Mittel in Religionssachen sind.“ — Historisch merkwürdig sind dabei die in demselben Erlasse vorkommenden königlichen Worte, die in neuern Zeiten so vielfachen Stoff zu mißfälligen Parallelen lieferten. „Durchdrungen von dieser Wahrheit will ich, daß bei der vorhabenden Liturgie nicht nur aller Zwang, — denn an diesen darf in Angelegenheiten des Gewissens und der Ueberzeugung gar nicht gedacht werden, — sondern auch so viel als möglich alle bürgerlichen Autoritäten vermieden und die auszuarbeitende verbesserte Agende anfangs bloß als eine Privatunternehmung einzelner Gelehrten angesehen werde.“ —

Nachdem der erwähnte Vorschlag damals zu keinem weitern Resultate geführt hatte, wiederholte ihn derselbe Diener des Wortes im Jahre 1812 in einer Schrift über die Vereinigung der lutherischen und reformirten Confession. — 1814 ward in Berlin eine aus Oberhofpredigern und Oberconsistorialräthen bestehende Commission zur Erneuerung und Wiedererweckung des protestantisch-kirchlichen Lebens niedergesetzt. Als diese nichts zu Stande gebracht, sprach endlich eine königliche Bekanntmachung vom 27. September 1817 den bestimmten Wunsch S. M. zur Vereinigung der protestantischen Religions-Partheien in seinem Staate aus, — und bei der dreitägigen Feier des Reformationsjubelfestes wurde dieselbe an mehreren Orten in der preußischen Monarchie durch gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahles, verbunden mit der Annahme des reformirten Ritus des Brotbrechens bei Austheilung desselben sofort vollzogen.

Vorhergehende Verhandlungen beider Theile über die dog-

matische Seite der Union, zum Behufe der Feststellung eines gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnisses sind nicht nöthig befunden worden. Niemand scheint dazu auch nur das Bedürfniß gefühlt zu haben. — Dieß zur Charakteristik der heutigen Entwickelungsstufe des Protestantismus genügende, freilich aber, wenn es minder verbürgt und weltkundig wäre, völlig unglaubliche Faktum, — ergänzt Scheibel, mit mehreren aus seiner nächsten Umgebung geschöpften Details, die zur Bezeichnung des in der neuevangelischen Kirche herrschenden Geistes zu wichtig sind, als daß wir sie hier übergehen könnten. Auf der im Anfange des Nov. 1817 zu Breslau gehaltenen Synode der dortigen Stadt-Superintendentur, wo die beiden reformirten Prediger der Stadt mit hinzugezogen wurden, ward am Schluße der Synode auch über die Union verhandelt, und alle stimmten ihr bei. Ich war, sagt Scheibel, leider der Einzige, der nicht beistimmte. — Auf seine Erklärung: daß ihm sein Gewissen nicht erlaube, der Union beizutreten, sagte ihm Einer der Anwesenden: „Was sollen wir thun? Treten wir der Union nicht bei, so ist der König böse auf uns, treten wir ihr bei, so laufen die Beichtkinder zu Ihnen“. —

Eine zweite Synode zu Breslau (im Jahre 1818) beschäftigte sich mit der Entwerfung einer neuen Kirchenverfassung und eines neuen Kirchenraths. — Ich entwarf, so erzählt Scheibel, einen Aufsatz über die apostolische Verfassung, vorzüglich nach dem Thimotheus- und dem Titusbriefe. Dieser wurde sogleich zurückgewiesen. Einer der obersten Synodalen antwortete mir, als ich ihm entgegnete: Es sey doch die Anordnung des heil. Geistes selbst: „Der heil. Geist richtet sich nach den Zeiten“. — Auf einer späteren Synode (im Jahre 1821) kam zum erstenmale die Frage wegen einer neuen allgemeinen Landes-Agende für die neu zu machende evangelische Kirche vor, — und unser Gewährsmann hatte hier genugsam Gelegenheit, zu bemerken, „wie er mit seinem so ganz

strengen Lutherthum mit dem jetzigen theologischen Zeitalter, und zwar auch selbst mit den Gläubigen in ihm in Zwietracht sey". Endlich sollte, freilich in umgekehrter Ordnung, d. h. nach der geschehenen Vereinigung, auf der Provinzial-Synode von 1822 „ein ganz neuer evangelischer Lehrbegriff" aufgestellt werden. — Zu diesem Ende versammelten sich am 2ten und 3ten Oktober jenes Jahres in den Morgenstunden, im Musiksaal des Breslauischen Universitätsgebäudes, das Consistorium, die „evangelische" Facultät, die Breslauischen Prediger beider Confessionen und mehr als zwanzig Superintendenten der Provinz. „In zwei Morgen, von 8½ bis 1 Uhr, war eine neue Dogmatik gemacht". Man hatte auf Scheibel's heftigen Widerspruch gerechnet; dieser aber berichtet, wie er in einer ganz andern Stimmung gewesen. „Ich hatte nur geschichtliche Erinnerungen an Moab und Aegypten im Kopf, und sah, wie alles in der Leichtigkeit des Sinnes und in dem Hasse gegen den Glauben der Väter entschieden war, hatte also gleich von vorn herein beschlossen, möglichst wenig zu sprechen, und nur auf vorkommende Fragen zu antworten, deshalb mir auch noch die Hauptstellen aus den symbolischen Büchern beider Confessionen und Calvin's Institutionen bezeichnet. Wie unnütz war für diese Versammlung solche mühsame Vorbereitung. Die war mit lächelndem Muth in wenig Minuten über die wichtigsten Punkte entschieden". — Ueber die nähern Details beobachtet derselbe zwar, einem damals abgegebenen Versprechen zufolge, ein gewissenhaftes Stillschweigen, droht jedoch, wenn die oben erwähnten Andeutungen angegriffen werden sollten, die Geschichte dieser Synode in extenso bekannt zu machen. In acht Stunden sey eine Dogmatik fertig gewesen. „Mit Gebet und Bruderkuß, setzt er hinzu, würde die Synode beschlossen: Ich bekam keinen. Mittwochs wurde gespeist und auf Unitisten und Constantisten getrunken". Dann wurden die Synodal-Akten nach Berlin geschickt. — Das Ministerium jedoch lobte zwar den Eifer der Synodalen, fügte aber hinzu: „Neue Symbole werde man

in Berlin aufstellen, und die Erbsünde hätte man nicht leugnen sollen". —

Nicht minder interessant ist die kurze Zusammenstellung dessen, was nach dem Vorgange Preußens, auch im übrigen Deutschlande, in Betreff der belobten Union geschah. — „Das Beispiel der preußischen Synoden", sagt Scheibel, „wirkte in Deutschland von Staat zu Staat, von Volk zu Volk. Die schon längst in Geist und Lehre reformirten Prediger der lutherischen Kirche (von ihrem Eide auf die symbolischen Bücher entbanden sie sich, als selbstständige Organe des, nur schwerlich heiligen Geistes, wie wir sahen selbst) nahmen ohne Weiteres die Union an". — Wenn er jedoch hinzusetzt: „Jahr für Jahr wurden ein, auch mehrere Länder reformirt gemacht", — so können wir diesem Ausdrucke, der sich auf ein durch das ganze Buch hindurch gehendes Mißverständniß bezieht, mit nichten beistimmen. Der alte Glaube der Reformirten darf, trotz seiner starken Hinneigung zum Rationalismus, mit dem heutigen Nihilismus schwerlich ohne Unbilligkeit zusammengeworfen werden.

Ueberall betraf bei diesem Werke der Union, wie Scheibel richtig bemerkt, die Hauptfrage die Gelder, — Edicte verassecurirten den ehemaligen Lutheranern die Einkünfte.

„Zuerst machten 1817 die Geistlichen in Nassau den Vertrag durch eine Synode. Die Gelder sicherte der Fürst; die Gemeinen erfuhren nichts, als daß reformirte Geistliche mit an den Altar traten. — Agende und Gesangbuch waren längst rationalisirt; gepredigt wurde längst eben so".

„Auf gleiche Weise ging es in Rheinbayern, 1818. Eine Synode machte schnell zum Dogma: beim Abendmahl sey die seligste Vereinigung mit Christo. Mit diesem poetischen, vagen Ausdruck wurden die Lutheraner expedirt. An der Verwaltung des Kirchlichen, das gewiß auch längst vorbereitet war, nahmen die Reformirten Theil. Das Geld sicherte ebenfalls der Fürst".

„In Anhalt-Bernburg hielt der Hofprediger Krum-

macher bloß eine Predigt über Act. II. 42. Es beliebte ihm, die Stelle von der Union der Reformirten und Lutheraner zu erklären. Die Sache war fertig. In Dessau brachte das Geld-Edict allein alles in Ordnung. Aehnlich in Anhalt-Cöthen".

„In Baden wurde zu Carlsruhe ein Hof-Abendmahl gehalten; die Damen zuerst, die Chapeaux nach, denselben voran der Hof, dann die Hofchargen, und so nach der Reihenfolge abwärts die übrigen Behörden; la roule. Dann war großes Union-Diner. Ein Edict constituirte 1821 auch hier die selige Gemeinschaft. Späterhin wurde der reformirte Theolog Hüffel aus Nassau Oberpriester des Landes".

„Das Unbemerklichste geschah in Hessen-Cassel, in demselben Jahr. Die lutherischen Professoren in Marburg wurden, da sie nun als reformirt, was sie schon längst waren, auch anerkannt wurden, Ordinarii, was sie vorher nicht werden durften. Die Gelder sicherte, wie überall, der Fürst".

„Röhr, der Papst in Weimar, ließ bloß 1818 eine Bulle verlesen. Nicht viel besser machten es sogar die Schüler Storr's im Würtembergischen. Da hatte die Schweiz längst gewirkt. Den einen Sonntag im Jahr 1827 wurde von der Kanzel durch die Pontifices verlesen: der Unterschied der Confessionen sey unbedeutend; den nächsten Sonntag feierten Calvin's und Luther's Zöglinge mit einander das Abendmahl im Sinne Jenes. Agenden und Gesangbuch machten auch hier keine Schwierigkeiten; seine Gelder behielt jeder; den Glauben hatte man längst weggegeben; der ist nichts Baares".

„So erging es Luthers Kirche durch die Lehrer, die am Altar Jesu Christi geschworen hatten, bis zum Tode ihr treu zu seyn."

Also war es in Preußen wie in ganz Deutschland um das Dogmatische, mithin um die eigentliche Seele und innere Bedeutung der Union bestellt. — Was von den bisherigen symbolischen Büchern fortan gelten sollte ward nirgends bestimmt.

Daß es aber überhaupt auch nur möglich war den bisherigen beinahe 300jährigen Streit in solcher Weise, als sey eben nichts erhebliches vorgefallen, zu beendigen, diese Thatsache bezeichnet lauter als Worte es vermögen den dermaligen Geist des Protestantismus in allen deutschen Ländern. — Die Hand aufs Herz: wer von Euch kann die symbolischen Bücher, die er in den wichtigsten Unterscheidungslehren stillschweigend und ohne eine Erörterung aufgegeben, fortan noch in andern Stücken für eine Regel und Norm seines Glaubens halten? wer sie als solche andern auferlegen oder Andere darauf verpflichten wollen? Der Eine oder Andere mag aus eigener, individueller Ueberzeugung, diese oder jene Lehre, die zufällig auch in den symbolischen Büchern steht, glauben oder zu glauben wähnen und gestützt auf anderweitige Autoritäten oder eigene Forschungen, sie bis auf bessern Bericht annehmen. Dieß ist Sache seiner Wahl und seines Geschmacks und bleibt Jedem unbenommen, aber die längst schon durch das Factum beseitigten Symbole, d. h. die gemeinschaftlichen Bekenntnisse der Kirche, die bindenden Mittel, ohne welche eine Glaubensgenossenschaft gar nicht gedacht werden kann, sind durch die Union feierlich und förmlich zu Grabe getragen. Dieß war denen die dabei riethen und halfen und Hand anlegten unbewußt, ihr Sinn und Zweck aber in der Hand des Allerhöchsten. — Durch diese Vereinigung ist auch für die blödesten Augen selbst der Schein einer historischen Verbindung zwischen dem heutigen Protestantismus und den vermeintlichen Reformatoren des 16. Jahrhunderts vernichtet; die Brücke, welche die Vergangenheit mit der Gegenwart verband, ist abgeworfen und die einzige Zukunft, die der neue Protestantismus von 1817 vor sich hat, ist der Abgrund der leeren, alles Inhaltes beraubten Negation, der absolute Indifferentismus und die völlige Individualisirung der Meinung von Gott und göttlichen Dingen. — Daß hieraus die antichristliche Gleichgültigkeit gegen alles Heilige, die Verwirrung der Begriffe, die Hoffart des Geistes und die Versunkenheit in die gemeinsten materiel-

tismus als neue Kirche aufstießen. Wir aber können bei dieser Gelegenheit in der That nicht umhin die wunderbaren Fügungen der Vorsehung zu bewundern, die oft durch einfache Mittel die schlauesten Berechnungen der Menschen durchkreuzt. — Die Union wird, wie oben gezeigt, hauptsächlich zu dem Zwecke der Befestigung des Protestantismus unternommen, und gerade sie ist es, die demselben sogar auch dem Namen nach, jede historische und positive Grundlage raubt. Das Werk der Reformatoren soll durch die Agende erhalten werden, und die Regierung sieht sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, das kleine Häuflein derer, welche wie wir gesehen, dem Lutherthume, mitten im allgemeinen Abfall, allein noch treu geblieben sind, in eine Lage zu versetzen, wo den Bedrängten nur die Wahl zwischen Verzichtleistung auf ihre kirchliche Ueberzeugung und der Auswanderung in ferne Länder frei bleibt. Es ist unglaublich, aber nach den von Scheibel bekannt gemachten Aktenstücken nicht zu bezweifeln: die Lutheraner in Schlesien, deren letzter unbedeutenster Rest sich um diesen und einige andere Professoren der Universität Breslau gesammelt hatte, suchten bei S. M. dem Könige von Preußen um die Erlaubniß an, in demselben Lande, wo sie einst die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ausgemacht und selbst unter der Herrschaft Ferdinand's II. und Leopold's I. sich kraft kaiserlicher Majestätsbriefe großer Rechte erfreut hatten, als geduldete Secte fortbestehen zu dürfen, und wurden, — so seltsam spielt das Geschick in den menschlichen Dingen! — abschlägig beschieden. — Wir werden auf diese sich um die Annahme der Agende drehenden langwierigen Händel, die mit der Absetzung Scheibel's und der polizeilich=militärischen Vernichtung der Parthei der alten Lutheraner endeten, ein anders Mal zurückkommen.

XXXV.

Geständniß der neueren französischen Literatur.

Seit dem Jahre 1830 hat sich die französische Modeliteratur eine neue Bahn gebrochen. Victor Hugo kann als das Haupt dieser sogenannten romantischen Schule betrachtet werden. Ihm zunächst steht Eugène Sue, welcher sein Vorbild in allen Vorzügen, wie in allen seinen Fehlern zu übertreffen sucht. Wer nicht gerade Geschmack an solchen Ausgeburten einer wilden, regellosen Phantasie findet, wird diesen Schriftstellern nicht leicht auf dem von ihnen eröffneten Gebiete folgen. Aus dieser Masse theils schlechter, theils überspannter Ideen tauchen aber öfters Lichtfunken eines Genies auf, dessen reiche Gaben zu einem bessern Zwecke hätten verwendet werden können. Daher mögen hier einige Stellen aus der Vorrede eines jener Werke*) ihren Platz finden. Man wird darin die tiefen Wunden aufgedeckt erblicken, an welchen unser gesellschaftlicher Zustand sich verblutet. Solche Geständnisse sind aber um so merkwürdiger in dem Munde eines Mannes, der selbst dem Schwindelgeiste der Zeit fröhnend jenen Schmeichlern beigezählt werden kann, die nicht mehr wie sonst die Throne umgeben, aber unverschämter noch die Leidenschaften der Menge aufregen, alle schlummernden Begierden und Bedürfnisse wecken.

Doch hören wir ihn selbst:

„In meinen Romanen, abgesehen von ihrer besondern Eigenschaft als Gemälde des Seelebens, habe ich nur die allmählige und philosophische Entwicklung einer Idee zu erläutern und zu verständigen gesucht."

*) La Vigie de Koat-Ven Roman Maritime (1780—1830) par Eugène Sue. 4 Theile, 1834.

„Ich bin nämlich der Meinung, daß jedem Jahrhunderte ein unauslöschlicher Charakter aufgedrückt ist. So möchte ich den treffendsten und bestimmtesten Zug unserer moralischen Geschichtsbildung eine tiefliegende, bittere Enttäuschung nennen. Diese Enttäuschung hat ihre Quelle in den tausend politischen und socialen Gaukeleien, deren Spielball wir waren. Diese Enttäuschung hat ihren Beweis in dem organischen und sie begründenden Materialismns unserer Epoche".

„Wenn ich diese Ansicht ausspreche, so glaube ich nur auf geringen Widerspruch zu stoßen, denn die meisten Menschen sagen, wiederholen, betheuern und beweisen mit einer beinahe unglaublichen Selbstgefälligkeit, daß unser Jahrhundert das wahrhaft Glückliche deshalb sey, weil es den ungeheuern Vortheil habe, das vorzugsweise Positive zu seyn".

„Der Sinn, welchen die liberale, fortschreitende philosophische Parthei mit diesem Worte verbindet, scheint mir klar zu beweisen, daß positives und materialistisches Jahrhundert, oder enttäuschtes und atheistisches Jahrhundert ganz die eine und dieselbe Bedeutung haben" *).

Diese Wahrheit einmal anerkannt — mit Freude und und Stolz von den Einen, mit Wehmuth und Sorge von den Andern — fahren wir fort:

„Diese Enttäuschung, welche uns drückt, ist ganz begreiflich. Seitdem die Philosophie den Unglauben predigend, ein Leichentuch zwischen Himmel und Erde ausgebreitet, und die Menschen dadurch der göttlichen Klarheit beraubt hat, seit dieser traurigen Zeit müssen die Menschen die Himmelsräume für leer halten, weil man sie ihnen verschleiert, und mühselig kriechen sie daher in dem falschen, kläglichen Lichte".

„Und dann — weil ihnen kein Himmel mehr offen stand, den sie schauen, keinen, zu dem sie flehen konnten, waren sie genöthigt, ihre Blicke niederzuschlagen, und um sich her zu sehen — und die Menschen betrachteten sich demnach unter einander, so recht genau, so recht gegenüber, und die Menschen schau-

*) Man verzeihe die Beibehaltung der vielen französischen Ausdrücke in der Uebersetzung. Leider sind uns mit den Worten auch die Ideen vom Rheine herüber zugekommen, und der Sinn, den man gemeinhin mit jenen verbindet, dürfte bei einer Uebertragung leicht der Klarheit der Letztern schaden.

botten unwillkührlich zurück, denn ihre Entdeckungen waren fürchterlich, denn ſie fanden im Andern, was ſie in ſich gefunden — Stolz, Haß, Neid"!

„Und da die heiligen und wohlthätigen Glaubensſätze nicht mehr vorhanden waren, um dieſe, unſerer Natur anklebenden organiſchen Gebrechen und Laſter in Entſagung, Barmherzigkeit und Nächſtenliebe zu verwandeln, in Hoffnung oder Furcht einer Belohnung oder ewigen Strafe ꝛc."

„Und da die Menſchen Gott nicht mehr jede Treuloſigkeit, jeden Betrug, jede Qual, die ſie erlitten, in Demuth aufopfern konnten, damit ihnen ihre hieniden erduldeten Leiden einſt angerechnet würden".

„So hat der Menſch, nur an ſich glaubend, und ſeine Rache nicht mehr dem Zufalle einer göttlichen Gerechtigkeit anheimſtellend, ſeinem Nebenmenſchen Treubruch mit Meineid, Falſchheit mit Hinterliſt, Qualen mit Qualen vergolten".

„Und all' dies, weshalb? Weil kein heilbringender Glaube mehr den unwiderſtehlichen Trieben der Menſchen mächtige Schranken entgegengeſetzt. Dieſe Triebe ſind aber in ihren Rückwirkungen trunken, blind, und führen zu jenen ſchmerzlichen Symptomen, welche in unſern Tagen das ungemeſſene Bedürfniß nach Glaubensſätzen fühlen laſſen".

Hier geht nun der Verfaſſer in eine umſtändlichere Entwicklung ſeines Syſtems ein. Er ſucht zu zeigen, daß die moderne Philoſophie jene Glaubensſätze, auf welchen bisher das Glück der Menſchen gegründet war, als Täuſchungen darzuſtellen und dieſelben, Eine nach der Andern, zu zerſtören ſich bemühte.

Sue wollte dieſes Wort: Illuſion beibehalten, obwohl er zugiebt, daß es richtiger mit croyances zu bezeichnen wäre. Nennen wir daher dieſe ſogenannte Täuſchung den Glauben an etwas Höheres, den beſeligenden, geoffenbarten, über alles irdiſche Treiben erhebenden Glauben, nennen wir dagegen die Enttäuſchung, désenchantement, die im Finſtern umhertappende menſchliche Weisheit, die man gerade als die bitterſte, eigentliche Täuſchung an die Stelle jener ewigen

Wahrheit zu setzen versuchte, so machen wir die Ideen und Ansichten des Verfassers ganz zu den unsrigen.

Dieses vorausgeschickt, wollen wir ihm in seiner Auseinandersetzung weiter folgen:

„Ich unternahm es daher, den Beweis darüber zu führen, daß es für den Menschen auf dieser Erde kein Glück gebe, wenn man ihm alle Täuschungen entreisse".

„Ich wollte diesen ganz eigenen und bezeichnenden Widerspruch eines Jahrhunderts näher beleuchten, welches mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften den alten religiösen und monarchischen Glauben, diese einzige Quelle, diese reine, ergiebige Quelle der edelsten, trostreichsten und wahrhaftesten Illusionen mit Füßen getreten und nun überall um jeden Preis wieder ähnliche Illusionen hervorrufen möchte. Die Menschen fangen an, dies einzusehen, und fragen sich, was denn aus dem Menschen werden soll, wenn man ihm eine Täuschung nach der andern nimmt"?

„Ich antwortete hierauf: er wird das, wozu wir ihn gebildet, das, was er ist, ein trauriges, düsteres Wesen, das alles dem materiellen Wohlseyn auf dieser Welt unterwirft; ein Wesen, das, wenn es auch alle seine sinnlichen und groben Begierden befriedigen, den höchsten Gipfel der Macht, des Ruhmes und der Wissenschaft erreichen konnte, stets in seiner Seele jene fürchterliche Leere fühlen wird, welche keine menschliche Eitelkeit auszufüllen vermag. Ihr wollt Täuschungen in der Kunst; bringt sie zuerst in eure Sitten; die Kunst ist ja nur der moralische Ausdruck der menschlichen Gesellschaft, und giebt es denn etwas Trockeneres, Prosaischeres, Enttäuschteres und Enttäuschenderes als die gegenwärtige menschliche Gesellschaft?"

„Wie? kann man dem Dichter nach sagen: besinge die tröstende, geheiligte Religion! und den Abend zuvor habt ihr die Tempel entweiht und durch gotteslästerliche Orgien den Altar befleckt."

„Und ihr sprecht zum Dichter: besinge den König, dieses majestätische, unverletzbare Wesen, dessen Stirne das von Gott gesalbte Band ziert! und man wiederholt uns jeden Tag, daß der König bezahlt ist, daß er seinen Lohn erhalte, wie ein Beamter oder ein anderer Diener, daß er daher arbeiten müsse, um seine Besoldung zu verdienen."

„Und ihr ſagt wieder zum Dichter: ſo beſinge denn Frankreich! und da wirft man Frankreich in die Arme Englands, und ruft: rette es“!

„Fordert man den Dichter endlich auf, ſein Vaterland zu beſingen, mit deſſen Einrichtungen, deſſen Ruhm und Wiſſenſchaften — doch man weiß ja genau, was alles das koſtet, was alles das gilt! — Fünfhundert Auserwählte prüfen ja öffentlich jedes Jahr die Rechnungen und den Haushalt des Staates — beſtimmen Einnahmen und Ausgaben: zuerſt was die Thränen, eintragen, und die Spiele, und die Kerker, und dann die unreine Luft der Stadt, und das Recht dieſe Luft einzuathmen — das iſt die Einnahme! — Dann kommt die Ausgabe: für einen Gott und ſeine Diener ſo viel — für eine Gerechtigkeit ſo viel — für einen Ruhm ſo viel — für einen Unterricht, für ein Wiſſen ſo viel u. ſ. w. — und ein König, eine Gerechtigkeit, ein Ruhm, ein Unterricht, das macht die Summe von . . . bei Kreuzern und Pfennigen — nichts mehr und nichts weniger als eine Kaufmannsberechnung. Nur wenn die Wagſchale zwiſchen Einnahme und Ausgabe nicht gleich iſt, beſcheidet man ein wenig an Ruhm oder ſpart an der Gerechtigkeit und dem lieben Gotte“.

„Sollen wir nun herabſteigen zum gewöhnlichen Leben, was finden wir da“?

„Eine neidiſche, egoiſtiſche, ſcheue Eiferſucht, überall ein bübiſcher Ehrgeiz, den die Gewalt um geringen Preis zufrieden ſtellt, aber auch ein nicht zu befriedigender Ehrgeiz, genährt und erhalten durch den hirnverrückten, fürchterlichen Grundſatz; daß Alle Alles erreichen können“!

Sagt man allen: ihr könnt nach allem ſtreben, alles erreichen, ihr könnt König, Fürſt, Eroberer, Geſetzgeber, Miniſter, General, Millionär, alles werden, ſo heißt das ſo viel, als den Grundſatz der vollkommenen Gleichheit der Geiſteskräfte aufſtellen, es heißt den perſönlichen Stolz und Dünkel jedes einzelnen Menſchen bis auf ſeine ſchrecklichſte Höhe ſteigern“. „Und dieſer Dünkel antwortet: Was? ihr ſprecht von der Fähigkeit der Einen, von der Unfähigkeit der Andern? von den Anſprüchen des Einen, von der Entfernung des Andern? Wer ſagt denn Euch, daß ich unfähig bin, ich? Wer beweiſt mir denn, daß meine Geſchicklichkeit nicht der deinigen gleichkommt? Iſt denn deine Stelle geheiligt, weil ſie die deinige iſt? Ihr

habt uns ja gesagt, Alle können nach Allem streben,! jetzt ist die Reihe an mir"!

„Dagegen wendet ihr ein: das Recht ist auf unserer Seite. Euer Recht? Und wer hat es denn geheiligt, euer Recht? Gott etwa? Nein! Denn ihr habt uns ja gelehrt, daß es keinen Gott mehr gebe, oder daß er sich wenigstens um die Dinge hienieden nicht mehr bekümmere? Leicht wäre es mir gewesen, eine göttliche Einrichtung zu achten, mich einer von Gott ausgegangener Macht zu fügen. Aber so wie dieses Recht rein menschlich wird, geheiliget durch Menschen, wie ihr und ich, so wird das Ganze wieder eine Frage zwischen uns, und diese kann ich so gut entscheiden wie ihr"!

„Aber, behauptet ihr wieder: ich hätte die nöthige Fähigkeit nicht? Wer sagt denn das? Ihr? Wenn ich nun aber, und warum sollte ich nicht, meinem Gewissen mehr glaube, als Euch, welches mir sagt: du bist fähig"?

„Ihr aber entgegnet: die größere Mehrzahl der Menschen wird mir doch sagen, daß ich unfähig bin".

„O! wenn es hier nur auf Zahlen, auf eine Rechnung ankommt, auf Elemente endlich, auf denen die rohe Gewalt beruht, so werde ich abwarten, und mir Anhang zu verschaffen suchen, und dann vae victis"! „Man sage ja nicht, daß dieser Schluß falsch oder thöricht sey; er ist es nicht; im Gegentheile, er ist leider nur zu strenge logisch und folgerecht mit dem Hauptgrundsatze, welcher die Souverainität und Gleichheit Aller ausspricht. Dieser Grundsatz ertheilt ja jedem zu jeder Stunde das Recht die Regierungsform zu ändern oder umzustoßen".

„Denn, wenn einmal der Mensch Niemand und nichts mehr über sich erkennt, als den Menschen, wer kann ihm dann die Ausübung seiner souveränen Rechte streitig machen, wenn nicht die rohe Gewalt"?

„Wenn nun aber einmal eine Gesellschaft oder ein Staat auf einer so veränderlichen, gefählichen, derben Grundlage beruht, wie die Gewalt ist, welche Zukunft eröffnet sich ihr dann? Was kann ihr Anderes bevorstehen, als eine beständige Folge von Unruhen und Bewegungen, hervorgerufen durch den Ergeiz jener, die, weil sie von dem Rechte, das man ihnen zuerkannt, Gebrauch machen wollen, auch den Tag zu erleben suchen, der ihnen Macht verleiht, denn heut zu Tage ist ja denn Alles geebnet, es bestehen keine jener tiefen und breiten Unterscheidungen mehr, welche die

verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft ſo deutlich trennten, die auf ſo wohlthätige Art bewirkten, daß jeder Einzelne ruhig ſich ſeine Lebensbahn vorzeichnete, und einen edlen Stolz darin ſetzte, der Erſte ſeiner Körperſchaft, ſeines Handwerks oder ſeines Standes zu werden. Ein rührender, beſcheidener Ehrgeiz, der ein vorwurfsfreies Betragen beinahe immer krönte".

„Und dieſe geſellſchaftliche Ungleichheit durch Recht wie durch Herkommen ſo weiſe geheiligt, entfernte die Maſſen, bewahrte ſie vor dem ehrgeizigen Fieber, das ſie jetzt verzehrt, während ſie den wahrhaft ausgezeichneten Fähigkeiten den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen nicht verſchloß."

„Hat denn dieſe Ungleichheit dem Genie, dem wahren Verdienſte den brauchbaren Männern, die Höfe, die Gerichtsſäle, die Lehr-Kanzeln, das Feld des Ruhmes verſchloſſen? Hat die Kirche, die Geſetzgebung, hat das Schwert je ſeine Gunſt auch dem in der dunkelſten Verborgenheit Gebornen verſagt, ſobald eine anerkannte Ueberlegenheit des Geiſtes die wohlthätigen Schranken brach, mit einem Sprunge die Schranken brach, welche der Mittelmäßigkeit geſetzt waren, die, wenn man ihr freien Lauf läßt immer ſchadet, ohne im Geringſten zu nützen"?

„Es wäre ja unvernünftig, zu glauben, daß ein König, ſo abſolut, ſo ariſtokratiſch er auch immer geſinnt ſeyn möge, je den ungeheuren Fehler begangen haben ſollte, den wahrhaft fähigen Mann **deshalb** nicht zu verwenden, weil er nicht von hoher Geburt iſt. Denn die Mehrheit der Miniſter aller Staaten tauchten aus dem Mittelſtande auf, ſelbſt in jenen Zeiten, wo die monarchiſchen Grundſätze am ſtrengſten waren".

„Ohne Zweifel hatte auch die Aufſtellung eines Grundſatzes, wie der einer geſellſchaftlichen Ungleichheit, beſonders in ſeiner folgerechten Durchführung verwundbare Seiten, wie jede menſchliche Einrichtung".

„Wenn man aber bedenkt, daß dieſes Syſtem, ſtatt den blinden Ehrgeiz der mittelmäßigen Geiſter zu wecken, ſie vielmehr zurückdrängt, ohne dagegen die wahren und mächtigen Ueberlegenheiten des Verſtandes und der Blildung zu hindern, ihre natürliche Sellung auf dem Gipfel des geſellſchaftſichen Gebäudes einzunehmen; wenn man bedenkt, daß man durch Aufſtellung jenes Grundſatzes, in der Abſicht, die Ruhe und das Glück ganzer Völker zu ſichern, doch nur die lächerlichen, dnmmen und übertriebenen Anſprüche der Geiſtesarmen opferte, ohne befürchten zu müſ-

sen, den Keim des wahren Genies zu ersticken, — denn nie haben die großen Männer ihrem Zeitalter gefehlt, keine menschliche Macht vermag es, die ihnen von der Vorsehung angewiesene Sendung zu hindern — so führen diese Betrachtungen zu einer Vergleichung beider Systeme und ihrer moralischen Resultate".

„Das Eine verlangt Bedingungen und gewisse unerläßliche Bürgschaften, um Theil an gewissen Klassen der Gesellschaft nehmen, zu gewissen Aemtern gelangen zu können".

„Das Andere eröffnet allen schlechten und ungeregelten Leidenschaften ein ungemeßnes Feld mit dem unheilbringenden, paradoxen Grundsatze: Alle können Alles erreichen".

„Liegt nicht gerade hierin die Ursache aller der beunruhigenden Symptome, welche uns von allen Seiten begegnen? Liegt hierin nicht die Ursache jenes neidischen Hasses, der so kühn alle geheiligten und erworbenen Rechte bedroht und angreift? Liegt hierin nicht die reiche Quelle der unzähligen bittern Irrthümer, welche die Einen zur émeute, die Andern zum bewaffneten Aufruhr treiben" *)!

„Und demnach sind es nicht diese irregeleiteten, verblendeten Menschen, die wir verdammen müssen. Unser Fluch fällt vielmehr auf jene, welche diese Unglücklichen verführt, mit unsinnigen Versprechungen aufgeregt haben"!

„Die Verachtung und Verwünschung Frankreichs verdienen jene, welche geschickt genug, zur Macht zu gelangen und sie unter sich zu theilen, eines Tages zum Volke sagten: Du bist Souverain! und die heute zitternd und blaß, mit Schweiß bedeckter Stirne dem Volke die Souverainität abstreiten wollen, das sie mit seiner großen und fürchterlichen Stimme in Anspruch nimmt".

„Schande und Unglück über jene, die Thoren oder Böswillige, mit einigen leeren, hohlklingenden Phrasen von Fortschritt, Licht, Wiedergeburt u. dgl. in Frankreich, ja in ganz Europa den Saamen einer furchtbaren Anarchie ausgestreut haben"!

Der Verfasser vertheidigt sich sodann gegen die Vorwürfe,

*) Das Wort émeute mußte in der Uebersetzung beibehalten werden, weil es im Gegensatze zu dem folgenden révolte armée bezeichnend ist, und wir diesen scharfsinnigen Unterschied in Deutschland, Gott Lob! noch nicht kennen.

die seine Schriften, wohl auch mit Recht, erlitten, daß sie jene Leere, jene Trostlosigkeit mit hervorgerufen, welche die philosophische Weisheit unsers Jahrhunderts in uns zurück-läßt. Er rechtfertigt sich gegen die Anklagen, daß er mit zu grellen Farben Gemälde von gar zu betrübender Wahrheit aufgerollt, und zeigt, indem er in eine nähere Zergliederung seiner Werke und der darin gezeichneten Charaktere eingeht,

„daß die Kundgebung einer Wahrheit, so peinlich und enttäuschend sie auch immer seyn möge, der Menschheit stets zur heilsamen Lehre dienen könne".

Er schließt endlich mit den merkwürdigen Worten:

„Daß nur die alte französische monarchische Verfassung mit einem geläuterten, durch die katholische Kirche wiedergebornen religiösen Systeme eines Tages allen unsern brennenden Bedürfnissen nach Glaube, Trost und wahrer Freiheit werde genügen können".

Es bedarf nach solchem freien Ergusse tief gefühlter Wahrheiten wohl keines Zusatzes mehr. Wenn man auch gerne und mit Freuden anerkennt, daß die Klagen des französischen Schriftstellers größtentheils nur auf Frankreich berechnet sind, und nicht immer auf die deutschen Zustände passen, so bleiben doch solche kräftige Warnungsstimmen auch bei uns, und in einer Zeit nicht verloren, wo das Bedürfniß der Entfernung von unheilbringenden Lehren und Ansichten, so wie der Rückkehr zu etwas Höherem, als menschliche Weisheit uns bieten kann, immer lauter und dringender wird.

Zum Schluße möge noch als eine weitere heilsame Lesefrucht die Stelle eines andern französischen Schriftstellers, Bazin, aufgeführt werden, welcher ungefähr dieselbe Ueberzeugung, nur mit andern Worten und in einem andern Sinne ausspricht:

„Aber, wenn es denn nun wirklich wahr wäre, daß wir am Ziele stünden unseres Glaubens, daß Alles für uns erschöpft wäre, was die menschliche Gesellschaft beseelt und begeistert, daß uns nichts bliebe als die Launen von Liebe und von Haß, die

Luftgebilde von Freiheit und Ordnung, Trümmer ohne Folge, ohne Kraft, ohne Dauer, abgerissene Bewegungen, flüchtige Begeisterungen, denen Leben fehlt, und der Glaube, irgend ein Glaube, d. h. irgend Etwas, das Kraft, das Willen verleihe: wäre es wirklich so mit uns beschaffen, müßten wir in diesem Zustande nicht den Anfang jenes Todeskampfes erkennen, mit dem das griechische Kaiserreich so viele Jahrhunderte hindurch rang? Und trauriger, trostloser wohl noch, weil sich nirgendwo die Grundlagen finden, noch die Werkzeuge erheben zu einem neuen Baue, weil wir gar nichts mehr zu erwarten haben; nicht einmal den Einfall von Barbaren, nicht einen Seher, der es unternähme, den Kreislauf der menschlichen Bildung mit uns aufs Neue zu durchgehen. Wäre dem wirklich so, sollten wir denn mit so großem Mitleiden auf jene Völker herabsehen, welche bisher stillstehend, unbekümmert um das, was wir Fortschritte nennen, noch ihre früheren Sitten beibehalten, fest hängen an ihrem frühern Glauben, welche ruhig dem raschen Laufe der Zeit gefolgt, ohne ihn zu übereilen, die noch alle ihre Vorurtheile abzulegen, alle ihre Einrichtungen gegen Neuerungen zu vertheidigen haben, vor welchen sich daher jene lange Reihe von Veränderungen und Reformen öffnet, welche wir nun so schnell durchlaufen, um uns am Ende unseres Zieles, ohne Leitstern, ohne Zukunft zu finden"?

XXXVI.

Urtheile über Maria Stuart.

Bekanntlich hat der berühmte Verfasser der Hohenstaufen, Friedrich von Raumer, im Jahre 1836 Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive herausgegeben, deren erster Band die Geschichte der Königinnen Elisabeth und Maria Stuart aufhellen sollte. Mußte es ein gerechtes Bedenken erregen, daß Hr. v. Raumer erst dann sich mit besonderen Forschungen über die Geschichte jener beiden Herrscherinnen abgab, nachdem er bereits ihre Regierung in dem zweiten Bande seiner Geschichte der neuesten Zeit beschrieben hatte, so wurde dieses doch durch die Versicherung dieses Historikers beseitigt, es seyen nahe an 300 handschriftliche Folianten durch seine Hände gegangen, so daß man sich in der That von diesen Beiträgen eine ganz außerordentliche Leistung versprechen durfte. Mit nicht geringem Beifalle wurde auch dieses Buch in Deutschland aufgenommen, und wir erinnern uns nur eine einzige Stimme vernommen zu haben, welche nach einer, wie es schien, sorgfältigen Vergleichung mit andern Quellenwerken, vorzüglich Chalmers ganz aus Aktenstücken geflossenem Leben Maria Stuarts (London 1822, 3 Bde., gr. 8.), sich gleich mißbilligend über die Art der Forschung, wie über das Resultat derselben aussprach. Es wurde bemerkt, Hr. v. Raumer habe beinahe immer nur die Berichte der Gegner Mariens ausgewählt, um auf sie sein, man hätte glauben mögen, prämeditirtes Verdammungsurtheil der unglücklichen Königin zu gründen; es wurde, was unglaublich scheinen möchte, dargethan, wie Hr. v. Raumer gerade das versäumte, was ernste Historiker gewöhnlich zuerst vorzunehmen

pflegen, eine durchgängig kritische Untersuchung, in wie ferne die benützten Berichte von glaubwürdigen, unbefangenen, absichtslosen Personen herstammten, oder ob es vielleicht nur eine willkührliche, aus einem zu großen Respekte vor handschriftlichen Quellen geflossene Annahme sey, was Hrn. v. Raumer bewog, ihnen unbedingten Glauben zu schenken. Nicht mit Unrecht ward auch die durch das Ganze hindurchgehende frivole Haltung gerügt, die sich nicht scheute, in das innerste, dem Auge der Menschen verborgenste Geheimniß des Herzens zu dringen, und, ohne sich auch nur der Mühe zu unterziehen, die jedesmalige Lage der Dinge und äußern Verhältnisse recht ins Auge zu fassen, die Seelenzustände ergründen wollte. Insbesondere aber wurde nicht ohne großes Befremden bemerkt, daß die von Chalmer benützten und von diesem ganz oder theilweise mitgetheilten Urkunden die des Hrn. v. Raumer ergänzten und vervollständigten, ja sogar in nicht unwichtigen Fragen Lücken ausfüllten, welche Hr. v. Raumer vergeblich durch ein Raisonnement zu bedecken gesucht hatte, das sich durch Chalmers Urkunden (dieser schrieb bereits i. J. 1822) als völlig gewagt, unstatthaft, ja bis zum Hohn verletzend darstellt. Sonderbarer Weise, wir wollen nicht glauben, daß der Grund darin lag, daß diese Anzeige in Oberdeutschland geschrieben wurde, schien jedoch kein norddeutsches Literaturblatt von dieser Abweichung von dem allgemeinen Urtheile über die Beiträge Kenntniß nehmen zu wollen; dennoch mußte es befremden, daß uns sogar Leo in seinem Lehrbuche der Universalgeschichte zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten (Band 3, Halle 1838, S. 545) lesen ließ, wie entschieden Raumers Verdienste um die Geschichte Elisabeths und Maria Stuarts, diese Parthie seiner Darstellung der neueren Geschichte so gründlich gearbeitet sey, daß er sich bewogen fühle, ihm vorzugsweise zu folgen, ein Urtheil, welchem in einer der darauf folgenden Seiten (Lehrb. III. S. 563) eine aus einer Anzeige der Beiträge aufgenommene biographische Skizze Maria Stuarts hinzufügt ward, deren Ton wohl nicht von der Art ist, daß er

von jenem Verf. je erwartet werden durfte.*) Allein nicht bloß jener mißbilligende Artikel in den Münchner gel. Anzeigen, sondern, was viel merkwürdiger ist, ein die Beiträge der Hr. v. Raumer ganz im Gegensatze zu der Meinung deutscher Journale beurtheilende Aeußerung einer der ruhigsten und umsichtigsten der jetzt lebenden Geschichtschreiber Englands wurde ebenfalls übersehen, als Hr. v. Raumer sich seinerseits ein Vergessen hatte zu Schulden kommen lassen, auf das er sich freilich nicht erst durch den gründlichen Verfasser der neuesten Geschichte von Schottland, Fraser Tytler (Vol. VI. S. IX.), hätte bringen lassen sollen. Der Druck des sechsten Bandes, schreibt Hr. Fraser Tytler, war beinahe vollendet, als Hr. v. Raumer seine Beiträge aus dem britischen Museum der Welt übergab, welche Erläuterungen über die Regierung der Königin Maria von Schottland und den Charakter und das Benehmen der Elisabeth enthalten. Es ist zu bedauern, fährt der feine und höfliche Schotte fort, daß dieser lebhafte und geistreiche Schriftsteller (Hr. v. R.) in den sonderbaren Irrthum fallen mußte, das als neues Material drucken zu lassen, was kritischen Lesern der schottischen und englischen Geschichte längst bekannt war. Die Briefe, oder besser, die Auszüge aus Briefen, welche er zur Beleuchtung des ersten Theils der Regierung Mariens, von 1561 bis 1565 herausgegeben hat, sind, mit sehr geringen Ausnahmen, schon im

*) Merkwürdig, daß diese so gründliche Arbeit in höchst wesentlichen Punkten später von Hr. v. R. selbst abgeändert werden mußte, und zwar nicht in Folge der Einsicht von Handschriften, sondern bereits gedruckten Werken. Vergl. Gesch. d. neueren Zeit, II. S. 570—572, wie die Beiträge, I. S. 520 bis 538, obwohl auch das diese Erörterung begleitende Raisonnement im höchsten Grade schwach und oberflächlich ist. Ein neuer Beweis von der Flüchtigkeit der Arbeiten desselben Historikers lieferten vor wenigen Wochen die Blätter für litter. Unterhaltung, in welchen Hr. v. R. angebliche Triefe in N. 164—168 abdrucken ließ, welche er in einer der nachfolgenden Numern wieder zurückzunehmen sich bewogen fand.

Jahre 1734 nach den Originalen von Keith, in dessen gründlichem Werke: Geschichte der kirchlichen und politischen Angelegenheiten von Schottland, in Edinburg herausgegeben worden. Dieses Buch Keiths war der große Schacht, welchem Robertson seine Materialien entnahm, wie es auch die hauptsächlichste Grundlage für Hume in dem schottischen Theile seiner Geschichte wurde. Die darin enthaltenen Briefe wurden wiederholt von nachfolgenden Schriftstellern angeführt, und es ist noch jetzt für jeden Leser von dem größten Nutzen, welcher seine Kenntniß aus authentischen Quellen schöpfen möchte. Diese Briefe nochmal zu geben, war überflüssig; sie zu verstümmeln und zu mißverstehen, unglücklich; der Gipfel des Irrthums wurde aber erreicht, als sie Hr. v. R. für neue Materialien ausgab. Der Verfasser (Hr. Fraser Tytler) erwähnt dieses nur, um zu zeigen, daß englische und schottische Geschichtschreiber nicht so überaus nachlässig sind in Bezug auf die handschriftlichen Schätze von England, wie man wohl gemeint hat, und daß das „neue Licht", welches gewisse periodische Schriftsteller als aus Preußen ausgehend vorstellen, diesem Lande wohl wirklich neu seyn mag, jedoch in England seit mehr als einem Jahrhunderte leuchtete. Hr. Raumer, dessen Ruf auf dem Continent fest (?) begründet ist, wird, wie wir hoffen, diese Bemerkungen so annehmen, wie sie gemeint sind — in dem Geiste einer nothwendigen, aber nicht unfreundlichen Critik *).

*) This volume was nearly finished printing, when Mr. Van Raumer presented to the world his work, entitled „Contributions to Modern History", from the British Museum and the State Paper Office, embracing Illustrations of the Reign of Mary Queen of Scots, and of the character and conduct of Elizabeth. It is to be regretted that this lively and ingenious writer, should have fallen into the singular mistake of printing as new materials, what has been long familiar to the critical readers of Scottish an English history. The letters, or rather the extracts from letters,

Ob dieses Urtheil eines gediegenen englischen Historikers Hrn. v. Raumer bis jetzt zu Gesicht gekommen ist, können wir natürlich nicht wissen, wir hoffen aber, daß, wenn es geschehe, er denjenigen, welche nach so zweideutigen Nachforschungen von seiner Seite seiner Ansicht über Maria nicht beistimmen können, etwas mehr Gerechtigkeit werde widerfahren lassen, als er ihnen, entweder in voller Unkenntniß des kritischen Werkes, oder im festen Vertrauen auf die gutmüthige Ignoranz anderer Gelehrten, in der Vorrede zu dem ersten Bande der Beiträge widerfahren zu lassen Willens war.

Daß aber ein so uncritisches, oberflächliches und eines

which he has given as illustrating the first part of the reign of Mary, from 1561 to 1565, had (whit a few slight exceptions) been published from the originals by Keith, in his elaborate work, entitled, „The History of the Affairs of Church and State in Scotland". (Edinburgh, 1734.) This volume of Keith, was the great mine from which Robertson drew his stores, and it formed the chief basis of Hume for the Scottish portion of his history. Its letters have been repeatedly quoted by succeeding writers, and it is still of the greatest utility to every reader who is anxious to derive his knowledge from authentic sources. To repeat these letters was superfluous, to mutilate and misunderstand them, was unfortunate — but, the climax of error was to give them as new matter. (This fact, of the previous publication of these letters by Keith, has been stated in an able article of the British and Foreign Quarterly Review, No. 7.) The Author mentions this to show that English and Scottish historians are not so utterly neglectful of the manuscript riches of England, as has been supposed, and that the „new lights", which some of the periodical critics have hailed, as proceeding from Prussia, may indeed be new to that country, but have been burning for upwards of a century in England. Mr. V. Raumer, whose continental reputation is firmly established, will, it is hoped, receive these remarks as they are meant to be given — in the spirit of necessary, but not unfriendly criticism.

wahrhaften Historikers gänzlich unwürdiges Verfahren nur bittere Früchte der Critik bringen konnte, hätte Hr. v. R. sich wirklich selbst vorstellen können. Um so größer war aber unser Staunen, als wir gewahrten, daß auch Leo in Halle diesen sogenannten Forschungen des Hrn. v. R. folgte, nnd darnach in seinem Lehrbuche der Universalgeschichte (II. Band) einen Lebensabriß der unglücklichen Maria Stuart verfaßte, den wir wegen seines Mangels an Critik und eigenem Studium beispiellos nennen würden, beruhte er nicht auf den so sehr gerühmten Werken des Hrn. v. R. So fest ist aber bei dem erstgenannten Schriftsteller die uns bereits so traurig benommene Ueberzeugung von der tiefen Gründlichkeit des Verfassers der Beiträge, daß er nicht nur die Forschungen katholischer Geschichtschreiber, vor Allen Lingards ruhige, würdevolle und unpartheiische Schilderung Elisabeths und Maria Stuarts vollständig mit Stillschweigen übergeht, sondern wir finden auch, gleich als müßten neben Hrn. v. R. die Forschungen jedes Anderen verschwinden, in dem Lehrbuche alle die alten Anklagen wieder, welche die politischen und religiösen Gegner Mariens in blindem Eifer seit Jahrhunderten vorbrachten, und von denen Chalmer allein den größten Theil durch die ihm zu Gebote stehenden Quellen bis zur Evidenz widerlegte. Wie aber nie ein Irrthum ohne den andern kömmt und Leichtsinn und Vermessenheit immer auf derselben Bahn wandeln, so auch hier. Während der Historiker seinem Gegenstande gegenüber dieselben Rücksichten zu beobachten hat, die der Mensch dem Menschen schuldig ist, und nichts, am wenigsten aber persönlicher Eigendünkel, ihn von diesen allgemeinen Pflichten zu befreien vermag, glaubt Hr. v. R. und der ihm folgte, des Historikers Beruf sey, nach Willkühr zu verurtheilen, zu verdammen oder zu verzeihen. In diesem Geiste sind die Beiträge, wie die Geschichte der neuesten Zeit geschrieben. Allein nichts falscher als dieß. Des Historikers Sache ist die, zu ermitteln, was geschah. Es sey Schiller erlaubt, in poetischer Begeisterung die Weltgeschichte zum

eltgerichte zu erheben; auch ist es nichts weniger als unbe- eiflich, wenn Historiker sich auf dieses Wort hin an die telle des Weltenrichters denken, sich selbst außer Verantwor- ng setzen und andere vor ihren Richterstuhl zu ziehen su- :n. Der ächte Gelehrte aber wird sich vor Allem bei den chranken bescheiden, die nun einmal dem menschlichen Wis- ı gezogen sind, nicht aber, was Gott sich allein vorbehal- ı hat, auf sich beziehen, als wenn er vermöchte, alle Falten ıd Tiefen des menschlichen Herzens zu durchschauen, und ›ses selbst, ohne daß er sich vorher die Mühe gegeben hätte, ch nur den gewöhnlichsten Anforderungen in Bezug auf :nntniß des historischen Materials zu entsprechen. Um so :hr muß es daher befremden, wenn man in dem genannten hrbuche der Universalgeschichte die Bewunderung und Nach- mung des Verfassers der Beiträge so weit getrieben fin- t, in den zartesten Dingen mit der größten Willkühr und trenge geurtheilt wird, und selbst die letzte Betheurung Ma- ns, als sie, den Tod im Angesichte, ihre Unschuld bekannte d gegen das Leben ihrer Nebenbuhlerin, sich nicht ver- woren zu haben versicherte, für eine Lüge erklärt wird, :ich allen ihren Handlungen *).

Da heißt es ferner, niemals habe Elisabeth, trotz Ma- ns Verbrechen und Gefährlichkeit (diese bestand aber gerade dem Fluche, der durch ihre ungerechte Gefangennahme mit em Jahre drückender auf Elisabeth lastete), wie diese (?)

*) „Maria wurde am 16. Febr. 1587 hingerichtet und starb läug- nend, selbst im letzten Gebet noch lügend wie immer". S. 563. Wir überlassen diese Stelle dem Billigkeitsgefühle un- serer Leser zur Beurtheilung. Dessenungeachtet macht Leo in demselben Buche (S. 234) den Widerruf des Hugenotten Pol- trots, welcher auf Anstiften Colignys und Bezas den Herzog von Guise mordete und kurz vor seinem Tode seine erste Aussage zu Gunsten jener beiden Häupter der Hugenotten zurück nahm, geltend. Starb dieser nur etwa deshalb nicht im letzten Gebete lügend, weil er ein Hugenotte war?

jener nach dem Leben gestrebt, während es durch unverwerfliche Zeugnisse (vergl. Lingard und Chalmer) erhärtet ist, daß Elisabeth und ihre Minister von Anbeginn den Aufruhr der rebellischen Schotten gegen die legitime Königin anfachten, leiteten und nährten, und daß Elisabeth es war, die, nachdem Maria gegen den Rath ihrer Freunde, sich hülfesuchend in den Schooß der Bastardtochter Heinrichs VIII. geflüchtet, ihre Getreuen zum heimlichen Morde der Gefangenen aufforderte. Während aber durch eine, andern Sterblichen sonst verweigerte Kenntniß, dem Verfasser des Lehrbuchs selbst die Wahrheit oder Unwahrheit der Gebete Mariens bekannt ist, bleibt die tiefe Heuchelei, welche in Elisabeths Betragen gegen Maria vorherrscht, von ihm undurchschaut, und selbst das Entsetzen, das jene traf, als das Haupt ihres Schlachtopfers nicht zu frühe, aber nicht ganz auf die Weise, daß man die Welt vollkommen hätte täuschen können, gefallen war, das Entsetzen des erwachten Gewissens, wird im günstigen Sinne ausgelegt. Wie Hr. v. R. auf keine Zeugnisse gestützt, wagt es unser Verf., der Autorität des Hrn. v. R. folgend, obgleich Chalmer und Lingard die Ursache von Darnleys Ermordung klar und unumstößlich nachgewiesen, Marien mit dürren Worten eine Mordanstifterin zu nennen. Immer dem frivolsten aller modernen Geschichtschreiber nachgehend, der aus Briefen, von welchen er sich nicht einmal die Mühe gab, zu untersuchen, von wem und zu welchen Zwecken sie geschrieben worden waren, unter andern auch die ganz unverbürgte Erzählung mittheilte, wie man Riccio im Hemde bei Marien gefunden, erzählt auch das Lehrbuch die Ermordung dieses Unglücklichen, wie sie Hr. v. R. für zartfühlende Schauspielerinnen zurecht gerichtet hat, ohne daß es dem Verfasser bekannt gewesen zu seyn scheint, daß Riccio kein Sänger war, daß Darnley selbst nicht aus Eifersucht zur Ermordung Riccio's getrieben wurde, sondern durch ein Complott des mit dem Verluste der erworbenen Krondomänen bedrohten schottischen Großen, deren blindes Werkzeug der thörichte Darnley

war, wie er, nachdem das Haupt des Complottes, der freche Bothwell, nach höherem Besitze strebte, auch ihr Opfer wurde. Daß nun auch Mariens Entführung durch Bothwell so dargestellt wird, wie Hr. v. R. es that, ist so natürlich, wie daß des schändlichen Zwanges nicht erwähnt wurde, welchen Bothwell Marien anthat, sie sich zu unterwerfen; der Beweis hiefür steht ja in eben jenem Keith, dessen Existenz Hr. v. Raumer nicht kannte, obwohl er, wie wir oben hörten, seit hundert Jahren von allen Geschichtschreibern Maria's als Hauptquelle benützt wird. Nur in Einem, was rühmlich anerkannt werden muß, ist der Verfasser des Lehrbuches, Hr. v. R., nicht gefolgt; wir meinen in der höhnischen Beschuldigung des Incests, eine Erfindung, deren Ehre Hrn. v. R. allein bleiben muß, von dem ohne Uebertreibung gesagt werden kann, er habe durch seine ungegründeten Beschuldigungen Alles gethan, um Maria Stuart, wenn möglich, noch einmal auf das Schaffot zu bringen. Wir wissen jedoch nicht, ob jene Intimation, mit einer Lüge vor Gottes Richterstuhl getreten zu seyn, die kühne Erfindung des Hrn. v. R. nicht vollständig aufwiegt, jedenfalls kann man ein Raisonnement, wie das folgende, womit der Verfasser des Lehrbuchs den Lebensabriß Maria Stuarts schließt, wohl nicht anders als falsch und vermessen nennen.

„Sehen wir erst eine nothwendige Verkettung darin, daß die, welche mit sinnlicher Lust spielt, zu ausgelassenen Handlungen, Genüßen und Leidenschaften fortgerissen wird; daß die von solchen Leidenschaften bewegte sich unglücklich verheirathet; daß die unglücklich Verheirathete zur Ehebrecherin (?), die Ehebrecherin zur Mordanstifterin, die Mordanstifterin landflüchtig, die Landflüchtige, selbst in den Händen der Schützerin (!) *), zu einem Feuerbrande wird, den man nicht aus der Hand lassen kann, ohne sich selbst tödtlich zu verbrennen **), daß also nur

*) Maria fragte während ihres Processes den Lordkanzler, was es heiße, sie lebe in England unter dem Schutze der Königin. Der Kanzler hatte weder Muth, noch Lust, noch Vermögen es zu erklären.

**) Den Fluch des ersten Unrechts, das Elisabeth an Maria begangen, gewahrt der Verfasser des Lehrbuches hierin nicht, so nahe er liegt.

das Auslöschen des Feuerbrandes im Blute übrig bleibt (so urtheilt ein öffentlicher Lehrer), sehen wir diese ganze nothwendige(!) Verkettung des ersten sittlichen Fehltritts mit dem Schaffot, und belehren wir unser Gemüth, was zum Mitgefühle bewegt ist, daß Maria selbst und allein (wo bleiben John Knox, Throckmorton, Murray, Bothwell und Elisabeth?) diese Verkettung zu einer nothwendigen machte, indem ihr Eigensinn sie auf keiner Stufe ihrer Sünden zu wahrer Buße und Besserung kommen ließ; sehen wir so die Hinrichtung als eine gerechte (und man sagt den Jesuiten noch nach, sie lehrten den Königsmord!), als eine nothwendige, als eine sittlich und religiös sogar geforderte That an (!?!), dann ist es schön, daß eigentlich kein einzelner Mensch den letzten Streich veranlaßt, sondern daß Gottes (!) Gericht durch eine Reihe wunderbar verketteter Umstände über Maria hereinbricht, indem Elisabeth bloß auf alle Fälle, und wenn äußere, dringende Anläße die Hinrichtung wirklich unaufschiebbar nothwendig machten, das Todesurtheil ausfertigen läßt und unterzeichnet ꝛc."

Hr. Leo versichert zwar, er entnehme diese Worte nur deshalb einer von ihm verfaßten Anzeige der Raumer'schen Beiträge in den Blättern für literarische Unterhaltung, weil er die Sache nicht besser mit andern Worten darzulegen wisse; allein es scheint, daß er auch hiebei nur einem fremden Impulse gefolgt sey, da in den Beiträgen selbst ganz Aehnliches zu lesen ist. Auch dort werden die kränkendsten und unerwiesensten Beschuldigungen gegen Maria Stuart damit eingeleitet, daß sich das Tragische dadurch besser aneinander reihen und das Psychologische besser erklären solle. Abgesehen von der Willkühr, welcher hiedurch Thür und Thor geöffnet wird, und wie wenig eine Construction der Geschichte dem Historiker ziemt, läßt sich freilich nicht leugnen, daß in der Verkettung der Lebensverhältnisse Maria Stuarts etwas Ungewöhnliches, ja höchst Tragisches liegt. Allein der dramatischer Knoten dürfte sich in der That auf ganz andere Weise geschürzt und gelöst haben.

Als Kind von sieben Tagen bereits vaterlose Waise, im fünfzehnten Jahre ihres Alters (1558) mit König Franz II.

von Frankreich vermählt, verlor Maria, zweier Länder Königin, schon im Jahre 1560 ihre Mutter, die bisherige Regentin von Schottland und im nächstfolgenden Jahre auch ihren Gemahl. Wittwe in der Blüthe der Schönheit und des Lebens, kehrte sie im August 1562 nach Schottland zurück, nur mit Mühe der Gefangenschaft entrinnend, mit welcher sie schon damals und auf offenem Meere die würdige Tochter Heinrichs VIII., Elisabeth, bedrohte. Religiöse und politische Factionen hatten indessen ihr Reich zerrissen, das königliche Ansehen zu einem Schattenbilde erniedrigt, die Kirche den Großen zur Plünderung, dem fanatisirten Volke zur Verwirrung übergeben. An die Spitze der einen Faction stellte sich John Knox, ein abgeschworner Priester, ein Mann voll Gift und Galle gegen die Königin und ihre Religion, Marien als Apostat wie als Rebell ein doppelter Gräuel; er trieb unter der Maske des Evangeliums das Volk zum offenen Aufruhr und zum Abfalle von der Religion seiner Väter. Die andere Faction verdankte ihren Ursprung dem unruhigen Geiste des Adels, und wurde, so oft sie zu ruhen schien, durch das Geld und die Gesandten jener vielgepriesenen Jungfrau Königin aufs neue angefacht und unterhalten, die schon in früher Jugend das Kunststück ihres Vaters, mit Eiden zu spielen, gelernt hatte, nun aber Marien jenen Throckmorton, nachdem er die Unterthanen des französischen Königs gegen ihren Herrn aufgewiegelt hatte, nach Schottland sandte, am Hofe der geliebten Schwester dasselbe Spiel zu treiben. Was, als beide Partheien sich vereinigten und die Kirche mit ihren Gütern zum Bundesopfer gefallen war, auch der klügste Mann nicht zu vollbringen vermocht hätte, kann billig nicht von Marien gefordert werden. Jung und rathlos, — größere Treue leisteten ihr Fremde als Einheimische, ein Weib, von Partheien umgeben, die ihre Krone wie ihre Religion zugleich bedrohten, verlor Maria schon zwei Jahre nach dem Tode ihres Gemahls, als einer von Knoxen's Glaubensgenossen ihren Oheim, den tapfern Herzog von Guise meuchlings mordete, ihre letzte

Stütze, und als sie sich nun, ihr Reich zu kräftigen, nach einem zweitne Gatten umsah, wurde gerade dieser, Darnley, die Ursache ihres Unglücks. Erst entsteht durch den Gesandten Elisabeths, die jede Heirath Mariens mit einem Ausländer zu hintertreiben gewußt hatte, ein Complott der schottischen Großen auch die Ehe ihrer Fürstin mit Darnley zu hindern. Dieselben Männer, als ihre Habgier und Elisabeths List es anders riethen, verschwören sich dann, Darnley auch die Krone zu verschaffen, und mordeten deshalb den Gegner dieses Planes, den fabelhaften Sänger Riccio. Als sie aber ihren Zweck nur zur Hälfte erreichten, und Maria trotz der Schreckensscene, die wohl auch ihr den Tod hätte bringen sollen, eines Thronerbens genaß, so mußte auch Darnley fallen; Maria aber von den Ihrigen verlassen, um der Schmach, die ihr angethan worden, zu entgehen, ward so genöthigt, sich mit dem Mörder Darnleys und dem Schänder ihrer Ehre zu vermählen. Als sie dann den günstigen Augenblick ergreifend, bei ihren Unterthanen Hülfe sucht, haben die neuen Lehren Gehorsam und Mitleid erstickt; ihr eigener Bruder heißt sie der königlichen Würde entsagen, greift selbst lüstern darnach, und verstößt die Schwester und Königin in den Kerker. Da erweckt ihr das Unrecht, das sie erlitten, neue Retter; befreit, wird sie von ihren Unterthanen unter dem Befehle ihres Bruders geschlagen; sie flüchtet sich auf das Gebiet der Königin von England, diese aber bereitet ihr stolz und kalt statt der Hülfe den Kerker, aus dem sie nur der Tod erlöst. Ein Versuch, durch Norfolk daraus zu entkommen, — und wer kann die Fürstin tadeln, daß sie unrechtmäßiger Haft zu entkommen gesucht? — verwickelt ihre Lage noch mehr, und bringt den unglücklichen Freier, statt auf den Thron, auf das Blutgerüst. Aber sein Blut wird nur das Signal erneueter Bemühungen, die Fürstin zu befreien, wie jedes Jahr ihrer Gefangenschaft eine Quelle neuer Verlegenheiten, neuer Sorgen, neuer Qual für Elisabeth, die sich bald auf dem Throne vor der Gefangenen nicht mehr sicher glaubt. Da giebt endlich

der unbesonnene Eifer der Anhänger Mariens, die den Druck, unter welchem sie schmachtete, unerträglich fanden, der englischen Königin den erwünschten Anlaß, mit der Schärfe der Majestätsgesetze einzuschreiten; als Complott auf Complott sich häuft, von der einen Seite sie zu retten, von der andern, sie zu verderben, verläßt sie ihr eigener Sohn, die letzte Schranke, die den Ausbruch von Elisabeths wildem Haße noch zurückgehalten, fällt damit. Doch wie der Bruder Marien die Krone stahl, so mußten falsche Freunde das Werkzeug werden, sie des Lebens zu berauben. Als nun der Plan ihrer Gegner reif war, die Schwester Königin, die zu Mariens Richtern bestellt hatte, welche Jahre lang nach dem Blute der Unglücklichen gelechzt hatten, verlieh ihr die Vorsehung, ihre langen Leiden mit dem Palme des Martyrthums zu krönen, indem das Parlament von England erklärte, das Leben der Königin von Schottland sey mit der Sicherheit der reformirten Religion unverträglich. Zum Tode verurtheilt, obwohl nichts aus dem Processe erhellt, als daß Maria von England als Feindin behandelt, es feindlich zu behandeln suchte, sollte sie nach dem Wunsche Elisabeths heimlich hingerichtet werden. Als ihre Wächter diese niederträchtige Zumuthung von sich wiesen, unterschrieb die Königin von England arglistig das Todesurtheil, es ihren Räthen zur Vollziehung überlassend, und Maria starb, von dem Fanatismus ihrer Gegner bis an die Grenze ihres Lebens verfolgt, ohne daß sie den letzten Trost eines Christen zu erlangen vermocht hätte, ihren Feinden verzeihend und laut betheuernd, sie habe keinen Theil an der Verschwörung gegen das Leben Elisabeths, unter dem Beile des Nachrichters. Doch war ihr königliches Haupt weder das erste noch das letzte, das die neuen Doctrinen zum Opfer verlangten. Dies hat freilich der Verfasser des Lehrbuchs der Universalgeschichte gänzlich mit Stillschweigen übergangen.

XXXVII.

Sprachliches.

I.

Lügen.

Wir gebrauchen heute zu Tage im gewöhnlichen Leben eine Menge von Ausdrücken, welche zwar Jedem geläufig und Jedem verständlich, doch in ihrem eigentlichen Sinne nicht mehr aufgefaßt werden; überhaupt spricht man, ohne es zu ahnden, fast immer in Bildern, d. h. die Worte, deren man sich bedient, haben ursprünglich eine viel engere, concretere Bedeutung gehabt, und erst allmählig sind auf dem Wege der Abstraction andere Begriffe in dieselben hineingetragen worden. So weiß Jedermann, daß „Lügen": die Unwahrheit reden bedeutet, und doch liegt dem Ausdrucke ein ganz anderer Begriff, ein ganz bestimmtes Bild zum Grunde. Eben jenes Wort gebraucht der berühmte Bischof Ulfilas in seiner gothischen Bibelübersetzung in der Bedeutung von heirathen. Wie baut sich denn hier die Brücke — ohne daß dem Ehestande die Ehre abgeschnitten wird — von der Heirath zur Unwahrheit? wie löst sich das Sprachräthsel, welches die Ehe mit Lug und Trug unter denselben Gesichtspunkt stellt? Auch bei den Deutschen war es von alten Zeiten her Sitte, daß nur die Jungfrauen mit entblößtem Haupte gingen, die Frauen aber verschleiert, umhüllt. Das Verhüllen der Frauen war also symbolische Bezeichnung der Eingehung des Ehestandes und das alte Wort für verhüllen war: lügen (goth. liugan). Dieß ist dann auch auf das Umschleiern und Umhüllen der Wahrheit übertragen worden, und da die

alte Wortbedeutung sich verloren hat, so heißt lügen nunmehr nur noch: die Unwahrheit sprechen.

II.

Hülle und Fülle.

Da eben vom Verhüllen die Rede ist, so möge auch der Ausdruck: „Hülle und Fülle" erklärt werden, der gerade zu denjenigen gehört, welcher in Jedermanns Munde ist, und welchem eine nur von Wenigen geahndete Bedeutung zum Grunde liegt. Doch, um hier dem ursprünglichen Sinne auf die Spur zu kommen, muß man freilich in eine sehr frühe Zeit zurückgehen. — Unsere tapfern Ahnen, als sie sich noch im Heidenthume befanden, huldigten dem Gebrauche der Talion in hohem Grade; einen guten Theil davon brachten sie auch in das Christenthum mit. Bei ihnen hieß es im eigentlichen Wortverstande: Aug' um Aug, Zahn um Zahn. Wer also dem Andern eine Beleidigung zugefügt hatte, mochte sich mit seinen Verwandten gemeinschaftlich zum Kampfe rüsten, denn bald sammelte sich die Familie des Verletzten oder Getödteten, um mit heiligen Eiden sich zur Ausübung der Blutrache zu verbinden. Alsdann begann der Krieg, welcher fortgeführt wurde, bis daß entweder Blut durch Blut gesühnt war, oder die beiden streitenden Theile es für gerathener fanden, von dem Kampfe abzulassen und lieber einen Friedensvertrag, in welchem der Beleidiger und dessen Angehörige sich zur Entrichtung einer Buße verstanden, abzuschließen. Diese Buße beruhete ehedem auf freier Uebereinkunft, und je weiter man in die ältere Zeit zurückgeht, desto auffallender ist die Art und Weise, wie dieselbe bestimmt wird. War es eine Wunde, die man zu sühnen hatte, so warf man den etwa herausgekommenen Knochen über den Weg nach einem Schilde, und mehr mußte bezahlt werden, wenn dieser einen hellen Klang gab; streifte der gelähmte Fuß noch den am

Grase hangenden Thautropfen, so hatte dieß einen mildernden Einfluß auf die Bestimmung der Buße; die höchste Sühne aber mußte gegeben werden im Falle des Todschlags, bisweilen so viel an Geld, als der Leichnam des Erschlagenen wog. Gerade in diese Kathegorie gehört auch der Begriff, den die Redensart: „Hülle und Fülle“ bezeichnen soll. Um diese zu erklären, muß man sogar aus Walhalla die drei Asen, Odin, Loki und Hönir beschwören. Diese drei übermenschlichen Wesen begaben sich — so erzählt die Edda — einstens auf die Reise; an einem Fluße sahen sie Ottr, den Sohn Hreidmars, der die Gestalt einer Fischotter angenommen hatte. Die drei Götter warfen mit Steinen nach ihm und tödteten ihn. Als Buße verlangte nun der erzürnte Vater, sie sollten den Otterbalg erst mit Gold füllen und dann mit Gold hüllen. Nach diesem Vorbilde in der heidnisch-germanischen Mythologie ist auch nachmals manche Buße bestimmt worden, und dadurch die Redensart: „die Hülle und die Fülle“ in Gebrauch gekommen.

III.

Glaube und Liebe.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß Glaube und Liebe, wie sie eine gemeinsame himmlische Abstammung haben, in der deutschen Sprache auch aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgehen. Der Grundbegriff, welcher beiden Worten ihre Bedeutung gegeben hat, ist: umfassen, umschlingen, umschatten, überschatten. Dieß ist der Begriff, welcher in Liebe deutlich hervortritt; damit stammverwandt ist das Wort: Laub, so wie Laube. Jenes ist das, was den Baum umgiebt und umschattet, also die Blätter; Laube, ein schattiger Platz unter dem Laube der Bäume; so ist im metaphorischen Sinne: Ge—laube oder Glaube die Gott umfassende, umfangende Liebe.

XXXVIII.

Zeitläufte.

Noch immer läßt sich kein Ende des bedrohlichen Zwistes absehen, der in Preußen zwischen Staat und Kirche ausgebrochen ist. Eine Reihe von Nachrichten, welche eine im Lügen geübte und gegen jedwede Anwandlung von Erröthen durch eine eherne Stirne geschützte Clique im Frankfurter Journal, in der Leipziger Allgemeinen Zeitung, im Hamburger Correspondenten u. s. w. verbreitet hatte, haben sich allgemach als das, was sie sind, erwiesen. Der Papst hat sein Verdammungsurtheil über den Hermesianismus nicht geändert, es ist vielmehr durch die allerentschiedenste Abfertigung der Gelehrten, welche sich in Rom als Deputirte oder Vertreter der Bekenner der neuen Lehre eingefunden hatten, bestätigt; eben jene falschen Nachrichten sind sogar die Veranlassung geworden, daß die gesammte, sich hierauf beziehende Correspondenz mit dem Cardinal Lambruschini, deren Inhalt auch den hartnäckigsten Zweifel ausschließt, der Oeffentlichkeit übergeben wurde. — Eben so wenig hat sich die Nachricht bestätigt, daß der heil. Stuhl, in Beziehung auf den Erzbischof von Köln, irgend eine Maaßregel getroffen, die einem Zurückweichen ähnlich sähe, wie die oben erwähnte Lügenzunft jubelnd verkündet hatte. — Der Mann, der nach der gewaltsamen Wegführung des Erzbischofs an die Spitze der Erzdiöcese trat, vereinigte in seiner Person zwei verschiedene Eigenschaften. — Als Generalvicar des Erzbischofs Clemens August war er der natürliche Stellvertreter in jedem Falle der Abwesenheit oder Verhinderung des letztern; außerdem hat das Kapitel, — ob

innerhalb seiner Befugnisse und auf eine dem Wohle der Kirche und seiner eigenen Würde gemäße Weise, ist mindestens zweifelhaft! — eben denselben zum Verweser der Erzdiöcese im Namen des Kapitels ernannt. — In letzterer Eigenschaft hat ihn der heil. Stuhl nicht nur nicht anerkannt, sondern dem Kapitel wiederholt seine unkirchliche und feige Haltung bei der Verhaftung seines Oberhirten verwiesen. Dagegen duldet der heil. Vater, daß der jetzige Verweser sein Amt als Generalvicar des Erzbischofs so lange ausübe, bis der letztere auf den Stuhl von Köln wieder eingesetzt oder von Rom aus andere Verfügung getroffen seyn werde. — Die Gestattung dieser einstweiligen Verwaltung des Herrn Hüsgen wird jedoch an mehrere Bedingungen geknüpft. Es hat sich derselbe bei jedem einzelnen Acte als erzbischöflichen Generalvicar zu nennen und der von dem rechtmäßigen Oberhirten ihm geschehenen Subdelegation Erwähnung zu thun. Er hat ferner nicht nur der Verdammung der hermesischen Lehre sich selbst zu unterwerfen, sondern auch dafür zu sorgen, daß alle Katholiken seines Jurisdictionsbezirkes derselben gewissenhaft nachleben, und er wird endlich verpflichtet, das päpstliche Breve Pius VIII., in Betreff der gemischten Ehen, so wie die sich darauf beziehende Instruction des Cardinal Albani streng in's Werk zu richten. — Unter diesen Bedingungen darf er die Verwaltung der Erzdiöcese fortführen. — Da sich aber gegen seine Person erhebliche Zweifel herausgestellt haben, und schwere Anschuldigungen gegen dieselbe beim heil. Stuhle angebracht sind, — so wird er in Betreff der letztern zur Rechenschaft gezogen, und es wird demnach, — wenn diese geliefert oder verweigert, und im erstern Falle genügend oder unzulänglich gefunden seyn wird, weiter ergehen, was Rechtens ist. — Da den bekannten Correspondenten der servilrevolutionären Blätter diese Sachlage eben so gut bekannt war, als uns, — so ist ihr simulirter Triumph für eine dem Charakter ihrer bisherigen Wirksamkeit vollkommen angemessene Kriegslist zu halten.

Ist auf dieser Seite keine Aussicht vorhanden, daß der Conflict durch ein Aufgeben der canonischen Principien von Seiten des Oberhauptes der allgemeinen Kirche gelöst werden könne, so gestalten sich die Anzeichen auf der andern Seite nicht friedlicher. — Ein Streit über die Rechtmäßigkeit mancher der ergriffenen Maaßregeln, insbesondere über die Frage: ob eine Losreißung der katholischen Unterthanen Preußens von Rom, ja die geistliche Absperrung derselben mit den Grundsätzen von Gewissensfreiheit vereinbar sey, die in jenem Lande gesetzlich sind, — würde, da diejenigen, welche Verordnungen solcher Art erlassen, nothwendig von andern leitenden Grundsätzen ausgehen, als wir, zu keinem gedeihlichen Ende führen. — Wir ziehen also vor, uns selbst auf den Standpunkt der Urheber jener Anordnungen zu stellen, und werfen die Frage auf: ob letztere wirklich dem wahren und wirklichen, leidenschaftslos und ohne confessionellen Fanatismus erwogenen Interesse der preußischen Regierung angemessen seyen? Auf diesem Standpunkte bitten wir alle einsichtsvollen, redlichen und ihrer Regierung aufrichtig ergebenen, preußischen Staatsmänner, mit ruhiger Sammlung ihres Gemüthes, sich selbst darüber Rechenschaft zu geben: was der sichere und unfehlbare Nachtheil des eingeschlagenen Weges seyn müsse, dessen Vortheile mindestens problematisch sind, und dessen praktische Durchführbarkeit nüchternen Beobachtern unmöglich erscheint. — Es waltet in Wahrheit nur eine Gefahr für Preußen ob, diese aber ist die höchste und größte in der Gegenwart. Sie liegt nicht in dem katholischen Complotte einer Anzahl von Individuen, welches nur in der Leichtgläubigkeit und Verblendung einiger wenig Unterrichteten existirt, auch nicht in einer aufrührerischen Stimmung einzelner Landestheile, die Preußen bei seiner eigenen materiellen Macht und dem guten Vernehmen mit seinen Verbündeten, auch wenn sie vorhanden wären, nicht zu fürchten hätte, sondern allein darin, — was Gott verhüten wolle — ob bei den Katholiken sich die Meinung befestigt, daß Preußen einen bewußten, consequenten,

unversöhnlichen, früher heimlich geführten, und nur in Folge einer Uebereilung an's Tageslicht getretenen Krieg gegen die katholische Kirche führe. — Dieß wäre eine große Verschwörung der öffentlichen Meinung, über die keine Armee, keine geheime Polizei, keine Beamtenhierarchie eine Gewalt hat, eine solche Ueberzeugung, — ob sie gegründet sey oder nicht, gilt in dieser Hinsicht gleich — droht ein Pulvermagazin zu werden, welches der erste Blitzstrahl, der von Westen her durch Europa zuckt, entzünden müßte, — und dessen Explosion freilich das Verderben von ganz Deutschland seyn — zunächst aber das preußische Staatsgebäude in seinen Grundvesten bedrohen würde. —

Wer diese Besorgniß theilt, wird mit uns die nahe liegende Folgerung ziehen: Alles, was dazu führt, jene Ueberzeugung zu verbreiten und zu befestigen, vermehrt die eben bezeichnete Gefahr für den preußischen Staat. — Preußen hat also, — was bereits Friedrich's des Großen scharfer und treffender Blick richtig erkannte, obgleich das damalige Preußen eine bei weiten geringere Zahl katholischer Unterthanen zählte, das evidente Interesse: der Meinung, daß es jenen consequenten, heimlichen oder öffentlichen Kampf gegen die Kirche bezwecke, durch jedes dienliche Mittel entgegen zu wirken. — Obgleich eine Kabinetsordre, die einem Einwohner des Großherzogthums Posen die königliche Ungnade ankündigt, weil er seine Kinder kraft der ihm gesetzlich zustehenden Freiheit im katholischen Glauben erziehen ließ, dieser Meinung zu widersprechen scheint, so verschafft der königliche Erlaß an die Bewohner jenes Großherzogthums uns dennoch die Ueberzeugung, daß Se. Maj. der König von Preußen dieselbe Ansicht hege.

Um so eher sind wir also berechtigt, an das, was geschieht, den Maaßstab dieser Ueberzeugung zu legen. — Das Volk urtheilt mit richtigem Instinkte, nicht nach den Worten der Pro-

clamationen, sondern nach den Thatsachen, und nur durch solche kann das Mißtrauen gegen die Regierung beschwichtigt werden. —

So möge also jeder Unbefangene und Verständige, lediglich aus diesem Gesichtspunkte der wahren Interessen Preußen's die Ersprießlichkeit einer Reihe von Schritten abwägen, die in letzterer Zeit theils von preußischen Behörden selbst, theils von solchen geschehen sind, die — mit Recht oder Unrecht — von der Meinung von ganz Europa für die von den Absichten der Regierung am besten unterrichteten Vertreter derselben genommen werden. — Dahin gehört zunächst: daß von dem Oberpräsidenten der Provinz Posen eine Verordnung an sämmtliche untergeordnete Polizeibedienten seines Verwaltungsbezirks ergangen ist, welche nicht bloß Jedweden, der Erlasse auswärtiger geistlicher Obern an preußische Unterthanen überbringt, übersendet oder in der Absicht ihrer Verbreitung mit Umgehung der Staatsbehörden weiter befördert, sondern auch alle diejenigen, „welche solcher Absicht durch mündliche oder schriftliche Mittheilungen Vorschub leisten würden," mit sofortiger polizeilicher Verhaftung bedroht. — Dem genannten Verwaltungschef oder seinen Concipienten scheint diese Bestimmung, welche der Willkühr ziemlich untergeordneter Polizeibeamten keine andere Gränze setzt, als diejenige, die in ihrem eigenen Ermessen liegt, noch nicht umfassend und durchgreifend genug gewesen zu seyn. — Er interpretirt sie dahin, daß die Verhaftung ohne alle Rücksicht auf den Inhalt der Communication eintreten müsse, dessen Beurtheilung der künftigen Untersuchung vorbehalten bleibe, — beeilt sich jedoch hinzuzusetzen: daß dieselbe Verhaftung nur von Polizeiwegen, als bloße Präventivmaaßregel erfolgen solle, und daß die Mitwirkung der Gerichte, also auch jede gerichtliche Untersuchung, daher ganz ausgeschlossen bleibe. Da dem Vernehmen nach eine fast wörtlich gleichlautende Bestimmung auch in Schlesien erlassen worden, so ist zu vermuthen, daß

die Maaßregel keine bloß locale, sondern auf den Umfang der ganzen Monarchie berechnet sey.

Ob sie praktisch durchzuführen, ob sich ein so wenig abgerundetes, lang und schmal dahingestrecktes, in zwei nicht zusammenhängenden Hälften zerfallenes Gebiet von jeder mißfälligen, mündlichen oder schriftlichen Mittheilung von außen her absperren lasse; ob es, worauf die Verordnung in letzter Analyse führen würde, auch nur möglich sey, sechs Millionen Menschen unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, — wollen wir dem Urtheile praktischer Polizeimänner anheimstellen. — Wären aber auch diese thatsächlichen Schwierigkeiten nicht vorhanden, so dürfte jedenfalls der Gewinn einer loi des suspects durch das Gefühl der individuellen Unsicherheit zu theuer erkauft seyn, welches sich der katholischen Bevölkerung bemächtigen muß, wenn sie sich des Schutzes aller rechtlichen Formen beraubt und die persönliche Freiheit eines Jeden wegen eines Verbrechens, das die Gesetze nicht kennen und dessen Thatbestand von der bloßen, der Staatsgewalt mißfälligen kirchlichen Gesinnung nicht mit Sicherheit zu unterscheiden ist, zur Verfügung solcher Behörden gestellt sieht, die nicht immer durch das Gefühl der Billigkeit geleitet werden, sondern zuweilen auch, — gewiß wider die Absicht des Königs — durch kleinlichen Katholikenhaß die Gunst ihrer Vorgesetzten erhaschen zu können glauben, dieß Gefühl der individuellen Unsicherheit dürfte sich wirksamer zeigen, als alle vermeintlichen Umtriebe kirchlicher Demagogen es jemals gekonnt hätten, denn es lehrt die Menschen in einer Zeit, wo ohnedieß das Vertrauen gegen weltliche Autorität so vielfältig zerstört ist, die Polizeigewalt nicht mehr als eine wohlthätige, schützende Macht lieben und ihr vertrauen, sondern sie als im geheimen Kriege mit dem Glauben und der Kirche befindlich, fürchten und als Feindin des Heiligsten, was der Mensch hat, hassen und verachten. — Diese Gefahr wird auch dadurch nicht beseitigt, daß sich hoffen läßt: die

in Rede stehende Maaßregel werde in Preußen und im neunzehnten Jahrundert gewiß nicht buchstäblich und vielleicht nur selten zur Anwendung kommen. — Jeder einzelne Fall, wo sie dennoch vollzogen wird, ist bei der heutigen Gestaltung unseres Zeitungswesens ein Motiv der Aufregung für ganz Deutschland, und wird, nicht etwa in katholischen Blättern, sondern gerade durch die bekannten Organe des Liberalismus ausgebeutet, deren Geschäft die Schwächung der katholischen Kirche ist. — Als Beleg diene ein Artikel der Leipziger allgemeinen Zeitung, in welchem sie über die kürzlich in Westphalen vollzogene Verhaftung eines alten französischen Priesters berichtet. „Er heißt Rénard, hat früher als Emigrirter lange in Lingen gewohnt, und am dortigen Gymnasium, wie auch in Privathäusern, Unterricht im Französischen ertheilt. Nach der Restauration kehrte er nach Frankreich zurück und wurde Seelsorger in Amiens, zugleich auch, wie man behauptet, eifriger Mitarbeiter an belgischen Blättern, hauptsächlich dem „Journal de Liege“ und ganz kürzlich an einigen heftigen, gegen Preußen gerichteten Flugschriften. Angeblich, um seine alten Freunde in Westphalen zu besuchen, oder auch, wie Einige sagen, um in Folge einer Irrung mit seinen Vorgesetzten seine frühere Beschäftigung in Lingen wieder aufzunehmen, kam er am 14. Mai hier an, besuchte auch einen früheren Bekannten aus Lingen, bei dem er sich sehr heftig gegen unsere Regierung aussprach, und setzte am 15. Mai seine Reise fort. Gleich nachher traf ein Schreiben der königlichen Regierung zu Aachen ein, das ihn als der Theilnahme an der belgisch-hierarchischen Propaganda „verdächtig“ bezeichnete, und schleunige Verhaftungsbefehle an sämmtliche Landräthe hatten am 3. Juni seine Verhaftung zur Folge, da er sich wider Vermuthen im Kreise Tecklenburg umhertrieb. Uebrigens war er mit den erforderlichen Pässen versehen, und bestimmte Data sollen gegen ihn noch nicht vorliegen; namentlich leugnet er ausdrücklich, daß er der unter dem Namen Abbé Rénard bekannte belgische

Journalist sey. Indessen hat die Sache hier grosses Aufsehn erregt". (Irren wir nicht, so sollten dergleichen Verhaftungen gerade dazu dienen, der Aufregung vorzubeugen). „Die Obscuranten" (nach dem Sprachgebrauche jenes Blattes: die Freunde des Königthums) „sind sehr niedergeschlagen. Die Liberalen jubeln". Wir haben oben nachgewiesen, warum beide dazu alle Ursache haben.

Für einen ähnlichen, dem wahren Wohle Preußen's nicht angemessenen Mißgriff müssen wir es halten, wenn andere Polizeibehörden aus dem Umstande, daß der Hermesianismus sich immer schroffer als ein dem katholischen Glauben feindliches System herausstellt, die Folgerung ableiten: daß jede Abweichung von demselben ein Attentat gegen die preußische Regierung sey. — Ein Geistlicher in Breslau, der früher den hermesischen Grundsätzen gehuldigt, aber dem Rufe des Nachfolgers Petri gehorsam, seine Ansicht sofort nach der Verdammung jenes Systems nicht bloß zum Scheine berichtigt hatte, schrieb einen in diesem Sinne abgefaßten Zuruf an seine ehemaligen Meinungsgenossen: den Streit und Hader aufzugeben und sich der Autorität der Kirche zu unterwerfen. Als dem Drucke der durchgängig zum Frieden sprechenden, den Geist der Vorsöhnung athmenden, sich in den mildesten Formen aussprechenden Schrift, deren Zweck gerade die Beruhigung der Gemüther war, in Preußen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, und sie dann ohne Dazuthun des Verfassers im Auslande erschien, ward derselbe durch den Polizeipräsidenten von Breslau zur Verantwortung gezogen und mit Schmähungen überhäuft, weil er sich hierarchischer Umtriebe schuldig gemacht. — Möge dieß mit der so oft und feierlich wiederholten Versicherung: daß die preußische Regierung durchaus keine Einmischung in das Dogma der katholischen Kirche, sondern lediglich Beschwichtigung der Gemüther beabsichtige, leichter in einen guten Einklang bringen lassen, als es uns beim besten Willen gelingen will. Nur daß ein Verfahren solcher Art nicht ganz geeignet seyn dürfte, die oben

bezeichnete Ueberzeugung von Abneigung gegen die katholische Kirche zu widerlegen.

Noch üblere Dienste als diese, gewiß nur auf Mißverständniß der wahren Absichten des Oberhauptes der Regierung beruhenden, officiellen Schritte der Behörden hat auch in neuester Zeit die der katholischen Kirche feindliche Presse der Sache Preußens gethan. — Kein Billigdenkender kann es einer Regierung oder einem Privatmanne verargen, wenn er der Ungunst der öffentlichen Meinung, die sich gegen ihn zu erklären beginnt, auf journalistischem Wege entgegen zu wirken sucht; Preußen insbesondere, dessen große Macht neben ihren materiellen Grundlagen auch auf der Anerkennung seiner geistigen Bedeutsamkeit beruht, hat alle Ursache, die Beschwichtigung der Gemüther zu wünschen, deren anhaltende Abneigung gerade ihm, wie oben nachgewiesen, in so hohem Grade gefährlich wäre. — Leider aber ist das Geschäft: die Meinung des deutschen Volkes in diesem Sinne zu bearbeiten, den schmutzigsten und zugleich den alleruntauglichsten Händen anheimgefallen, die es vielleicht in unserem Vaterlande gab. — Nicht bloß daß der Eifer der Zeitungen, die sich der Vertheidigung Preußens am meisten annahmen, durch ihre sonstige, im hohen Grade zweideutige, politische Farbe verdächtig ward, — sie erfüllten ihre Aufgabe in einem Tone, worin sich die Brutalität des Pöbels, der der stärkere zu seyn glaubt, mit der rohesten Unwissenheit und Talentlosigkeit, und gleichzeitig mit dem bittersten Hohne, nicht bloß gegen den katholischen Glauben, sondern gegen jede tiefere religiöse Richtung auch auf protestantischem Gebiete paart. Das Unglück, wann sich solche Helfer und Sachwalter geltend machen, ist das größte, das einer Parthei oder einer Sache irgend zustoßen kann. — Wie sehr ist zu bedauern, daß bei dem schnellen Abschätzen der jetzigen Zeit das Urtheil leicht gefällt werden könnte, und einer Regierung, die bisher einen Werth darauf gesetzt hatte, auch in den Augen der Welt für streng conservatorisch zu gelten, es untergelegt werden möchte, sie

dulde aus confessioneller Abneigung zerstörende Tendenzen. — Deßwegen war es sehr wohl gethan, daß dem Aergerniß, welches die preußische Staatszeitung gegeben, indem sie ziemlich offen die Parthei des Straßenaufruhrs ergriff, als er sich in Belgien auf's Neue hervorthat, dießmal aber gegen katholische Interessen zu richten schien, — durch schnelle Entfernung des Subjects gesteuert ward, in dessen Hände die Leitung jenes Blattes gefallen war. — Wie erwünscht wäre es, wenn diese nothwendige und unerläßliche Maaßregel nicht bloß eine halbe bliebe, da dem Treiben der bekannten Schmutzblätter, deren wir im Eingange gedachten, noch bis auf diese Stunde kein Ziel gesetzt zu seyn scheint. Ein Vorfall, der großes Aufsehen machte, drohte sogar die Vermuthung anzuregen, daß zwischen dieser verderblichen, Preußens wahres Interesse so sehr benachtheiligenden Wirksamkeit und höhern preußischen Staatsbehörden ein geheimer Zusammenhang obwalte. — Ein anerkannt würdiger Pfarrer am Niederrhein ward plötzlich gerichtlicher Untersuchung unterzogen, und nachdem man sich seiner Papiere bemächtigt, über verschiedene Anschuldigungen verhört, die sich auf sein Verhalten in kirchlichen Streitigkeiten gezogen, deren Schauplatz die Rheinprovinz ist. — Natürlich kann nur der Ausgang des Prozesses ein Urtheil über die Frage möglich machen: ob ein hinreichender Grund zur Einleitung desselben vorhanden war? lagen wirkliche, unrechtmäßige Handlungen des Angeschuldigten vor, und können dieselben erwiesen werden, so ist die Regierung in ihrem Rechte, wenn sie ihn bestraft, und die gerichtliche Beschlagnahme seiner Papiere ist unter der Voraussetzung solcher Gründe, die einen Criminalprozeß rechtfertigen, ein nach den Strafgerichtsordnungen aller Länder gestattetes und erlaubtes Mittel. — Darüber kann nicht gestritten werden. — Was aber wahrhaft empörend wirken mußte, war der Umstand, daß Briefe, die bei dem Angeschuldigten vorgefunden worden, noch ehe das Urtheil erfolgte, ja noch ehe eine eigentliche Untersuchung eingeleitet war, zu der eben jene Be-

schlagnahme erst den Stoff liefern sollte, plötzlich in dem durch seine bittern und gehäßigen Schmähungen gegen die Katholiken arg berüchtigten Frankfurter Journal gedruckt wurden. — Briefe, die nicht zur Oeffentlichkeit bestimmt sind, müssen nach den gewöhnlichen Rechtsbegriffen als Eigenthum dessen gelten, der sie empfangen. — Bemächtigt sich die Obrigkeit derselben, so sind sie ein ihrer Treue und ihrer Ehre anvertrautes Gut; höchstens könnte ein auf den Inhalt solcher Documente gebautes Strafurtheil ihre spätere Bekanntmachung rechtfertigen. Da dieses nun nicht erfolgt ist, die Briefe auch nichts enthalten, was selbst nach den preußischen Staatsgesetzen als Verbrechen oder Vergehen angesehen werden könnte, so mag der Abdruck derselben nur durch ein Dienstverbrechen untergeordneter Beamten entschuldigt oder erklärt werden. Jedenfalls halten wir die Unterstellung einer Autorisation höherer Behörden zu solcher Profanation amtlicher Geheimnisse für so beleidigend, daß wir uns, sie zu wagen nicht erlauben können. — Uebrigens war der Erfolg jener Mittheilung kein anderer, als den Haß, die Erbitterung und das Mißtrauen gegen die katholische Sache in den ohnedieß befangenen Gemüthern der Gegner zu steigern. — Der Briefsteller (Sekretär des Herrn Erzbischofs von Köln) bedient sich einmal des Ausdruckes: es sey die Absicht, „Jesuiten in die Erzdiöcese einzuschmuggeln". — Werden diese Ausdrücke wörtlich genommen, so leidet es keinen Zweifel, daß dieß ein, wenn auch nicht durch die Strafgesetze vorgesehenes, so doch den Protestirenden in hohem Grade verdächtiges und verhaßtes Beginnen war. Allein der Pfarrer, an den der Brief gerichtet ist, erklärt feierlich, daß nicht von der Aufnahme wirklicher Mitglieder der Gesellschaft Jesu, sondern nur von der, einiger jungen Priester die Rede war, die der Erzdiöcese zum Theil schon früher angehört, und ihre Studien unter Aufsicht und in den Instituten jenes Ordens gemacht hatten und nur durch die, der Einheit der Kirche feindlichen, alle rechtgläubigen Katholiken mit Bitterkeit ver-

folgenden Leiter der hermesischen Parthei unter der Regierung des vorigen Erzbischofs ausgeschlossen worden waren. — Wir, die wir den heutigen Zustand des Jesuitenordens vielleicht besser kennen, als das Frankfurter Journal und seine Gönner *), haben keinen Grund, diese Angabe zu bezweifeln, und glauben, — auch abgesehen von der für uns vollkommen

*) Der Höhepunkt der religiösen, geschichtlichen und philosophischen Bildung dieser letztern spiegelt sich in einem höchst interessanten, „der Jesuitismus" überschriebenen Artikel in Nr. 136 der Berliner Vossischen Zeitung vom 14. Juni 1838 ab, — bei dessen Lectüre in jedem Wohlwollenden gewiß vor aufrichtigem und herzlichem Mitleid mit dieser, für den Stolz des Menschen so demüthigenden Verirrung des isolirten Verstandes schwerlich noch eine Entrüstung aufkommen wird. Man liest dort Folgendes: „Drittens ist hervorzuheben, daß der Jesuitismus, wenn auch ursprünglich schon nicht ausschließend Sache des Priesterthums, doch in neuerer Zeit beinahe ausschließend Sache der Laien geworden ist. Wer ihn im Priester-Gewande allein verfolgt, wird sein Gespenst nur erreichen. Man hat ihn aus den Klöstern verjagt, und er hat sich in die Büreaux, auf die Katheder, hinter die Musketen geflüchtet; man hat ihm den Priesterrock ausgezogen und er trägt Schnurbart und Degen; man hat ihm das geistliche Handwerk gelegt, und er hat das weltliche Handelsgeschäft für seine Existenz wieder aufgenommen, steht hinter dem Ladentisch und negozirt auf der Börse. — Endlich ist hervorzuheben, daß der Jesuitismus des 19ten Jahrhunderts nicht ausschließend an eine Glaubensform gebunden ist. Der Zahl nach ist er herrschend in der katholischen Kirche, dem Geist nach hat er in jeder Confession Wurzel geschlagen, und selbst die Judenschaft hat sich in einigen ihrer speculativen Mitglieder angeschlossen. In andern Welttheilen sind es noch Buddhisten, Feueranbeter u. dgl., die in seinem Interesse arbeiten. Nur die indifferenten Türken haben ihm bisher widerstanden". — Ist die Berliner Vossische Zeitung ihrer selbst so ganz sicher? wie wenn sie, ohne es zu wissen, auch im Interesse jenes furchtbaren Ordens arbeitete?

glaubwürdigen Erklärung des würdigen Priesters, der sie abgiebt, — daß die Gesellschaft Jesu, schon wegen der verhältnißmäßig unzulänglichen Zahl und der überhäuften Geschäfte ihrer Mitglieder, sich schwerlich darauf eingelassen haben würde, die letztern zu solcher Mission zu verwenden. — Aber selbst wenn jene Ausdrücke den Sinn hätten, den die Feinde der Kirche hineinlegen, würde sich das Urtheil der Katholiken dadurch schwerlich ungünstiger gestalten. — In einer Zeit, wo treulose Richtungen der Gesinnung und falsche Bestrebungen einer aufgeblasenen Scheinwissenschaft unter dem Clerus arglistig gesäet und angepflanzt werden, ist das Bedürfniß zuverläßiger, treuer, der Kirche unter jeder Bedingung gehorsamer und in diesem Gehorsame erzogener Priester größer als jemals. — Es wäre eine arge Uebertreibung, die Kirche schlechthin im Jesuitenorden aufgehen zu lassen, und keinerlei wissenschaftliche oder anderweitige Bestrebungen außer und neben demselben dulden zu wollen; jene moralische Garantie leistet aber in unserer Zeit die Gesellschaft Jesu in einem Maaße, wie kein anderes kirchliches Institut, und hierauf beruht ihre geistige Macht, ihr Einfluß und ihre Popularität unter dem katholischen Volke aller Länder des Erdbodens, zugleich aber auch der tiefe, unauslöschliche Haß aller Häupter und Verbündeten der kirchlichen, wie der politischen Revolution. Denn der richtige Instinct der Gegner wie der Freunde erkennt, daß in unserer Zeit die Gesinnung, der Glaube und der treue Gehorsam, der sich selbst um der Sache willen aufzugeben vermag, in jedem Verhältnisse das Entscheidende sey, und daß ein solcher Geist sich trotz aller äußern Hindernisse in nicht gar langer Frist auch das Werkzeug einer, den Bedürfnissen des Jahrhunderts entsprechenden, den Gegnern auch in der Form überlegenen Wissenschaft anzueignen wissen werde. — So wird also die Mittheilung des Frankfurter Journals zwar die Jesuitenfurcht, die eben so sehr auf lächerlicher Unkunde, als auf einer dem bösen Gewissen eigenthümlichen Unsicherheit beruht, vermehren, der

frommen Gesellschaft aber bei den katholischen Gläubigen schwerlich irgend einen Eintrag thun. —

Sonstige Commentare, mit denen das servile Blatt andere Stellen jener aufgefangenen Briefe begleiten zu müssen glaubte, gestatten einen nicht minder lehrreichen Blick in die Absichten der Parthei, welcher diese Insinuationen zu dienen bestimmt sind. — Der Briefsteller hatte eigentlich seinem Freunde empfohlen: als „argumentum ad hominem“ in Berlin geltend zu machen, daß die Beschränkung, Hemmung und Schmähung der kirchlichen Autorität kraft nothwendiger Rückwirkung, die Grundvesten des Staates untergraben müsse. — Daß dieß zu vernehmen, der revolutionär-despotischen Parthei nicht erfreulich sey, begreift sich leicht, aber es ist als eine eigene, dem bösen Willen auf dem Fuße nachfolgende Strafe Gottes anzusehen, daß die Verstandesfinsterung eben jener Parthei den Gipfel erreicht, daß sie sich auf eine offene Polemik gegen diese evidente Wahrheit einläßt, daß sie selbst sich also förmlich und ausdrücklich zu dem ihr Schuld gegebenen Kampf gegen Religion und Kirche bekennt, und über den wichtigen, der Polizei gelungenen Fang jubelt, daß man nun endlich entdeckt habe, es gäbe wirklich Leute, die sich nicht entblöden, den incriminirten Satz zu vertheidigen. — Natürlich sind dieß Affiliirte der Jesuiten, (— „wir dürfen“, sagt das Frankfurter Journal*), — „jetzt auf Beweise gestützt, es aussprechen“! —) und nun werden die bekannten, der antirevolutionären Richtung huldigenden deutschen Zeitungen, — das Berliner politische Wochenblatt an der Spitze, — als die Werkzeuge des abscheulichen Complotts denunciirt, welches den Zweck hat, die wahre Grundlage alles Gehorsams gegen die Obrigkeit in dem Glauben und der Gottesfurcht der Menschen zu suchen. — Solchem Wahnsinn, Vernunft predigen zu wollen, sind wir weit entfernt. — Sie thun nach ihres Her-

*) No. 102 vom 12. April d. J.

zens Gelüsten und binden mit emsigen Fleiß die Ruthen zu ihrer eigenen Züchtigung. — Es wird ihnen geschehen, wie sie geglaubt und was sie gewollt haben! Aber dieser schauerliche Wahnsinn selbst ist eins jener furchtbaren Verhängnisse, die der Zorn Gottes als Gerichte über die Völker schickt, wenn ihre Sünden das Maaß seiner Langmuth erschöpft hatten.

Von dem früher erwähnten obersten Gesichtspunkte, wonach jene Polemik gegen die Kirche nicht diese, sondern zurückwirkend die weltliche Regierung, und zwar auf das empfindlichste trifft, eröffnet sich überhaupt eine neue, tiefbetrübende Aussicht über die gesammte, neueste Literatur des polemisirenden Protestantismus. — Statt zu versöhnen und zu beschwichtigen, statt auf jede Weise jener Ueberzeugung entgegen zu wirken: daß es einen Kampf um rechtliche Existenz der katholischen Kirche in Deutschland gilt, ist es, als ob die Streiter, die für die Sache Preußen's in die Schranken getreten sind, sich das Wort gegeben hätten, einerseits durch den ungerechtesten, feindseligsten Hohn auch die langmüthigsten Naturen zur Erbitterung zu reizen, die Schlaffsüchtigsten wach zu rütteln, den Schwergläubigsten und Sorglosesten die Beweise dessen, was man der Kirche zudenkt, in die Hand zu liefern, — andrer Seits durch übereilte Geständnisse und unüberlegten Hader unter sich, die Blöße des Protestantismus unverhüllt vor aller Welt Augen zu legen. — Liegt die Losreißung der katholischen Kirche Preußen's vom Mittelpunkte der Einheit, im Plane einer mächtigen und einflußreichen Parthei? — Das Frankfurter Journal hat durch oft wiederholte Behauptungen solcher Art der preußischen Regierung nicht zu berechnenden Schaden gethan, und man hat sich dagegen durch die Versicherung geschützt: daß man wirkliche Pläne der Kabinette nicht einem verächtlichen Löschpapier anzuvertrauen pflege. — Sey es! Aber daß der bekannte Professor Marheinecke, der an der Quelle sitzt, nicht besser unterrichtet seyn sollte, wird Mühe kosten, der Welt glauben

zu machen. Eben dieser nun läßt sich in seiner „Beleuchtung des Athanasius“ (einem Elaborat, an dem das alte: O si tacuisses etc. in dem Maaße wahr geworden, daß es selbst von protestantischer Seite mit allgemeinem Achselzucken aufgenommen worden —) folgender Gestalt vernehmen: „Bei der Unverbesserlichkeit des römischen Hofes ist nun zwar nicht daran zu denken, daß von ihm selbst jemals eine Aenderung dieser unnatürlichen Verhältnisse der römischen Kirche zu allen Landeskirchen ausgehe, aber um so mehr das Vertrauen zu fassen, es werde der gebildete Clerus in Deutschland, besonders in Preußen, Baden, Würtemberg, da es ihm weder an vaterländischer Gesinnung, noch an Einsicht in diese Mißbräuche fehlt, in Vereinigung mit so vielen vernünftigen, christlich-gesinnten Laien sich entschließen, bei seinem Landesherrn sowohl, als bei seinem Bischof auf Abstellung der gerechten Beschwerden anzutragen, damit ihm möglich gemacht werde, woran er fortwährend verhindert wird, durch Aufhebung aller Abhängigkeit von Rom ein wirklicher Bestandtheil des deutschen Volks und ein lebendiges Glied der Landeskirche zu werden. Dieser Clerus ist einsichtsvoll und unterrichtet genug, um zu wissen, daß es kein Verbrechen ist, wenn zu den vielen Nationalconcilien, dergleichen in alten Zeiten in Deutschland gehalten worden, ein neues hinzukommt, um die Verhältnisse zum Pabst neu zu ordnen und zu bestimmen, und diesen schädlichen ausländischen Einfluß auf das kürzeste Maaß zurückzuführen. Es kann dabei kein Bedenken haben, daß, wie gleichfalls in alten Zeiten oft geschehen, ein solches Concilium durch die weltliche Macht convocirt und unter deren Schutz rechtmäßig constituirt wird — — — —“. Der königliche preußische Oberconsistorialrath und Professor Dr. Augusti zu Bonn „beruhigt“ die katholischen Einwohner Preußens auf noch wirksamere Weise. — In den rheinischen Provinzialblättern für alle Stände, einem zur Bearbeitung der Rheinländer in einem, der Regierung wohlgefälligen Sinne eigens creirten Journal, schließt er einen Aufsatz über „die Bedeutung des Erzbisthums Utrecht“

mit der Bemerkung Walch's: daß ohne Aufhebung der Bulle Unigenitus kein Friede zwischen Rom und Utrecht möglich sey. — Hiezu fügt Herr Augusti Folgendes: „So schrieb Walch im Jahr 1777; und im J. 1838 ist die Lage der Sache noch völlig dieselbe. Aber sie würde sich bald genug ändern, wenn katholische sowohl als evangelische Regierungen im Fall eines Conflictes mit Rom, zur Aufhebung der bisher bestandenen Einrichtungen und Concordate sich entschließen und ihre Blicke auf das Erzbisthum Utrecht richten sollten. Jeder Kenner der Kirchen-Geschichte und des Kirchenrechtes weiß, daß dieß die Ferse ist, wo der römische Achilles am leichtesten verwundet werden kann. Sollte es über lang oder kurz (wozu es endlich doch einmal kommen wird und kommen muß) ein ernstlich gemeinter, und mit Besonnenheit und Energie angefangener Versuch zu einer Emancipation der katholischen Kirche von Rom gemacht werden, so würde das jetzt so unbedeutende Erzbisthum Utrecht sofort eine Bedeutung und Wichtigkeit erlangen, wovon sich gegenwärtig noch die Wenigsten eine richtige Vorstellung machen mögen. Auf jeden Fall würde das Wort Utrecht, wenn es zu rechter Zeit, von den gehörigen Personen und mit der erforderlichen Kraft ausgesprochen würde, in Rom keine geringe Sensation machen“.

Einen schmerzlichen Eindruck machte es, daß solche Insinuationen den von Zeit zu Zeit auftauchenden Versicherungen von der Toleranz der preußischen Regierung, von ihrem Wohlwollen gegen die katholische Kirche in ihren Staaten, von ihrer Neigung, Alles auf dem alten rechtlichen Fuß zu belassen, — Aeußerungen, welchen wir so gern und freudig Glauben schenken würden! — höhnisch anpriesen. Beiderlei Aeußerungen gehen gewiß von entgegengesetzten Seiten aus, denn es ist kaum glaublich, daß sonst weltgewandte Männer sich von einem doppelten Spiele solcher Art irgend versprechen könnten, es werde auch nur den Ein-

fältigsten berücken. — Insbesondere ist uns in dieser Beziehung die kleine Flugschrift von J. Jacoby: „die Frevel der Revolution“, eine überaus merkwürdige Erscheinung gewesen. — Seltsam! Das einzige, von Seiten der Protestirenden zu Gunsten der weltlichen Regierung ergangene Wort, welches sein Standpunkt über der rohen Gemeinheit und auf nicht revolutionärem Gebiete nimmt, rührt von einem Juden her. — Weil wir aber die noble Gesinnung dieses Schriftstellers nicht verkennen, und daran nicht zweifeln, daß Alles, was er sagt, ihm in tiefster Seele ernst sey, weil wir ihn, was Redlichkeit und Einsicht betrifft, hoch über alle jene „evangelische“ Kämpen, wie sie Namen haben: — Augusti, Hengstenberg, Gutzkow, Leo, de l'Or, Marheinecke &c. &c. stellen, wollen wir den Verfasser bitten, mit aller Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, die uns aus seinem gesammten Thun und Wesen entgegenleuchten, die Sache, der er in jener Broschüre seine Feder geweiht, und den gesammten Stand dieser Sache nochmals gründlich zu prüfen, und dann zu überlegen: ob nicht der Standpunkt, den er über oder vielmehr zwischen Kirche und ihren Gegnern einzunehmen sucht, ein unmöglicher sey. Daß er aber diesen Standpunkt überhaupt habe einnehmen können, mag höchstens der Umstand erklären: daß er als Israelit zur Zeit noch nicht Gelegenheit gehabt, sich das Verhältniß der wahren Kirche Christi zu dem gänzlichen oder theilweisen Abfall innerhalb derselben zum klaren und lebendigen Bewußtseyn zu bringen. — Er spricht von einem, seiner innern Erfahrung wenigstens theilweise noch fremden Gebiete, dessen äußere Umrisse er kennt, dessen innere Unterschiede ihm aber, der draußen steht, in seiner Stellung unbedeutend und kaum der Rede werth erscheinen mögen. Wie hätte er sonst schreiben können: „Es ist Platz da in der Christenheit und in dem Christenthum für die Burg Luther's und für den Felsen Petri, für den evangelischen Glauben und für die katholische Lehre, und beide sollen neben einander prangen zum Ruhme Gottes und zum Heile der Menschheit.“ — Wie hätte

er sonst glauben können, daß Satz und Gegensatz — concrete, geoffenbarte Lehre und entschiedener, bewußter Widerspruch gegen dieselbe, Anerkennung der kirchlichen Gewalt, der der Herr die Leitung der Kirche anvertraut, und blasphemische Auflehnung gegen dieselbe gleichzeitig, innerhalb der einen Kirche Christi auch nur möglich seyen! — Ist sie die Wohnung des heiligen Geistes, wie könnte der Geist der Wahrheit sich selbst widersprechen: hat Christus dem Fürsten der Apostel und seinen Nachfolgern bis an's Ende der Zeiten die Gewalt verliehen, zu lösen und zu binden in seinem Namen, wie kann „das Papstthum vom Teufel gestiftet" seyn!

Trotz dessen verkennen wir nicht, daß der Instinct der Wahrheit in diesem Schriftsteller mächtiger ist, als in seinen „evangelischen" Streitgenossen. — „Es zucken", sagt er, „böse Zeichen über die Zeit — wecket nicht den alten Grimm, — schüttet nicht auf die alte Gruft. Harren nicht genug Gräber auf uns in Europa, gähnen nicht genug Klüfte: — und wollt ihr noch aufwühlen das alte Grab, wollt ihr wieder öffnen den alten Abgrund, der auf lange Zeit verschlungen hatte Deutschlands Ruhm und Deutschlands Macht? O lasset ruhen diesen Grimm, lasset rasten dieses Schwert! „Denn einmal wieder gezückt, wird dieses Schwert nicht die Macht einzelner Fürsten vermehren (wie man vielleicht ehrgeizig träumt), es wird Alle verderben. — Das aber will die Revolution erreichen"! — Wer wird ihm widersprechen? — Aber wir wünschen nichts sehnlicher, als daß der Grimm und Haß, der wahnsinnige Zorn und Neid, der vor dreihundert Jahren die eine Hälfte unserer deutschen Brüder von dem Herzen der gemeinschaftlichen Mutter riß, endlich verraucht seyn möge, und wir nehmen keinen Anstand zu bekennen: diejenigen Protestanten, die das Vorurtheil, die Leidenschaft, die gehäßige Befangenheit aus ihrem Herzen verbannt haben und mit einfacher Liebe zur Wahrheit der katholischen Lehre gegenüberstehend, vor Gott bereit sind, der

Wahrheit die Ehre zu geben, wo sie sich auch finden möge,— diese erkennen wir nicht als Feinde an: sie sind unsere Brüder, die Antheil am Reiche Christi haben durch das Verdienst ihrer Taufe, und sich zur katholischen Lehre wie Katechumenen verhalten, die in das Heiligthum eingehen werden, wenn ihre Lehrzeit vollendet ist. — Dort aber, wo jene treu auf die Wahrheit gewandte Richtung des Willens fehlt, wo die gehässigen Furien unreiner Leidenschaft walten, da ist es umsonst und eitel verlorne Mühe: Friede! Friede! zu rufen. — Es ist kein Friede; — sie werden, je nach Zeit und Gelegenheit, die Wahrheit verachten, oder wenn sie die Macht haben, ihre Bekenner verfolgen und peinigen. — Sie werden vor den allerschlechtesten Mitteln in diesem Kampfe nicht zurückbeben und, umnebelten Sinnes, selbst mörderisch mit ihren eigenen ingrimmigsten Feinden, den bewußten Gegnern aller Throne, aller Gewalt, aller Autorität und aller Ordnung auf Erden gemeine Sache machen, daß er ihnen helfe gegen die allgemeine Kirche. —

Gegen dieses Bündniß nun erklärt sich der Verfasser der oben genannten Schrift mit aller Entrüstung einer edlen Seele. „Als wahrhaft kränkend und perfid muß ich es bezeichnen“, sagt er, „daß man von der revolutionären Seite unter dem Deckmantel des Wohlwollens der preußischen Regierung angedichtet hat, sie wolle die Kirche, diese Burg der Heiligen, diese Stütze der Könige, diesen sichtbaren Thron Gottes in der Welt — sie wolle diese Kirche preisgeben den Zeitungsschreibern, den Aufklärern und dem jungen Deutschland, und wolle in Bezug auf die römisch-katholische Kirche den liberalen und humanen Principien huldigen, wie sie von den Frevlern verbreitet werden, und wie sie unter der Maske der Mäßigung weiter nichts bezwecken, als die Kirche und die katholische Einheit zu zertreten und zu entweihen, überhaupt die Religion zu schänden und die weltliche Macht selber zu brechen. Mit dem entschiedensten Ernst

muß man jede Einmischung der revolutionären Literatur in diesen Streit zurückweisen, welcher durch Gottes Hülfe und durch die Würde unserer Staatsmänner damit endigen wird, daß die Verbindung zwischen weltlicher und geistlicher Macht sich noch innerlicher und gesicherter, als bisher, gestaltet, und daß die edlen gläubigen Geister, welche bisher in Irrthümern befangen waren, diese ganz ablegen. Der preußische Staat steht für seine Forderungen und Unterhandlungen auf dem Boden der Gerechtigkeit und der legitimen Kirche, und es heißt seine Absicht verkennen, seinen Beruf und seine Pflichten lästern, wenn man ihm andere Zwecke und Principien unterschiebt, oder wenn man ihm mit revolutionären Lobpreisungen zu Hülfe kommt. — Will aber die revolutionäre Anschauung uns vorreden, sie habe jetzt bei der loyalen Komödie, die sie plötzlich spielt, die weltliche Macht im Auge, und sie lästere und beschimpfe die Kirche, um das irdische Regiment zu sichern und ihm zu dienen? Die Revolution weiß am Besten, daß der Staat ihre Beute wird, sobald er das kirchliche Leben und die christliche Kirche verleugnet, und sobald er gleichsam seine überirdische Stütze weggeworfen hat. Was will also die Revolution mit der Fratze? — Sie will eben durch ihre Lobpreisungen die weltliche Macht erschüttern und verächtlich machen, sie will ihr den Kern ihres Lebens unter dem Deckmantel der Loyalität nehmen, um sie nachher desto leichter zu zertreten; sie will ferner die katholischen und protestantischen Notabilitäten gegen einander hetzen, sie benutzt diese Gelegenheit, um ihre große Feindin, die christliche Kirche, zu entwürdigen und ehrenwerthe und tiefsinnige Männer zu beschimpfen, die — wie ihre Meinung auch sey, über das Verhältniß der geistlichen und weltlichen Macht — doch die Stütze der Throne und der Stolz der Welt sind, und die, Säulen und Wissenschaften und der christlichen Monarchie, jetzt von dem revolutionären Gesindel förmlich der Obrigkeit als Ruhestörer denunciirt werden. Das ist eine heillose Verwirrung, das ist ja ein förmliches Gewinnen vom Terrain; und — um

es ganz offen auszusprechen — wir wollen doch eher jede hierarchische Anmaßung ertragen, ehe wir uns auch nur im Entferntesten preisgeben lassen den revolutionären Frevlern, und ehe wir uns die Schande aufbürden, mit den Principien der Gotteslästerung und der Feindseligkeit gegen das Christenthum gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben".

Dann sagt er an einem andern Orte: „Die revolutionäre Gesinnung hat sich in diesen Streit nicht im Entferntesten zu mischen, und die weltliche Macht, welche für die Beziehung zur Kirche sich auf revolutionäre und liberale Principien stützt, ist verloren, mag sie auch scheinbar an Rechten und an Gewalt gewonnen haben. Denn diese Rechte hätte die weltliche Herrschaft durch Grundsätze usurpirt, von welchen sie später in ihrem Mittelpunkte und in ihrer Hoheit selber zerstört und aufgelöst wird, und es müßte sich hier lediglich das alte perfide Spiel der Revolution entwickeln, welches von jeher, unter dem Deckmantel der Loyalität, die christliche Monarchie aufforderte, ihre eigentlichen Stützen und die wahrhafte Freiheit zu nivelliren und modern zuzustutzen, damit sie nachher als nackter Absolutismus desto eher zertreten werden kann. — — Indem es uns vergönnt ist, solche inhaltsschwere Worte von Berlin aus dem Publikum vorzuführen, haben wir am besten bewiesen, wie lügenhaft und wie ränkevoll die Verläumdungen sind, welche man in der letzten Zeit der glorreichen Regierung Preußens aufgebürdet hat, als wolle sie, der katholischen Kirche gegenüber, den Principien der Lüge huldigen."

Niemand, wir wiederholen es, ist bereitwilliger als wir, trotz Marheinecke, Gutzkow und Augusti, die uns glauben machen wollen, Preußen gehe auf Zerstörung der katholischen Kirche in seinen Staaten durch Losreißung derselben vom Mit-

telpunkte ihrer Einheit aus, — der friedseligen Versicherung Jakoby's Glauben beizumessen, und zwar deßhalb, weil sie mit unsern innigsten Wünschen übereinstimmt. — Aber wir bedauern, daß dieser Versicherung des Herrn Jakoby der oben beleuchtete nicht minder „inhaltsschwere" Artikel des Frankfurter Journals — vom späteren Datum als seine Broschüre — gegenübersteht, welche eben diese Gesinnung, als eine verderbliche brandmarkt. — Und dieser Artikel wird durch die räthselhafte Mittheilung der in Beschlag genommenen Briefe des Kaplan Michelis unterstützt, die doch dem Wesen nach nichts enthalten, was nicht, nur bei weitem stärker und eindringlicher in der Broschüre des Herrn Jakoby gesagt wäre! Herr Jakoby sagt: „Die Grundsätze der Legitimität — das sind die uralten Fundamente und Bedingungen alles Lebens, die gar nicht gelehrt zu werden brauchen, die sich wie Naturgesetze von selbst verstehen", und er setzt hinzu: „Die Staaten, welche diese Grundsätze aufgeben, werden zusammenfallen, weil sie auf Lüge und Heuchelei erbaut sind". — Dieß ist, wenn uns nicht alles täuscht, die Lehre des Berliner politischen Wochenblattes, — aber diese hat ja nicht bloß Gutzkow und das übrige „revolutionäre Gesindel", sondern zuerst Herr von Rehfues, ein hochbetraueter Staatsmann, den wir für mindestens eben so zu unterrichtet halten müssen, wie Herrn Jakoby, als Doctrin einer „zweiten revolutionären Parthei" denunciirt. — So wird vielleicht in diesem Dilemma, einander mindestens an Gleichgewicht haltender Autoritäten das Argument unsers Autors: daß seine Schrift in Berlin gedruckt und von der dortigen Censur nicht gestrichen sey, den Ausschlag geben? — Leider können wir auch dieses Motiv nicht für absolut entscheidend anerkennen. — In einem, unter den Augen der höchsten Behörden erscheinenden Blatte (der Berliner „Literärischen Zeitung" von 1837 No. 30 vom 19. Juli) steht in einer Recension von Heinrich Steffens Roman: „die Revolution", wörtlich folgende Stelle: hätte Steffens seine Novelle: „die Revolutionären" genannt, so wäre nicht

viel dagegen zu sagen, denn ein anderes ist das Revolutioniren und die Revolution. Jenes ist ein elendes Demagogenhandwerk, diese aber ist die Herrenthat der Geschichte. Steffens aber tritt mit der Prätension auf, das Princip der Revolution zu bekämpfen". — Eine Censur, die sich von dieser „Prätension" so ferne hält, ist vollkommen befugt, den Wechsel, den Herr Jakoby auf ihre kirchlich-politische Orthodoxie ziehen möchte, mit Protest zurückzuweisen. — Seine Schrift kann uns nach Erwägung aller dieser Gründe nur als Ausdruck der wohlwollenden, aber der Wirklichkeit nicht entsprechenden Meinung eines Einzelnen erscheinen. Er zähle die Stimmen, die auf protestantischem Gebiete über ihn selbst laut geworden, er erwäge: was geschehen ist und geschieht, und frage sich dann selbst, wie sich das, was er in Beziehung auf die katholische Kirche will, und mit treuer Ueberzeugung für das Rechte hält, — zu den Thatsachen und zu der feindlichen Strömung verhalte, der zu dieser Stunde im Ganzen durch den Protestantismus geht; dieser Wirklichkeit gegenüber wird mit wohlmeinender, aber die wahre Lage der Dinge verhüllender und bemäntelnder Rede nichts Ersprießliches mehr ausgerichtet. —

XXXIX.

Fragment aus dem Leben eines Priesters.

Cogitavi vias meas, et converti pedes meos in testimonia tua.
Ps. 118, 59.

„Niemand erröthe beschämt oder zitternd, von sich selbst zu schreiben — — mit nichts ist der Menschheit mehr gedient, als mit aufrichtigen Selbstbekenntnissen“: ich meine diese Worte irgendwo in Herders Schriften gelesen zu haben. Wohl kamen sie mir schon damals in Erinnerung, als ich über mein Bekenntniß des katholischen Glaubens zum Publikum redete *); ich war versucht, die eigentliche Geschichte meiner Conversion zu geben, und gab sie doch nicht, einmal, weil es mir zusagte, die gnadenvolle Führung Gottes, deren ich mir bewußt war, als ein Geheimniß meines Lebens zu verschließen, sodann, weil die Sache, mit der ich es nun hielt, mir schon in ihrer Allgemeinheit überreichen Stoff darbot. Es war die große Sache des katholischen Glaubens, vor deren welthistorischer Macht alles Persönliche gern in den Hintergrund tritt. Nachdem ich nun dieselbe eine Zeitlang ruhig auf mich habe wirken lassen, bin ich entschlossen, den meiner Bekenntnißschrift fehlenden Theil — die Geschichte meiner Conversion selbst — nachzuholen. Ich habe mich dazu entschließen können in der Meinung, es möchte für die Gläubigen nützlich und heilsam seyn, zu sehen, wie Gott eine in mancherlei Widerstreit und Verwirrung ringende Seele zur Ruhe gebracht und

*) In der Schrift: die Kirche und ihre Gegner in den drei letzten Jahrhunderten. Landshut 1833. Verlag der Krüll'schen Universitätsbuchhandlung.

32

mit seinem Troste erquickt hat. Da mein Bekenntniß des katholischen Glaubens mit meiner ganzen Lebenserfahrung zusammenhängt, so wird es am besten gethan seyn, zunächst Einiges aus meinem früheren Leben zu erzählen.

Mein Geburtsort ist der Marktflecken M. im Herzogthum Altenburg in Sachsen. Dort haben die Freiherrn von Seckendorf, zu denen der bekannte Verfasser des Werkes de Lutheranismo gehört, ihre Erblehen- und Gerichtsherrschaft. Mein Vater war daselbst Zeugfabrikant, ein von Gefreunden und Nachbarn geehrter Mann, der den Segen, so auf bürgerlichen Tugenden ruht, wohl erfahren hat. Die Mutter war ihm gleich an guter Gesinnung und betriebsamen Wesen, doch, der Natur ihres Geschlechtes gemäß, weniger ernst und streng, wenn es galt Fehler zu rügen oder Vergehen zu bestrafen. Beide waren Zöglinge des Lutherthums in seiner älteren, vielfach ehrwürdigen Form, und hielten daher fest am geschriebenen Wort der Offenbarung, und heiligten Gott den Herrn in ihrem Herzen (1. Petr. 3., 15.). Sonntags nach Tische versammelte der Hausvater alle die Seinen, Kinder, Gesinde und Gesellen um sich her zur Andacht; erst wurde ein Lied gesungen, dann ließ er von einem seiner Kinder das treffende Evangelium lesen, über welches er, nicht ohne Gewandheit, katechisirte; den Schluß machte wiederum ein gemeinschaftlich gesungenes Lied. So wurde es auch in mehrern andern Familien des Ortes gehalten, und ich erinnere mich noch heute gern daran, wie erbaulich es war, aus der Nachbarschaft Gesang zu vernehmen, während der Vater, wie ein Priester seines Hauses das Evangelium auslegte und Gebete extemporirte. Ein anderer wohlhabender Fabrikant des Ortes hielt noch eigens des Abends eine Betstunde für die heranwachsende Jugend. Er ließ den Gesang mit Orgeltönen begleiten, las irgend etwas Erbauliches laut vor, und vertheilte öfters kleine Büchercheu, die er von den Herrnhutern bezog, zu denen er sich hielt.

So war ich als Knabe in eine Umgebung versetzt, in

welcher es sich bald entscheiden mußte, ob Elemente der Frömmigkeit in mir vorhanden wären und auf Ausbildung Anspruch machten. Und in der That, die ersten Gefühle, die in mir erwachten, waren Sehnsucht nach dem Unendlichen, Verlangen nach dem Unsichtbaren. Sobald ich lesen konnte, suchte ich, mit Erbauungsbüchern in der Hand, einsame Plätze im Freien, und betete da mit großer Innigkeit. Zu Hause hing ich mir oft ein Stück Zeug um die Schulter, um ein priesterliches Aussehen zu bekommen, und predigte, auf einen Schemel mich stellend, den arbeitenden Gesellen, wobei zuletzt irgend ein Aufgebot vermeintlicher Brautleute nicht vergessen ward. Kaum zwölf Jahre alt bildete ich einen Kreis von Schulknaben um mich her, mit denen ich ein Buch las, welches den Titel führte: Betrachtungen über das wahre Christenthum.

Ich hatte in meiner Kindheit viele Krankheiten zu bestehen; besonders gefährlich war ein anhaltender Bluthusten. Handarbeiten, zu denen sonst der Vater uns anzuhalten pflegte, mußte ich daher möglichst meiden. Da ging ich denn an schönen Frühlings- oder Sommertagen hinaus auf die Wiesen, oder auf die Raine der Saatfelder, um mir heilende Kräuter zu suchen. Und wenn ich da mit meiner kranken Brust einsam unter Blumen und Gräsern saß, da fing ich an, die Macht und Güte des Schöpfers zu preisen; und der Gott, zu dem ich betete, tröstete und stärkte mich wunderbar.

Vom Studiren, wozu ich große Neigung hatte, rieth mir mein Vater ab, weil er gerade damals, als es die rechte Zeit gewesen wäre, damit anzufangen, große Verluste in seinem Geschäfte erlitten hatte, so daß er fürchtete, er werde die Kosten des Studirens nicht decken können. Wie er aber sah, daß ich, auch nachdem ich darein gewilligt hatte, ein Handwerker zu werden, doch lateinisch lernte, und überhaupt lieber mit Büchern als mit Handwerkszeug umging; da meinte er als ein verständiger Mann, er dürfe mir nichts zumuthen, was vielleicht meine Bestimmung nicht wäre. Einst, als ich mit ihm

Je weniger Nahrung mein mir eingepflanzter frommer Sinn fand, desto mächtiger wirkten die großen Ereignisse jener Tage auf mich ein. Das erstemal, daß ich gewahr wurde, es gebe außer dem bürgerlichen Stillleben etwas Welthistorisches, war, mehrere Jahre früher, bei der Schlacht bei Jena. Damals legte ich mich im Freien auf die Erde, um die neue Entdeckung auf mich wirken zu lassen, und als ich bald darauf die ersten Franzosen sah, war es mir, als hätte ich Menschen aus einer andern Welt gesehen. Jetzt aber drängten sich auf einmal Erscheinungen um mich her, die ganz geeignet waren, die jugendliche Phantasie gewaltig einzunehmen. Dies war die Zeit der Leipziger Völkerschlacht. Ganz Altenburg war, weit umher, in ein Lager verwandelt. Die Schulen mußten geschlossen werden, alle gewöhnlichen Lebensverhältnisse waren aufgelöst. Da sang man Freiheitslieder, da hatten Alle, Jung und Alt, nur einen Wunsch, den heißen Wunsch der Befreiung Deutschlands. Und als die große Schlacht nun geschlagen war, und die Stadt wimmelte von Verwundeten, war noch lange nicht an ein Zurückkehren in die alte Ordnung zu denken. Jene Tage waren es, wo Körners Lieder das lutherische Gesangbuch aus meinem Herzen verdrängten, wäre ich doch selbst, wenn meine Jahre und Kräfte es erlaubt hätten gern mitgezogen in den Kampf der Ehre. Alljährlich wurde nun unter Sang und Klang bei lodernden Freudenfeuern der entscheidende Tag begangen, und dem Vaterlande, als dem Theuersten im Menschenleben, gehuldigt. Wie sehr die Gemüther der deutschen Jünglinge von neuen Ideen bewegt seyen, verrieth sich bald auch in der ganzen äußern Erscheinung, in Kleidung und Geberde. Alles Ausländische und Luxuriöse war verpönt, deutsche Einfachheit galt für das allein Lobenswerthe; der s. g. deutsche Rock und schlichtes langes Haar kam an die Tagesordnung, und in kräftigen Leibesübungen suchte man

theilen, ob eine Lüderlichkeit in der Weise, wie sie in dem oben angeführten Falle vorgekommen, in der katholischen Beichte auch nur möglich ist.

zu erstarken zum Dienste des Vaterlandes. Einen neuen Schwung erhielt die Idee vaterländischer Bildung, als die Kunde von dem berüchtigten Wartburgsfeste an uns gelangte. Die dort geschehenen Schritte, so vermessen sie zum Theil waren, wurden bewundert; die dort gehaltenen Reden, wenn gleich die Ausgeburt der Schwärmerei, begierig verschlungen. Auf mich wirkte das alles um so leichter, da es sich mir im Scheine einer gewissen Religiosität insinuirte. Dieselben Burschen, welche „die unsaubern Bücher" verbrannt und dafür die Geister der im teutoburger Walde Schlafenden heraufbeschworen hatten, sie hatten auch die Communion empfangen, und einer der theilnehmenden Professoren von Jena hatte in der Rede, die er gehalten, sogar Stellen aus dem Propheten Jesaias benutzt, um die blutrothe Farbe der modernen Freiheit zu empfehlen. Dennoch, so sehr durch diese und ähnliche Ereignisse der Blick nach außen gezogen wurde, kehrte ich allmälig wieder zu meinem Herzen zurück, obgleich nicht mehr in der kindlich frommen Weise früherer Tage. Für das, was in der katholischen Kirche die Gewissenserforschung ist, hatte ich, schon vor all diesen Ereignissen, ein Surrogat gefunden, indem ich mich über meine innern Zustände in einem Tagebuche verbreitete. Hierin sprach sich offenbar ein Bedürfniß geistlicher Führung aus. Da aber dafür in der protestantischen Gemeinschaft nichts geschieht, suchte ich mir selbst zu helfen durch schriftliche Confessionen. Dieses Mittel gab ich auch jetzt nicht auf; doch wählte ich eine allgemeinere, den zeitherigen Einwirkungen entsprechendere, und zugleich sie zu beherrschen strebende Form. Ich fing an, über größere Abschnitte meines Lebens zu schreiben unter dem Titel: Mein Schutzgeist, oder Blicke in, um und über mich. Ein Denkmal geweihter Stunden", und nahm zum Motto das Schillersche Distichon:

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Ich bin noch im Besitze der Blätter, die ich damals im

Jahre 1817, im vorletzten Jahre meiner Gymnasialstudien, zu schreiben begann, und theile daraus das Vorwort mit.

„Um Licht und Ordnung in das Chaos meines Innern zu bringen", heißt es dort, „hielt ich es für gut, ein psychologisches Tagebuch zu führen. Ich verfolgte die Regungen des Gemüthes, und die Richtungen des Geistes, so gut ich konnte, und dachte immer dabei: prüfe Alles und das Gute behalte! Das muß doch wohl der rechte Weg zur Selbsterkenntniß, und zur Annäherung an die reine Menschennatur seyn? So scheint es. Indem ich ihm aber zu sehr die Form frommer Confession gab, ging es mir wie dem großen Haller, der, als er auf ähnliche Weise Ruhe und Gleichgewicht in sein Inneres bringen wollte, zuletzt den gottesgelehrten Heß um Rath fragte, wie er Ruhe fände für seine geängstete Seele. Und kann dies anders kommen? Herder hat mir vor allen Andern hierüber die Augen geöffnet. Da gewöhnlicher Weise in diesen Tagebüchern, sagt derselbe, ein Tag oder eine Stunde vom Ganzen abgerissen, und dergestalt für das ganze Leben genommen werden, als ob mit ihnen der Strom der Zeit still stände, und sich dieser Zustand, wie er unleugbar aus andern fließt, nicht auch in andern verlöre, so wird nothwendig die Seele auf eine widernatürliche Weise verenget und beängstigt. — Wie ist es auch möglich, in Stunden, wo das Gefühl die freie Reflexion gefangen hält, und der Sinn benebelt ist, ein vielfaches Gemisch von äußern und innern Zuständen zu zersetzen, oder ein feines Gewebe von Ursachen und Wirkungen zu zergliedern? Man wende nicht ein: in Stunden, wo man viel erfährt und tief empfindet, muß man am tiefsten aus dem Innern schöpfen können. Wer im Strome aus der Tiefe schöpfen will, den reißt die Strömung leicht mit sich fort; wer im Sturme den Meeresgrund erforschen will, wird leicht ein Spiel der Wellen werden. Oder wie geht es uns, wenn wir aus einem interessanten Traum erwachen? Wir halten die Bilder der Imagination fest, wünschen fortzuträumen, und träumen auch fort. So sind wir oft ein Spiel mit uns selbst, „ein Traum

der Träume"; und, wird unser Inneres schnell bewegt, uns selbst ein Wunder. Wer sich daher nur in sympathisirenden Herzensergießungen und frommen Confessionen gefällt, der wird ein sehr zerstückeltes Menschengebilde entwerfen, und am Ende sich selbst im kränkelnden Zustande am besten gefallen, — Herders Ideen haben mich schon manchmal auf das Rechte gebracht. Er räth mir in seinem 38. Briefe zur Beförderung der Humanität, fleißig mit mir selbst zu Rathe zu gehen, fleißig mit mir selbst, mit meinem Schutzgeiste, oder unserer Seele zu dialogiren, ohne bei diesen Dialogen an Welt und Nachwelt zu denken. Je treuer wir dabei es mit uns selbst meinen, je mehr wir wirklich dabei aus Ursachen aufgeklärt werden wollen, und zu tüchtigen Zwecken hinarbeiten; desto weniger werden wir uns in Reden ergießen, desto stiller werden wir allein für uns lernen. — Ich nannte die Person, fährt Herder fort, mit der wir uns hier unterreden müssen, uns selbst, oder unsern Schutzgeist; denn was ist dieser anders, als die reine abgezogene Idee von unserm ganzen Selbst, die mit uns geht, und die uns gleichsam zu unserm Schutze begleitet? Um nicht schlechter zu werden, müßen wir immer besser zu werden streben: deswegen begleitet uns dieser glänzende Traum von uns selbst, das Aggregat unserer geheimen Kräfte, Anstrebungen und Wünsche; er erinnert uns an das, was wir vergaßen, an Gelübde, Hoffnungen, Ahnungen unserer unerfahrnen Jugendseele, und er muntert uns dadurch auf, und bringt uns weiter. Von ihm können wir erfahren, warum wir das noch nicht sind, was wir werden wollten; er wird uns auch weder Lehre noch Aufmunterung versagen, wie wir es etwa noch werden mögen. Unsere Geburtstage, Tage des Glückes oder andrer Erinnerungen sonderbarer Zufälle unsers vergangenen Lebens sind seine Feste; oft aber läßt sich seine Stimme auch unvermuthet und am liebsten in der pythagoreischen Stunde bei Nacht, in stiller Einsamkeit hören. Er dictirt zwar nicht zum Nachschreiben, und sieht in seinen Antworten nicht darauf, wie sie sich gedruckt am besten ausnehmen würden; sein

Wort aber theilet Seele und Leib, Mark und Bein; ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. — Diese schon früher in mir rege gewordenen und jetzt von Herdern noch mehr geweckten Ideen will ich nun festhalten. Erhebung zu rein menschlicher Bildung sey der Zweck meines Strebens, die innere Gotteskraft und der reine Wille mein leitender Genius. Er verläßt den Menschen nicht, wenn der Mensch nicht ihn verläßt; aber er geht nur den Weg der Vernunft, und fordert ein reines Interesse an der Menschheit. An jedem Morgen weckt er uns mit dem Zuruf: erwache zum Werke der Menschheit! Und wahrlich, in diesem Gedanken liegt für mich alles Erfreuliche und Gute. Erwache zum Werke der Menschheit! Halte die Ideen der Menschheit fest, und trage sie ins Leben über! Welches sind diese Ideen? Der Genius spricht: was die Vernunft schafft, das verwirkliche der Verstand im Leben! D'rum ist es nöthig, daß man zuerst in seinem Innern aufs Reine komme, und dann mit geläutertem geistigen Auge die Außenwelt messe, und sein Verhältniß zu ihr bestimme. Wie ich dies gethan und durch Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens zum Menschen ward, soll diese Schrift zeigen".

Die Stunden, die ich so meinem Genius widmete, waren nicht ohne stillwirkenden, für mein damaliges Alter selbst weit sich verbreitenden Segen. Ich fing an, für menschliches Wissen und Können mich allseitiger zu interessiren, als es in so jungen Jahren gewöhnlich zu seyn pflegt; die besten Dichter befruchteten meine Phantasie, Musik belebte meine Gefühle, ideales Freundschaftsleben nährte den Frohsinn; und wenn ich in schönen Sommerabenden nach einem heitern Ausfluge heimgekehrt war auf mein Studirzimmer, dann währte oft das Dialogiren mit meinem Schutzgeist noch bis Mitternacht. Doch so durchgreifend war die Wirkung dieser pythagoreischen Stunden nicht, daß sich nicht allmählig jene falsche Genialität meiner bemächtigt hätte, in welcher sich Jünglinge von strebendem Geiste nur allzuleicht gefallen, wenn ihrer Subjectivität zu freier Spielraum gelassen ist. Im Streben,

mir innerlich meine Welt zu bilden, zerfiel ich mit der Außenwelt, ja ich verachtete zuletzt alle äußeren Schranken; die Schularbeiten kamen mir meist pedantisch vor; Jugendstreiche aller Art wurden mit unglaublicher Keckheit ausgeführt. Niemand warnte, niemand leitete mich; und wenn ich dennoch über dem Zwiespalt zwischen der In= und Außenwelt nicht unterging, so verdanke ich das der Haltbarkeit der Grundlage, die ich in meiner Kindheit gewonnen.

Zwei gleichgesinnte Freunde standen mir zur Seite, Jünglinge von größeren Geistesgaben, als ich selbst hatte, die durch ihre Lebhaftigkeit und Genialität mich aus einem gewissen träumerischen Wesen weckten, zu dem ich hinneigte, und an meinem Hervortreten auf „den Markt des Lebens" nicht geringen Antheil gewannen. Einer von ihnen, Robert M***, ist leider ein Opfer der Bewegung geworden, die in unserer Zeit viele edle Jünglinge mit Gott und der Welt entzweit und hinausgeworfen hat in die Wüste eines abentheuerlichen Treibens, daß sie das Wehe, welches Hamlet über die ruft, so geboren zu seyn glaubten, eine aus den Angeln gehobene Welt wieder einzurichten, in seiner ganzen Bitterkeit empfinden mußten. Der andere, Karl H***, ist gegenwärtig ein im protestantischen Deutschland gefeierter Universitätslehrer. Wir drei bildeten auf dem Gymnasium ein eigenes Triumvirat jugendlichen Freundschaftlebens. Einst, als wir zusammen am Abhange eines Wiesengrundes saßen, kam uns der Gedanke, hier unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen in einer Rasenbank. Flugs wurden alle dazu nöthigen Werkzeuge herbeigeschafft, und der Bau begann.

Daß dieses auf fremdem Grund und Boden geschah, kümmerte uns nicht; es war an jenem Plätzchen gut seyn, darum meinten wir, uns auch eine Hütte daselbst bauen zu dürfen. Wir arbeiteten die ganze Nacht hindurch, und als das Werk, da der Morgen graute, fertig war, weihten wir es ein mit Gesang und Rede.

An diesem, in Erlengebüsch sich bergenden Plätzchen ver=

lebte ich so manche glückliche Stunde. Hieher flüchtete ich, wenn mir eine Arbeit gelingen sollte, oder wenn ich ungestört über mich und das Leben Betrachtungen anstellen, gute Vorsätze fassen und Ruhe in meinem Innern schaffen wollte; und nie entließ mich der geweihte Ort, ohne mich befriedigt, und mit mir und der Welt versöhnt zu haben. Den starken Buschästen, die unsere Rasenbank beschatteten, gruben wir die Ideen ein, die uns beseelten: Gott, Freiheit, Vaterland; Licht, Wahrheit, Liebe, und zur Bezeichnung unserer Namen: Fides Constantia Robur. Wir pflanzten auch Blumen am rieselnden Bach um unser Heiligthum her, und ehrten es, als wär' es unser Orakel. Was ich dort in einsamen Stunden gedacht, trug ich gewöhnlich zu Hause in mein Tagebuch ein. Welcher Art damals mein Denken war, mögen folgende Proben bezeugen.

Im Sommer d. J. 1817.

„Ich beneide die Griechen nicht um das Lispeln in Dodonas Eichen, seitdem ich ein Plätzchen im Freien habe, wo ich die Orakel der Natur befragen, und der Stimme Gottes im Menschenherzen lauschen darf. Wenn es nur so ruhig in mir wäre, wie es dort im stillen Thale ist! Wenn es mir nur gegeben wäre, beständig zu seyn! Der Jüngling, der eben anfängt, sich seine Welt zu schaffen, wem soll ich ihn vergleichen? Er kömmt mir vor wie ein Schiffer, der im Begriff ist, die Anker zu lichten; schon sieht er im Geiste die Küste jenes schönern Landes dämmern, das ihn aufnehmen soll; aber noch nicht vertraut mit den stürmischen Bewegungen des Meeres wird er eine zeitlang hin- und hergeworfen, sich seinem Ziele bald nähernd, bald sich entfernend von demselben. Hat er sich aber einmal in der Karte der Vernunft orientirt und in festem Willen seinen Compaß gefunden, wohl ihm! dann wird die Flagge der Freiheit auf seinem Schiffe wehen; Sturm und Ungewitter trotzend, wird er frei in den Hafen seiner Bestimmung einlaufen.

„Die schwächsten Menschen, sagt Johannes Müller, sind gewöhnlich auch die schlechtesten. Wer sich täglich stärkt, wird groß, ein würdig Bild des Urschöpfers. — Ich habe sehr Ursache, mir fleißig diesen Gedanken vorzuhalten; denn ich fühle wohl, welch ein schwaches und gebrechliches Ding das menschliche Herz ist. Die Freunde kommen mir zu Hülfe in dem Bestreben stark zu werden in mir selbst, und doch auch hindern sie mich wieder, da sie mich in so manche Thorheit hineinziehen, die mich hinterher beunruhigt. Ich sehe die Zeit kommen, wo ich ganz auf mich zurückgeführt seyn werde, und was mir dann im Innersten der Seele aufgeht, daran will ich halten als an dem theuersten Besitzthum.“

Am 18. October 1817.

„Zwei Ritter — Brüder waren es — zogen hinaus in den deutschen Kaiserkrieg. In einem Walde unter Sturm und Donner herumirrend, stießen sie endlich auf ein einsames Schloß. Sie traten ein und fanden die gastlichste Aufnahme bei einem holden Weibe. Als nun diese der eine von den Rittern am mondumschimmerten Teiche traf, schwur er ihr ewige Liebe. Das Weib zerbrach einen goldenen Ring, und gab ihm die Hälfte als Brautbewerber, wenn er heimkehrte. Und als sie um Mitternacht einsam in ihrem Gemach saß, da stürzt der andere Ritter herein, und schwört ihr gleichermaaßen ewige Liebe; ihm gibt sie die zweite Hälfte des Ringes als Brautbewerber, wenn er heimkehrte. Als nun die Brüder am Morgen von dannen zogen, pries einer dem andern sein Glück und zeigten sich die halben Ringe. Da füllte Ingrimm ihre Herzen; in unseliger Entzweiung zogen sie auseinander, jeder zu einem andern Kaiser. Auf dem Schlachtfelde trafen sie sich wieder und — hefteten sich gegenseitig an die Speere. Erst als sie neben einander in ihres Vaters Blute lagen, erkannten sie das gräßliche Geschick; sie fügten die zerbrochenen Ringe in Einer Hand zusammen und — verschieden.

Es muß wohl etwas in meiner Seele liegen, was da

macht, daß diese Geschichte, die ich in diesen Tagen gelesen, mich fortwährend beschäftigt. Wer ist das Weib mit dem zerbrochenen und buhlerisch vertheilten Brautring? Ist es nicht Deutschland, das sich theilt in Nord und Süd, und wie in politischer Polygamie lebt? In den Schlachten, die wir geschlagen haben, sind alle, aus Nord und Süd, brüderlich vereint gewesen.

Aber wird nicht eine Zeit kommen, wo sie wieder feindlich auseinander gehen? und was wird dann aus ihnen werden? was aus dem Weibe, das für mehr als Einen Bewerber einen Mahlschatz hat? Doch vielleicht hat der gebrochene, zwiefach vertheilte Ring eine tiefere und ehrenvollere Bedeutung, als ich jetzt zu fassen im Stande bin. Genug ich habe meinen Vaterlande Liebe und Treue geschworen, und werde den Schwur halten auf die Gefahr hin, daß mich einst ein feindlicher Bruder an den Speer heftet. Was wir verloren, müssen wir gewinnen; was wir gewonnen, müssen wir wahren, unbekümmert um unser eigen Schicksal, wie der Dichter uns ermuntert:

„— — — — Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehrt das Uebel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich."

So geartet und gesinnt, verließ ich das Gymnasium, nachdem ich nicht nur in den Klassikern der alten Sprachen mich eingeübt, sondern auch die besten deutschen Schriftsteller fleißig gelesen hatte. Ich ging zunächst nach Leipzig, um unter Herrmann, Spohn und andern meine philologischen Studien fortzusetzen, und in den Hörsälen Krugs u. A. meine Vorliebe für Philosophie zu befriedigen. Schon auf dem Gymnasium hatte uns Matthiä einigermassen in die philosophischen Wissenschaften eingeführt; ich freute mich, nun alles in weiterem Kreise kennen zu lernen. Allein Krug war nicht der Mann mich einzunehmen und zu begeistern. Wie seine Vorträge, so

erregten mir seine Schriften allmälig Langweile. Ich hätte gern aus frischer Quelle den Durst gestillt; er aber handelte, als fragte ich darnach, was das Wasser alles für Räder treibe. Ich hätte gern nährendes Brod genossen, er aber zeigte nur, was man zum Essen für Werkzeuge braucht. Da ich nun doch einmal von der Philosophie alles Heil erwartete, so ging ich zu Ostern 1819 nach Jena, wo Fries und Luden bei dem jungen Deutschland in großem Ansehen standen. Ich hörte alles, was diese Männer lasen, und stimmte mit ein in die Bewunderung, die ihnen gezollt wurde. Zwar regte sich in mir bisweilen ein geheimes Mißtrauen gegen ihre Doctrinen, aber es wurde mit Gewalt niedergehalten, denn in der öffentlichen Meinung gehörten sie zu den ersten Sprechern Deutschlands. Vom Geiste der Zeit getrieben kam es mir auf ein umfassenderes Studium der Staatswissenschaften an; ich hörte daher Politik bei Luden und bei Fries. Ersterer behandelte diesen Gegenstand in der Weise, daß er zunächst das Ideal aller Staatsverfassung aufstellte, dann den Widerspruch desselben in der Wirklichkeit aufzeigte, und zuletzt nachwies, wie Ideal und Wirklichkeit zu versöhnen seyen.

So wenig eine solche Eintheilung zu einer Staatswissenschaftslehre führen mag, die auf philosophische Geltung Anspruch machen darf, so war doch Luden im Einzelnen eben so unterrichtend, als anregend. Nicht so Fries, der im Grunde Alles in falsche Gesichtspunkte zog. Dieser abentheuerliche Denker hatte sich eine Ansicht vom ästhetischem Staatsleben gebildet, von der er wie besessen war. Er hatte dabei das öffentliche Leben der Griechen vor Augen. Dieses, entkleidet von allem Mythologischen, dagegen geschmückt mit vaterländischen Festen und Künsten, und im Dienste der Gerechtigkeit zu einem Cultus des gemeinen Besten sich gestaltend: das war die Politia, über welche dieser Mann ein ganzes Semester lang zu reden wußte. Ein einziger Zug aus seinen Vorträgen wird genügen, um diesen Politiker, und mit ihm die damalige Zeit zu charakteri-

stren. Da, wo er von der Geistesbildung, und insbesondere von der Volksbildung sprach, sagte er unter andern: „die theologische Facultät unsrer hohen Schulen möchte wohl einen falschen Namen führen, und zum Theil einen falschen Geschäftskreis erwählt haben. Ist nicht ihre Aufgabe eigentlich Volksunterricht, Volkserziehung? sollte sie nicht die demagogische oder pädagogische Fakultät heißen?“ Das sagte er aber nicht etwa, wie man meinen wird, zum Scherz, sondern mit dem ganzen Ernste eines deutschthümlichen Reformators.

Ohne philosophische und historische Studien aufzugeben, wendete ich mich doch auch allmälig der Theologie zu. Da hörte ich denn unter andern Kirchengeschichte bei einem noch jungen, aber seiner originellen Ansichten wegen gefeierten Manne, bei dem Professor Dr. August Kestner. Er hatte eben die Entdeckung gemacht, daß das Christenthum am Ende des ersten Jahrhunderts sich zu einem geheimen Bunde gestaltete, dessen Zweck viel weniger ein religiöser, als ein politischer war, nemlich der, eine allgemeine Revolution gegen das römische Reich herbeizuführen. Agape hieß ihm dieser geheime Christenbund, als Stifter desselben nannte er Clemens den Römer. Er sprach von einer Bundesconstitution, einem Präsidentenstuhl, einem Geheim-Briefe-Comptoir, einer Schriftenfabrik, einer Interpolationsmaschine, und was dergleichen Unsinn mehr ist. Später wurde aus diesem geheimen Bunde, dessen Bestehen allein, wie er wähnte, die Verfolgungen der Christen erklärlich macht, mehr zufällig die katholische Kirche. Aber der alte Liebesbund setzte sich im Geheimen fort, z. B. in Baukorperationen, im Tempelherrnorden, in den Wiedertäufern, und wird in unserer Zeit als freigläubige, unbejochte, cultuslose Kirche das herbe Geschick versöhnen, daß das, was man anfangs nur als Mittel gebrauchte, den Bund nach allen Seiten hin wirksam zu machen, nämlich Priesterthum und Mysteriencultus, über ein Jahrtausend sich festsetzen konnte. Diesen Wahnwitz mit deutscher Gelehrsamkeit zu belegen, studirte

sich Kestner im eigentlichen Sinne zu Tode. Ich habe selbst in Jena seine Leiche mit bestatten helfen. *)

Der Begriff der Kirche, der mir so vom Catheder herab als der Alles erklärende angepriesen wurde, paßte trefflich zu dem Begriff des Staates, wie ihn Fries entwickelt hatte. Auch er verwandelte Alles in leidige Bundesideen; auch ihm waren die Staaten etwas Anderes geworden, als sie seyn sollten, und von den bestehenden Confessionen zumal sagte er entschieden: sie taugen alle nichts, denn alle sind vom finstern Geiste der Hierarchie inficirt. Dem Einflusse solcher Lehren mich hingebend, studirte ich nun Theologie, ohne Interesse für irgend eine Confession. Daher wünschte ich mir, die theologische Facultät wäre, wenn auch nicht, wie Fries wollte, die demagogische, doch die positiv-philosophische. Da sie das aber nicht war, es sey denn, daß man den seichten Rationalismus der damaligen Theologen Philosophie nennen wollte; so sah ich mich bald nach einer neuen Schule um. Ich ging nach Erlangen, wo Schelling, nach langem Schweigen, wieder seinen Mund aufgethan hatte. Von ihm hatte mir Fries das ungünstigste Vorurtheil erweckt. Doch kaum daß ich etwas von ihm gelesen, kam mir der berühmte Mann nicht mehr aus dem Sinne, und ihn zu hören, war fortan mein Lieblingswunsch. Was mich zunächst für ihn einnahm, war die Gediegenheit seiner Sprache. Dazu kam, daß die Rede ging,

*) Dieser beklagenswerthe Schwärmer hat seine Entdeckung veröffentlicht in der Schrift: Die Agape, oder der geheime Weltbund der Christen, von Klemens in Rom unter Domitians Regierung gestiftet, dargestellt von Dr. August Kestner. Jena bei Aug. Schmid, 1819. — Welche herrliche Einheit der Universität Jena! Ein Professor der Philosophie meinte, die theologische Facultät sollte eigentlich die demagogische heißen. Ein Professor der Theologie lehrte, die Kirche sey ein demagogischer Bund gewesen. Die Studenten aber bildeten damals wirklich einen demagogischen Bund.

er habe in Folge jahrelangen Forschens sein System geändert, ja auf dem Grunde der Offenbarung dasselbe ganz neu erbaut. Dies war genug, mich anzuziehen, denn um alles Christenthum hatte mich die jenaische Schule doch nicht gebracht. Ich ging also erwartungsvoll nach Erlangen. Schelling hielt damals nur einen kleinen Cyklus von Vorlesungen, aber auch die wenigen reichten hin, mich allmählig in Tiefen einzuführen, die ich in der Mühlradsbewegung des Friesischen Gedankenlaufs kaum gestreift hatte. Zwar erfolgte noch keine durchgreifende Wirkung, aber der Sinn für das Positive fand Nahrung, und das eben war es, wessen ich bedurfte: ich wurde fast unvermerkt wieder christlich gesinnt. Wohlthätigen, still sich geltend machenden Einfluß übte in dieser Hinsicht auch Schubert auf mich aus; gern gedenke ich noch der Stunden, die er einem vertrauteren Kreise junger Freunde widmete.

Umgeben von trauten Jugendgenossen, schrieb ich dort unter den Blüthenbäumen des Welsgartens eine Schrift, welche das treue Abbild meiner damaligen Schwärmereien war. „Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens“, ist ihr Titel. Ich erwähne diese Schrift nur, um ein schickliches Wort über das damalige Treiben auf Universitäten zu sagen. Man hat einen falschen Begriff davon, wenn man sich dasselbe nur als demagogischen Unfug denkt. Interesse für Wissenschaft, keusche Sitte, edle Freundschaft: diese und ähnliche Tugenden waren damals mehr als je auf Universitäten einheimisch; aber mit Uebergewalt von den Ereignissen der Zeit ergriffen, schwärmte die studierende Jugend in Idealen, deren Realisirung selbst, wenn sie wünschenswerth gewesen wäre, nothwendig an der Macht der Verhältnisse scheitern mußte. Es waren diesdie Ideale eines unzersplitterten deutschen Volksthums. Vorhergegangen waren die Befreiungskriege, an denen viele Studierende Theil genommen hatten. Das eiserne Kreuz auf der Brust wieder eintretend in die Reihe der Studierenden, gerirten sich diese natürlich als Männer, die in den öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands

mitzureden hätten, und man duldete ihr Thun, so lange das Hochgefühl über die Befreiung Deutschlands durch alle Stände frisch hindurchwirkte, und das vaterländische Leben unter den „deutschen Burschen“ den Anschein von Unschuld hatte. Als dieser mit dem Morde Kotzebues geschwunden war, und die Regierungen gegen den herrschend gewordenen Geist der Jugend einzuschreiten begannen, verwandelte sich die öffentliche Bewegung in eine geheime, und da erst fing sie an staatsgefährlich zu werden. Es folgten, unabhängig von dem, was auf deutschen Universitäten geschah, die Revolutionen in Italien, in Spanien; in Frankreich erwartete man ein Gleiches; da war es denn so unwahrscheinlich nicht, daß auch Deutschland, zum Theil wenigstens, in die allgemeine revolutionäre Bewegung mit hineingezogen würde. Nicht um eine Revolution mit Gewalt herbeizuführen, sondern um die für unvermeidlich gehaltene zu beherrschen und ihren Erfolg zu sichern, traten damals Viele zu einem geheimen Bunde zusammen, der, wie man meinte, mit einem weitverzweigten Bunde einflußreicher Männer zusammenhing. Ueber die Verbündeten ist später ein schweres Gericht ergangen; es ward erfüllet das Wort des Dichters:

> Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
> Fällt gern zurück auf des Erfinders Haupt,
> Und die gleichmessende Gerechtigkeit
> Zwingt uns den eignen Giftkelch auszutrinken.

Ehe dies geschah, suchte ich zu warnen vor geheimen Umtrieben, ohne das öffentliche Bekenntniß vaterländischer Ideen aufzugeben. So entstand die oben angeführte Schrift. Die schwärmerische Erwartung neuer Zustände, die deklamatorische Sprache der Schwärmerei, und was sonst damals Krankhaftes sich hervorgethan, findet sich in dieser Schrift wieder, wiewohl auch der Anhauch eines bessern Geistes sich mit hindurchzieht. Ich bedaure, dem Irrthume der Zeit das Wort geführt zu haben; doch half es mir denselben überwinden, daß ich ihn einmal unumwunden ausgesprochen hatte.

Sollte aber irgend einer meiner Coätanen sich damit brüsten, daß er vor solchen Verirrungen sich zu bewahren gewußt, so möchte ich ihm etwas zu Gemüthe führen, was jedenfalls des Nachdenkens werth ist. Es ist nämlich, was die klugen Leute sagen, so grundlos nicht gesagt, daß jeder Mensch seinen Preis habe, um den er verkäuflich sey; eben so seine schwache Seite, die ihn, nach Zeit und Umständen, nicht bloß zu Verirrungen, selbst zu Verbrechen dahinreißt. Der Mensch, der heute noch unsträflich den Weg des Rechts geht, kann morgen, schuld- und fluchbeladen, die Rachegeister wecken; denn unser Gutseyn ist so negativer Art, daß wir im Grunde nur darum gut heißen, weil wir noch kein Verbrechen begangen haben. Darum rühme sich niemand seiner Stärke, oder seiner Weisheit, selbst wenn es ihm gegeben war, sich auf der Bahn des Rechts und der Gerechtigkeit zu halten. Aber vielleicht hattest du für etwas Anderes deinen Preis; vielleicht gehörst du nur darum nicht zu den von „der gleichmessenden Gerechtigkeit“ Ereilten, weil du Götzen fröhnest, für welche sie unmittelbar kein Schwert hat, ohne daß es dir darum erlassen wäre, „den eignen Giftkelch“ auszutrinken. Euch gegenüber, die ihr ob eurer Nüchternheit voll Rühmens seyd, schäme ich mich meiner Verirrungen nicht.

Ich weilte, nachdem ich Erlangen verlassen, erst in Augsburg als Lehrer und Erzieher in einem mir theuer gewordenen Hause, dann unter Verhältnissen, die hier keiner Erwähnung bedürfen, in meiner Heimath, wo ich mich der Theilnahme vieler guten Menschen erfreute, als die Kunde an mich gelangte, König Ludwig I. habe München, diese Stadt der schönen Künste, nun auch zum Hauptsitz der Wissenschaften in seinem Reiche erhoben durch Verlegung der Universität von Landshut nach München. Die berühmtesten Lehrer seyen gewonnen; alles verspreche für wissenschaftliches Leben große Erfolge. Dies brachte den schon früher genährten Vorsatz in mir zur Reife, im Süden Deutschlands die Stelle zu

suchen, von wo aus ich zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Brüder Einiges wirken könnte. Wie magisch gezogen eilte ich nach München. Eben trat hier, kaum daß ich angekommen, Schelling wieder in jugendlicher Frische auf. Ich hörte ihn neuerdings, und noch einmal hoffte ich das Heil in der Philosophie zu finden. Wie er jetzt auf mich wirkte, mag folgendes Gedicht bezeugen, welches ich nach seinen ersten Vorträgen über das „System der Weltalter" niederschrieb.

„Ach daß er käme, der Meister, deß weisheitathmende Rede
  Niederschlüge den Qualm eitler sophistischer Kunst,
Daß frei würde der Brunnen des Heils im Reiche des Wissens,
  Und ein labender Trunk stillte für immer den Durst!" —
So sprach Mancher verlassen hinwandelnd die Pfade des Lebens,
  Während mit Liebe das Bild eines befreiten Geschlechts.
Einsam weilet indeß in der Wüste der Zeiten ein Seher,
  Rückwärts schauend und ernst vorwärts gerichtet den Blick,
Unter Systemengetrümmer in heiliger Stille befragt er
  Kühn das Orakel der Welt, forscht in den Tiefen der Brust.
Jahrelang hat er geschwiegen, gerungen im Feuer des Geistes,
  Bis der Erkenntniß Gold reiner sein Eifer gewann.
Da steht kräftig er auf, ein Seraph rühret ihm die Lippen,
  Und das belebende Wort führet den Morgen herauf.
Sprecher der Zeit, sey gegrüßt! Weltweisheit lehrst du mit Tiefsinn,
  Und mit christlichem Geist strebst du zum Himmel empor.
Einsam bist du nicht länger, es brennt in den Herzen der Jünger,
  Wenn aufschlagend das Buch deiner Gedanken du sprichst.
Siehe, sie denken an Sais; der Inschrift heilig Geheimniß
  Deutest du göttlicher Mann, dem vor der Welt nie gegraust.
Morgenhauch weht wieder im Blüthenbaume des Wissens,
  Und wer dürstet, dem fließt frischer der labende Quell.

So dichtete ich, als Schelling in seiner ernsten beredten Weise große Erwartungen erregte. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit ihm folgend, versetzte ich mich in den Zusammenhang der neuern philosophischen Systeme; ich erkannte ihre Schwäche wie ihre Stärke, ihre Einseitigkeit wie ihre nach Herrschaft des Gedankens ringende Beweglichkeit. Ich ließ mich an die Quellen des theogonischen Processes führen, ohne

welchen das Heidenthum ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist, und ging den ungeheuern Erscheinungen der polytheistischen Religionen verwundernd nach. Wohl hatte ich in diesem Gebiete schon manche Studien gemacht; aber erst durch Schelling gewann ich tiefere Einsicht, weitere Ausbreitung in demselben, und nie werde ich gering von einem Manne denken, aus dessen Munde ich das Beste vernommen, was im Fache der Philosophie auf Universitäten zeither gelehrt worden. Auch möchte ich keinen Vorwurf gegen ihn erheben, daß mir doch zuletzt der Baum des Wissens die gereifte Frucht nicht trug, die ich erwartet hatte; was er der Macht des Irrthums abgerungen, ist bedeutend genug, um den Dank der Mit- und Nachwelt zu verdienen. Dagegen nehme ich auch die Humanität in Anspruch, mit der man einem jeden gestatten soll, von neuem auf Befriedigung auszugehen, wenn er sich darin getäuscht sieht, die ihn haltende und tragende Macht gefunden zu haben; daß diese für mich Philosophie allein nicht sey, war mir klar geworden, als ich mich wieder praktisch in den positiven Gehalt der Offenbarung zu vertiefen begonnen hatte. In meiner Seele lag von je her ein Zug nach kirchlicher Gemeinschaft, und nichts als Selbsttäuschung war es, wenn ich meinte, durch Philosophie derselben überhoben zu seyn. Nun hatte ich aber die Zucht- und Haltungslosigkeit, die im protestantischen Allerleihause herrscht, in ihrem ganzen Umfange erfahren; ich wollte Prediger werden, und doch geschah für meine Erziehung zum Predigtamte weiter nichts, als daß man mir sagte: du sollst die vorgeschriebenen theologischen Collegia hören; ich hörte diese, und wurde durch die, welche ich zu hören angewiesen war, um alles gebracht, was Theologie genannt zu werden verdient; ich sollte durch eine Prüfung mich zur geistlichen Candidatur befähigen, und doch gab es keine Weihe zum Geistlichen, und also auch keine eigentliche geistliche Bevollmächtigung; hier hätte man mir lutherisch-orthodoxe, dort wegscheiderisch-rationalistische, anderwärts wieder waisenhäusisch-pie-

tistische Fragen gestellt — was Wunder, wenn ich mich gar nicht fragen ließ?

Unterdessen hatte ich mir die evangelische Freiheit genommen, die Scheidewand niederzureißen, welche mir die Schriftgelehrten gegen die katholische Kirche gesetzt hatten. War ich schon durch meine philosophische Richtung geneigt, hierin gerecht zu seyn, so erwachte bald eine entschiedene Vorliebe für das Katholische in mir, als ich anfing, mit alten Erbauungsschriften, z. B. mit der Nachfolge Christi, der Messe beizuwohnen. Da kam der Geist des Betens, um den mich die Philosophie gebracht hatte, wieder über mich, da konnte ich meine Sünden beweinen, da fühlte ich das Wehen des Alliebenden wieder, des Gottes, der meine Jugend erfreut hatte. Cantabiles mihi erant justificationes tuae in loco peregrinationis meae: oft wenn ich jetzt in den Tageszeiten an diese Stelle komme, tritt mir unwillkührlich das Bild jener Zeit vor die Seele, wo ich in einem besondern Sinne in loco peregrinationis war, und nur die Stunden der Andacht, die ich bei St. Michael oder bei U. L. Frau feierte, mich erhoben und erquickten. War ich einmal stiller Theilnehmer der katholischen Messe, so studierte ich sie natürlich auch in ihren einzelnen Theilen. Da fand ich denn, daß der protestantische Gottesdienst, wie er in meiner Heimath bestand, nichts als Bruchstücke der katholischen Messe seyen. Nie hatte ich in meinem Religionsunterricht ein Wort über den Cultus gehört. Ich wußte nur, was in der Kirche geschah: nämlich, daß erst die Gemeinde ein Lied singt, welches dem Kyrie eleison entspricht, daß dann der Diakon die Epistel verliest, hierauf, wenn abermal ein Lied gesungen worden, das Evangelium, daß nun die Gemeinde den Glauben (Credo) singt, worauf die Predigt folgt, daß endlich die Communion die ganze Handlung beschließt. Woher das Alles stamme, und warum es so sey, lernte ich jetzt in der katholischen Messe näher kennen. Aber, fragte ich mich nun, warum nur Bruchstücke, und nicht lieber das Ganze? Der Vorwurf der Protestanten,

daß die Katholiken in der Messe eine Art Götzendienst treiben, konnte für mich kein Gewicht haben, da ich wußte, daß nichts als der wesentlich gegenwärtige Gott hier Gegenstand der Verehrung sey. Dagegen war gerade der substantielle Gehalt und die geschichtliche Bedeutung des katholischen Cultus das mir Zusagende, das mich Befriedigende.

Die katholische Messe, sagte ich mir schon damals, ist der Canon alles Gottesdienstes. Hier hat die Kirche ihren ganzen Geist erschöpft, um den Gottesdienst zum Kunstwerk zu gestalten. Wenn der Priester zum Altar seines Gottes tritt, mit Kraft zum Gebete, dann schlagen alle Herzen in einer grossen Empfindung zusammen. Kyrie eleison! ist der Ausdruck für diese Empfindung; denn aller Gottesdienst beginnt mit dem lebendigen Gefühle der menschlichen Schwäche und Sündhaftigkeit, mit dem innigen Bedürfniß der göttlichen Erbarmung. Ein Kyrie stammelten auch, doch in meist verworrenen Tönen, die Völker des Alterthums; denn der ursprünglich dem göttlichen Lichte offene Sinn lag im Chaos einer verhängnißvollen Sprach- und Bilderverwirrung vergraben, und nur ein magisches Sternenlicht fiel in die lange Winternacht der alten Götterwelt. Als aber wenigstens ein Volk, wunderbar geführt, den prophetischen Blick ausschließlich auf die Zukunft richtete, da stimmte am Ende Alles zum Eintritt eines großen Wendepunkts zusammen. Ahndung, Verkündigung; das ist der Charakter des Zeitalters, in welchem die Sonne der Gerechtigkeit über die Völker der Erde aufgehen sollte. Wie in die Zeit der Erwartung, da vieler Augen aufgethan wurden, ist der Andächtige versetzt, wenn vom hohen Chore das Kyrie ertönt. Sein Flehen um Erbarmung wird zur Gewißheit. Der Heiland ist geboren — Gloria in excelsis Deo! — Wie schön und wahr ist dieser Gegensatz, das Kyrie im ersten und das Gloria im zweiten Theile der Messe. Was erst Flehen um Erbarmung war, ist nun Lobgesang, ist Friedenswort und Freudenruf aus der Höhe. — Was als Gebet des Christen Seele bewegt, ist

nichts Unbestimmtes, nichts in dunkeln Gefühlen Schwankendes — es beruht auf der positivsten Lehre, die je in die Herzen der Menschen geschrieben worden ist. Als Lehrer der Menschen begann Christus sein Erlösungswerk, und wo er sprach und Glauben fand, da bewegten sich überirdische Kräfte. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat". Diesen Glauben wörtlich zu bekennen, hat die Kirche mit Recht zur Bedingung gemacht, das hochheilige Opfer würdig darzubringen, den Leib des Herrn würdig zu empfangen. Diese Bedingung wird im Credo erfüllt, welches das apostolische Glaubensbekenntniß ist. Der lebendige Glaube ist wunderthätig, ein transmundaner Act, wie Novalis sagt. In Symbolen und Gebeten fortschreitend, bereitet nun der Priester einen solchen Act vor. Inniger verbindet er sich jetzt mit der gesammelten Gemeinde, heißer und erhabener werden die Gebete, die unter Weihrauch aufsteigen, dem Herrn ein süßer Geruch. — Wie Christus unter dem Jubelruf: Hosanna in der Höhe! in Jerusalem einzog, so sind nun die Herzen der Gläubigen unter eben diesem Gesang nur ihm geöffnet, daß er einziehe als ihr Heiland und Friedensfürst. Sursum corda; ruft darum der Priester der Gemeinde zu, und sie antwortet: Habemus ad Dominum. Denn mit den Opfergaben haben die Gläubigen sich selbst zum Opfer bereitet, daß alles Unlautere an ihnen verzehrt werde in den Flammen der göttlichen Liebe, und was etwa Gutes an ihnen ist, höheren Segens gewürdigt werde. In dem Verlangen nach Erhebung und Verklärung, wovon in diesem heiligen Momente das Herz der Gläubigen voll ist, steht keiner mehr für sich allein; es ist die Gemeinschaft der Gläubigen, die im Hosannaruf des Sanctus dem Hocherhabenen huldigt, von dessen Herrlichkeit Himmel und Erde voll sind; es ist, als wollte sich die streitende Kirche zur triumphirenden erweitern. — Nach dem seraphischen Lobgesang des Sanctus und Benedictus verrichtet der Priester die heilige Handlung, welche der Mittelpunkt dieses ganzen Cultus ist. Wer, wenn er mit Herz und

Sinnen, mit Geist und Gemüth bei dieser Handlung ist, wird nicht vom heiligsten Schauer der Andacht durchdrungen, wenn des Ministranten Glöcklein die Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi verkündigt! „O Jesu, Dein bin ich, Dir lebe, Dir sterb' ich"! ruft jeder dem Herrn entgegen, indem er an seine Brust schlägt. — Endlich folgt die Communion. In die letzten Lebensmomente des Heilandes vertieft, ist nun des Gläubigen Seele lauter Gebet in mystischer Vereinigung. Agnus dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis — dona nobis pacem: schön und rührend bezeichnet dieser Gesang des Herzens tiefe Empfindung, und drückt zugleich die Erfüllung des verlangenden Eleison aus, womit die ganze heilige Handlung begann. *)

Wie ich die einzelnen Theile der Messe in diesem Zusammenhange kennen lernte, war es mir, als hätte ich eine neue Welt entdeckt. Hier weben symbolische Kräfte, sagte ich mir; hier regt sich der Geist des Herrn in lebensvollem Organismus. So wird die heilige Geschichte Gebet, Gebet Geschichte; und das eben ist der Charakter des wahren Cultus. Hier allein ist auch ächte Kirchenmusik möglich, und die Kunst der Malerei im rechten Dienste. Es gilt die große Realität des Opfertodes Jesu Christi, das weltgestaltende, himmelschaffende Erlösungswerk in allen Formen der Sprache, deren Ausdruck das Wort allein nicht erschöpft, in den Moment der Zeit treten zu lassen. In Handlung, Wort, Ton und Bild zugleich wird hier geredet; in dieser Allseitigkeit der Ausdrucksweisen wird die Kirche selbst zum Kunstwerk, und in dieser Objectivität vollkommen sättigend für ihre Bekenner.

Die stille Theilnahme an der Messe weckte in mir allmählig Hunger und Durst nach den Sacramenten, und damit war in meiner Entwicklung zum katholischen Bekenntniß jedenfalls ein bedeutender Fortschritt geschehen. Erst hatte ich

*) In weiterer Ausführung s. die Kirche und ihre Gegner 2c. 2c. S. 51 ff.

zwischen Katholicismus und Protestantismus einen sogenannten höhern Standpunkt einnehmen wollen, und darüber alles Interesse für Sacramente uud sacramentalische Handlungen verloren. Dann merkte ich, daß ich bei dieser Halbheit auf dem Wege sey, ein Heuchler zu werden, denn es gehört offenbar die ganze Sophisterei des Hochmuths dazu, sowohl um einen solchen Standpunkt zu behaupten, als auch um ihn zu rechtfertigen. Jetzt aber brannte mir das Herz, wenn ich die Worte hörte: Domine non sum dignus etc., und doch konnte ich noch keinen festen Entschluß fassen. Optas summo repleri bono, sed non potes hoc assequi modo... Consolatio tibi interdum dabitur, sed copiosa satietas non concedetur *): so sprach damals der Herr zu mir, wenn ich mich ohne feste Entscheidung seinen Altären näherte. Es war nämlich in meiner Seele ein Aufruhr ausgebrochen, der erst beschwichtigt werden mußte, ehe ich den Leib des Herrn zu empfangen gewürdigt werden konnte; nur darüber war ich einig mit mir selbst, daß die protestantische Communion für mich ohne Segen sey. „Du hast dich in mancherlei Richtungen versucht, ohne ein sicheres Ziel zu erreichen; hast oft schon ein freudiges εὕρηκα ausgerufen, und dann doch bekennen müssen, daß du im Irrthum warst. Bald war es eine religiöse Idee, bald eine politische Tendenz, bald ein philosophisches System, worin du Befriedigung finden zu können wähntest. Wie? wenn nun deine Neigung zum katholischen Glauben auch nur etwas wäre, was du später als Irrthum verwerfen müßtest"? So sprach ich manchmal zu mir selbst, als ich anfing, ans Convertiren zu denken. Aber eben diese Täuschungen sagte ich mir dagegen, sind ein Beweis, daß du noch etwas finden mußt, wobei stehen zu bleiben ist. Im Irrthum gelebt zu haben, als ob er die Wahrheit wäre, ist verzeihlich, wenn man wirklich die Wahrheit gewollt und gesucht hat. Vielleicht sind alle deine bisherigen Versuche nur krankhafte

*) De imitat. Chr. L. III. c. XLIX.

Entwickelungen nach dem Ziele, das dir jetzt in der Gemeinschaft der Heiligen winkt, daß deine Seele auf ewig gesunde.

Ferner, „fürchtest du dich nicht der Sünde, undankbar zu seyn gegen den Vater, der dich zeugte; gegen die Mutter, die dich liebend unter ihrem Herzen trug, gegen die Freunde, die auf deine Treue bauten? Handelst du nicht wie ein Schwärmer, wenn du die zarten Bande, womit du an einzelne Menschen gebunden bist, gewaltsam durchschneidest"? Dagegen: Es gibt Handlungen, welche für diejenigen, die den Zusammenhang nicht durchschauen, in welchem sie geschehen, nothwendig den Schein des Unsittlichen haben. So die Handlungen, durch welche offenbar wird, daß tausend Verhältnisse, durch die man hindurchgeht, nur dazu dienen mußten, die Kluft auszufüllen, die sich zwischen meinem falschen und meinem wahren Ich aufgethan. Zudem, ich will mich ja von Niemanden trennen, der das rechte Herz für mich behält. Was insbesondere meine guten Eltern betrifft, so war ich ihnen als Protestant untreu und undankbar geworden; sie hatten mich im Glauben an Christus, wie das alte Lutherthum ihn bewahrt, erzogen; ich aber hatte mich von vermessenen Philosophen und Politikern um diesen Glauben bringen lassen. Denselben Glauben war ich mir gewiß in der katholischen Kirche vollständig wieder zu finden; wie könnte nun mein Eintritt in diese Kirche Undank gegen meinen Vater seyn, dessen Väter ja auch vor Zeiten katholisch gewesen. Endlich, „du siehst jetzt, weil sehnsuchtsvoll aus der Ferne, Alles im schönsten Lichte; anders wird dir vielleicht Manches erscheinen, wenn du das katholische Leben im Detail kennen lernst. Trotz dem Großartigen der katholischen Kirche in ihrer Idee, wie in ihren Institutionen, könnte es ja doch wahr seyn, was die Protestanten zu sagen wissen von tiefer Versunkenheit in das Aeußerliche, von todter Werkheiligkeit, von Fesselung des freien Geistes. Gesetzt es wäre so, würde dir der Anblick davon, ohne helfen zu können, nicht am Ende unausstehlich werden? Auf der andern Seite ist's ja möglich,

daß über kurz oder lang eine Krisis eintrete, welche für das christliche Leben die wohlthätigsten Folgen nach sich zieht. Gott hat die Glaubensspaltung zugelassen; er wird sie auch zum Besten seines Reiches zu lenken und auszugleichen wissen. Wär's nicht vernünftiger, inmitten derer, an welche du durch Geburt und Lebensverhältnisse gewiesen bist, dahin zu wirken, daß der Wille Gottes in dieser Hinsicht geschehe"? — Was den ersten Theil dieser Einrede betrifft, so erwiederte ich mir: Jede Idee wird in ihrer zeitlichen Erscheinung getrübt, und zum Theil ins Gemeine herabgezogen. Ist Aeußerlichkeit und geistloses, unfreies Wesen der Charakter der katholischen Kirche, so müßte man sich freilich ihrer schämen; findet aber dergleichen nur statt in Folge von Mißbrauch und Entartung, so hat man keinen Grund, sich von ihr auszuschließen; denn Alles wird mißbraucht, das Heiligste am meisten. Das Zweite anbelangend, daß protestantischerseits ein Wendepunkt zu erwarten sey, der zu befriedigenderen Resultaten führen würde, so hatte ich in diesem Sinne zu wirken gesucht. Ich berufe mich auf das im Jahre 1830 bei Ambrosius Barth in Leipzig erschienene Werk: Bibliothek christlicher Denker ꝛc. ꝛc. Meine Absicht bei Herausgabe dieses Werkes war, den Männern ein Denkmal zu setzen, die als Bekämpfer des modernen Unglaubens in dem positiven Gehalte des Christenthums zugleich die Lichtpunkte für die philosophische Spekulation erkannt hatten. Das Manuscript zum zweiten Bande remittirte der Verleger mit dem Bemerken, das Werk fände im protestantischen Deutschland zu wenig Abnehmer, mehr Zug hätte es nach dem katholischen Süden; dort würde ich auch für die Fortsetzung leicht eine Verlagshandlung finden. Dasselbe Resultat ergab sich mir aus den öffentlichen Anzeigen, welche, katholischer Seits, anerkennend und ermunternd, protestantischer Seits untheilnehmend, selbst absprechend waren. Dies nahm ich mit Recht als Erfahrungsbeweis, daß ich mit meiner Wirksamkeit mehr der katholischen als der protestantischen Gemeinschaft angehöre, und wurde so

in der Hoffnung, dort in den rechten Zusammenhang mit Gott und der Menschheit zu treten, nicht wenig bestärkt.

Durch Rede und Gegenrede im Innersten meines Wesens ward ich in Kämpfe verwickelt, in denen sich ein verzehrendes Unglücksgefühl meiner bemächtigte, dergestalt, daß ich nichts Tüchtiges mehr thun konnte. Wie ich nun eines Abends ganz mit den Gefühlen eines Excommunicirten durch die Straßen Münchens ging, kam ich, ohne es gesucht zu haben, vor die Frauenkirche. Ich sah die Fenster beleuchtet, und trat ein. Vom Chor — ich weiß heute noch nicht, wie um diese Zeit Musik dort seyn konnte — ertönte eben das Kyrie eleison, an den Altären knieten hie und da einsame Beter; auch ich warf mich vor einem derselben nieder, und rief unter Thränen zu Gott um Erbarmen, um Ruhe für meine geängstigte Seele. Da wurde mir auf unaussprechliche Weise klar, daß für mich nur Heil in der Kirche sey, daß ich auch öffentlich bekennen müsse, was innerlich bereits vollzogen war. Der Altar, an welchem dieß geschah, war, wie ich erst nachher merkte, der dem heiligen Benno geweihte, wo die Reliquien liegen. Ich verharrte noch einige Tage im Gebet und Nachdenken, dann meldete ich mich zur Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche.

„Denn auch deine Heiligen, die jetzt mit dir im Himmel-„reiche sich freuen, haben im Glauben und in großer Geduld, „so lange sie hier lebten, der Zukunft deiner Herrlichkeit ge-„harret. Was sie geglaubt, das glaube auch ich; was sie „gehofft, das hoffe auch ich; wohin sie gelangt, dahin ge-„traue ich mir durch deine Gnade zu kommen".

Nachfolge Chr. L. IV. C. XI.

XL.

Zeitungsbilder aus Frankreich.

1.

In Rouen besuchte ich die Assisen. Auf der Delinquentenbank saßen, eines doppelten, complicirten Raubmordes an sechs Personen, worunter zwei greise Priester, angeklagt, ein Vater, dessen zwei Söhne mit ihrem Schwager und mehrere Frauen. Die Zeugen sprachen für und wider, die Ansichten schwankten noch ohne feste Ueberzeugung, aber die Last eines Sandkorns mußte genügen, um die Richtwage mit dem Todesspruche niederzuziehen. Da erscheint ein zartes, dreizehnjähriges Mägdlein vor den Schranken; sie erzählt, was am Abende des Mordtags in der unbelauschten Schlafkammer der Angeklagten geschehen, was dort besprochen und berathen worden, und was sie sagt, ist unabweisbar. Denn wer kann Genaueres, Zuverlässigeres von jenen Unglücklichen wissen, als Katharina, das Kind, die Enkelin, die Nichte der vereinigten Mörder? Zwar versichert sie: es komme sie schwer an — c'est *fort* pour nous, — sie kenne die Folgen ihrer Aussage, und sie wisse, daß sie ihren Eltern das Leben nehme — c'était pour faire périr mes parens; — aber, obgleich die Mutter ihr Schweigen geboten, sie will dennoch reden. Und wenn der Vater klagt: sie kann ihre Augen nicht zu mir erheben, denn sie muß wissen, welch Verbrechen sie an mir begeht; antwortet sie kalt: mein Gewissen ist ruhig, ich weiß von keinem Verbrechen. Und als die Mutter jammernd ausruft: es ist hart für uns, aber noch härter für sie, denn sie ist vor Gott verloren, wir sind es nur vor den Menschen; betheuert sie unbewegt: ich bin nicht verloren. Da werden vier Todesurtheile gesprochen, ihren Vater, Großvater, Ohm und Verwandten soll das Beil der Guillotine fällen — und sie? Sie weiß, was sie hier gewirkt und entschieden, aber sie vergießt keine Thräne. —

2.

Schon lange hatte ich mich nach einem öffentlichen und allgemeineren Ausdrucke des religiösen Lebens umgesehen, als ich bei der Durchreise durch Marseille von einem Kirchenfeste hörte, das in der Pfarrkirche von St. Roqueraire statt haben sollte.

Die Veranlassung dazu war einigermaßen bedenklich, denn der Bischof wollte das achttägige Interdict des Gottesdienstes, welches er wegen einer eben so ruchlosen als viehischen Entweihung des Heiligthums

ausgesprochen, nach den Vorschriften und ehrwürdigen Gebräuchen der Kirche wieder aufheben. Da wurden die verstummten Glocken wieder laut und riefen den Gläubigen zur Messe, zur Buße, zur Eucharistie; unter Psalmengesang und mit brünstigem Gebete wandelte der Bischof mit seinem Clerus durch die geschmückten Hallen, die entweihten Stellen wurden mit Weihwasser besprengt und mit Segensworten besprochen, und schon verkündeten Orgeltöne, daß die Sühnung vollbracht und der Augenblick nahe sey, wo das himmlische Mysterium die Frommen leiblich und geistlich erquicken und heiligen werde: als ein Besessener mit wuthverzerrten Gesichtszügen aus der Menge hervorstürzt, im Grimme gräßliche Verwünschungen heult, und einen Schlüssel mit den Worten: voila la clef des appartêmens de l'evechó in den Weihekessel schleudernd, die Haufen zu räuberischem und blasphemischem Frevel gegen Gott und seine Diener auffordert.

Das Volk aber und die Behörden duldeten die öffentliche Missethat und die gemeinsame Schmach. —

Unmittelbar darauf nach Paris zurückgekehrt würde ich in der Deputirtenkammer Zeuge eines muthigen Sturmangriffs, welchen ein Paar Dutzend Studenten, unter dem tyrtäischen Schlachtgesange der Gazette de France und von dem strategischen Geiste des Herrn Hennequin geführt, gegen das Pantheon unternahmen, um den heidnischen Tempel in die altchristliche St. Genovevakirche umzuwandeln, und dem katholischen Gottesdienste wieder zu erobern. Allein die Repräsentanten Frankreichs, welchen sich die Minister des allerchristlichsten Juliusthrones als Subsidientruppen anschlossen, schlugen den Sturm kräftig ab, und aller Orten ertönten die Siegeslieder des Jüstemilieu, und aller Orten wurden von ihren Herolden unter Jubel und Trompetenschall verkündet, daß in dem schönen Frankreich die Religion Hand in Hand mit dem Patriotismus gehe und daß die antike Apotheose des letztern mit der geheiligten Majestät der erstern nur gemeinsame Triumphe feiern.

Aber durch das mächtige Krähen und Flügelschlagen des stolzirenden Hahns hindurch vernahm ich auch andere, bitterernste Worte, und ich spreche sie nach als eine passende Ueberschrift desjenigen, was ich zu Marseille und Paris gesehen. Ja, es ist gut, daß das Pantheon, die Metropolitane des modernen Paris und Frankreichs, bleibe wie es ist. ohne Cultus, ohne Gott! Es ist gut, daß man dem Fremden, wenn er die Kuppel desselben über den Nebeln des großen Babylon erblickt, sagen könne: dieser Tempel hat keinen Altar! Im Reiche des Jüstemilieu gibt es keine Religion und kein Vaterland; und so ist das Pantheon, die große Null, die eitle Leere, wo weder Christliches noch Politisches wurzelt und athmet, das beste, treueste Sinnbild der Gesellschaft in ihrer gegenwärtigen Gestalt! — —

Weltlage. 214. 261.
Ueber die gegenwärtige Stellung der K. Kirche.
8. Alex III und Friedrich I zu Venedig.
6. Zum ersten April.
14. Die Ehren des Julius u. Frankr. Zukunft
10. [illegible] Adolf u. Kurfürst Georg Wilhelm.
10. Ueber den Zustand der K. Kirche in Scottland.
15. Am 15. April dem Osterfeste des Jahres 38.
7. [illegible] v. Schenkendorf's sämmtliche Gedichte.
21. Zeitläufte. 197 – 417 – 473 –
39. Erinnerung an Möhler.
50. Ueber Armuth.
64 Preuss. Staatsrecht ueber Belgien.
7[illegible]. Kurze Weltchronik.
85. Sendschreiben an die Redaktion.
[illegible]. das göttliche Recht der Könige.
141. Briefe eines Rheinländers aus Berlin. 361.
[illegible]. Das rothe Buch
[illegible]06. Gründung der Erzbisthümer Posen u. Gnesen.
501. Eisenbahnen u. ihre militärische Benützung.
365 Sittliche, Gewissens, politische Freiheit.
121. Friedrich's d. 3 gr. Verhältniss zur K. Kirche
39. Ueber den Kirchl. Gehorsam.
48. Geschichte Pabst Innocenz III durch Dr Hurter.
82. Einfluss der Erziehung.
89. Bedeutung der Volkssagen für die Geschichte
06. [illegible] gesetze für [illegible] Heide.
13. Bilder u. Gespräche aus Paris
147. Geständnisse der neueren französischen [illegible].
157. Urtheile über Maria Stuart.
170. Sprichwörter.
197. Aus dem Leben eines [illegible]



742 58

21. [illegible] 197 - A17 - [illegible] nach [illegible] 496 [illegible]
39. [illegible] - [illegible] A73.

[illegible] die K. Kirche

3A[illegible] [illegible] III

[illegible] der [illegible]ziehung.

[illegible]

A[illegible] [illegible] der [illegible]

A19. Bilder u. Gespräche aus Paris.

[illegible] Kat [illegible]

A[illegible] [illegible]

A7[illegible] [illegible]

A[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] 13[illegible]

